Gottfried Kellers
Briefe
und Tagebücher

1861–1890

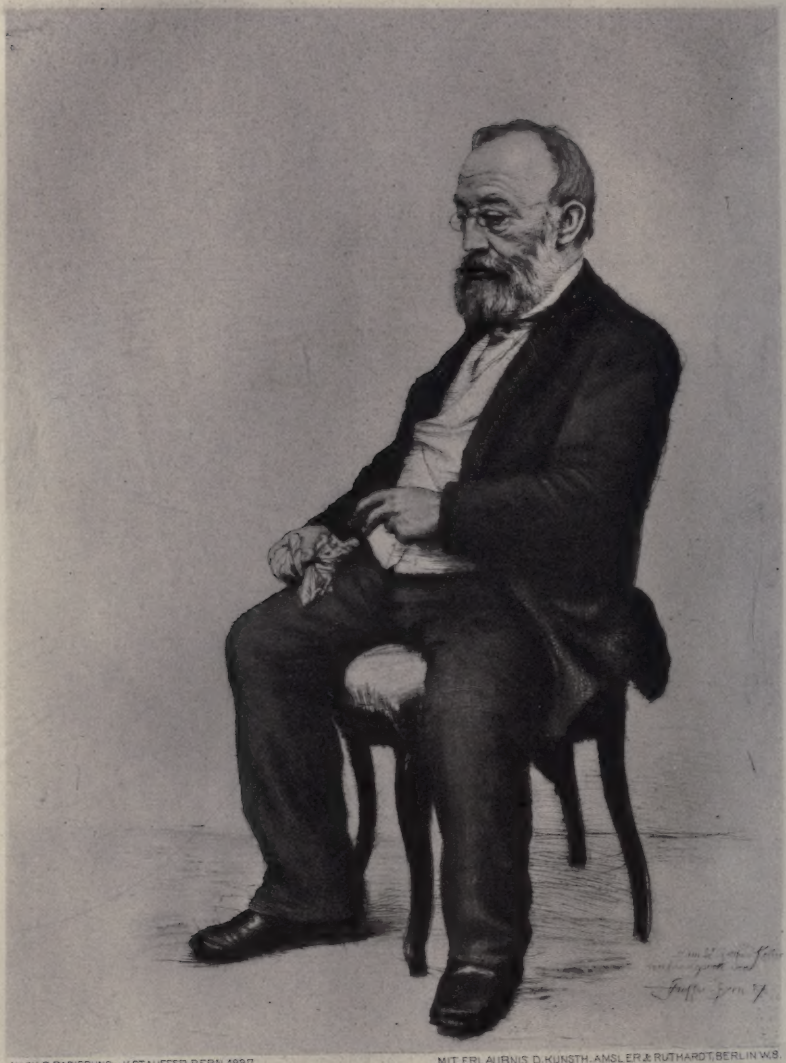
Gottfried Kellers

Leben, Briefe und Tagebücher

Auf Grund der Biographie
Jakob Baechtolds
dargestellt und herausgegeben
von
Emil Ermatinger

Dritter Band

Stuttgart und Berlin 1919
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger



NACH D. RADIERUNG v. K. STAUFFER-BERN 1887. MIT ERLAUBNIS D. KUNSTH. AMSLER & RUTHARDT, BERLIN W. 9.

Gottfried Keller

297
Ger

Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher

1861—1890

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Herausgegeben von

Emil Ermatinger

Mit einem Bildnis
und zwei Federzeichnungen Kellers im Text

Dritte und vierte Auflage

IV-J-606
20/5/20

Stuttgart und Berlin 1919
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Inhalt

Seite

VII. Die Zeit des Staatsschreibers 1861—1876 1

VIII. Das Alter 1876—1890 178

Nachträge zur 3. und 4. Auflage 540

Anhang:

I. Anmerkungen zum ersten Band 547

II. Verzeichnis der Briefe in Band 2 und 3 nach den Empfängern 575

III. Register zu Band 1 bis 3 580

Titelbild: Gottfried Keller, sitzend. Nach der Radierung von Karl Stauffer-Bern. 1887. Mit Erlaubnis der Kunsthandlung Amsler & Ruthardt, Berlin W 8.

Zwei Federzeichnungen Gottfried Kellers Seite 68 und 110.

Vorwort zur dritten und vierten Auflage

Der neuen Ausgabe sind eine größere Zahl von Berichtigungen und Nachträgen zugute gekommen. So bot die Erwerbung der lange verschollenen Handschriften der Briefe an Ida Freiligrath, Marie Melos und Käte Kroeker durch die Zentralbibliothek in Zürich die Möglichkeit, den Baechtoldschen Text an zahlreichen Stellen zu verbessern. Herrn Dr. Paul Schott in Frankfurt am Main danke ich die freundliche Übersendung der Briefe an seinen Vater. Eine Anzahl seit der ersten Auflage neu zutage getretener Briefe hat am Schluß von Band 2 und 3 Aufnahme gefunden. Hier kann nun auch — mit freundlicher Erlaubnis von Frau Prof. Rodenberg — ein früher auf Wunsch des Empfängers noch zurückgehaltener Brief an Julius Rodenberg veröffentlicht werden.

In den Anmerkungen des Anhanges ist die neue Literatur, soweit sie von Belang ist, bis zur Jahrhundertfeier von Kellers Geburtstag nachgetragen.

Zürich, 16. September 1919

Emil Ermatinger

Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher

1861 – 1890

VII

Die Zeit des Staatsschreibers

1861—1876

194. An Berthold Auerbach

Lieber Herr und Freund!

Ich kann mich nicht entschließen, die Erzählung umgehend übers Knie abzubrechen[1]), muß vielmehr, wie ich mir vorgenommen, noch die beiden Pfingsttage, an welchen ich gänzliche Ruhe habe (mit Ausnahme der täglichen Besprechung mit dem Regierungspräsidenten, welche auch an Sonntagen fortläuft) zum Schluß verwenden. Das vertrackte Geschäftsleben ist so genaturt, daß es einen immer mit unerwarteten Güssen überfällt, so daß man nach der früher gehabten und mißbrauchten Muße zurückschnappt. Wir wollen den Zauberbesen aber mit der Zeit schon bändigen.

Pfingstmontag abends hingegen will ich das Manuskript unter allen Umständen einpacken. Ich denke, die Keilsche Geschäftsräson wird wegen der paar Tage nicht mehr um den Verstand kommen.

Ihr G. Keller.

Zürich, 6. Juni 1862.

195. An Hermann Hettner

Lieber Freund!

Ich habe das bewußte Programm nachträglich durch Vischer erhalten und freue mich über das Entstehen einer solchen Zeit-

[1]) Auerbach hatte Keller schon vor Jahresfrist um einen neuen Beitrag zum „Volkskalender" ersucht. Keller war damals mit einer angefangenen Erzählung nicht fertig geworden und fragte am 11. Januar 1862 Auerbach an, ob er sie für den nächstjährigen Kalender haben wolle: „Sie wird eben so stark wie die frühere und wird heißen: ‚Die zwei Freiheitskämpfer', nämlich ein Soldat der französischen Revolutionsarmee und ein Unterwaldner Bauer aus dem Kampf von 1798, welche aneinander geraten. Der Ausgang ist tragisch." Am 22. Mai hatte Keller den ersten Teil des Manuskriptes abgesandt, Auerbach drängte, namentlich mit Rücksicht auf den Verleger Ernst Keil, auf den Schluß. Diese Erzählung „Verschiedene Freiheitskämpfer" erschien dann im Volkskalender auf 1863 und ist wieder abgedruckt in den Nachgelassenen Schriften und Dichtungen S. 245 ff.

schrift[1]). Es ist mir nur eines nicht klar, nämlich die Basis der gesamten Buchhändlerschaft. Während es einem einzelnen anständigen Verleger leicht fallen würde, den unparteiischen und uneigennützigen Ton durchzuführen oder vielmehr durchführen zu lassen, dürfte es gerade einer Vielheit schwer fallen, nicht mit täglichen Ansprüchen und Reklamationen zu belästigen. Doch mag ich mich hierin leicht irren.

Daß ich nun eigentlich nicht zu den streng Gelehrten, ja nur zu den gewöhnlich Gelehrten und Nichtbelletristen gehöre, von welchen das Programm spricht, kannst Du am besten selbst wissen. Nichtsdestominder glaube ich mit gehöriger Auswahl des Gegenstandes und Verwendung der nötigen Aufmerksamkeit mich etwa mit einem Beitrage einstellen zu können. Die Hauptsache ist am Ende, daß es einem Ernst damit ist, und man etwas Durchdachtes vorzubringen habe, was am Ende immer Wissenschaftlichkeit ist.

Eine Gesamtcharakteristik Auerbachs[2]) ist, abgesehen von der öfteren Wiederholung dieses Themas, eine heikle Sache für mich wegen der Ähnlichkeit der Produktion, besonders da ich mit nächstem Herbst sehr wahrscheinlich doch endlich mit ein paar Bänden fertig werde. Zudem kann ich sein nutzbringendes und wirtschaftliches Lehr- und Predigtwesen und das in hundert kleine Portiönchen abgeteilte Betrachten nicht billigen, möchte das ihm aber nicht vorrücken, da er auf der Welt ja nichts hat, als seine diesfällige Tätigkeit.

Ich muß mir daher die Sache näher überlegen. Vielleicht könnte ich einen Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft der deutschen Lyrik (mit Zugrundeziehung des nationalen Festlebens) zustande bringen in dem Sinne ungefähr, wie ich im „Morgenblatt" etwa vom März 1861 in einem Artikel „Am Mythenstein" einige Andeutungen gab[3]). Natürlich nun mit der

---

[1]) Eine von Hettner geplante, nicht zustande gekommene Zeitschrift „Kritische Jahrbücher der Wissenschaft und Kunst", die vom Verlage des deutschen Buchhändlervereins herausgegeben werden sollte. Der gedruckte Prospekt ist von Eduard Vieweg unterzeichnet.

[2]) Zu der Hettner ihn ermuntert hatte.

[3]) Vgl. Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 34 ff., besonders S. 61 f. und Bd. 1 S. 614 ff.

angemessenen Nüchternheit. Inzwischen könntest Du immerhin mit einem weitern Vorschlage mir unter die Arme greifen. Ich bin etwas außer den Dingen, da ich wenig gelesen habe die letzte Zeit, Neues gar nichts. Eine Gesamtcharakteristik der deutschen Romanschriftstellerinnen hat mich auch schon länger pikiert.

Sodann wäre mir nicht unwillkommen, zuweilen von den kleinern Rezensionen und Notizen liefern zu können, da sich durch solche oft ein glückliches Stichwort u. dgl. auftrumpfen läßt.

Also beste Grüße bis auf weiteres. Dein G. Keller.

Zürich, den 29. Juli 1862.

196. An Hermann Hettner

[Ende 1862.]

Ich benutze die Gelegenheit, Dir durch einen guten Freund, Herrn Direktor Widmer aus Zürich, einen Gruß zu senden und damit die Anzeige zu verbinden, daß ich für Deine Zeitschrift den Aufsatz über die Lyrik machen und das Dichterbuch von München[1]) zugrunde legen werde, für welchen Fingerzeig ich dankbar bin, da er sehr praktisch ist. Ich habe das Buch sogleich kommen lassen und lese es jetzt durch. Vischer meint, die Zeit sei für das allerdings löbliche Unternehmen zu sehr politisch absorbiert. Ich halte aber dafür, daß es nur darauf ankommt, überall den rechten Faden zu finden, der an die Zeit bindet. Was lebendig ist, ist immer zeitgemäß.

Kannst Du etwa dem Überbringer ein lehrreiches Stündchen auf der Galerie oder zu einem sonstigen Gang widmen, so würdest Du mich verbinden, ohne daß wir lästig fallen wollen.

Mit besten Grüßen Keller.

197. An Hermann Hettner

Zürich, den 10. März 1863.

Lieber Freund!

Vor einigen Monaten hatte ich einem Bekannten[2]), der durch Dresden reiste, einen Brief an Dich mitgegeben, in welchem ich

[1]) Ein Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von Emanuel Geibel. 1862.

[2]) Direktor Widmer, den Biographen W. Baumgartners, vgl. vorigen Brief.

mich des näheren über einen von mir zu liefernden Aufsatz in die projektierte Zeitschrift aussprach und über den letzten Termin nochmals anfragte, da ich bis Ende Oktober nicht fertig zu werden glaubte. Vor einiger Zeit stellt mir der gute Bekannte einfältigerweise den Brief wieder zurück, da er Dich nicht angetroffen habe, so daß wir durch diese Dummheit wiederum ohne Verständigung geblieben sind. Indessen hört man nichts von der Zeitschrift und ich kann nicht unterlassen, anzufragen, wie es damit stehe? Ob das Unternehmen nicht zur Ausführung gekommen? Vischer streitet die günstige Stimmung für ein solches, beziehungsweise die Möglichkeit des Gelingens im jetzigen Augenblicke ab.

Ich habe jetzt die Hoffnung, bald einige Produkte endlich abschließen zu können, da ich für meine Amtsgeschäfte nunmehr ziemlich routiniert bin. Ich behalte mir vor, über Dein Werk, wenn es fertig ist[1]), doch noch einen Exkurs zu machen.

In Gewärtigung irgend eines Lebenszeichens grüßt in alter Gesinnung Dein

Gottfr. Keller.

Diese Zeilen schreib' ich in feierlicher Ratsversammlung im schwarzen Fräcklein, als Sekretär derselben.

198. An Berthold Auerbach

Lieber Herr und Freund!

Sie sind sehr freundlich, mich nach meinem schnöden Verhalten immer wieder auf den Kalender einzuladen.

Die Sache ist die alte, ich habe keinen Gegenstand zur Hand, dessen Ausarbeitung sich für den Kalender eignen würde. Ich will jedoch suchen, etwas auszuspintisieren und zu dem Ende meine alten Abschnitzel nochmals durchgehen. Wenn immer möglich, werde ich wenigstens etwas Kleineres bis Ende März zu liefern suchen.

Ihr Gottfried Keller

zurzeit im Großen Rat während einer langweiligen Debatte über den Bau einer Irrenanstalt.

Zürich, den 26. Jenner 1864.

---

[1]) Die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

199. An Hermann Hettner

Lieber Hettner!

Schulratspräsident Kappeler[1]) hat mir vor einiger Zeit erzählt, wie er Dich in Dresden gesehen und mit Dir über die Möglichkeit der Annahme einer Berufung an das eidgenössische Polytechnikum gesprochen habe[2]). Diese Eventualität hatte mich sehr angenehm überrascht, und ich habe der Sache vielfach nachgedacht. Gestern hörte ich, daß Springer[3]) in Bonn, auf dessen Entschluß vorerst abgestellt war, definitiv abgelehnt haben sollte, und ich erkundigte mich diesfalls bei Kappeler, der mir das Faktum bestätigte. Auf die Frage, wie es nun mit Dir stehe, bekam ich die Auskunft, daß Du eine Berufung jedenfalls habest in Erwägung ziehen wollen, daß Kappeler mit voller Lust und Liebe sich nunmehr nur an Dich zu wenden wissen würde, aber dieses zu tun sich nicht mehr wohl entschließen könne, da die Zeitungen bereits die Notiz gebracht, daß Du den Ruf abzulehnen gesonnen seiest, oder wie es heißen mochte. Es ist nun allerdings begreiflich, daß er sich nicht gern einen schon bereit gehaltenen Korb holt. Dennoch kann ich an meinem geringen Orte die Perspektive auf Dein Hieherkommen nicht sofort fahren lassen, ohne mich zu versichern, daß jene Zeitungsberichte begründet gewesen und Du die Sache Dir wirklich nicht etwas überlegen wolltest.

Daher dieser Brief mit der vertraulichen Anfrage, ob Du von vornherein entschlossen seiest, eine allfällige Berufung abzulehnen? Wenn Du eine solche zu erhalten wünschtest, um sie ernstlich in Betracht zu ziehen, so brauchtest Du mir nur einen Wink zu geben, und ich bin überzeugt, daß der Präsident sofort die erforderlichen Schritte täte, da ich weiß, daß Du ihm sehr am Herzen liegst.

Ich habe Herrn Kappeler des näheren über die Stellung befragt, welche man Dir anzubieten eigentlich im Falle wäre? Er sagte mir, man würde gern auf das Maximum der bestehenden

[1]) Karl Kappeler (1816—1888), seit 1857 Präsident des schweizerischen Schulrats.

[2]) An die Stelle Wilhelm Lübkes (1826—1893), der auf Ostern 1866 nach Stuttgart übersiedelte. Vgl. dessen Lebenserinnerungen (1891) S. 348 ff.

[3]) Anton Springer (1825—1891).

fixen Besoldungen gehen, nämlich auf 6000 Franken, wozu der jeweilige Anteil an den Schulgeldern und Honoraren kommt, welcher sich in Deinem Falle immerhin auf ungefähr 1000 Franken belaufen würde. (Lübke hat immer 70—80 Zuhörer.) Sodann hat der Bund für die Lehrer des Polytechnikums einen Lebensversicherungsvertrag abgeschlossen und legt für dieselben 4—5 Prozent des Betrages ihres Gehaltes ein. — Die Anstellung würde eine lebenslängliche sein mit Pensionsrecht im Falle der Unfähigkeit durch Alter oder Krankheit. Die Unterrichtspflicht erstreckt sich auf höchstens zwölf Stunden die Woche, kann aber mit sechs bis sieben Stunden erfüllt werden.

Das ist ungefähr, wessen ich mich aus unserer eifrigen Unterhaltung entsinne. Es ist durchaus nichts besonders Brillantes, obgleich nach den hiesigen Verhältnissen sehr günstig.

Ich glaube schwerlich, daß Du Dich aus der dortigen Situation leicht wirst losmachen wollen, namentlich da Dresden in Beziehung auf die eine Hälfte Deiner geistigen Existenz, nämlich auf die Kunstseite, ein ungleich glücklicherer Schauplatz ist als Zürich, obgleich hier, in einem hübschen lustigen Lande, das Robinsonsvergnügen des Aufbauens und Anpflanzens dafür zu haben ist. Auch wäre der Gedanke gewiß nicht ganz zu verwerfen, die guten Jahre noch einmal zu einem Ausfegeln in die volle, freie Welt zu benutzen.

Eine Eventualität kommt mir auch noch in Betracht; ich fürchte nämlich, daß Vischer über kurz oder lang hier fortkommt, da er bei seinem süddeutschen und sonstigen eigentümlichen Wesen immer nach Schwaben oder da herum zurückstrebt. Obgleich ich nun keineswegs auf seinen Abgang spekulieren möchte, so stellt es sich doch unwillkürlich dar, daß, wenn Du dann als Professor der Kunst- und Kulturgeschichte hier wärest, die Literaturgeschichte und alles von Vischer Besorgte Dir von selbst zufiele, nach Auswahl, und die Stelle in ökonomischer Beziehung wesentlich verbessert, in geistiger Hinsicht aber eine ganz ehrwürdige universelle würde.

Doch will ich Dich nicht länger beschwindeln und beschwatzen, sondern Dich nur bitten, aus alter Freundschaft mich mit zwei Worten in den Stand setzen zu wollen, Herrn Kappeler zu einem

weiteren Schritte aufzumuntern, wenn Du es für zulässig hältst. Auch bitte ich, dies beförderlich tun zu wollen, da er wahrscheinlich bald sich weiter wird umsehen müssen.

Ich habe Dich im Geiste schon vor einem Auditorium von zweihundert Leuten aus aller Herren Länder gesehen wieder einmal über philosophische Dinge losschießen und die Geister durcheinanderrütteln[1]).

Wir haben hier eine freisinnige theologische Fakultät und einen immer reger werdenden Entwicklungskampf in kirchlichen Dingen. Aber in der Philosophie geht gar nichts vor. Es ist ein alter Bratenphilosoph da; etwa ein Publikum von Deiner Fasson à la Heidelberg und Jena würde da nicht ins Wasser fallen.

Ich habe jetzt einen zweiten Band „Leute von Seldwyla" fast und gar fertig und mich überhaupt wieder besser ans Schriftstellern gewöhnt.

Lebe wohl und sei vergnügt! Dein alter bestens grüßender

Zürich, den 27. Februar 1866. Gottfr. Keller.

200. An François Wille

Geehrter Herr Doktor!

Ich bin Ihnen verbunden für die Form, in welcher Sie mit Ihren Zeilen vom 31. vor. Mts. auf den Vorgang vom letzten Dienstag zurückkommen wollen. Es war durchaus nicht meine Meinung, dem Dr. Locher[2]) eine Erklärung von mir zukommen zu lassen und so direkt mit ihm anzubinden, da ich selbst von ihm bis zur Stunde noch nicht angegriffen wurde. Meine Meinung war vielmehr, lediglich zu sagen, daß ich die Folgen meiner Äußerungen, wenn sie aus dem kleinen Kreise der Anwesenden hinausdringen sollten, auf mich zu nehmen wissen werde. Sie haben sich vor einiger Zeit, als Sie mich bei Wesendoncks wegen meines Verhaltens zu Ihnen interpellierten, über Herrn Hasler in gleich starken Ausdrücken ergangen, die ich keinem Menschen mit-

[1]) Hettner schlug den Ruf nach Zürich nachträglich doch aus. Vgl. Ad. Stern, Hermann Hettner S. 231. Gottfried Kinkel wurde darauf im April als Nachfolger Lübkes gewählt und trat die Stelle im Herbst 1866 an. Schweizerische demokratische Blätter hatten Georg Herwegh vorgeschlagen.

[2]) Über den Pamphletisten Locher vgl. Bd. 1 S. 416.

geteilt habe, weil ich weiß, daß man die Händel, die aus solchem entstehen, doch zuweilen lieber aus freier Überlegung und mit voller Selbstbestimmung anhebt.

Was mich bestimmt, die Sache mit obiger Mitteilung ruhen zu lassen, insofern dies von mir abhängt, ist der Umstand, daß ich mich, um den Handel ins richtige Geleise zu bringen, einer förmlichen literarischen Arbeit unterziehen müßte als dem einzigen Mittel, einer gewissen beliebten Kampfweise entgegenzutreten. Eine solche Arbeit aber würde mir Zeit und Stimmung zu Besserem verderben, das ich zu tun weiß, und ich werde nicht unfroh sein, wenn ich nicht durch einen unvorhergesehenen Vorgang dazu veranlaßt werde.

Dem Herrn Dr. Fick[1]) werde ich die entsprechende Mitteilung gleichzeitig machen.

In diesem Betracht will ich auch vorderhand davon absehen, daß mir die von Ihnen wiederholten Äußerungen teils nicht als genau, teils nicht in demjenigen Zusammenhange erscheinen, in welchem ich sie getan zu haben glaube.

Zürich, 2. August 1867.

201. An Heinrich Fick

Geehrtester Herr Professor!

Herr Dr. Wille frägt mich an, ob ich die neulichen im Kasino vorgefallenen Gespräche, in welchen ich über Herrn Dr. Locher gewisse Äußerungen fallen ließ, auf sich beruhen lassen wolle, oder ob ich darauf beharre, daß er meine Äußerungen dem Herrn Locher als förmliche Erklärung mitteilen könne. Im Falle ich die Sache ruhen lassen wolle, so möchte ich Ihnen, als einem Kollegen des Herrn Locher, der von dem Vorgange Zeuge war, davon Kenntnis geben.

Ich habe dem Herrn Dr. Wille hierauf erwidert, daß es durchaus nicht meine Meinung gewesen sei, dem Herrn Locher auf diese Weise eine direkte Erklärung zukommen [zu] lassen, sondern daß ich mit meinen Worten lediglich habe sagen wollen, daß ich die Folgen

[1]) Heinrich Fick (1822—1895), Jurist, Professor in Zürich. Über ihn Helene Fick, H. Fick. Zürich 1897—1908. Vgl. folgenden Brief. Zur Sache Band 1 S. 415 ff.

meiner Äußerungen, wenn sie aus dem kleinen Kreise der Anwesenden hinausdringen sollten, auf mich zu nehmen wissen werde.

Es konnte mir natürlich nicht in den Sinn kommen, Herrn Wille einen solchen Auftrag zu geben, auch glaube ich nicht, daß meine Worte in diesem Sinn lauteten.

Indem ich auf den Wunsch des Herrn Dr. Wille, der auf diese Weise die Sache fallen lassen will, Ihnen hievon ergebene Mitteilung mache, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung

Zürich, 2. August 1867. Ihr G. Keller.

202. An Ludmilla Assing

Zürich, den 6. August 1867.

Verehrtestes Fräulein!

Ich habe nun doch die von Ihnen mir freundlichst gestellten Fristen versäumt zur Beantwortung Ihres willkommenen Briefes und Geschenkes vom 22. Mai und muß Ihnen diese Zeilen nun auf gut Glück nachsenden. Ich danke Ihnen abermals für die zwei interessanten Briefbände[1]) aufs herzlichste. Leider habe ich die eigentliche Lesung derselben im Wirbel und Drang dieses Sommers verschieben müssen und werde erst mit den längeren Abenden, die nächstens kommen, wieder darangehen können. Gleich anfangs hatte ich aus schlechter Neugierde die Partie der Pauline Wiesel mitgenommen und bin dann dafür bestraft worden durch einen unerfreulichen Eindruck, so manches Hübsche und Feine darin ist und so tüchtig z. B. die Briefe des Prinzen[2]) sind. Bei dem unerquicklichen Schlusse angelangt, sagte ich unwillkürlich: Geschieht Euch ganz recht! In der Tat, wenn die geistig und gesellschaftlich Bevorzugten da glauben Toleranz üben zu dürfen, wo die Armen und Verlassenen mit Verachtung ausgeschlossen werden, so ist dies einfach unrecht und führt zu nichts. Ein ähnliches Gefühl hatte ich neulich, als man nachträglich erfuhr, daß Lassalle jenem Frauenzimmer[3]) zu Gefallen auch noch hatte katho-

[1]) Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz u. a. Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. 1867.

[2]) Louis Ferdinand.

[3]) Helene von Dönniges, derentwegen Lassalle infolge eines Duells am 31. August 1864 starb.

lisch werden wollen. Dieser eine Zug beweist sattsam das Unrichtige seines ganzen Wesens. Vielleicht irre ich nicht einmal, wenn ich halb und halb glaube, daß gerade in Erkennung dieses Wesens die Dame sich plötzlich von ihm abwandte und damit recht hatte.

Ich gönne Ihnen sehr wohl, daß Sie sich in Berlin so gut befunden und doch so viele Freunde noch gefunden haben. Böckh[1]) ist nun seither auch gestorben; der Fürst Pückler[2]) wird Ihnen wohl auch gelegentlich ausreißen. Es ist aber doch ganz hübsch von dem alten Kauz, daß er mit Ihnen, der Herausgeberin von Varnhagens Tagebüchern con amore, so frei verkehrt als Hofmann; dieser Unabhängigkeitssinn hat wirklich etwas geistig Aristokratisches.

Die Manuskripte des 9. und 10. Bandes der Tagebücher sind von unsern ungeschickten Oberrichtern scheint's sehr eifrig gelesen worden, denn sie sagten mir, daß ich auch im 10. Bande figuriere und hatten sogar die betreffenden Stellen ausgeschrieben und trugen sie in der Westentasche herum. Ich erbat mir den Band noch von Herrn Goll[3]) und fand, daß der Selige mich einigermaßen mit Harscher[4]) verglich, jedoch mich vor dessen Schicksal freundlich schützte. Sogleich suchte ich in den Denkwürdigkeiten nach, was der für ein Gesell gewesen sei, und fand manches, jedoch den Abschluß, nämlich das Schicksal nicht. Ich bitte Sie, mir darüber gelegentlich Aufschluß zu geben oder die Stelle in Varnhagens Werken nachzuweisen, wo allenfalls etwas steht. Den Oberrichtern, die mich fragten, was es mit diesem Harscher für eine Bewandtnis habe, sagte ich indessen, das sei ein schlechter Kerl gewesen, der sich schließlich gehängt habe.

Jetzt ist das Papier schon zu Ende, das ich an Herrn Wehl[5]) schicke. Ich denke, Sie werden jetzt in Hamburg sein. Nochmals meinen besten Dank und Gruß. Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

[1]) August Böckh (1785—1867).

[2]) Fürst Hermann Pückler-Muskau starb 1871.

[3]) Ludmillas Anwalt in Zürich.

[4]) Varnhagen, Tagebücher XI S. 14. Näheres im Basler Jahrbuch 1886, S. 1 ff.: „Erinnerungen an Dr. Nikolaus Harscher".

[5]) Feodor von Wehl (1821—1890).

203. An Johann Salomon Hegi

Lieber alter Freund!

Es hat mich gefreut, ein Lebenszeichen von Dir zu erhalten, zumal ein so anregendes und erfreuliches. Um Dich mit bezug auf die in Holz geschnittene Randzeichnung[1]) nicht lange auf Antwort warten zu lassen, will ich Dir vorerst über die Sache meine Meinung berichten, die natürlich nur ganz unmaßgeblich sein kann. Man kann, je nach vorgefaßtem Geschmacksurteil, verschiedener Ansicht sein, ob einer bloß leicht und konturartig gehaltenen, oder einer im Ton durchgeführten und kräftig wirkenden Randzeichnung der Vorzug zu geben sei; auch kenne ich den Zweck der vorliegenden Arbeit nicht; wahrscheinlich kommt sie in die „Alpenrosen"; und da scheint mir der Zweck vollkommen neutral für die Entscheidung der Frage zu sein. Daß man die kräftiger wirkende, durchschattierte Arbeit von vornherein als verfehlt bezeichnen könne, ist durchaus unrichtig, wenn mustergültige Beispiele maßgebend sind. Hier ist vor allem Neureuthers[2]), als eines der ersten Meister in der Randzeichnung, zu gedenken, der sowohl in effektreich gemalten, als radierten Werken dieser Art vom „Duftigen" bis zur tiefsten Kraft und Dunkelwirkung hin sich frei bewegte.

In Deinem Falle fragt es sich einzig, ob die Zeichnung vom Holzschneider verdorben sei? Da dies nicht der Fall und der Zeichner im Gegenteil mit dem Produkte des Xylographen ganz zufrieden ist, so scheint mir das Begehren einer Umarbeitung auf einer nicht motivierten subjektiven Grille zu beruhen; jeder Schnitt ist befriedigend ausgefallen, der den Gedanken und die Ausführung des Zeichners treu wiedergibt. Als Einzelabdruck möchte ich sogar den vorliegenden Holzschnitt viel lieber besitzen, als den in der vom Herrn Verleger verlangten Weise umgearbeiteten. Warum die Fahne heller sein soll, ist mir unverständlich. Vielleicht glaubt der Verleger, daß der ohne Zweifel für den leeren Raum bestimmte Text, der wohl in gewöhnlichem

[1]) Illustration zu einem Weinlied für die „Alpenrosen".

[2]) Eugen Neureuther (1806—1882), Schüler von Cornelius, bekannt durch seine „Randzeichnungen zu Goethes Balladen und Romanzen" (1829—31 und 1839).

Buchdruck eingesetzt werden soll, sich in der kräftigen Einfassung zu dürftig ausnehmen werde. Diesem kann man ja einfach durch die Wahl einer schwereren und reicheren Schriftart oder dadurch abhelfen, daß man denselben gleich auch in den Stock schneiden läßt in entsprechendem Stil, vielleicht mit einer Art leichter Damaszierung umgeben, die den ganzen Grund bedeckt und als Unterlage der Randzeichnung erscheint. Auch wird beim Druckverfahren wohl ein etwas hellerer Ton erzweckt werden können, was ich jedoch nicht verstehe. Der kleine Schnitt bringt mich auf den Gedanken, daß Du alle für den Holzschnitt bestimmten Sachen in schraffierter Ausführung machen solltest, da Deine getuschten Sachen dem Holzschneider zu wenig Anhalt geben und ihm zu freien Spielraum für seine Linear- und Schraffierungskünste lassen, woraus dann die nur halbfertig aussehenden Blätter entstehen.

Mit den anderen Kompositionen muß ich vorerst einige Muße abwarten; ich werde gerne mit Ganz[1]) darüber sprechen. Das größere Blatt[2]) müßte gleich über dem Kamin des Hauses rechts abgeschnitten werden, wodurch dasselbe eine gefälligere Form für die Photographie erhielte und ohnehin nur ein Stück leeres Papier wegfiele, da dort oben nicht einmal Wolken befindlich sind. Dies Blatt, sowie das mit der Bündnerin[3]) haben mir die Idee erweckt, daß vielleicht ein kleiner Zyklus oder ein Album solcher Reformationsbilder in Photographie als bestimmter Gegenstand kein undankbares Unternehmen wäre.

Doch hierüber, wie gesagt, ein andermal ein mehreres.

Unsere politischen Geschichten[4]) sehen trüb aus. Wenn's so fortgeht und angenommen wird, was die Kommissionen jetzt machen, so soll unsere gute Republik ganz auf den Kopf gestellt werden und von vornen anfangen in einer Weise, wie es nur nach einer blutigen Revolution oder nach einem Eroberungskriege ꝛc. bisher geschah, und da nicht einmal in solcher Art.

[1]) Photograph in Zürich.

[2]) Ankunft der vertriebenen Lokarner in Zürich.

[3]) Das unerschrockene Bündnermädchen aus dem Schwabenkrieg.

[4]) Die demokratische Bewegung, vgl. Bd. 1 S. 415 ff.

Doch wird das Zürchervolk darüber nicht zugrunde gehen, wenn nicht äußeres Unglück dazukommt.

Mit Gruß Dein alter Gottfr. Keller.

Zürich, 11. Juni 1868.

Den Abdruck behalte ich einstweilen noch hier, da ich gerade kein Verpackungsmaterial zur Hand habe. Brauchst Du ihn aber, so schreibe zwei Worte.

204. An Ludmilla Assing

Verehrtes Fräulein!

Auf gut Glück hin, ob diese Zeilen Sie bei dieser Sommerszeit noch in Florenz antreffen, will ich versuchen, Ihnen wieder einmal meine Dankesschuld abzutragen für alles Gute, das Sie mir wieder erwiesen haben, womit ich meine stets neue Bewunderung Ihres Fleißes und Ihrer Begeisterung und Ihrer Tapferkeit zugleich ausdrücke. Ihre Übersetzung der Schriften des ehrwürdigen Mazzini[1]) habe ich seinerzeit richtig erhalten und dieser Tage nun auch Ihre Gedächtnisschrift auf den Grafen Grilenzoni[2]), bei dessen Todesnachricht ich sogleich an Sie gedacht habe. Neulich las ich auch in der „Gartenlaube" Ihren Aufsatz über dall' Ongaro[3]) und bei all diesem freute ich mich sowohl Ihrer klaren und gewandten Schreibweise, als des Lebenskreises von edlen und poetischen Patriotengestalten, welchen Sie in Italien gefunden haben. Das Italienische Ihrer Grilenzonischrift habe ich fast ohne alle Unterbrechung durchlesen können, was freilich auch davon herrühren mag, daß es mehr deutsch als italienisch gedacht ist. So beschämen die fleißigen Frauen uns lässigen Männer; überall regt es sich: Madame Wesendonck hier fährt nun auch auf die offene See der Literatur hinaus; sie läßt bei Cotta ein Kinderbuch[4]) erscheinen und nächstens auch ein Drama „Gudrun", unter

[1]) Guiseppe Mazzinis Schriften. 2 Bände. Hamburg 1868.

[2]) Giovanni Grilenzoni, italienischer Patriot, lebte in den sechziger Jahren in Lugano. Ludmilla war öfters Gast bei ihm.

[3]) Der Aufsatz „Dichter und Agitator" von Ludmilla steht in der „Gartenlaube" 1868 S. 297.

[4]) Deutsches Kinderbuch in Wort und Bild. 1869.

ihrem Namen. In Zürich lebt jetzt Gottfried Kinkel und macht sich vielfach anregend und vortragend geltend, hat auch einen neuen Band Gedichte erscheinen lassen.

So muß ich mich endlich auch wieder rühren, insonderlich da ich mit nächstem Jahr wahrscheinlich meinem öffentlichen Amte werde Valet sagen und mich meinem Poetentum hingeben müssen.

Wir haben nämlich in unserm Kanton eine trockene Revolution mittelst einer ganz friedlichen, aber sehr malitiösen Volksabstimmung gehabt, wie Sie sonst werden vernommen haben, in deren Folge jetzt unsere Verfassung total abgeändert wird. Das bisherige Repräsentativsystem soll in die neue und absolute Demokratie umgewandelt und damit unser Staatsgebäude in allen Teilen niedergerissen und neu aufgebaut werden. Da ich zu denen gehöre, die nicht von der Zweckmäßigkeit und Heilsamkeit der Sache überzeugt sind, so werde ich ganz resigniert abspazieren, ohne dem Volke zu grollen, das sich schon wieder zurechtfinden wird. Im Anfange der Bewegung hatten wir ewigen Ärger, da sie durch infame Verleumdungen in Gang gebracht wurde[1]). Allein das Volk, welches die Lügen bei ihrer Kühnheit zu glauben gezwungen war, hätte von Stein sein müssen, wenn es nicht hätte aufgeregt werden sollen. Die Verleumder sind auch bereits erkannt und beiseite gesetzt; aber wie der Weltlauf ist, zieht seine Majestät, der Souverän, nichtsdestoweniger seinen Nutzen aus der Sache und behält seine Beute, die er erweiterte Volksrechte nennt.

Hier ist nach einem prächtigen und glühenden Maimonat plötzlich kaltes Wetter eingetreten. Wenn es in Florenz auch so ist, so sind Sie vielleicht doch noch dort.

Herr Stein[2]) ist auch wieder in Zürich angekommen; er sieht gut und fast jünger aus, als da er vor sechs Jahren wegging, und trägt eine famose blutrote Halsbinde, die mich an die rote Feder erinnerte, welche Sie dazumal vom Hute wehen ließen.

Mit ergebensten Grüßen Ihr Gottfr. Keller.

Zürich, den 12. Juni 1868.

[1]) Vgl. „Das verlorene Lachen" und Bd. 1 S. 416 und 500 f.

[2]) Vgl. Bd. 2 S. 523 Anm. 1.

205. An Andreas Rudolf von Planta

Lieber Freund!

Auch ich wünsche Dir ein glückseliges neues Jahr mit allem, was Du Dir selbst wünschest, eine heilsame Regulierung der Wünsche durch die himmlische Oberaufsicht und Bundesrat Welti[1]) stets vorausgesetzt.

Professor Landolt[2]) ist also Professor am Polytechnikum und zurzeit auch Direktor desselben. Im Kanton Zürich ist er Oberforstmeister, unter welchem die vier Kreisforstmeister stehen. Ehe er jenes war, war er Forstmeister des ersten Kreises; beides zusammen kann er nicht sein! Als Oberforstmeister ist er eben der erste technische Beamte im Forstwesen, sowohl was die Staatswaldungen, als die Forstpolizei und Forstwirtschaft im übrigen betrifft, und hat die Begutachtung über alles dies zunächst bei der Regierung; übrigens hat er noch einen besondern Adjutanten.

Widmers Buch über Bom[3]) ist wirklich sehr erfreulich und reinlich gemacht; abgesehen davon, daß gerade das Nichtvorkommen des Wortes „Bom" eine gewisse Lücke bezeichnet; es ist nicht der ganze Meister Wilhelm darin; dafür ist derselbe stellenweise etwas zu geschniegelt und süß. Dies kommt aber von der ängstlichen Versuchsschriftstellerei her, man glaubt bei solchen Allotria nicht frömmlich und zimpferlich genug sein zu können, und will sich und seinen Gegenstand schöner machen als notwendig ist. Aus meinen Kneiplokalen hat mich nicht die Revision entfernt, sondern ein Hang, mehr nur mit bestimmten und mir bekannten Personnagen zu verkehren. Auf der Safran an dem runden Tisch z. B. haben sich allmählich alle möglichen Leute herbeigemacht, mit denen zusammenzusein, noch weniger rationelle Gründe vorhanden waren, als für das Zusammensein mit den Bankiers, wegen deren Du mich verhöhnt hast. Übrigens wird die Revision allerdings einen Einfluß auf meine Erholungsmethoden ausüben; wenn das neue Regiment nämlich bestellt ist, habe ich vor, um zunächst meine Muße zu benutzen, nach dem Engadin zu

[1]) Emil Welti (1825—1899), damals Präsident des schweizerischen Bundesrates.

[2]) Elias Landolt (1821—1896).

[3]) (C. Widmer) W. Baumgartner. Ein Lebensbild. Zürich 1868.

kommen und dort der Bärenjagd obzuliegen. Ich bitte daher, mir vorläufig ein Jagdpatent zu bestellen, insofern eines nötig ist.

Hiemit empfehle ich mich mit den besten Grüßen Deiner ferneren Freundschaft und verbleibe eines hochgeachteten Herrn Nationalrats ergebener Gottfried Keller.

Zürich, 2. Jänner 1869.

Es ist dies das erste 69 , das ich in diesem Jahre schreibe; muß es aber nun sogleich, noch vor dem Mittagessen, ein dutzendmal tun.

206. An Johann Salomon Hegi

Lieber Freund!

Siehst Du, fast hätte ich vergessen, Deinen Brief zu beantworten, da er sich richtig wieder unter die Staatsakten verkrochen hat und bei Abtragung einer Schicht wie ein Skorpion unter einem Mäuerlein liegt.

Das Leumundszeugnis[1]) mußt Du einfach vom Stadtrate oder der Stadtkanzlei Zürich verlangen; dort ist aufgezeichnet, ob Du schon gerichtlich bestraft worden, in welchen Zuchthäusern Du gesessen und ob Du im übrigen eines unbescholtenen Leumdens genießest, so viel „hierorts" bekannt sei.

Ich führe allerdings ein etwas vegetatives Leben, das aus Essen und Schlafen besteht, mit Einschaltung von acht- bis zehnstündiger Amtsarbeit täglich. Daß dabei die Lust zum Briefschreiben klein wird, besonders, wenn man sich noch ein Stündchen für die Privatlektüre oder Kramen in alten Papieren retten will, dürfte begreiflich sein.

Vermutlich wird das demnächst ein Ende nehmen und werde ich beim Antritt der neuen Regierung als ein „Zopf" oder „Reaktionär" wieder in meine Poetenfreiheit zurückgelangen und dann Zeit genug für die Abfassung von großen gedruckten oder kleinen gereimten Briefen an alle meine unzähligen Freunde und Bewunderer finden, welche eine wahrhaft unsichtbare Kirche zusammen bilden. „Ich sehe viele meiner geehrten Herren Zuhörer, die nicht da sind!" sagte jener Professor.

Ich bedaure sehr, daß Du Dich durch eine meiner schnöden Erfindungen hast verleiten lassen, Pech mit einer Radierung zu haben,

[1]) Zur Niederlassung in Schaffhausen.

danke Dir aber „vielmals“ für die übersandte Pause[1]). Die Komposition ist sehr ergötzlich. Dennoch glaube ich, daß sie in der Tat ihrer Natur nach nicht ganz zu dem Zwecke des Künstleralbums paßt, da sie etwas zu reich ist und zu wenig einen einfachen einheitlichen Effekt darbietet, wie solche radierte Künstlerblätter gewöhnlich tun. Indessen kann ich nicht urteilen, da ich keinen Abdruck gesehen.

Den Schweinichen[2]) hab' ich nicht; wenn er nicht auf der Schaffhauser Bibliothek ist, so kannst Du Dir ihn durch Vermittlung eines Herrn und Burgers aus der Zürcher Stadtbibliothek bezeuchen.

Ich habe Dir vermutlich Arbeiten zu schicken versprochen, die noch nicht gemacht sind; also kann ich dieselben auch nicht verpacken. Denn, wie etwas Versprochenes, aber nicht Vorhandenes eingepackt werden kann, kann höchstens eine falsche Schöne sagen, die sich verheiratet und dabei kein Herz hat.

Komm bald einmal nach Zürich und lebe inzwischen vergnügt!

Zürich, 12. Mai 1869. Dein G. Keller.

207. An Johann Salomon Hegi

Mein Verehrtester!

Es hilft nichts, Du mußt höchstselbst an den Stadtrat von Zürich gelangen der Ordnung wegen. Um Dir diese Katastrophe aber möglichst zu erleichtern, will ich Dir hier den Text der allerdings schwierigen Staatsschrift aufsetzen, den Du buchstäblich kopieren mußt auf Papier ganz gleich wie dasjenige, auf welches Du Deine Briefe an meine Winzigkeit schreibst; also:

„An den Tit. Stadtrat Zürich.

Herr Stadtpräsident! Hochgeehrte Herren! Der Unterzeichnete ersucht Sie um Ausstellung eines gemeindrätlichen Leumdenzeugnisses behufs seiner Niederlassung in Schaffhausen und um gefäll. Übermittlung desselben an die untenstehende Adresse unter Nachnahme der Kosten.

Mit ausgezeichneter Hochschätzung und Ergebenheit

Joh. Sal. Hegi, Kunstmaler.

Schaffhausen, den .. Mai 1869. geb. 1814.

Straße .. Hausnummer ..

[1]) Illustration zu „Pankraz dem Schmoller“: die Heimkehr des Sohnes.

[2]) Die Autobiographie des Hans von Schweinichen.

Diesen Aufsatz, diese Denkschrift oder Petition steckst Du in ein Kuvert, das etwas größer ist als das Deines letzten Briefchens, damit es auf dem Arbeitstisch des Stadtpräsidenten sich nicht so leicht verkrümelt. Zu diesem Zweck kannst Du auch auf einen gewöhnlichen Quartbriefbogen schreiben und denselben nicht zu klein zusammenfalten, wie man ehemals die Briefe machte.

Die Adresse machst Du dann in dieser Form:

An den Tit. Stadtrat Zürich
in
10 Zürich

In die drei der Frankomarke gegenüberstehenden Ecken der Brieffassade kannst Du drei kleine Vergißmeinnichtchen oder etwas anderes angemessen Scheinendes malen; nur darf es keine allzu kühnen Formen zeigen, was die Bescheidenheit etwa verletzen zu können schiene oder scheinen könnte.

Hinsichtlich der Frankomarke darfst Du Dich aber nicht ganz genau an obiges Muster halten[1]), sondern Du mußt eine noch ungebrauchte nehmen, sonst würdest Du wegen Postdefraudation gefänglich eingezogen und kriminaliter bestraft.

Was nun das weitere Schicksal Deiner würdigen Eingabe betrifft, so wird dieselbe nicht etwa in der Plenarsitzung des löblichen Magistrats verhandelt und behufs Provokation übler Nachreden und schlechter Taten Aufwärmung herumgeboten, sondern es wird sie der Präsident nach geschehener Öffnung und Anlugung präsidialiter dem Stadtschreiber, derzeit Herr Bernhard Spyrius, mit der Weisung überantworten, das Leumdenzeugnis nach Befund derer Register und Protokollen anzufertigen und abgehen zu lassen durch reitende oder fahrende Boten.

Genehmige nun bis auf weiteres, zu dem ich allezeit bereit bin, die Versicherung meiner unveränderten Achtbarkeit und Schätzbarkeit!

Dein Gottfr. Keller.

Zürich, 20. Mai 1869.

[1]) Keller hatte auf die Musteradresse eine gebrauchte Zehnermarke geklebt.

208. An Franz Hagenbuch

Hochgeachteter Herr Regierungsrat!

Da sich nicht mehr alle Mitglieder der abgetretenen hohen Regierung in Zürich befinden, so erlaubt sich der ehrerbietig Unterzeichnete als Beamter auf schriftlichem Wege von Ihnen sich zu verabschieden und Ihnen dabei seinen herzlichen und dauernden Dank auszudrücken für die Nachsicht und das Wohlwollen, welche ihm während der mehrjährigen Amtsführung, mit welcher der hohe Regierungsrat ihn zu betrauen die Güte hatte, zuteil geworden sind.

Er wird es stets als eine, wenn auch unverdiente, Ehre betrachten, dieses Wohlwollen genossen zu haben, und er hegt die zuversichtliche Hoffnung, daß es Ihnen auf diese oder jene Weise ferner vergönnt sein werde, mit Ihren Verdiensten und mit Ihrer edlen Gesinnung für das allgemeine Wohl wirksam zu leben.

Mit dem Wunsche, daß Ihnen hiezu noch lange Kraft und gute Gesundheit verliehen sein möchten, ersucht er Sie, hochgeachtete Herren, die Versicherung seiner immerwährenden Hochachtung und Ergebenheit zu genehmigen.

Staatsschreiber Gottfr. Keller.

Zürich, den 16. Juni 1869.

209. An Johann Kaspar Sieber[1])

Hochgeachteter Herr Regierungsrat!

Sie haben bei Anlaß meines fünfzigsten Geburtstages, als derselbe von wohlwollenden Sängern und Jünglingen zum Gegenstande einer freundlichen Feier gemacht worden ist, mir die außerordentliche Ehre einer urkundlichen Hervorhebung meiner geringen Gaben und Verdienste als Dichter erwiesen und dadurch jenem für meine Ansprüche ohnehin zu stattlichen Festabend ein offizielles Moment beigemischt.

Der Dank, welchen ich Ihnen, hochgeachteter Herr! für das mir zuteil gewordene, wenn auch nicht verdiente Wohlwollen

[1]) Sieber überreichte als Erziehungsdirektor am Festkommers G. Keller, „dem Kämpfer für Wahrheit und geistige Bildung", eine Anerkennungsurkunde der Behörde.

auszusprechen mich verpflichtet fühle, ist aufrichtig; denn Sie haben durch Hinweisung auf in meinen schriftstellerischen Erzeugnissen enthaltene Anklänge mir eine wertvolle Mahnung zugut kommen lassen, deren fleißigere Befolgung mir selbst nur zur Befriedigung gereichen müßte: es ist der Hinweis auf das, was ich im Sinne einer mehr unmittelbar auf unser Volk gerichteten Tätigkeit nicht sowohl getan habe, als bei festerer Zusammenfassung meiner Absichten und Kräfte vielleicht tun und wobei ich möglicherweise an der Lösung der Aufgabe mitwirken könnte, volkstümlich zu schaffen, ohne die Gesetze des Schönen und der echten Poesie zu verlassen in Betreibung einer bloßen Didaktik und Utilität in gebundener oder ungebundener Rede.

In der Tat schwebte mir schon länger die Zeit als eine bessere vor, wo der nationale Dichter wieder dieselbe und Eine Sprache führen darf, ja soll, für alle Kreise seines Volkes, und wo diese Bedingung gerade zum Kriterium einer erreichten höheren Stufe werden wird.

Ich glaubte diese Zeilen des Dankes mit einem aus den letzten Jahren stammenden Produkte begleiten zu können, welches zum Drucke vorbereitet ist; da die Sache sich aber sehr verzögert, so darf ich jene nicht länger zurückhalten, und ich ersuche Sie, hochgeachteter Herr Regierungsrat! die damit verbundene Versicherung vollkommener Hochachtung und Ergebenheit genehmigen zu wollen.

Gottfried Keller.

Zürich, den 2. Weinmonat 1869.

210. An die erste Sektion der philosophischen Fakultät der Hochschule Zürich[1])

Hochzuverehrender Herr Dekan! Hochzuverehrende Herren!

Sie haben in die Überraschung, welche mir bei Anlaß meines fünfzigjährigen Geburtstages von freundlichen Jünglingen und

[1]) Nach dem Sitzungsprotokoll der philosophischen Fakultät 1. Sektion vom 19. Juli 1869 richtete am 17. Juli Erziehungsdirektor Sieber an die Fakultät das Ansuchen, sie möchte dem hochverdienten Dichter Gottfried Keller auf den Anlaß seines fünfzigsten Geburtstagsfestes den Doktorgrad honoris causa verleihen. Statutengemäß stellte hierauf in der Sitzung vom 19. Juli Professor L. Ettmüller

Sängern bereitet worden ist, durch Verleihung der Würde eines Doktors der Philosophie eine erhöhte Überraschung von zwiefacher Wirkung hineingetragen. Einerseits schien das Unternehmen jener wohlwollend Gesinnten von ernster Stelle herab gebilligt zu werden; andrerseits aber mußte in mir selbst der beschämende Zweifel an der Begründetheit der erfahrenen Auszeichnung verdoppelte Kraft gewinnen.

Als mir aber der Text der großmütig erteilten Urkunde vor Augen kam, ließ die Andeutung jenes Bildes, welches der römische Satiriker von dem besseren Dichter entwirft, das leichte Poetenblut trotz der vorgerückten Lebensjahre wieder obsiegen, so daß es zwar nicht das Bild auf sich selber wörtlich anzuwenden sich unterfing, wohl aber dasselbe als einen heitern Gruß höchst würdiger und gelehrter Männer und somit letzteren als einen anmutigen Glücksfall begriff.

Und da nun eine kluge Besonnenheit, welche ja von wahrer Philosophie nie ganz getrennt sein darf, gebietet, auch dem flüchtigen Glück einen inneren Vorteil abzugewinnen und so den Sonnenblick möglichst festzuhalten, so glaube ich, solches am besten zu erreichen, wenn ich mich mehr als bisher daran erinnere, daß die Stätte meiner Geburt und meines Aufenthaltes auch die Stätte einer hohen Schule ist.

Die Nähe dieser Schule soll gewissermaßen von selbst einen bedachteren Fleiß sowie einen einheitlicheren Gedankengang auch für den frei dahinlebenden Dichter bedingen. Haben Sie vollends im Namen derselben den unbekümmert Wandelnden mit so günstigem Gruße angerufen, so erlauben Sie ihm auch, hochzuverehrende Herren, Ihnen als passendsten Ausdruck des herzlichsten Dankes hiefür die Hoffnung auszusprechen, daß es ihm, aufgemuntert durch solchen Ruf, vergönnt sein werde, bis zum Schlusse seiner Tage sein literarisches Wirken noch zu einem geistigen Ganzen zusammenzufassen und zu einer festeren Gestaltung zu bringen.

---

den schriftlichen Antrag, der angenommen wurde. Der damalige Dekan Georg von Wyß und Professor Bursian wurden beauftragt, G. Keller am Festabende den Beschluß zu eröffnen. Das Diplom gilt — in Anlehnung an Juvenal — „vati egregio, cui non est publica vena".

Genehmigen Sie, Herr Dekan, hochzuverehrende Herren, die Versicherung der vollkommenen Hochachtung, womit verharrt

Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Zürich, den 5. Oktober 1869.

211. An Ludmilla Assing

Zürich, den 8. Juni 1870.

Verehrtes Fräulein Assing!

In einer langweiligen Regierungssitzung, in welcher stundenlang debattiert wird, finde ich endlich die Gelegenheit, meiner Sünden zu denken, und da fällt mir vor allem meine bald zweijährige Briefschuld aufs Gewissen, die mich Ihnen gegenüber drückt. Wie Sie an diesem Eingang sowie am Papier wahrnehmen können[1]), befinde ich mich ungeachtet der vorübergegangenen Staatsveränderung unseres Republikwesens immer noch in meinem Amte; ich sitze zur Stunde an meinem alten Platz auf dem Rathause; aber seit einem Jahre sieben neue Regierungsmänner um mich her, da a l l e Alten, meine Freunde, durch Volkswahl beseitigt wurden. Unsere neue Verfassung ist im Gange, und die Wogen haben sich so weit gelegt, daß sie da und dort bereits zu ebben beginnen und die Reihe des Ängstlichwerdens schon an manche der Bewegungsleute kommt. Ich hoffe die ganze Geschichte bei guter Muße in einem artigen historisch-politischen Traktätlein beschreiben zu können, um auch etwas Derartiges zu hinterlassen[2]).

Doch genug jetzt hiervon. Neulich habe ich einen im Herbst 1868 für Sie angefangenen Brief aufgefunden, der unter Schichten von Akten, die sich in diesen stürmischen zwei Jahren gesammelt, vergraben und meinem Gesichte entzogen worden war. Er beginnt, wie alle meine Episteln an Sie, mit Dankesvariationen über die literarischen Zusendungen, Fortsetzungen der Tagebücher, Mazzini usw.; ich kann jetzt, da ich mich nicht zu Hause befinde, gar nicht alles aufzählen und mich auch nicht in eine

[1]) Das Original ist auf einen Quartbogen mit der gedruckten Aufschrift „Staatskanzlei des eidgenössischen Standes Zürich" geschrieben.

[2]) Dies ist im „Verlorenen Lachen" geschehen, vgl. Bd. 1 S. 499 ff.

nähere Betrachtung und Würdigung des einzelnen einlassen. Empfangen Sie also mit altem Wohlwollen meinen kurzen Dank für alles. Trotz meines Schweigens habe ich doch öfter an Sie gedacht bei verschiedenen Anlässen und zwar, wie es billig ist, da Sie so ein politisches Frauenzimmer sind, meistens bei der Zeitungslektüre, wenn von Mazzini und Garibaldi, von den Insurrektionsversuchen, Schießen, Stechen und Hauen die Rede war. In Lugano sind ja die Räume, die Sie selbst bewohnt haben, Schauplatz von Beziehungen und Hausuchungen, so bei Grilenzoni usw. Erquicklicher als dieses ewige Nichtwerdenkönnen oder vielleicht dieses ewige Wiedervergehen sind für uns hier die Wendungen, welche die Gotthardangelegenheit[1]) zum guten Ende hin zu nehmen scheint. Hoffentlich wird bald das Parlament in Florenz sein Wort auch sagen. Wenn nur der Tunnel schon gebaut wäre, so wäre ich gewiß schon durch denselben nach Mailand und Florenz gefahren, wo Sie nun im eigenen Hause walten[2]) und der Garten schon anfängt Schatten zu geben und Sie wie eine Corinna oder dergleichen unter interessanten Italianissimi wandeln.

Verfolgen Sie auch noch ein bißchen die deutsche Literatur? Es ist alles aus Rand und Band, und hundert Talente und Talentchen treiben sich auf offener See herum; aber ich glaube, es wird sich etwa in den nächsten zwanzig Jahren wieder etwas Besseres kristallisieren, da dann doch etwa hundert Jahre seit dem letztenmal verflogen sind.

Gutzkow ist wieder fieberhaft tätig, der arme Kerl, und macht alle zwei Monat ein Buch, spricht dabei von allen alten Berliner- und andern Geschichten und ärgert sich über Altes und Neues und vergißt keinen, mit dem er sich irgend einmal gezankt hat. Andere treiben anderes.

In neuerer Zeit lebe ich endlich wieder einmal mehr für meine Person, lese viel und schreibe allmählich wieder. Ich durchgehe alte Manuskripte, mache sogar Verse, kurz, ich übe mich vorsichtiglich, aber behaglich ein, heut oder morgen wieder ein

[1]) Der Vertrag über die Gotthardbahn.

[2]) Ludmilla hatte schon im Sommer 1868 von dem Bau ihrer kleinen Villa geschrieben.

freier Schriftbeflissener zu werden, da mich die Jahre doch zu dauern anfangen, die so dahingehen.

Die Diskussion über eine praktische Steuerschraube, welche meine VII Tyrannen soeben fabrizieren, geht nun zu Ende und damit auch die Zeit, welche ich für diese wenigen Zeilen fand, welche nichts Interessantes oder Schönes enthalten werden, aber Sie wenigstens überzeugen sollen, daß ich schon länger auf einen Augenblick gelauert habe, meiner Pflicht zu genügen. Kommen Sie diesen Sommer nicht nach der Schweiz? Wenn Sie mir etwa sagen wollten, wie es Ihnen geht, so werde ich Ihnen bälder antworten, als diesmal. Mazzini, Ihren Idealsmann, habe ich letztes Jahr in einem Konzert in Zürich gesehen und sogleich erkannt; freilich wußte man, daß er hier sei. Gesprochen habe ich ihn natürlich nicht.

Leben Sie nun bis auf weiteres wohl, verehrtestes Fräulein, und bleiben Sie nicht ungewogen Ihrem ergebenen

Gottfried Keller.

N. B. Fast hätt' ich vergessen: Sie können mir auf der Adresse Doktor schreiben, da ich letztes Jahr, als ich fünfzig Jahr! alt wurde, einen solchen Spitznamen bekommen habe.

212. An Mathilde Wesendonck[1])

Verehrteste Frau Wesendonck!

Sie verteidigen Ihre Festung sehr tapfer, und ich habe geschwankt, ob ich Ihnen noch mehr Gelegenheit zur Übung Ihrer unerschrockenen Damenlogik geben soll. Es ist aber jetzt sonst genug Krieg und Unheil in der Welt, so daß wir unsere kleine Bataille wohl schließen dürfen. Daher will ich auf dem Rückzuge zu meiner Deckung nur noch ein paar Verwechslungen beleuchten, die Sie sich in der Hitze des Gefechtes erlaubt haben.

Ich habe nicht gesagt, daß die Ratten unhistorisch oder von Ihnen erfunden seien, sondern ich habe die Benutzung dieses Motivs in der Totengräberszene gelobt. Schillers Jamben sind

[1]) Frau Wesendonck, die Dichterin einiger Dramen „Genoveva", „Gudrun" hatte Keller das Manuskript eines neuen Stückes „Edith" übersandt.

von den Schweizern allerdings nicht deklamiert worden[1]); allein der ganze „Tell" ist im Geiste der historischen Anschauung geschrieben, die man zu Schillers Zeit von der Entstehung des Schweizerbundes hegte; er entspricht dem Chronisten Tschudi wie dem Geschichtschreiber Joh. von Müller, während Ihre Schlußrede Wilhelms des Eroberers nicht dem eisernen Feudalismus des Normannentums, sondern eher einem modernen Friedenskongresse entspricht.

In dem „Bischoftum für ein Schiff" wird jeder trotz der geschichtlichen Berechtigung eine Reminiszenz an das „Königreich für ein Pferd" erblicken. Es ist aber eine der ersten Pflichten konfidentieller Beurteilung, auf Reminiszenzen dieser Art aufmerksam zu machen, weil es sonst nachher die öffentliche Kritik tut. Gewiegtere Schriftsteller beseitigen sogar solche Stellen sofort freiwillig, auch wenn sie das, was als nachgeahmt erscheint, nicht einmal gekannt haben, nur um den Schein des Nachsagens zu vermeiden usw.

Noch weniger würde es mir schriftlich oder mündlich möglich sein, über die innere wichtigere Seite der Sache mich mit Ihnen ins klare zu setzen, sowie über den Bau und die Durchführung des Dramas.

Nur eines will ich zum Schluß noch auftrumpfen: es gilt unter den rechten Schriftstellern, Künstlern usw. nicht für Beleidigung, wenn das verlangte konfidentielle (nicht gedruckte) Urteil da oder dort nicht zustimmend ausfällt oder wenn sogar diese oder jene schwächere Stelle mit wohlgemeinter Ironie hervorgehoben wird, um deren Vermeidung zu veranlassen. Wenn Sie die moderne Schmerzarie des Taillefer stehen lassen (die mit den vielen „Wenns"), so werden Sie sicher das Gegenteil von dem bewirken, was Sie beabsichtigten.

---

[1]) Mathilde Wesendonck an Gottfried Keller, 16. Juli 1870: „Auch die famosen Ratten sind historisch und kamen im Stroh des Schiffsraumes wirklich mit den Normannen über den Kanal geschwommen. Die Schlußrede Wilhelms — sagen Sie — falle total aus allem Charakter. Dazumal sprach man wohl nicht von Völkerfrühling, das glaube ich selbst, allein ich berufe mich auf Schiller, um zu behaupten, daß wohl schwerlich die Schweizer zu Tells Zeit Schillersche Freiheitsreden im Munde führten."

Endlich gilt es sonst nirgends für Schimpf und Beleidigung, wenn jemand eingesteht oder erraten läßt, daß er in einem schöngeistigen Werke irgend einer Art nicht diejenige höhere Begabung habe finden können, welche dazu erforderlich ist.

Allerendlichst aber ist Irren menschlich und kann auch ich mich irren. Halten Sie daher meine Bemerkungen für unrichtig, dann stecken Sie dieselben einfach in den Papierkorb, wohin sie ohnehin gehören, und halten Sie sich an leichtblütigere und „frohmütigere" Bursche, wie die Zürcher sagen.

Nun punktum!

Ihr verehrungsvoll ergebenster G. Keller[1]).

Zürich, 19. Juli 1870.

213. An R. Sennhauser

Werter Herr!

Auf Ihre an mich gerichtete Zuschrift kann ich Ihnen vorderhand folgendes erwidern:

Ich bin gern bereit, Ihnen mit gutem Rate zu dienen, soweit ich solchen geben kann. Am besten kann dies aber geschehen, wenn ich erst weiß, mit wem ich eigentlich zu tun habe. Ich erinnere mich wohl, seinerzeit von Ihrer Reise nach Berlin gehört zu haben. Allein jene Geschichte war mir ebenso dunkel, wie es Ihr gegenwärtiger Brief ist.

Die erste Anforderung, die man an einen jungen Menschen stellt, der sich mit Literatur und Dichtung befassen will, ist, daß er grammatikalisch richtig schreiben kann und sodann einen einfachen Brief klar, unzweideutig und in den richtigen sprachlichen Ausdrücken abzufassen verstehe. Dies ist nun bei Ihnen nicht der Fall. Sie bezeichnen die Dinge und Verhältnisse nicht mit denjenigen angemessenen Ausdrücken, die man nach dreijährigem Sekundarunterricht erwarten kann.

Um nun über Ihre poetische Begabung urteilen zu können (denn dies ist vor allem zum Ratgeben nötig), genügt eine persönliche Unterredung nicht, da hiebei nichts herauskommt, sondern

[1]) Über den Konflikt mit Mathilde Wesendonck vgl. an Fr. Th. Vischer 22. März 1872 und an L. Assing 24. Oktober 1872.

es ist die Einsicht der Sachen erforderlich, welche Sie gemacht haben.

Wenn Sie mir daher etwas von den Dichtungen mitteilen wollen, welche Ihre Reise nach Berlin verursacht haben, sowie von den Arbeiten, welche seither entstanden sind, so werde ich Ihnen gerne meine aufrichtige Meinung sagen und nach bestem Wissen und Gewissen raten. Je nach dem Ergebnisse wird sich dann die Zweckmäßigkeit einer persönlichen Zusammenkunft feststellen lassen. Ihr ergebenster Dr. G. Keller.

Zürich, 13. Dez. 1870.

214. An Emil Kuh

Zürich, 3. April 1871.

Verehrter Herr!

Widerwärtige Ereignisse haben die vorher schon verzögerte Erwiderung Ihres wohlwollenden Briefes vom 20. Februar noch länger hinausgeschoben; nun aber darf ich nicht länger säumen, Ihnen für alle meinem zweifelhaften Buche erwiesene Aufmerksamkeit und Freundlichkeit herzlich zu danken. Ihren Aufsatz hatte ich seinerzeit sofort zu lesen bekommen, da ein Nachbar, welcher die „Neue Freie Presse" hält, mir die betreffende Nummer frisch zum Frühstücke herüberschickte, als sie ankam[1]).

Das Unglück des Buches liegt in seiner Entstehungsweise. Der Verleger fing gleich an zu drucken, als er etwas Manuskript hatte; ich fuhr dennoch langsam fort, mußte aber dafür alles Geschriebene sofort absenden und konnte so buchstäblich die fertigen Kapitel und Seiten fast nie zum zweitenmal übersehen; so blieben eine Menge Geschmack- und Taktlosigkeiten stehen, die man schon bei einer zweiten oder vielmehr ersten Wiederlesung zu entdecken und beseitigen pflegt. So gleicht das Opus einer Zeichnung, auf welcher neben den letzten Federstrichen noch alle anfänglichen Kohlen- und Bleistiftstriche nebeneinander zu sehen sind, ja sogar

[1]) Emil Kuh las während des Sommers 1870 den „Grünen Heinrich" zum erstenmal und rückte einen Aufsatz darüber in die „N. Fr. Presse" vom 7. Januar 1871 Abendblatt Nr. 2286 ein. Seine Briefe an Keller hat A. Schär, Zürcher Taschenbuch 1904 S. 1—64 und 1905 S. 65—67 veröffentlicht.

noch der Verderb und Schmutz des Papieres durch die arbeitende Hand haftet.

Die Aufmerksamkeit, welche Sie der Sache in so wohlwollender Weise zugewendet haben, macht mich aufs neue schwankend, ob ich das Buch gänzlich aufgeben und vergessen, oder durch eine neue Ausgabe gelegentlich zu retten suchen soll, da allerdings, das fühle ich wohl, stofflich und auch auf einigen Seiten vielleicht in der Form, etwas darin ist, das man nur e i n m a l hat und geben kann.

Und da will ich Sie denn, verehrtester Herr, zum Dank für Ihre Güte, gleich anpacken und zum unfreiwilligen Zeugen meiner diesfälligen Betrachtungen machen.

Neben der selbstverständlichen Streichung alles Langweiligen und Geschmacklosen käme die äußere Anlage überhaupt in Frage. Entweder könnte man die Komposition in aller Gemütsruhe sorgfältiger ausbauen und abrunden, gleichzeitig durch gute Ökonomie etwas knapper und dadurch pikanter halten; oder man müßte die abgeschlossene Form ganz aufgeben und dem Roman einen künstlich fragmentarischen Anstrich verleihen, so daß alles drin stünde, was man sagen will, ohne daß der Rahmen fertig ist. Man würde den ganzen Eingang streichen und gleich mit der Jugendgeschichte beginnen, sodann dem übrigen Teil gleichfalls den Charakter einer Aufzeichnung von dritter Hand (nicht derjenigen des Romanschreibers) geben und die nötige äußere Wahrscheinlichkeit hineinbringen. Item, auf irgendeine Weise müßte die Unberatenheit des Machwerks verschwinden; sie ist es, welche den nicht spezifischen Beurteiler und Leser ärgert und verwirrt.

Wenn Sie gelegentlich (ich hoffe Ihnen in nicht zu ferner Zeit einen zweiten Band „Leute von Seldwyla" schicken zu können) mich wieder mit einigen Zeilen erfreuen mögen, so sagen Sie mir vielleicht Ihre Ansicht über das Obige?

Sie sehen, daß ich nicht schüchtern bin und mir gleich erlaube, nur von mir selbst zu sprechen. Sie werden aus dem Gesagten aber auch entnehmen, daß ich mit der kritischen Seite Ihres Aufsatzes ganz einverstanden sein muß und froh, daß ich nicht schlimmer wegkomme. Die lobende Seite dagegen läßt mich erkennen, daß wir es mit einem guten Enthusiasten in Herrn Dr. Emil Kuh

zu tun haben, der sich wohl gar einen Gegenstand seiner Zuneigung vom Zaune bricht und aus Steinen Brot macht! Item, meine grämliche Skribelei hat doch auch einmal auf ein Herz gewirkt und so wieder ihre mannigfaltige Auffaßbarkeit bekundet. Vor ein paar Jahren hielt ein Franzose in einem Buche (in dem er auch Friedrich Hebbel besprach) den „Grünen Heinrich" für eine grausame Satire auf deutsches Wesen, geschrieben von einem geistreichen, aber schnöden und gewaltsamen Kopf!

Die widerwärtigen Dinge, von denen ich im Eingange sprach[1]), haben Sie seither ja auch in Ihrer Nähe erlebt, die Störungen deutscher Friedensfeste. So schändlich die Sache nach außen aussieht und mich selbst berührte (ich wohnte der Feier in Zürich nebst andern Schweizern selbst bei), so ist die Erscheinung bei uns doch mehr eine pathologisch zu nehmende, als eine aus den ungeheuern Ereignissen und der allgemeinen Völkeraufregung hervorgehende Erscheinung anzusehen. Für das zu Hause sitzende Volk, das nicht gereist ist und nicht Literatur treibt, ist die Bedeutung deutscher Nation fast eine terra incognita gewesen, während jeder Gassenjunge ein Kenner Frankreichs, ja selbst ein halber Franzose zu sein glaubt, eben vermöge des französischen Weltlärmes selbst. Die Erscheinung der 80 000 Rothosen[2]) hat dann den Unsinn reif gemacht, zugleich aber auch den Grund zur Besserung gelegt.

Doch das Papier ist voll, und ich empfehle mich bis auf weiteres als Ihr achtungsvoll ergebener G. Keller.

215. An Ferdinand Weibert

Hochgeehrter Herr!

Ich bin Ihnen sehr verbunden für die freundliche Zusendung[3]), mit welcher Sie mich unterm 2. d. Mts. beehrt haben.

Eine größere Arbeit, welche mich seit Jahren, wenn es die Muße erlaubt, beschäftigt[4]), ist mit Beziehung auf das Verlags-

[1]) Dem Tonhallesskandal in Zürich, vgl. darüber die ausführliche Darstellung bei H. Fick, Heinrich Fick 2. Bd. S. 229 ff. und Bd. 1 S. 435.

[2]) Der internierten Bourbaki-Armee.

[3]) Weibert hatte Keller seinen Verlag angeboten.

[4]) Es können die „Leute von Seldwyla" oder das „Sinngedicht" gemeint sein.

geschäft schon untergebracht resp. verpflichtet. Dagegen liegt ein wunderliches Werklein vor, das im Druck etwa 8—10 Bogen stark würde, und das ich einmal wieder vornehmen und durchsehen will. Wenn ich dazu gelange, dasselbe zu überarbeiten und zu veröffentlichen, so wird es mir Vergnügen machen, Ihnen alsdann die Sache mitzuteilen, da die Verlagsgesellschaft, welche Sie unsereinem anbieten, eine so gute und ehrenvolle ist[1]).

Mir also weitere Mitteilungen vorbehaltend empfehle ich mich mit ausgezeichneter Hochachtung

als Ihr ergebenster

Zürich, 20. August 1871. Dr. Gottfr. Keller.

216. An Emil Kuh

Zürich, 10. September 1871.

Hochverehrter Herr!

Es sind leider auch wiederum sechs Wochen verflossen, seit ich Ihren abermal so wohlwollenden Brief aus Berchtesgaden erhalten. Nichtsdestominder danke ich Ihnen mit noch frischem Dankgefühl für alle erwiesene Freundlichkeit, wobei ich über den starken Tabak Ihres gütigen Lobes bescheidentlich hinweggehe.

Die „Iris" habe ich seither auch erhalten und danke herzlichst für deren Zusendung; ich werde Ihnen das Buch nach Wien zurückschicken[2]). Ich erinnerte mich plötzlich, daß ich den eleganten Band seinerzeit als Novität in den Händen gehabt, aber nicht gelesen hatte. Mit großem Interesse hatte ich Ihre Bemerkungen über den „Spielmann" in Ihren Grillparzerartikeln[3]) gelesen und war begierig, die Erzählung kennen zu lernen. Das Buch befindet sich auf einer mir leicht zugänglichen Bibliothek hier, aber ich wußte nicht mehr, daß der kleine Schatz darin steckt, so daß ich die Erzählung doch erst aus Ihrer Sendung kennen lernte. Es liegt ein tiefer Sinn in der scheinbar leichten Arbeit; die Gewalt der absolut reinen Seele über die Welt.

[1]) Der Goeschensche Verlag, dessen Inhaber Weibert war, enthält Klopstock, Lessing, Wieland, Mörike, Freiligrath ꝛc.

[2]) In der „Iris" von 1848 war Grillparzers klassische Erzählung „Der arme Spielmann" erschienen.

[3]) Kuh hat sie später in seinem Buche „Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter" (1872) verwertet.

Ich danke auch für den Blick, den Sie mir in Ihr Familienleben freundlich gestatten. Leider kann ich der Geschäfte halber diesen Sommer nicht abkommen, sonst würde ein Abstecher nach den bayerischen Alpen mir gar wohl eingefallen sein. Das Touristengewimmel wird zwar dort kaum weniger wimmeln, als gegenwärtig hier.

Ihre Gedanken über eine Renovation des „Grünen Heinrich", welcher Pechvogel einmal Ihre Gunst gewonnen hat, sind mir sehr willkommen und anregend; sie treffen zum Teil mit dem zusammen, was ich selbst darüber gedacht[1]). Die Umwandlung des jetzt von dritter Person Erzählten in Selbstbiographisches würde natürlich eine Umschreibung von Wort zu Wort erfordern, wobei dann das Auswüchsige von selbst beschnitten würde. Die Versetzung des Schlusses an den Eingang, welche Idee mir neu ist, leuchtet mir sehr ein; ich gewänne dadurch für den Buchanfang gleich Stoff für den guten Erzählerton, während der jetzige Eingang zu inhaltlos geschwätzig ist. Machen Sie mir hier keine Einwendungen! Größere Ökonomie und Knappheit ist nötig, wenn unsere Opuskula sich leidlich konservieren sollen. Die Nuditäten ꝛc. müssen selbstverständlich wegfallen; sie stammen aus der Zeit, da dergleichen in der Luft lag, sind völlig unnötig und hindern ein Werk, seinen Weg zu machen. Abgesehen davon, daß es die roheste und trivialste Kunst von der Welt ist, in einem Poem den weiblichen Figuren das Hemd übern Kopf wegzuziehen.

Sie sind leider auch hinter meine Gedichte geraten. Auch hier muß ich neu anfangen und gehe damit um, eine purifizierte und mit Neuem vermehrte Sammlung anzulegen. Inzwischen wünsche ich, daß die alten Bändchen so wenig als möglich vermerkt werden. Man ist in der Jugend immer selbst schuld, wenn man mit dergleichen nicht durchdringt, sei es aus Leichtsinn, sei es wegen schlechten Beratenseins.

Der zweite Band der „Leute von Seldwyla" soll womöglich noch dies Jahr kommen. Wenn Sie sich wirklich nochmals mit meinen Sachen befassen wollen, so würde ich Ihnen doch eher

[1]) Vgl. Kuhs Brief vom 25. Juli 1871, Zürcher Taschenbuch 1904 S. 7 ff. und Studienausgabe des „Grünen Heinrich" S. XXX.

raten, noch einige Zeit abzuwarten, bis noch einiges erschienen ist, das ich angefangen habe und mein geringes Wesen in der Literatur etwelchermaßen ergänzen wird. Ich hoffe auch, mich in nicht zu ferner Zeit von meinem Amte freimachen zu können, um während der mir noch übrig bleibenden besseren Jahre die mir zukommende Arbeit rasch nacheinander abzutun und mich dann bestens zu empfehlen.

Bei Gelegenheit des Amtes bitte ich Sie, die Adresse an mich ein bißchen vereinfachen zu wollen. Die Stelle des zweiten Staatsschreibers ist neuerlich aufgehoben worden, so daß ich jetzt nicht mehr erster, sondern als Unikum bloß Staatsschreiber schlechtweg heiße. Mitglied des Großen Rates (d. h. der gesetzgebenden Behörde unserer kleinen Republik) bin ich nicht mehr, da die Herren Bauern meiner Heimatsgegend mich nicht mehr wählten, weil ich während einer Verfassungsänderungsbewegung ihnen zu wenig modern demokratisch und zu viel bloß repräsentativ republikanisch schien. Item, ich lief ihnen nicht nach, was, wie Sie sehen, auf Briefadressen nicht ohne Einfluß ist.

Mit den besten Grüßen Ihr hochachtungsvoll ergebener

G. Keller.

217. An Friedrich Theodor Vischer

Zürich, 1. Oktober 1871.

Hochverehrter Herr und hoffentlich immer noch Freund und Gönner!

Entschuldigen Sie mich vor allem, wenn die Adresse dieses Briefes mit Bezug auf Ihren zukommenden Titel nicht vollständig ist und belehren Sie mich gütigst, wenn Sie überhaupt zu einer freundlichen Antwort die Muße finden.

Der Anlaß, der mich treibt, die Zahl der Sie stets heimsuchenden literarischen Plagegeister zu vermehren, ist folgender:

Herr Ferd. Weibert, Inhaber der Goeschenschen Verlagshandlung in Stuttgart, hat mich auf außerordentlich freundliche und schmeichelhafte Weise aufgefordert, ihm etwas in den Verlag zu liefern[1]). Das hat mich nun wirklich auf den Gedanken gebracht, nachzusehen und dem Herrn ein kleineres Werklein an-

[1]) Vgl. oben S. 29 f.

zuvertrauen, das nur einer korrigierenden Abschrift bedarf. Nun ist es aber nicht selten, daß solche freundliche und aggressive Verleger gerade hinsichtlich der Temporalia nicht die zuverlässigsten und loyalsten sind, wie denn z. B. Scheffel Schlimmes erdulden mußte[1]). Ich erlaube mir deshalb, eine kleine vertrauliche Information bei Ihnen anzustellen. Ich möchte beileibe nicht Ihnen zumuten, Nachfrage zu halten, und wünschte dies nicht einmal; nur wenn etwas Ungünstiges, Abmahnendes bereits verlautbar sein sollte (ist das nicht schön gesagt?), so würde ich Sie um geheime Kundgebung in zwei Worten bitten. Wenn man so wenig zu drucken hat, so mag man es eben nicht noch mit Verdruß und Schaden tun. Alles dies natürlich der Respektabilität des Herrn Weibert unbeschadet.

Da ich einmal auf den Wegen der Unverschämtheit wandle, so will ich Sie gleich noch ein wenig weiter plagen. Das Büchlein, um das es sich handelt, würden jene ironisch reproduzierten sieben Legenden sein, von denen Sie, wenn ich nicht irre, mich vor Jahren auch haben vorlesen hören bei Wesendoncks. Als Titel dächte ich mir, auf alte Heiligenbilder anspielend, zu setzen: „Auf Goldgrund, sieben Legenden von N. N.“ Hielten Sie diesen Titel für affektiert oder irreführend oder läppisch usw.? Ferner ist eine kleine Vermittlung nötig bei dem „plötzlichen“ Gegenstand. Wäre ein kurzes, ebenfalls humoristisches Vorwort, etwa des Inhalts, der Verfasser habe einmal in einer Stimmung, wo man sage, es sei zum Katholischwerden, sich wirklich mit diesem Gedanken beschäftigt und deshalb das Leben der Heiligen, die acta sanctorum, die Kirchenväter studiert; vorliegende Legenden seien solche Quellenstudien; da er aber sich wieder anders besonnen, so sei das Unternehmen liegen geblieben usw., usw. — Wäre ein solches Vorwort taktlos, mißverständlich oder schädlich, und täte man besser, gar nichts zu sagen? Am meisten fürchte ich, die Kritik würde den Vorwurf des Heinisierens machen, obwohl mit Unrecht; denn vor Heine war Voltaire und vor diesem Lucian da, und wegen aller dieser kann sich der spätere Wurm doch regen.

[1]) Mit dem „Ekkehard“ bei dem Frankfurter und Berliner Verleger.

Ein paar Worte von Ihnen würden mich ſehr erfreuen; ſeien Sie ſo knapp und abtrumpfend als möglich[1]!)

Ich kann dem erwähnten Werklein bald endlich den zweiten Band „Leute von Seldwyla“ folgen laſſen mit fünf ordentlichen Erzählungen.

Ich möchte Ihnen gern einläßlich zum Krieg und Deutſchen Reich gratulieren und über die Franzoſenborniertheit fluchen, die ſich beim großen Haufen in unſrer alten Schweiz breit machte und noch glimmt, aber das würde mich jetzt zu weit führen.

Mit herzlichen Grüßen Ihr ergebener Gottfr. Keller.

218. An Ferdinand Weibert

Zürich, 28. Dezember 1871.

Hochgeehrter Herr!

Es war mir nicht mehr möglich, Ihnen mitfolgendes Manuſkript vor Weihnachten vorzulegen, wie Sie es gewünſcht hatten.

Dagegen ſtehen Ihnen nunmehr dieſe „Sieben Legenden“ für Ihren Verlag zur Verfügung, inſofern Sie noch immer Luſt dazu haben. Im letzteren Falle würde ich Sie bitten, einen Kontrakt zu entwerfen, in welchen ich meinerſeits die Bedingung aufgenommen wünſchte, daß, wenn ich oder meine Rechtsnach-

[1]) Viſchers Antwort vom 18. Okt. lautet: „‚Auf Goldgrund?‘ Ich wäre nicht dafür. 1. Weil ich gegen die Titel bin, die aus Satzteilen beſtehen. Sie ſind unbequem. „Haben Sie ‚Auf Goldgrund‘ geleſen?“ — „Was ſagen Sie über ‚Auf Goldgrund‘“? oder „Gottfried Keller ſchrieb hierauf Legenden — auf Goldgrund — oder: ‚Auf Goldgrund‘“. 2. Es klingt ironiſch. Nun werden freilich die Legenden ſelbſt Ironie auf die Legende ſein, aber nicht ſo, wie plumpe Köpfe es verſtehen, ſondern eine gemütliche Ironie, eine Ironie, die den wirklichen Goldgrund der Liebe hat. Die ſcharfe Kürze eines Titels aber könnte den Schein einer Ironie ohne ſolche ſchöne Grundlage mit ſich führen, könnte zu ſagen ſcheinen: gebt einmal acht, was das für ein Goldgrund ſein wird. Man könnte zwar ſagen: wenn Sie einfach ſetzen: ‚Sieben Legenden von Gottfried Keller‘, — ſo klingt das eben auch recht ironiſch — wohl, aber es iſt nicht ſo zugeſpitzt markierend wie: ‚Auf Goldgrund‘! Es gibt gleich zu denken, ſo daß man ſich fragt: was Donnerwetter mögen das für Legenden ſein von Gottfried Keller! Aber es enthält dieſen Anreiz doch nur in der ſtillen Form objektiv gehaltenen Titelſtils. Kurz: ‚Auf Goldgrund‘ klingt mir zu ſubjektiv, zu erregt und erregend, auffordernd.“ Auch von der Aufnahme des humoriſtiſchen Vorwortes riet Viſcher ab.

folger je dazu kämen, Gesammelte Werke von mir herauszugeben (was in den nächsten Jahren keinesfalls in Aussicht steht, da eben nichts zu sammeln ist), alsdann diese „Sieben Legenden" ohne weiteres in solche „Gesammelte Werke" aufgenommen werden dürfen.

Was die Größe der Auflage und das Honorar betrifft, so wünschte ich, daß Sie (indem ich seit Jahren derartigen Verkehr nicht mehr hatte) die Ihnen angemessen und zweckmäßig scheinenden Vorschläge machen möchten.

Auch wünschte ich, daß das Werklein noch vor Ostern erschiene, aus persönlichen Gründen, ansonst ich es noch liegen gelassen hätte.

Ich habe geglaubt, ein kleines Vorwort machen zu sollen. Wenn Sie Herrn Professor Vischer in Stuttgart kennen und Sie vielleicht ebenfalls Zweifel in die Zweckmäßigkeit eines solchen setzen, so haben Sie vielleicht die Güte, ihm, wenn Sie den Druck wirklich beschließen, dasselbe zu zeigen. Er weiß von der Sache. Wenn er der Ansicht wäre, gar nichts zu sagen, so würde man das Vorwort einfach weglassen.

Ihre gefälligen Mitteilungen nun gewärtigend verbleibe ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster
Gottfried Keller.

219. An Ferdinand Weibert

Hochgeehrter Herr!

Beiligend erhalten Sie die mir gefälligst übersandten Revisionsbogen zurück und gewärtige gerne den Rest. Ich bedaure die Verlegenheiten, in welche Sie durch die Streikgeschichten kommen. Wenn letztere indessen die Folge hätten, daß weniger gedruckt und geschrieben würde, so wäre das noch ein Segen im Unglück. Aber freilich, es gehörte eben auch ein anderes Publikum zur Sache, als das Deutschlesende. Erst dieser Tage ist mir in Amtsgeschäften in einem Steuerprozesse das Vermögensinventar eines verstorbenen reichen Geschäftsmannes durch die Hände gegangen, in welchem neben einem Silbergeschirr von 4000 Franken Wert für 56 Franken Bücher figurierten.

Den Nachdruck in der Schweiz betreffend, so haben wir das

von Ihnen angeführte Konkordat nicht nötig, da mit allen deutschen Staaten seit 1869 Verträge existieren. Ich lege Ihnen dieselben bei, da Sie vielleicht hin und wieder davon Gebrauch machen können. Auch für das Innere der Schweiz wird bald allgemein gesorgt sein, indem der Schutz des literarischen Eigentums durch die gegenwärtige Revision der Bundesverfassung eingeführt wird. Ich wollte Sie dagegen ersuchen, allfällige Anfragen über Erlaubnis zum Abdruck eines Stückes in Zeitungsfeuilletons, welche in biederer Weise an mich gerichtet werden, ebenfalls zurückzuweisen, wenn ich mich beim Abschlagen solcher Gesuche auf den Herren Verleger berufe.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Zürich, 25. Januar 1872. Ihr ergebenster G. Keller.

220. An Friedrich Theodor Vischer

Hochverehrter Freund und Herr!

Endlich bin ich imstande, Ihnen auf Ihre in Zürich mir geschenkten vielfachen reichen Geistesgaben wenigstens anfangsweise mit einem kleinen Kümmerling zu antworten, den ich heut unter Band an Sie abgeschickt habe. Ich habe aber jetzt Angst, daß das kleine Wesen als eine Narrheit oder Kinderei werde aufgefaßt werden in seiner Isolierung und Plötzlichkeit. Ihre freundlichen und guten Räte betreffend Titel und Vorwort habe ich, wie Sie sehen, weislich befolgt. Etwas Vorwort glaubte ich doch anfertigen zu müssen, um einer allzu großen Willkür in Beschreibung oder Erwähnung des Büchleins wenigstens das Loch zuzumachen. Nachträglich danke ich Ihnen aber herzlichst für jenen wohlwollenden Brief und die gute Information, mit welcher Sie sich bemüht haben. Hoffentlich kann ich bald ein dickeres Buch drucken lassen, um die Scharte dieser lückenbüßerischen Legenden auszuwetzen. Ich habe letzten Sonntag bei Frau Heim[1]), welche sich als Protektrice aufspielte, eine zweieinhalbstündige Ge-

[1]) Emilie Heim, die Gattin des Musikdirektors Ignaz Heim, eines Verwandten J. V. Scheffels. Vgl. J. V. Scheffels Briefe an schweizer. Freunde, her. v. A. Frey (1898) S. 11 f.; G. Lochbrunner, Ignaz Heim. Neujahrsblatt der allg. Musikgesellschaft in Zürich. 1914. S. 24.

schichte vorgelesen, und einige ähnliche liegen schon auf Lager. Madame Wesendonck ist im Zorn von Zürich abgefahren, weil man eine Tragödie nicht lobte, die sie gemacht. Ich selbst bin in höchste Ungnade gefallen, weil ich ihr abgeraten, sie drucken zu lassen[1]). Sie machte mir förmlich schriftliche Grobheiten; ich war zerknirscht. Nun will ich mich an Frau Heim halten; ich glaube, sie macht keine Manuskripte.

Grüßen Sie mir Ihren freundlichen und liebenswürdigen Herrn Sohn aufs beste, wenn Sie ihn in der Nähe haben!

Bei diesem Brief werden Sie nicht aus der Gewohnheit kommen, die Leute immer von sich an Sie schreiben zu sehen. Aber ich weiß dato gar nichts von Ihnen.

Behalten Sie ein wenig im Andenken Ihren achtungsvoll und freundschaftlich ergebenen

G. Keller.

Zürich, 22. März 1872.

221. An die Redaktion der Basler Nachrichten

Zürich, 30. März 1872.

An die verehrl. Redaktion der Basler Nachrichten[2]).

Ich lese soeben in Ihrem Blatte die Notiz über einen Vorgang am Abschiedsbankett des nach Straßburg berufenen Herrn Professor Gusserow, und die Bemerkungen, welche Sie daran knüpfen, veranlassen mich, Sie um Aufnahme einer Berichtigung zu ersuchen. Ich hatte allerdings, von belebtem Toastieren hingerissen, auch das Wort ergriffen; der Sinn meiner nicht studierten Rede war kurz gesagt der: Gusserow möchte die Straßburger von ihren alten Freunden den Zürchern grüßen und ihnen sagen, sie möchten sich nicht allzu unglücklich fühlen im neuen Reiche. Vielleicht käme eine Zeit, wo dieses Deutsche Reich auch Staatsformen ertrüge, welche den Schweizern notwendig seien, und dann sei eine Rückkehr der letztern wohl denkbar. Selbstverständlich kann nicht von der Form bloßer freier Städte die Rede sein, da diese ja schon da sind, sondern nur von dem Bestehen größerer

[1]) Vgl. Brief Nr. 212.

[2]) Zur Sache vgl. Nachgel. Schriften S. 358 ff. H. Fick, Heinrich Fick, Bd. 2 S. 272 ff. und Bd. 1 S. 435 f.

Volksrepubliken. Das sind nun Phantasien, welche nicht in eine Staatsschrift gehören würden, aber gewiß in einem Trinkspruch passieren können, ohne zu Mißreden Veranlassung zu geben.

Hierauf sprach Herr Professor Kinkel und geriet durch seinen Gedankengang auf den Fall einer gewaltsamen Annexion der Schweiz durch fremde Macht, für welchen Fall er seine Hingebung für die Sache der Republik in beredten Worten ausdrückte. Da es mir und meiner Umgebung schien, daß Herr Kinkel in mißverständlicher Auffassung meiner Worte an diese habe anknüpfen wollen, ging ich sofort zu ihm hin und befragte ihn hierüber, worauf er mir in aller Freundschaft versicherte, daß ihm das nicht eingefallen sei und er keinen Grund zu einer solchen Anknüpfung hätte. Dessenungeachtet schwieg ich nicht aus Besonnenheit, wie gesagt wird, sondern ich ergriff nochmals das Wort, um mich noch etwas deutlicher auszudrücken. Wenn ich dabei sagte, die Sache könne so gut noch fünfhundert Jahre gehen wie nur wenige Jahre, so wird jedermann die Tragweite des geäußerten Gedankens sofort bemessen können.

Da nun aber eine Trinkspruchphantasie nicht ein leeres Geschwätz sein, sondern über einem für wahr gehaltenen Gedanken schweben soll, so erlauben Sie mir vielleicht noch den Raum, um diesen Gedanken, der mich allerdings und vielleicht auch andere nicht unehrenwerte Männer, die an die Zukunft zu denken gewohnt sind, bewegt, kurz anzudeuten. Vorderhand bin ich, wenn unsere neue Bundesverfassung, wie ich hoffe, angenommen sein wird, noch lange zufrieden mit unserm Vaterlande und seiner Stellung zu der übrigen Welt, und ich gehöre nicht zu denen, welche eine gänzliche Zentralisation befürchten. Vielmehr halte ich dafür, daß die Kantone erst recht Zeit und Gelegenheit finden werden, für den edleren Teil menschlichen Daseins zu sorgen und darin zu wetteifern. Sollte es sich dagegen nicht so verhalten, sollte diejenige Richtung zum Ziele gelangen, welche auch das jetzt Gebotene nur als Abschlagszahlung betrachten und den förmlichen Einheitsstaat einführen, somit den alten Bund mit seinem fünfhundertjährigen Lebensprinzip aufheben will, so halte ich dafür, daß durch das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Kantone eine Höhlung entstehen wird, welche die

Außenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen imstande ist; es beruht diese Meinung nicht auf staatsrechtlichen Theorieen, sondern auf psychologischen Erfahrungen. Eine im Inneren so ausgeräumte Schweizerrepublik aber würde ihre Kraft und altes Wesen wiedergewinnen, wenn sie in freiem Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte, und daß dieses mit Deutschland einmal möglich werden könnte, war eben die Voraussetzung obigen Trinkspröchleins. Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht. Einstweilen aber wollen wir nicht um des Kaisers Bart streiten.

Ihr achtungsvoll ergebener Gottfried Keller.

222. An Emil Kuh

Hochverehrter Herr!

Ich bin zur Publikation eines kleinen Zwischengerichts, eines lächerlichen Schälchens eingemachter Pflaumen verleitet worden, welches ich Ihnen hiemit pflichtschuldigst übersende, um Ihre mir erwiesenen Freundlichkeiten wenigstens mit einer winzigen Abschlagszahlung zu erwidern. Möchten Ihnen diese sieben Legendchen nicht allzu abgelegen und absonderlich vorkommen. Sollen sie überhaupt etwas sein, so sind sie vielleicht ein kleiner Protest gegen die Despotie des Zeitgemäßen in der Wahl des Stoffes und eine Wahrung freier Bewegung in jeder Hinsicht.

Bei diesem Anlasse sende ich Ihnen auch mit bestem Danke Ihr Buch zurück, in welchem der „arme Geiger“[1]) steht. Inzwischen ist der edle Grillparzer ja endlich auch heimgegangen[2]), und es wird nun das seltsame Phänomen stattfinden, daß mit der Gesamtausgabe, die hoffentlich bald erscheinen wird, ein mehr als Achtzigjähriger erst nach seinem Tode seinem Volke recht bekannt und zugänglich wird. Ich freue mich nicht wenig auf diese Ausgabe und habe vor, sie nicht eher zu lesen, als bis der letzte Teil der-

[1]) „Der arme Spielmann“ von Grillparzer.

[2]) Er starb am 21. Januar 1872.

selben gebunden in meiner Hand liegt, um einmal wieder das Gefühl eines ganzen Fundes zu haben. Aber freilich wird das schon wegen der Menge mir unbekannter lyrischer Gedichte nicht angehen oder schwer halten, wenn der betreffende Band einmal in der Hand liegt.

Ich hoffe, Sie haben Ihr Sommerleben voriges Jahr in Berchtesgaden glücklich zugebracht und einen ebenso glücklichen Winter verlebt. Und in der Hoffnung, daß diese Zeilen Sie in fortgesetztem Wohlergehen antreffen, grüßt Sie hochachtungsvoll und ergeben Ihr

Gottfr. Keller.

Zürich, 3. April 1872.

223. An Franz Duncker

Verehrter Herr Duncker!

Ihre Interpellation[1]) kommt mir gar nicht überraschend vor und ich will mich beeilen, dieselbe so gut es geht zu beantworten. Die „Legenden" habe ich niemandem angeboten, sondern es hat der Herr Verleger, den ich gar nicht kannte, von sich aus etwas von mir verlangt. Da das Büchlein schon seit Jahren fertig dalag, so habe ich es ihm gegeben. Ihnen würde ich es ohnedies nicht als Ersatz der zwei Bände Novellen angeboten haben, da eben diese Novellen im Umfange, der im Vertrag bestimmt ist, Ihnen zukommen und zukommen werden und nicht irgend etwas anderes. Nachdem ich einmal durch mein Amt, zu dem in den letzten Jahren noch zeitraubende und aufregende Staatsänderungen mit unendlichen Protokollen ꝛc. kamen, in die abenteuerliche Verzögerung hineingeriet, so wollte ich den Zeitverfluß den Novellen wenigstens auch in dem Sinne zugut kommen lassen, daß sie wirklich fertig und reif werden, so weit das an einem alten Holzapfelbaum möglich ist. Sterben werden wir darüber nicht, und wenn Sie mich inzwischen etwa mit dem „Schein" bedrohen wollten, so würde ich schnell noch eine Porzia heiraten, die mich rettete.

Ihr Buch werde ich jedenfalls sobald als immer tunlich ab-

[1]) Wegen der „Sieben Legenden"; Dunckers Brief: Deutsche Rundschau, Nov. 1912 S. 232.

liefern, da ich jetzt ernstlich gesonnen bin, noch einige Jahre zu schriftstellern und dazu tabula rasa haben will. Einer oder der andern Entschließung, zu der Sie sich bis dahin bewogen finden, mit Ehrfurcht entgegensehend, verbleibe ich Ihr mit Hochachtung ergebener

G. Keller.

Zürich, 28. April 72.

224. An Friedrich Theodor Vischer

Zürich, 19. Mai 1872.

Verehrter Freund!

Die Muße eines trüben Pfingstmontags abschließend, habe ich eben den Vortrag über „Krieg und Künste" fertig gelesen, den Sie mir durch den Herrn Verleger gütigst haben zukommen lassen. Ich gratuliere Ihnen neuerdings zu den stoffgebenden Ereignissen und sodann des Werkleins wegen selbst, das auf seinem Felde ein würdiges Monument bildet und mit der Theorie des Vorwortes zusammen wiederum eine interessante Studie ist.

Die Theorie freilich, oder wenn man es einfacher eine Maxime nennen will, wird wohl von einem gewissen Virtuosentum bestritten werden, welches nicht nur das letzte Wort niederschreibt und auswendig lernt, sondern auch an jeder Stelle Hebung und Senkung der Stimme, sogar ein Lächeln ꝛc. voraus eingeübt und festgestellt hat und den Eindruck der Unmittelbarkeit trotzdem zu machen behauptet[1]); freilich auch beim größten Teile der Hörer, wie sie unsere Säle fassen, auch macht — in Abwesenheit der Katze!

Ich bin Ihnen auch noch meinen Dank schuldig für die freundliche Entgegennahme der Legendchen. Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, einmal ein wenig ins Gericht zu gehen mit meinen Sachen, so ist es mir sehr lieb, wenn Sie noch einiges abwarten wollen: der zweite Band „Seldwyla" soll bis zum Herbst erscheinen. Auch ist noch einiges andere da, womit ich bei günstigen Zeitläufen gelegentlich abschließen kann. Glauben Sie alsdann eine bestimmte Figur von mir zu haben, so wird es mir allerdings zu großer Freude gereichen, gleich weit von un-

[1]) Bezieht sich auf Vischers Bemerkungen über die Kunst der Rede, „Der Krieg und die Künste" (1872), Vorwort S. V f.

motivierter günstiger Voreingenommenheit sogenannter Talententdecker und von der malitiösen Kühle Fernstehender entfernt, einmal sachlich behandelt zu werden und dabei zu lernen.

Mit den Legenden geht es mir seltsam; ich glaubte die Freiheit der Stoffwahl damit zu behaupten gegenüber dem Terrorismus des äußerlich Zeitgemäßen, immerhin aber eine deutliche, gut protestantische Verspottung katholischer Mythologie zu begehen. Nun lese ich heute, wie ein junger Landsmann, der Dr. Stiefel[1]), der viel zu mir ins Haus kam und mich genau kennen kann, in der Wiener „Freien Presse"[2]) eine Art schwächlicher Denunziation à la Wolfgang Menzel gegen mich schmiedet! Es scheint überhaupt zuweilen, als ob die jungen Ästhetiker jetzt dozieren und schreiben, ehe sie lesen können, oder aber ein angehendes hinterlistiges Pfaffentum bildeten, welches das Wetter machen will. Mündlich muß ich diese unglücklichen sieben Geschichten auf alle mögliche Art kommentieren und erklären. Um so deutlicher werde ich in den nächsten Sachen für manche Leute sein.

Die tragikomische Geschichte mit dem alten Aufseß[3]), der in Straßburg mit einer Hundepfeife nach Wasser pfeift, während solches im Zimmer steht, damit eine patriotische Feier stört, zu welcher er extra gereist ist, von alten Patrioten für einen auspfeifenden Franzosen gehalten und geholzt wird, ist eine ganz Jean Paulsche Schnurre — o weh, der Raum geht aus. Machen Sie's fertig!

Ihr G. Keller.

225. An Ferdinand Weibert

Zürich, 31. Mai 1872.

Hochgeehrter Herr!

Es ist mir allerdings eine freundliche und angenehme Überraschung, daß Sie eine zweite Auflage der „Legenden" nach so

[1]) Julius Stiefel (1847—1908), Professor am eidg. Polytechnikum und an der Universität in Zürich. Über ihn vgl. H. Schollenberger: Aus dem Nachlasse eines schweizerischen Literarhistorikers (Die Alpen 1913), wo auch Briefe Kellers an Stiefel mitgeteilt sind, sowie Bettelheims Biogr. Jahrbuch XIII S. 171 ff.

[2]) Nr. 2776 Abendblatt.

[3]) Keller konnte noch nicht wissen, daß der verdiente Altertumsforscher Freiherr von Aufseß (1801—1872) infolge jener Mißhandlung starb.

kurzer Zeit veranstalten wollen, und ich möchte es gerne als ein aufmunterndes Glückszeichen betrachten für eine anhaltende Wiederaufnahme und Abrundung meiner poetisch-literarischen Existenz. Sollten Sie indessen durch Ihr rasches Vorgehen wirklich zu Schaden kommen, so läßt sich derselbe bei Gelegenheit nachträglich schon ausgleichen; denn bei dem etwas starken Honorar möchte ich das nicht haben.

Beifolgend belieben Sie den Empfangschein für die mir unterm 28. dies gefällig übersandten 200 Taler mit meinem höflichen Danke entgegenzunehmen.

Ebenso danke ich bestens für die mir freundlichst zugesendeten Rezensionen. In der „Europa" habe ich eine solche nicht bemerkt. Das erste Maiheft der „Revue des deux mondes" hat die Übersetzung der ersten Legende „Eugenia" mit einer kurzen Besprechung gebracht; die Übersetzung schien mir ganz gut zu sein und besser als diejenige einer anderen, der letzten Legende, in der Lausanner „Bibliothèque universelle". Der etwelche Erfolg dürfte doch hauptsächlich in dem unversehenen Abspringen des Büchleins auf einen weltbekannten und doch so zur Seite liegenden Stoff liegen. Dabei muß ich aber dankbar der wohltuenden Freundlichkeit gedenken, welche Sie von Anfang an dem kleinen Wesen zugewendet haben.

Was Sie von meinen Gedichten schreiben, bringt mich auf eine Angelegenheit, welche mich in der Zukunft noch mehrfach beschäftigen wird. Leider sind dieselben (vor sechsundzwanzig Jahren erschienen) ohne mein Wissen schon vor manchen Jahren[1]) in die Hand von Orell, Füßli & Co. übergegangen, nachdem der frühere Inhaber der C. F. Winterschen Handlung gestorben war. Hätte ich eine Ahnung gehabt, so hätte ich den Rest der Auflage für den geringen Preis, der dafür gezahlt worden sein wird, natürlich selbst an mich gezogen.

Ein Bändchen „Neuere Gedichte" kam in den fünfziger Jahren bei Vieweg heraus. Bei einer Gelegenheit, als ein bei demselben Herrn Verleger erschienener Roman[2]) von mir in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren speziell in Zürich zu 5 Franken (statt

[1]) 1861, vgl. Brief Nr. 193.

[2]) „Der grüne Heinrich".

26 Franken) verkauft wurde, bat ich Herrn Vieweg, es mir doch zu sagen, wenn er etwa die „Neueren Gedichte“ auch antiquarisch zu verkaufen gedächte. Es wurde mir hierauf nichts eröffnet. Seit einem halben Jahr aber stehen diese Gedichte an einem Schaufenster einer Zürcher Sortimentshandlung zu stark ermäßigtem Preise ausgestellt.

Dieser Sachlage gegenüber existiert nun mein Wunsch und Projekt, in etwa zwei Jahren, nachdem die erforderliche Arbeit getan sein wird, „Gesammelte Gedichte“ herauszugeben, bestehend aus den purifizierten beiden, viel Unreifes enthaltenden Erstlingsbändchen und einem starken Zuwachs noch ungedruckter lyrischer Sachen. Die beiden früheren Bändchen werde ich in keinem Fall in der jetzigen Gestalt wieder abdrucken lassen. Die Frage wird nun sein, wie ich freie Hand bekommen kann für eine anständige und gereifte Gesamtausgabe der Gedichte. Am besten wird sein, die Sache im stillen abzuwarten, bis ich fertig bin; vielleicht haben bis dahin die Herren jene armen Jugendbändchen glücklich vertrödelt. Mit den Viewegschen ist es in diesem Falle dann überall aus. Mit Orell, Füßli & Co. läßt sich vielleicht, wenn ich bestimmt erkläre, daß ich *sein* Bändchen, wie es ist, durchaus nicht mehr erneuern lasse, vielleicht auch ein Abkommen treffen, obgleich diese Firma nicht ohne Absicht das Büchlein so hinter meinem Rücken akquiriert haben wird.

Für den Fall aber, daß ich wirklich mit ein und zwei Bänden „Gesammelter Gedichte“ frei werde absegeln können, denke ich mir jetzt schon gerne Ihren Verlag als einen besonders geeigneten und glückverheißenden und habe in diesem Sinne diese vorläufige Meldung von meinen lyrischen Schicksalen machen wollen, schon um Ihre Äußerungen nicht unerwidert zu lassen.

Auch zu anderem kommt schon Zeit und Rat, wie denn ein erzählender Band, der noch keinerlei Herren hat, auch in der Entwicklung liegt[1]).

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster G. Keller.

[1]) „Die Züricher Novellen“.

Revisionsbogen der zweiten Auflage sind mir allerdings erwünscht; denn schon habe ich in der ersten Auflage ein Dutzend Stilkorrekturen angemerkt und zwar keine überflüssigen.

226. An Emil Kuh

Zürich, 28. Juli 1872.

Verehrtester Herr!

Das heiße und doch beschäftigte Sommerleben hat mich lange in meiner Briefschuld stecken lassen. Doch jetzt danke ich Ihnen endlich herzlich für Ihre neuen Gaben, für die Besprechung der „Legenden“[1]) und das Grillparzer- und Stifterbuch[2]). Über letzteres hoffe ich früher oder später besser mit Ihnen sprechen zu können, als zu schreiben. Für jetzt danke ich Ihnen bloß für die wahrhaft gedankenreiche und aus dem Stoffe herausblühende Diktion. Wenn Sie auch Grillparzer fast etwas zu drücken, Stifter dagegen etwas über sich hinauszuheben scheinen (seine Schranke lag wohl in dem Stück Philister, das in ihm war, vide auch sein Porträt), so ist doch alles, was Sie sagen, anregend und lehrreich, eine liebenswürdige Art von Kritik, die auch unabhängig von ihrem Gegenstand allgemein und wahr bleibt.

Daß Grillparzers Gedichte salopp herausgegeben wurden, ist ersichtlich und zu bedauern; doch ist es ein wichtiger Band und würde während der letzten vierzig Jahre manchen Mann berühmt gemacht haben, der ihn gemacht und publiziert hätte. Es sind doch in Ton und Stimmung vollendete Sachen darin und zwar nicht wenige, und Wertloses sozusagen nichts, dagegen Ungerechtes und Eigensinniges ist zu finden; aber wer hat nicht seine Idiosynkrasieen?

Daß Sie meine Gedichte nicht lieben, ist ganz in der Ordnung; ich tue es auch nicht[3]). Dennoch muß ich diese ungeratenen Jugendkinder noch spät zu striegeln und harmonischer anzukleiden suchen, da sie einmal da sind. Mit einem besonnen durchgearbei-

---

[1]) In der „N. Fr. Presse“ vom 6. Juli 1872, Morgenbl.; wieder abgedruckt bei Schär, E. Kuhs kritische und literarhistor. Aufsätze (1910) S. 352 ff.

[2]) „Zwei Dichter Österreichs: Fr. Grillparzer — Ad. Stifter.“ (Pest 1872.)

[3]) Vgl. Kuhs Brief vom 8. Juni 1872, Zürcher Taschenbuch 1904 S. 12.

teten und ſachlich vermehrten Geſamtbande hoffe ich jene unfertigen Zufrühbändchen verſchwinden zu machen.

Ich ſtehe Ihnen gerne zu Dienſten mit biographiſchen Notizen. Doch bin ich in Verlegenheit, zwiſchen der knappen Form, wie man ſie dem Pierer ꝛc. liefert, und der reichlicheren Mitteilung die richtige Mitte zu treffen, wobei ich offen geſtehe, daß ich nicht gerne ein wörtlich zu brauchendes Aktenſtück geben möchte. Dieſe Art, zu Studien über mich ſelbſt mitzuwirken, ſcheint mir noch nicht am Platze zu ſein und wird es vielleicht nie ſein.

Was nun ein perſönliches Zuſammentreffen angeht, ſo würde mir ein ſolches gewiß Freuden machen. Ich überlaſſe die Art und Weiſe ganz Ihnen. Kommen Sie an und für ſich gern einmal nach Zürich, ſo kann ich Ihnen da auch manchen hübſchen Spaziergang vorſchlagen, man iſt überall gleich an einer ſchönen Stelle. Auch kann ich mir wohl denken, für einige Tage nach dem Tirol zu kommen, da ich in der Tat irgendwohin zu gehen beabſichtige und noch keine Wahl getroffen habe. Entſcheiden Sie alſo! Vielleicht läßt ſich beides vereinigen, indem ich Sie von Zürich fortbegleiten würde. Hier iſt auch die gewünſchte Photographie mit der leidigen Brille; ich habe keine geſchmackvollere reſpektive natürlichere zur Hand. Ich bin kein Löwe[1]), ſondern ein kleiner dicker Kerl, der abends neun Uhr ins Wirtshaus und um Mitternacht zu Bette geht als alter Junggeſelle.

Ihrer eigenen Photographie hoffe ich bei Gelegenheit auch habhaft zu werden.

Behalten Sie in freundlichem Andenken Ihren ergebenen

Gottfr. Keller.

227. An Marie Exner

Verehrteſtes Fräulein!

Beſprochenermaßen ſchicke ich Ihnen hier die Bachſtudie[2]). Bei dem Grün über den Steinen war mir die Geduld mit dem

[1]) Emil Kuh wünſchte eine Zuſammenkunft mit Keller im Tirol oder in Zürich und fügte bei: „Ein einſamer Menſch bin ich allerdings, aber vor den Löwen habe ich keine Scheu.“

[2]) Alte Aquarellſtudie von 1837: „Am Wolfbach“, reproduziert bei H. E. von Berlepſch, Gottfried Keller als Maler (1895) S. 36.

bewußten Pfannkuchen[1]) ausgegangen, und ich machte es daher zu Hause fertig, was Sie sogleich erkennen werden.

Dann lege ich noch die Photographie der ersten Skizze eines Bildes bei, das ich zu jener Zeit gemalt[2]). Vielleicht kann Ihr Herr Bruder[3]) als anthropologischer Forscher von dem tollen Ding Gebrauch machen, etwa bei Demonstrationen.

Das Porträt endlich erklärt sich selbst.

Ich kann nun erst Donnerstag fort[4]), da noch eine Kommissionssitzung für Mittwoch angesagt wird, der ich notwendig beiwohnen muß. Alles Buße für jene Jugendwerke, von denen ich Ihnen ein paar Muster sende. Ich habe es Dilthey[5]) gemeldet und ihn gebeten, um so länger in München zu bleiben.

Hoffentlich haben Sie nicht zu schlecht geschlafen in Ihrem verräucherten Heiligtum und sind daher geneigt, meinen nochmaligen Dank für alle erwiesene Freundlichkeit entgegenzunehmen oder zu genehmigen oder wie man sagt.

Ihr ergebener Gottfr. Keller.

Zürich, 16. September 72.

228. An Marie Exner

Verehrtes Fräulein!

Zu meiner Verwunderung komme ich wirklich morgens um zehn Uhr fort und muß Ihnen mittels der Beilage noch die Grüße des Herrn Dilthey ausrichten, den ich jämmerlich angeführt habe. Dafür werde ich meinerseits denn einige Tage allein in München sitzen. Den Operngucker und die Briefe werde ich treulich besorgen und den Roscoe auch mitnehmen und lesen[6]). So sehr

[1]) Bezieht sich auf eine ähnliche Situation wie die Band 2 S. 113 f. geschilderte, da der junge Gottfried Keller morgens mit dem Malzeug beladen, einen Pfannkuchen in der Tasche, auf Studien auszog und der Fleiß ihm dann gewöhnlich zugleich mit dem Pfannkuchen ausging, wie er später einmal erzählte.

[2]) Die bekannte Ossianische Landschaft, in Bruns Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1894 reproduziert.

[3]) Sigmund Exner.

[4]) Nach München.

[5]) Karl Dilthey (1839—1907) war von 1870—1877 Professor der Archäologie in Zürich.

[6]) Wilhelm Roscoës Lorenzo der Prächtige.

ich aber der Genesung Ihrer Frau Tante[1]) die eiligsten Fortschritte wünsche, so fürchte ich doch, daß ich Ihnen besagten Roscoe in zehn Tagen noch hier werde zustellen können. Wollten Sie mich nicht mehr sehen, so können Sie nur aus dem Fenster mit dem Malstock die Gartenbank bezeichnen, wo ich ihn hinlegen soll. Der bayrische Hiesel, der ich dann geworden sein werde, wird demütigst gehorchen. Zu danken haben Sie mir gar nichts, als die unterschiedlichen Schauspiele, die ich vor Ihrer muntern Majestät aufzuführen die Ehre hatte. Nun schreib' ich aber zehn Tage keinen Strich mehr!

Leben Sie eben so wohl, wie Sie mir wünschen; bloß lang und lustig geht nicht zusammen.

Zürich, 18. September 72. Ihr ergebener G. Keller.

229. An Ludmilla Assing

Zürich, den 24. Oktober 1872.

Verehrtes Fräulein!

Ich wollte heute abend, wie ich jetzt oft tue, schriftstellern, komme aber nicht recht in Zug, und da fällt mir plötzlich ein, das dürfte der Augenblick sein, mich aus der mehrjährigen Korrespondenzpause, die ich mir Ihnen gegenüber habe zuschulden kommen lassen, herauszuarbeiten.

Und welche Dinge haben sich seither zugetragen! Jetzt würde ich 20 Franken Lesegeld bezahlen für den Band, wenn ich Varnhagensche Tagebücher über diese Zeit lesen könnte. Diese Bemerkung haben Sie übrigens gewiß schon häufig hören müssen seit 1866; sie drängt sich zu sehr auf. Schon von Freiligrath habe ich vorigen Sommer gehört, daß Sie den Pücklerschen Nachlaß herausgeben[2]), neulich habe ich nun in der „Frankfurter Zeitung" einige Briefproben gesehen, etwas verfängliches und kokettes Zeug, das mir nicht ganz gefallen will. Ärgerlicherweise fehlen auch hier, wie in allen solchen Briefwechseln, die Briefe der Dame, ich weiß nicht, woher das kommt, aber es ist fast immer so und ist

[1]) Frau Schrebenk geb. Exner.

[2]) Ludmilla Assing, Fürst Hermann v. Pückler-Muskau (1873).

ein Mißbrauch, daß die eine Hälfte solcher Korrespondenz immer auf die Seite gebracht wird. Man fährt immer im Nebel herum, da man nicht weiß, was die andere Partei wert ist. Bei Bettina freilich kann man sich's denken. Welch eine Reihe von Zusendungen habe ich Ihnen seit zwei oder drei Jahren zu danken gehabt. Ich glaube, ich habe Ihnen nicht einmal für den Custine geschrieben[1]). Dann sind einige Bände höchst interessanter Spezialitäten über Heine, Brentano 2c. 2c., die sehr wertvoll sind. Es hat mich sehr amüsiert, daß Sie in dem kleinen Legendenbüchlein wieder Kraftausdrücke gefunden haben! Sie armes harmloses Täubchen und Lämmlein!

Hier läuft seit einigen Wochen Herr Dr. Julius Frese herum, ohne einen zu grüßen! Man sagt, er lebe im Solde des Königs von Hannover. Der alte Stein[2]) nimmt ab; er hat von Zeit zu Zeit kleine Umpurzelungsanfälle, verliert das Gedächtnis, ist aber nichtsdestoweniger ein furchtbarer deutscher Reichsfeind! Isoliert mit zwei oder drei andern unter den hiesigen Deutschen. Frau Wesendonck ist mit ihrem Mann und Kindern von hier fortgezogen und hat alles verkauft wegen der manifestierten Franzosenfreundlichkeit einiger hiesiger Volksschichten. Dann suchte sie größere und würdigere Kreise für ihre dichterischen Funktionen. Ich selbst bin in höchste Ungnade gefallen, die bis zur Grobheit anwuchs, weil ich ihr das Manuskript eines Dramas nicht gelobt und ihr das öffentliche Schriftwesen überhaupt abgeraten habe[3]). Fahre hin! Ihre schöne Tochter haben sie natürlich an einen preußischen Junker und Leutnant verheiratet, der freilich möglicherweise so viel wert ist, wie diese Leute selbst.

Und wie geht es Ihnen immer in Ihrem schönen Florenz? Man sagt, Sie geben Gesellschaften von über hundert Eingeladenen; muß man einen Frack anziehen, wenn ich etwa unversehens einmal hinkäme? Schreiben Sie gegenwärtig nicht Eigenes? Da frage ich darauf los, als ob ich ein Recht auf Antwort hätte, ich Esel! Nun, schon die Frage ist eine Lebensäußerung, eine Tathandlung! Tragen Sie noch immer eine

[1]) A. de Custine, Lettres à Varnhagen d'Ense et Rahel (1870).

[2]) Vgl. Bd. 2 S. 523 Anm. 1.

[3]) Vgl. Brief Nr. 212.

so schöne rote Feder am Hut, wie einst in Zürich? Haben Sie Ihr Amethystenhalsband noch? Wie stehen Sie zu Garibaldi und zum Papst? Im Ernst gesprochen, habe ich bei Mazzinis Tod an Sie gedacht, Sie hatten so schöne Photographieen von ihm, er hatte einen klassischen Geschmack im Photographiestehen und -Sitzen!

Haben Sie von dem Schriftsteller Paul Lindau in Berlin Notiz genommen, der seit ein paar Jahren ein geistreich kritisches Wesen treibt und eine gesunde Bewegung verursacht hat, aber nicht lange vorzuhalten scheint, da er schon kokett und selbstnachahmerisch wird. Allein es war die bedeutendste Erscheinung dieser Art seit Dezennien. Auerbach hat sich anläßlich des Krieges mit zu täppisch chauvinistischen Elaboraten furchtbar[1]) blamiert, was Sie übrigens schon wissen werden. Neulich war ich zehn Tage in München, zum erstenmal in Deutschland seit 1855! Ich habe den liebenswürdigen und guten Paul Heyse gesehen, den sie jetzt auch anfangen zu malträtieren, weil er ein bißchen zu viel schreibt. Er wollte mich eines Abends in ein Gasthaus verlocken, wo er ein paar Schriftstellerinnen, durchreisende, worunter Julius Rodenberg und Claire von Glümer[2]), bewirtete. Ich ließ mich aber nicht fangen, um nicht etwa Stoff zu einem Feuilletonbestandteil zu geben, falls ich mich etwa nicht courmäßig benähme. Nachher hatte Heyse Kopfweh, ich zwar auch, da ich in der Zeit mit einigen Malern gewesen war.

Sie werden hoffentlich diesen Brief für nichts anderes nehmen, als was er sein soll, ein Stündchen Geplauder, damit Sie sehen, daß ich mich freundschaftlich nicht geniere und nicht anstrenge, klug zu tun!

Mit vielen Grüßen Ihr ergebener Gottfr. Keller.

230. An Marie Exner

Zürich, 16. Dezember 1872.

Höflichen und herzlichen Dank für die zwei Bilder, die mir Herr Dilthey gestern abend gab. Bis zu diesem Augenblick, das heißt seit Monaten, hatte ich in Zucht und Ehren gelebt. Gestern tranken wir zwei nun folgendes:

[1]) Auerbach hat seine Flugblätter und Eindrücke vom Krieg unter dem Titel „Wieder unser" 1871 herausgegeben.

[2]) Die Erzählerin (1825—1906).

8 Glas Bier
2 Schoppen Wein
2 Flaschen Wein
2 Gläser Grog
2 Wiener Schnitzel (Dilthey)
1 Blumenkohl (idem)
1 Hasenbraten (ich)
2 Brot (beide)
1 Kartoffelsalat (ich)
1 Käs (Dilthey)
1 Butter (id.)
1 Brot (id.)

macht 24 Einheiten, die wir zusammen verschlangen. Als Dilthey meinen schönen Hasenbraten sah, wollte er auch welchen haben; es war aber keiner mehr da, ich bot ihm den meinigen an gegen Abtretung der Wiener Schnitzel. Da wurde er mißtrauisch und behielt sie.

Heut hab' ich etwas Katzenjammer; als ich um neun Uhr aufstand und die Photographieen besah, machte ich ein zwinkerndes Gesicht, wie eine alte Eule, die an einem hellen Morgen aufs Meer hinausschaut. Ich grübelte einen Augenblick, was wohl für ein Herrgöttle in der kleinen Monstranz stecke, die Sie am Halse tragen. Wahrscheinlich die kaiserliche Familie, dachte ich und war froh über diesen Ausweg, da das Kopfweh mir das Denken schwer machte.

Wenn Sie etwa Herrn Semper sehen, so bitte ich ihn zu grüßen. Das gute arme Mädchen Lina in der „Bollerei" schreibe ihm eine Schachtel mit Handschuhen zu, die sie anonym durch die Post erhalten habe, und möchte ihm gern dafür danken. Es sei immer noch ein braves liebenswürdiges Kind, das des Nachts wegen des wiedergekehrten Hustens nicht mehr schlafen könne und sich doch den ganzen Tag durch plage und dabei blaß und mager geworden sei. Ich schenke ihr zuweilen auch was, da sie keine Eltern mehr hat, allein in der Fremde sein muß und kaum alt wird. Neulich kaufte ich ihr ein Ringlein, das sie mit einem von Semper geschenkten am kleinen Finger trägt, so daß sie beide Narren schön vereinigt mit sich führt. Sagen Sie das aber Semper nur, wenn er guter Laune ist, sonst wird er wütend!

Dilthey ließ ich gestern nachts beim Heimgehen immer drei Schritte voraus marschieren, damit er mir nichts Böses nachsagen könne bezüglich meines Wandels; tut er es nun dennoch, so glauben Sie es nicht!

Nun wünsche ich Ihnen und Ihren Herrn Brüdern, die ich grüße, dankbarlichst ein glückliches und frohes Weihnachts- und Neujahrswesen und verbleibe Ihr ergebener G. Keller.

231. An Emil Kuh

Verehrtester Herr!

Es ist nun der Winter gekommen, ehe wir unsere sommerliche Unterhaltung wieder aufgenommen haben. Hoffentlich sind Sie von Ihrem damaligen Halsübel längst hergestellt und können Sie mit ungeschwächten Kräften Ihren rhetorischen Tugenden wieder obliegen. Da Sie mich nicht haben empfangen können, bin ich im September zehn Tage nach München gegangen, zum ersten Male seit der Grünheinrichszeit, und habe mich dort gut umgetrieben. Dies bringt mich auf das gewünschte Curriculum vitae, das Sie vielleicht halb und halb immer noch erwarten. Da muß ich Ihnen nun gestehen, daß ich fast keinerlei Anlauf dazu finde. Ich habe eben angefangen, wieder etwas zu tun und zwar den weitaus besseren Teil meiner geringen Dinge abzuspinnen; so erscheint es mir denn als unleidlich, gerade jetzt, in diesem Übergangsstadium, mich selber zu besprechen und besprochen zu sehen, obgleich ich am besten durch eine Aufzeichnung die halbwegs Schinderhannesartige Vorstellung, die von mir bei Ihnen zu spuken scheint, hätte verscheuchen können.

Gewiß aber sehen Sie mit mir gern noch eine Weile dem treibenden Schifflein zu, ehe Sie es entern.

Ich habe seither die Grillparzerschen Werke durchgelesen und zu meinem Verdrusse Ihren Band, den ich ausgeliehen, noch nicht wiederbekommen, um ihn nun noch einmal mit mehr Materialkenntnis zu studieren. Ich wundere mich über die säuerliche miserable Art, wie manche Norddeutsche von Überschätzung Grillparzers sprechen. Es ist doch fast jedes Stück eine Entdeckung von Schönheitsfundgruben; es reicht k e i n e r der letzten vierzig Jahre

hinan! Und in den Prosaaufzeichnungen (Biographisches ꝛc.) ist er von klassischer Angemessenheit, Redlichkeit und Verständigkeit, der wahre Kontrast zu der Süßigkeit und Tiefe der Dichtungen.

Auch wundere ich mich über manche Bemerkungen Laubes zu den Dramen, welche einen allzu weltläufig flachen Standpunkt kundtun, punkto Gedankengang, während einige Bühnenkühnheiten Grillparzers, die eigentlich fast ebensosehr Frechheiten sind, wiederum bestaunt werden.

Bis Ende Januar oder Mitte Februar werde ich endlich mit dem zweiten Bande der „Leute von Seldwyla" fertig sein. Der Verleger will damit zugleich eine zweite Auflage des ersten Bandes ausgeben, die nötig geworden ist.

Vielleicht seh' ich Sie doch während dieses Sommers in Wien, da ich noch anderweitige Anregung habe, einen Besuch dieser Stadt zu machen.

Ich bringe Ihnen und Ihrer verehrten Familie die besten Glückwünsche für das neue Jahr zu und verbleibe mit geziemender Gesinnung und Hochachtung Ihr ergebener G. Keller.

Zürich, 29. Dezember 1872.

232. An Adolf Exner

Hochgeehrtes Exnertum!

Das Freßsäcklein hat unter bitterem Tränenvergießen über die arge Verkennung seines transzendentalen Wesens das Freßkörblein ausgefressen, umgekehrt und ausgeklopft und auch die kleinen Giftphiölchen ausgeschleckt, die Finger abgeleckt und aufs neue weinend betrachtet, als sie endlich leer waren.

Nun habe ich endlich die moralische Kraft zur Ausübung der Dankespflicht gesammelt und komme sie zu erfüllen; ich hätte das gute zierliche Körbchen mit Züri-Leckerli zurücksenden können, wenn ich einen so stattlichen Studententräger gehabt hätte, wie eine verehrliche Exnerschaft. So aber muß ich mich mit Worten begnügen und tue dies so herzlich dankend als ich kann für das freundliche Gedenken. Wie ich so herumkrame, finde ich einige vergilbte Blätter von der Hand Uhlands, die derselbe als Student 1808 in Tübingen geschrieben. Ich habe diese Autographen von

dem in Zürich verſtorbenen Profeſſor Breslau[1]) bekommen, deſſen Vater, der ſelige königliche Leibarzt Breslau in München, mit Uhland ſtudiert und die Blätter aufbewahrt hatte. Ich habe ſeit den zehn Jahren, da ich ſie beſitze, noch nicht einmal nachgeſehen, ob ſie alle gedruckt ſind. Vielleicht habt Ihr ein Mäppchen mit derlei Schnurrpfeifereien und ſteckt alsdann das ſehr beſcheidene Gegengrüßchen dort hinein.

Bei mir würden ſie doch einmal verunglücken.

Mit Freund Dylthei oder Dilthey, der grüßen läßt, habe ich am Berchtoldstag (2. Januar) bei der antiquariſchen Geſellſchaft Mitag gegeſſen und nachher ſind wir ohne allen Grund noch bis Mitternacht herumgeſtiegen. Es nimmt mich nur wunder, daß er ſich nicht ſchämt!

Frau Heim war vier Wochen krank und bekam ich geſtern Kaffee von ihr. Ich bin jetzt an der letzten Erzählung, für welche ich einen tongebenden Titel ausgeheckt, nämlich „Das verlorne Lachen"! Zwei hübſchen jungen Leuten, die ſich kriegen, vergeht wörtlich das Lachen, das ſie mit einiger Mühſal gegen das Ende hin wieder finden und beſſer werden.

Wenn Ihr an Eurer Ausſtellung einen Tugendpreis hättet, ſo würde ich mit dieſer Geſchichte konkurrieren; denn ſie wird ſehr moraliſch.

Nun adieu, einer hochpreißlichen Exnerſchaft dankbarſt ergebener Freund und Diener G. Keller.

Zürich, 6. Jenner 1873.

233. An Karl Dilthey

Lieber Herr und Freund!

Als ich den Exnerſchen für das bewußte Freßkörbchen dankte, hatte ich aus Dummheit geſchrieben, ich hätte es ſofort ganz ausgefreſſen. Dieſe Renommage hat mir heute beiliegende Epiſteln[2]) eingetragen, aus welchen Sie erſehen, daß Sie nächſtens einmal

[1]) Bernhard Breslau (1829—1866), ſeit 1858 Direktor der Frauenklinik in Zürich.

[2]) Marie Exner an Keller, 10. Jan. 1873: „Sie ſind ja ein wahres Freßungetümchen. Das Freßkörblein war auf Sie ſamt Ihren Freund Dilthey gemünzt, und Sie haben es allein ausgeſchleckt?"

zu mir kommen müssen. Gott sei Dank, ewiglich, daß ich mich wenigstens halb reinwaschen kann. Ich denke mir die Sache so, daß wir uns mittelst Einnehmens des kalten Imbisses und etwa zwei Flaschen Weins einen schönen Bierdurst anschaffen und alsdann in den „Gambrinus" oder so wohin gehen, um denselben zu löschen.

An einer späteren Bewirtung von mehreren Köpfen studiere ich auch herum.

Zeigen Sie mir an, wann Sie etwa einmal zu obigem Zwecke kommen wollen (so um 7 Uhr).

Ihr ergebener G. Keller.

Zürich, 13. Januar 1873.

234. An Adolf Exner

Zürich, 31. Januar 73.

Verehrter Herr Professor!

Ich habe nun Ihre „Kritik des Pfandbegriffes" durchgelesen und komme, Ihnen meinen pflichtschuldigen und eifrigen Dank abzustatten für die freundliche Zusendung. Aufs neue hab' ich die Weisheit Gottes bewundert, der alles so schön und mannigfaltig geschaffen und die verschiedensten Dinge in die Welt gesetzt hat, an denen sich die guten Gaben der Menschen, Scharfsinn, Fleiß, logisches Ingenium usw. erproben können. Über die wissenschaftliche Seite Ihres Werkes will ich mich an anderer Stelle aussprechen, in einer gelehrten Abhandlung oder Rezension. Dazu bin ich folgendermaßen gekommen: Als ich mich eines Abends nicht von dem Buche trennen konnte, nahm ich es mit ins Wirtshaus und las dort fort mit solcher Begeisterung, daß ich unversehens eine ungeheure Zeche und zu wenig Geld hatte; da verpfändete ich dem Wirt Ihren „Pfandbegriff" und das Honorar eines Aufsatzes, den ich darüber zu schreiben versprach. Weil er aber zu der Größe dieses Honorars kein rechtes Vertrauen besaß, der Barbar, so mußte ich eventuell noch den Ertrag der ersten, dritten, fünften usw. Auflage des zu veranstaltenden Separatabdruckes verschreiben, während die zweite, vierte, sechste usf. Auflage mir, resp. meinen Erben zu gut kommen sollen, zu billiger Alimentation.

Punkto Alimentation: Es war nicht so gefährlich mit dem Freßkörbchen, und Ihr habt meiner Prahlhanserei zu leicht geglaubt;

auch hatte ich Dilthey in guter Vorahnung schon vorher eingeladen, mir zu helfen, und er ist dann auch gekommen, hat aber nicht der Mühe wert verzehrt. Jene Krebsbüchse ist jetzt noch nicht aufgegessen, so viel steckt darin. Ihre beinah geschenkte singende Flasche, Fräulein Marie, hat mich sehr gefreut. Das ist eine allerliebste Art zu schenken und unterhält die Freundschaft. Ich will's auch gleich erwidern, und ich schenk' Ihnen in gleicher Weise:

a) Ein paar hundertjährige Ohrenringe meiner Großmutter, die ich auf meinem Schreibtisch liegen habe und mit denen ich beim Novellenschreiben spiele, damit die Finger gelenk werden nach dem Aktenschreiben; sehr zierlich.

b) 1 Quart von meiner zu erwartenden ewigen Seligkeit, das um so größer sein wird, je mehr Seelenmessen Sie für mich lesen lassen.

c) 30 Photographieen der Rottmannschen Landschaften in den Arkaden zu München, die ich neulich gekauft; kosten 120 Franks.

d) Eine große Rembrandtsche Radierung, der Tod Marias, gilt auf Auktionen über 100 Gulden, habe vor dreißig Jahren geschenkt bekommen.

e) Ein Exemplar des Trauerspieles „Savonarola" von Gottfried Keller, auf Pergament gedruckt, aus seiner, des Verfassers, eigener Haut. Das können Sie natürlich erst nach meinem Tode bekommen.

Doch will ich für heute innehalten, damit mir ein anderes Mal noch was zu schenken bleibt.

Herr Dilthey hat neulich einen hübschen Vortrag[1]) auf dem Rathause gehalten; er machte so guten Eindruck, daß ihn Frau Heim noch im Saale gleich umarmte und ihm das Manuskript raubte, das er unter dem Arme trug. Er lebt jetzt sehr vorsichtig, fleißig und zurückgezogen, wenn er nicht, was ich fast vermute, zu den Füßen der Frau Steinheil liegt. Soeben schellt er aber und kommt, um mich wieder einmal zu verführen.

Den 1. Februar.

Ist geschehen. Heute will ich diese inhaltreiche Epistel absenden. Sobald ich Aushängebogen oder so was habe, will ich

[1]) Am 9. Januar über die Märchen des klassischen Altertums (Neue Zürcher Zeitung 14. Januar 1873).

sie der hochlöblichen Exnerei schicken, ich weiß nicht, warum der Verleger nicht anfängt, da er das Manuskript schon lange hat.

Mit besten Grüßen der ergebenste G. Keller.

235. An Josefine Zehnder-Stadlin

Zürich, 4. März 1873.

Hochverehrte Frau!

Ich fühle mich nicht wenig geehrt und geschmeichelt durch den wichtigen Auftrag, welchen Sie mir erteilen wollen[1]). Ausflüchte gibt es hier freilich nicht, sondern entschiedene Verweigerungsgründe, die Sie in Ihrem eifrigen Missionstriebe nur einen Augenblick übersehen haben.

Pestalozzis Buch hat nicht nur seine didaktische oder erzieherische Bedeutung, sondern, wie ich mich durch eine neue Lesung dieser Tage wieder überzeugt habe, seinen spezifischen Wert als schriftstellerisches Werk; es ist in seiner Art ein klassisches Buch, das nicht nur Tugend, sondern auch Schönheit besitzt, und zwar keusche Schönheit. Das muß man lassen wie es ist, wenigstens ich möchte mir nicht den Strohkranz eines Ballhorn daran verdienen.

Will man das erreichen, was Sie bezwecken, so muß man eben etwas ganz Neues machen und da muß halt in Gottes Namen wieder ein Pestalozzi kommen. Übrigens sollte „Lienhard und Gertrud" noch immer wirksam sein, das rein Menschliche darin ist ja immer das gleiche. Die Hauptdifferenz liegt in dem Feudalverhältnis, das in dem Buche noch existiert; aber das stört das eigentliche Volk nicht, welches das Fernabliegende eher liebt als haßt, wenn es liest, unähnlich den sogenannten Gebildeten, welche in den Romanen nur ihr eigenes Treiben und Kostüm antreffen wollen. Denken Sie sich nur die Menge neuer Gestalten, die eine Umarbeitung nach den Verhältnissen jetziger Zeit mit sich brächte, den modernen Lehrer, die Arbeiterfragen, die Sozialisten, den modernen Geistlichen, die Volksvertreter, Volksbeamten ꝛc. ꝛc., so werden Sie finden, daß vom alten Ge-

[1]) Josephine Zehnder-Stadlin, die 1806 geborene Lehrerin und Pestalozzifreundin, hatte von Keller eine Neubearbeitung von „Lienhard und Gertrud" gewünscht.

bäude kein Stein auf dem andern bliebe und es mit der Umwandlung des Gerichtsherren in einen Fabrikherren und des Vogts in einen Gemeindammann nicht getan wäre.

Wenn Bitzius die Liebe Peſtalozzis und deſſen heiligen Berufsernſt reſp. die rechte Kenntnis gehabt hätte, ſo hätte er ein Äquivalent machen können; das Buch ſelbſt hätte er, wenn er es überhaupt als ein zürcheriſches und pädagogiſches Produkt nicht gehaßt hat, gewiß nicht angetaſtet.

Auerbach hat in dieſer Richtung manches mit Ernſt und Glück angeſtrebt; aber es fehlt ſeinen Sachen das Bukett von „Lienhard und Gertrud“: die Einzigkeit, der Charakter des Unikums, des nur einmal und dann gut Gewordenen.

Das Beſte wäre vielleicht, zu machen, daß das Volk das Buch einmal für einen halben Franken haben kann. Die Franzoſen verſtehen das ſchon lange. Bei uns nur die Mucker; die ſogenannten liberalen Volksbücher koſten immer noch ihr gutes Geld und werden am liebſten von den Volksſchindern geleſen (um heimlich ein bißchen zu ſchimpfen), wie der rationelle Landwirt gern eine gute Schrift über Viehzucht lieſt.

Ich muß demnach mich ſchließlich, wie man zu ſagen pflegt, herzlichſt für das geſchenkte Zutrauen bedanken. Ihrem verdienſtvollen Werke[1]) mit Spannung entgegenſehend, empfehle ich mich mit Verehrung und Ergebenheit.

Ihr G. Keller.

236. An Ferdinand Weibert

Zürich, 5. März 1873.

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen für die freundlichen Zeilen, welche Sie unterm 24. Februar mir haben zukommen laſſen. Das Unglück bei Freiligrath iſt laut erhaltener Anzeige ſeither leider eingetroffen und der blühende Sohn tot und hin[2])! Ich war letzten Sommer, als die Eltern einen Tag hier waren, Zeuge, mit welcher Zärtlichkeit und

[1]) Dem Sammelwerk „Peſtalozzi, Idee und Macht der menſchlichen Entwicklung“, das 1875 erſchien und von Keller für ſeine „Züricher Novellen“ benutzt wurde, vgl. Bd. 1 S. 552.

[2]) Freiligraths jüngſter Sohn Otto ſtarb am 1. März.

Sorge sie an den Gesunden dachten und nach Hause drängten, um ihn abends, wenn er aus dem Dienste käme, nicht ohne Pflege zu lassen. Und jetzt!

Daß Herr Professor Mörike meine kleinen Sachen nicht verachtet, freut mich über alle Maßen; möchte es mir gelingen, seine freundliche Meinung noch zu rechtfertigen, so gut als möglich. Herrn Professor Scherer habe ich dieser Tage zu schreiben Anlaß[1]).

Was die Verlagsangelegenheiten betrifft, so haben Sie gerade in diesem Augenblick Gelegenheit zu einem Wagnis, wenn Sie wirklich Lust haben. Ich bin nämlich mit den „Leuten von Seldwyla" von Herrn Vieweg abgelöst. Als der Druck des zweiten Bandes beginnen sollte, eröffnete mir Herr Vieweg, daß der erste Band vergriffen sei, und er eine neue Auflage derselben in der Weise übernehmen würde, daß beide Bände zusammen als neue Ausgabe in zwei Bänden erscheinen würden und zwar in der Art, daß die alten und die neuen Erzählungen (je fünf) neu zusammengestellt resp. verteilt würden.

Ich war schon vergnügt über diese Wendung; als aber die diesem Projekt entsprechende neue Kontraktstipulation kam, enthielt dieselbe zwei Bestimmungen, welche mir nicht konvenieren konnten. Während nämlich die Verträge über den ersten und zweiten Band eine Auflage von 1000 festgesetzt hatten, sollte es in dem neuen Vertrag auffälligerweise heißen: „die Größe der Auflage bestimmen die Verleger." Und als zierliche Ergänzung dieses Satzes sollte das Honorar für eine allfällig notwendig werdende dritte und weitere Auflagen nur noch die Hälfte des Honorars der zweiten Auflage betragen, aus welchem Grunde, war mir nicht ersichtlich.

Da ich bei vorgerückten Jahren und für den Fall einer lebhafteren literarischen Tätigkeit solche veraltete Verlagsherren-

[1]) F. Weibert an G. Keller, 7. Juni 1872: „Eduard Mörike, dessen Kritik ich aus langjährigem Verkehr am höchsten stelle, sagte: ‚einen größeren Genuß als diese Lektüre [die „Sieben Legenden"] hätte er seit lange nicht gehabt und eine vollendetere Darstellung wüßte er an keinem neueren Buche zu rühmen'." Am 24. Februar hatte Weibert geschrieben, daß auch Kellers übrige Stuttgarter Verehrer — wie Prof. Georg Scherer, Otto Müller und Wilhelm Vollmer — den neuen Werken mit Spannung entgegensähen. Kellers Brief an Scherer steht in den Nachträgen Nr. 236a, S. 540.

maximen nicht brauchen kann, so habe ich den Herren Vieweg und Sohn vorgeschlagen, das Verhältnis aufzulösen, worauf sie entgegenkommend eingingen. Nach Empfang ihrer diesfälligen Erklärung habe ich heute einen schon vor längerer Zeit erhaltenen Honorarbetrag mit Zinsen zurückbezahlt und bin dafür in den Besitz der freien Verfügung über den ersten und zweiten Band gelangt. Das Manuskript für den letzteren werde ich sofort zurückerhalten. Wie Sie aus beiliegendem Exemplar ersehen, ist der erste Band 32 Bogen stark, und der zweite wird die gleiche Stärke haben.

Ich bin also nun in die Lage versetzt, einen neuen Herrn Verleger suchen zu müssen, und biete Ihnen das Geschäft hiermit in erster Linie an. Mit bezug auf den ersten Band ist dasselbe nicht ganz unbedenklich, da es lange gebraucht hat, bis die erste Auflage verkauft war. Dagegen habe ich manche Anzeichen dafür, daß ich erst anfange, ein größeres Publikum zu kriegen; die „Legenden" haben offenbar den Verkauf der „Leute von Seldwyla" beschleunigt, und der zweite Band dürfte auch den ersten wieder flott machen.

Sollten Sie die Sache probieren wollen, so wären meine Bedingungen: Honorar 2000 Franks per Band, also für das ganze 4000 Franks bei 1200 Auflage, das übrige wie bei den „Sieben Legenden".

Ist es Ihnen bequemer, so kann die Honorarsumme auch in ungefähr gleichem Betrage in deutscher Währung festgesetzt werden.

Genieren Sie sich nun nicht im mindesten, verehrter Herr, wenn Ihnen die Sache doch nicht gelegen kommt oder gefällt, und sagen Sie mir fröhlich Ihren Entschluß, laute er ja oder nein!

Sollten Sie den Versuch eines billigeren Preises bei größerer Auflage machen wollen, so wäre ich zu einem solchen Zwecke auch zur Festsetzung einer größeren Auflage erbötig, wenn dergleichen überhaupt praktisch ist. Meine Bekannten klagen immer über die teuren Preise, während sie freilich unbedenklich das gleiche jeden Augenblick für ein Konzert oder eine Flasche Wein verwenden.

Ihr ergebener G. Keller.

237. An Adolf Exner

Zürich, 18. März [1873].

Lieber Freund!

Wenn Sie noch nicht ausgeschlüpft sind, so muß ich Sie noch mit einer Lumperei plagen. Ich habe mich nämlich von meinem alten Verleger in Braunschweig losgemacht, da er mich anläßlich einer neuen Auflage des ersten Bandes von Seldwyla, die mit der Ausgabe des zweiten Bandes vereinigt werden sollte, übers Ohr hauen wollte. Ich bin nun mit beiden Bänden zu meinem Legendenfuhrmann nach Stuttgart übergesiedelt, der leider das neue Buch, in vier Bänden, erst im September ausgeben will. Als mir aber die Viewegs die Manuskripte des zweiten Bandes zurücksandten, fehlte gerade „Der Schmied seines Glückes", von dem Sie die erste Niederschreibung mitnahmen. Auf geschehene Reklamation hieß es, einer der Viewegs habe es in Verwahrung, man weiß nicht wo, da er in Italien sei; man habe ihm sogleich geschrieben.

Sie sehen also, daß Sie das Manuskript noch nicht verbrennen dürfen, wenn es nicht schon geschehen ist, sondern mir es bereit halten müssen für den Fall, daß ich das andere nicht in einigen Wochen bekomme. Wenn es Ihnen als Erinnerung an das Frau Benndorfsche Symposion[1]) in Unterstraß teuer sein sollte, so will ich es Ihnen nachher wieder schicken, da ich es doch abschreiben lassen muß.

Es ist schändlich, daß Sie den poetischen Wert meiner schönen Geburtstagsdepesche nicht schon jetzt konstatieren, sondern sich hinter die Zukunft flüchten wollen[2]). Da soll sich einer anstrengen!

---

[1]) Der Archäologe Otto Benndorf (1838—1907) war 1869/70 Professor in Zürich.

[2]) Zu Adolf Exners Geburtstag, 5. Februar 1873, sandte Keller folgendes Telegramm:

„An jedem Tag im Jahr
Ist zwar der Welt ein Held geboren,
Doch hat den fünften Februar
Sie extra noch erkoren
Und spielt den Adolf Exner aus:
Darob nun Hauptrandal im Haus.
Und selbst in ferner Schweizerstadt
Zupft einer noch vergnügt am Draht."

A. Exner an Keller, 12. Febr. 1873: „Über den poetischen Wert Ihres Gratulationspoems wird die Zukunft richten."

Ich habe jetzt die Sehnsucht, einmal etwas Ernsthaftes und Rührendes zu machen, aber es ist schwierig, aus den Possen herauszukommen, da einen die Welt immer wieder lächert. Für die neuen Seldwyler bekomme ich 4000 Fränklein, die ich im Geiste schon herumtrage wie der Hund einen gestohlenen Knochen. Wahrscheinlich werde ich noch ein Geizhals. Ich studiere daher neuerdings Ihren „Pfandbegriff", der ein Stolz meines Büchertisches ist.

Seien Sie also so gut, mir jenes Manuskript nochmals zu leihen! Auch wünsche ich Ihnen glückliche und freudvolle Ferienwochen, empfehle mich in Ihrem Hause, soweit es mir bekannt, und bleibe im übrigen Ihr alter G. Keller.

238. An Adolf Exner

Zürich, 22. Mai [1873].

Lieber Herr und Freund!

Die Muße des Himmelfahrtstages benutzend, will ich Ihnen hiemit den „Schmied" wieder einpacken, den Sie mir vertrauensselig noch einmal überlassen haben, wofür ich danke; es fehlte indessen wenig, daß ich ihn, nachdem ich ihn selbst abgeschrieben und ihm dabei allerlei Staub und alte Läusebälge ausgekämmt habe, nicht in den Papierkorb geworfen. Es existieren nun drei Fassungen dieses vortrefflichen Werkes, und wenn Sie oder Vieweg mit ihrem Kodexlein nicht unversehens einmal die Pfeife anzünden, so werden sich die Humanisten des vierten Jahrtausends einst die Köpfe zerbläuen, nicht ahnend, daß ich mein eigener Interpolator war.

Da ich doch ein Paketlein machen muß, so lege ich ein Buch bei, welches Ihre löblichen Geschwistersleutchen mir auf dem „Rinderknecht"[1]) oktroyiert haben, und das bis jetzt in meiner Gefangenschaft geschmachtet hat. Leider hat der Deckel eine Blase gezogen, wie ich zu meinem Schrecken sehe; wahrscheinlich hat jemand ein Zugpflaster darauf gelegt, um dem Lorenzo auf dem Titelkupfer das Zahnweh zu vertreiben[2]). Ich bitte um Verzeihung für die Unordentlichkeit.

Um Sie mit meinen schlechten Versen, von denen ich immer

[1]) Ehemals eine Wirtschaft auf dem Zürichberg, wo Keller, Dilthey und Exner oft verkehrten, heute Beau Séjour.

[2]) S. oben S. 47.

noch nicht lassen kann, wieder ein bißchen zu ärgern, lege ich auch einen gereimten Hosenträger neulicher Fabrikation bei, der mir hier ein tiefes Stillschweigen nebst grimmigen und mißtrauischen Blicken von seiten der Jasser in den Kaffeehäusern eingetragen hat, wegen der 16. und 17. Strophe des herrlichen Gesanges[1]).

Ferner schicke ich Ihnen die Abbildung eines schönen Sessels, in welchem Sie zuweilen Kuchen fressen sollen, den ich als Umschlag eines Buches erhalten.

Von Frau Heim kann ich Sie nicht grüßen, da sie nicht hier ist, die göttliche, von allen Teufeln geplagte. Dilthey sehe ich nur etwa alle acht Tage, weil er gerade am spätern Abend, wenn ich ausgehe, arbeitet. Er ist immer ein bißchen malkontent und unglücklich, weil er nicht genug Gipse[2]) anschaffen kann, sich im „Rinderknecht" ärgert oder ärgern läßt und tausend Sachen. Hat man ihn aber einmal beim Gläschen, so muß er doch wieder lachen. Keim[3]), der Gottesmann, zieht mit ungeheurem Pomp nach Gießen und jammert täglich im „Gambrinus" über die Formlosigkeit, mit der man ihn ziehen lasse. Nur Büdinger[4]) war noch elegischer gestimmt über die „Vormerknahme von seiner Rücktrittserklärung". Keim weiß auch noch nicht, ob er den „Arnheimschen Geldschrank", den er für seine Manuskripte und Hefte angeschafft, besser hier verkauft oder mitnimmt nach Gießen. Ich sagte gedankenlos, ich würde beides tun, worauf [er] mich schnöde ansah und wütend schwieg. [] Kym[5]), der andere Scholastiker, hat sich mit seiner Fakultät wegen eines Doktoranden in einen Handel verwickelt und frißt nur noch Glas und feurigen Werg. Frau Heim sagte mir, daß Fräulein Marie den „Grünen Esel"[6]) gelesen zu meiner Beschämung. Hoffentlich hat sie den Weber Zettel[7])

[1]) „Nacht im Zeughaus", 1873 in der „Illustrierten Schweiz" S. 232 ff. erschienen; vgl. Ges. Werke, Cottasche Jub.-Ausg. 9 S. 299 ff.

[2]) Als Direktor der Abgußsammlung.

[3]) Der Theologe Theodor Keim, 1815—1878.

[4]) Max Büdinger (1828—1902), der Historiker, von 1861—1872 in Zürich.

[5]) Der Philosoph Ludwig Kym (1822—1900).

[6]) Den „Grünen Heinrich".

[7]) Der Weber Zettel sagt im „Sommernachtstraum" (III 1): „Es kommen Dinge vor in dieser Komödie von Pyramus und Thisbe, die nimmermehr gefallen werden."

in ihm seither erkannt und kraut dem Scheusal nicht mehr die Ohren. Ich bitte Sie, sie aber doch schönstens zu grüßen.

Nun seien Sie aber selber auch gegrüßt von mir und von der Amsel, die soeben im Gärtchen pfeift, das ganz gut riecht von Flieder, Goldlack 2c.

Aufs Jahr muß ich hier ausziehen, da der alte Kasten verkauft wird.

Ihr G. Keller.

239. An Emilie Heim[1])

Zürich, 17. Augstmonat 1773.

Theuerste verehrlichste Freundinn!

Gestern überraschte mich Ihr lieber Brief und heut schon beantwort' ich ihn; vielleicht hätt' ich's noch nicht gethan, wenn ich nicht soeben auf dem „Baugarten" Ihren lieben Mann und Ihre Frau Schwägerin, die reitzende Müllerin, und dero Kindgen gesehen hätt', da wir denn alle von Ihnen gesprochen haben, und Alles sagte, ich mögte Ihnen doch gleich schreiben. Sie können sich's wohl vorstellen, wie alles mich interessirte, was Sie mir in Ihren Schilderungen von denen majestätischen Naturschauspiehlen am Meeresstrande und auch von denen liebenswürdigsten Menschen mittheilen, deren werthe Gesellschaft zu genießen Sie das Vergnügen haben. Ich bitte Sie den Herrn Thumann, diesen herrlichen Kunstmahler, doch recht sehr von mir wieder zu grüßen. O könnte ich doch auch einmal in der Mitte solcher fürtrefflichen Menschen verweilen! Daß die Madame von Marschall Sie nicht hat begleiten können, hatt' ich schon ehebevor vernohmen, war aber der Meinung gewesen, daß dafür etwa die Ulrichinn[2]) oder eine andere von den jüngeren Damens mit Ihnen gegangen wär'. Pflegen Sie doch ja Ihre Gesundheit, von der Sie wissen, daß sie uns allen so theuer ist, und wär' es nur um der angenehmen Coffeestündgen willen.

Hier giebt es nicht viel Neues, wenngleich in der moralischen Welt allerlei feinere Ereignisse, wie es in der Natur der Dinge lieget,

[1]) Die Adressatin weilte damals in Heist sur mer. Der Brief ist von Keller, entsprechend seinem Stil, um 100 Jahre zurückdatiert.

[2]) Fräulein Fanny Ulrich.

unmerklich vor sich gehen. So soll das Freundschaftsverhältniß inzwischent dem Herrn Professor Dilthey und der Steinheilinn[1]) sich zerschlagen haben, und hatt' ich mir doch so viel Schönes von dieser Verbindung versprochen. Mir selber hat Gott Amohr wegen eines kleinen Schwabenmädchens noch einen späten Pfeil nachsenden wollen, so daß ich höchlich erschrocken mit dem Bein denselben hab' abwehren müssen, wobei aber, da ich indessen auf dem andern Bein allein dastund, beinahe die Balance verloren hätte.

Herr Fleischlein[2]) aus Wien, der musikalische Compagnon Ihrer reitzenden Schwägerin, ist dieser Tage von der medizinischen Fakultät ehrenvoll zum doctor promovieret worden und soll seine Thesis so siegreich vertheidiget haben, daß er ausgesehen wie Jesus im Tempel unter denen Schriftgelehrten.

Ohnerachtet der Sommer nun stark vorgerücket, ist Ihr Vetter Scheffel[3]) noch nie an unserem Horizont erschienen, so gerne ich auch diesen berühmten Autor und Dichter wieder einmalen von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte.

Heute ist von den dreien Kirchgemeinden zum Großen-, zum Frauenmünster und zu Predigern die Anlegung eines neuen großen Gottesackers in der Gegend von Altstetten beschlossen worden, und es soll eine extra Todten-Eisenbahn dahin führen. Auch wird jetzt das Verbrennen der Leichen stark entamirt und man spricht überall mit Beifall davon, sodaß in circa zehn Jahren wohl alle aufgeklärten Leute sich dieser antiquen Art der Bestattung unterziehen werden, wo es alsdann neue zierliche Nippes in Gestalt kleiner Aschenkrügelgen geben wird. Wenn Sie artlich mit mir umgehen, so sollen Sie von meiner Asche[4]) auch eine Prise in einem goldenen Büchsgen bekommen. Sie müssen es dann den Kindern, die Sie als am Sonntag bei sich haben, zum Spielen geben, daß sie es auf dem Stubenboden herumrollen lassen und die Katzen danach springen; ich bin es schon accoutumiret.

Bei diesem ernsthaften Gegenstand angelangt, will ich nun

[1]) Frau Doktor Steinheil.
[2]) Doktor Otto Fleischl.
[3]) Vgl. oben S. 36 Anm. 1.
[4]) Kellers Asche ruht auf eben jenem Kirchhofe.

vorliegende Epistola gelinde ſchließen und mich eheſtens wieder mit vielen verbindlichen Grüßen und Achtungsbezeugungen Ihrer Gewogenheit anempfehlen als Ihr treu gehorſamſter Freund und Diener

Doctor Godofredus Keller
ab actis publicis Thuric.

240. An Ferdinand Weibert

Zürich, 28. Auguſt 1873.

Hochverehrter Herr!

Der Inhalt des vierten Bandes[1]) beſteht aus den beiden Erzählungen:

1. Leben aus Tod.
2. Das verlorne Lachen.

Sie werden ſich einigermaßen über das lange Zurückhalten wundern. Das iſt ſo gekommen. Die erſte obiger Erzählungen habe ich nach nochmaliger Durchſicht zur Hälfte oder einem guten Dritteil umarbeiten müſſen, weil die urſprüngliche Kompoſition doch gar zu abſonderlich war und nicht in die Zeit gepaßt hätte. Ich habe in dieſer Beziehung ſonſt immer alberne Bemerkungen zu hören ſeitens der Tageskritiker. Der Schluß der zweiten Erzählung fehlte überhaupt noch. Nun iſt gerade über die Zeit, die ich zu verwenden hoffte, mein amtlicher Stellvertreter krank geworden, ſo daß ich nur wenig abkommen konnte. Nächſter Tage werde ich Ihnen die erſte Novelle ſchicken und bis Sie mit dem Satz derſelben, ſowie mit demjenigen des zweiten Bändchens fertig ſind, wird jedenfalls die zweite auch druckfertig ſein.

Es kam auch hinzu, daß ich die von Vieweg nicht mehr zurückerhaltene Geſchichte des erſten Bändchens „Der Schmied ſeines Glückes“ neu wieder herſtellen mußte. Da ich am Schreiben bin, ſo möchte ich, was ich ſchon mehrmals tun wollte, Sie bitten, auf meiner Adreſſe das pompöſe „hochwohlgeboren“ weglaſſen zu wollen oder die diesfällige Anweiſung zu geben, indem dieſe hierzulande nicht übliche Höflichkeitsformel unter dem Perſonal, durch deſſen Hände die Briefe gehen bis ſie an mich gelangen, einfältige

[1]) Der „Leute von Seldwyla“.

und schiefe Bemerkungen veranlaßt. Ich erlaube mir diese kleine Petition nur wegen der größeren Frequenz unseres Briefwechsels, welche ja auch sonst möglichste Einfachheit empfiehlt.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr ganz ergebenster G. Keller.

241. An Regula Keller

Liebe Schwester!

Nachdem ich zwei Tage in Salzburg gewesen, bin ich seit gestern an einem abgelegenen kleinen Bergsee, welcher der Mondsee genannt wird, und wo ein Rudel Wiener, Herren und Frauenzimmer, in Bauernwirtschaften leben. Wenn es etwas zum Schreiben geben sollte, so ist meine Adresse: G. Keller in See bei Unterach in Oberösterreich.

Heute regnet es unausgesetzt. Du mußt doch sehen, daß Du Äpfel kaufst; wenn sie auch 20 oder mehr Franken kosten, so ist es doch besser, man macht diese Ausgabe, als daß man bis zum nächsten Herbst gar nichts dergleichen hat.

Mit besten Grüßen Dein Bruder G. Keller.

See, den 16. September 1873.

242. An Marie Exner

Zürich, 19. Oktober 1873.

Hochschätzbarstes Fräulein!

Ich bin ein bißchen von langer Weile geplagt und da fällt mir ein, daß mich dummen Kerl eigentlich nichts hindert, mich durch Anfertigung eines Briefes an entfernte Kurzweilige etwas zu zerstreuen. Weil aber der Herr Professor nie antwortet, so mach' ich Sie zum Chef der Firma und schicke das Geschreibsel Ihnen. Vorerst habe ich meine glückliche Ankunft in meiner Heimat zu melden, die schon vor einer Ewigkeit erfolgt ist. In München war ich zwei Tage geblieben, ohne eine bekannte Seele zu treffen. Ich hockte den ganzen Tag in den Sammlungen und abends im Theater, in „Was Ihr wollt" und dem „Figaro". Die Schackſche

Bildergalerie ist wieder um eine Anzahl interessanter Bilder reicher, dagegen baut dieser sonst so geschmack- und talentvolle Baron das verrückteste Haus, das jetzt existiert, ungefähr so:

Aber ich wollte Euch eigentlich noch vielmals danken für die gute neckische Behandlung und alle Freundlichkeit, was hiemit geschieht. Auf Weihenachten will ich Ihnen die Ohrringe meiner Großmutter schicken für den Fall, daß Sie sich nächste Fastnacht wieder in Rokoko kleiden wollen. Sie dürfen sie schon annehmen, da sie nicht viel Wert haben.

Gestern war ich mit einer alten Herrengesellschaft am Rheinfall zu einem Herbstvergnügen mit neuem Wein und altem Champagner; ich habe erbärmliche Reden gehalten; nun bin ich voll Reue, und es ist mir Kopf und Herz schwer; auch fällt mir eben das weinende Sopherl am Mondsee ein mit seiner Backerei, o je! Was machen Sie, malen Sie fleißig und schön? Sind Sie wohl und munter? Wenn nun einige Wochen verstrichen sind nach Empfang dieses Briefes, so könnten Sie alsdann mir auch etwa eine halbe Seite voll Nachricht geben.

Bitte den immer noch unbeschlichenen Tyrannen Adolf zu grüßen, ferner die Filiale Winimund und Sigewarter[1]), den Schützenkönig Ernst und den Schürzenkönig Otto Fleischl usw. und sich selbst nicht zu vergessen. Bei mir hat das Teetrinken mit nachherigem Ausgehen begonnen[2]), von morgen an ohne Ausgehen; beträchtliche Ersparnisse stehen in Aussicht.

Ihr ergebener G. Keller.

---

[1]) Scherzhafte Vermischung von Siegmund (Name von Marie Exners Bruder) und Winiwarter (Name seiner Braut).

[2]) Marie Exner an G. Keller: „Trinken Sie fleißig Tee, der ist sehr gesund und führt direkt auf den Weg ins Paradies."

243. An Emil Kuh

Zürich, 23. Oktober 1873.

Hochverehrter Herr Professor!

Ihr freundlicher Brief aus Meran kommt mir gerade recht, da ich seit Tagen damit umgehe, meine Schuld wenigstens andeutungsweise abzutragen. Leider hatte ich Ihren Neapolitaner Brief verlegt, oder er hat sich unter meinen Papieren verschoben, so daß ich nicht nachsehen konnte, welchen Aufenthalt Sie für den Frühling angekündigt hatten[1]).

Und nun noch der Unstern! Ich war im September drei Wochen im Salzkammergut mit Wienern zusammen und wäre beinahe anfangs Oktober über den Brenner gegangen, um unten herumzugehen und über Splügen oder Gotthard heimzukehren. Hätt' ich Sie in Meran gewußt, so wäre ich jedenfalls dorthin gekommen.

Nun muß ich aber mein herzliches Bedauern über Ihre Gesundheitszustände ausdrücken, die Sie so lange fern halten, wenn auch in schönem Lande; hoffentlich ist es Ihnen aber dort dafür wohl, so daß Sie nicht leiden und Ihrer guten Geister froh sind.

Ihre Aufsätze über Grillparzer[2]) hatte ich bald nach Ihrem Briefe von Wien her erhalten. Ich kann leider über des Dichters Psychisches Ihnen nur beistimmen, obschon die Selbstbiographie sich von anderem ähnlichen Regengeträufel durch viele einzelne Schönheiten und Gehaltstellen noch merklich unterscheidet. Ihr Spruch von dem Mangel eines tiefen Wohlwollens ist hart und wahr, wie ein gerechtes Urteil. Vielleicht mangelt auch noch ein jüngerer Bruder desselben, ein gewisser Leichtsinn, welcher Mangel den Mann von Jugend auf so ängstlich an der heimatlichen Bureaukratenkarriere kleben und ihn nie frisch und frei in die Welt aussegeln ließ. Hätte er sich der Fremde anvertraut, so hätte sie ihn zu dem Ihrigen gemacht und der Heimat als einen gemachten Mann zurückgegeben. Wer aber unter Heimatliebe nur die Zu-

[1]) Emil Kuh hatte am 10. Februar 1873 von Neapel aus gemeldet, daß ihn sein Halsleiden zu einem längeren Aufenthalt im Süden zwinge.

[2]) Im Feuilleton der „Wiener Zeitung" 1872 S. 2019 f.: Besprechung von Grillparzers „Bruderzwist im Hause Habsburg" und „Jüdin von Toledo".

hausehockerei versteht, wird der Heimat nie froh werden, und sie wird ihm leicht nur zu einem Sauerkrautfaß. Um so ein größeres Wunder sind nun die guten Dramen, das ist doch ein tieferes Wohlwollen, das doch irgendwo heraus muß. Mit dem „Bruderzwist" und der „Jüdin" sind Sie mir noch ein bißchen zu glimpflich umgegangen; ich bin über das rein Schematische in der „Jüdin" fast empört; es kommt mir dieses Stück vor, wie jene hundert Erstlingsstücke vielversprechender junger Dichter, denen nie ein zweites gefolgt ist[1]). Ich kann mir diese Macherei nur aus der eigensinnigen Pedanterie erklären, mit welcher er den Lope abbotanisiert hat. Diese hastige Figurenjagd und die ernst breite, tiefe und heiter behagliche literarische Vorbereitung eines Schiller, wenn er an eine Tragödie ging! Oder das künstlerische con amore Goethes, der seine Sachen zweimal dichtete, wo es ihm recht glücklich ernst war!

Aber dennoch bleiben die großen Sachen Grillparzers, was sie sind, abgesehen von den vielen schlechten Versen.

Und welch ein Olympier ist er wieder gegenüber dem unglücklichen Otto Ludwig, dessen kranke Selbstschulmeisterei eben jetzt in seinen Nachlaßsachen neu kolportiert wird, der sich ein dramaturgisches Kochbuch geschrieben hat, um zu sterben, ehe er[2]) das erste Gericht essen konnte!

Da gibt es doch für das rechte Verhältnis und Maß von richtiger Arbeitsweise kein schöneres Muster als Schiller, ebenso entfernt von ohnmächtigem Quaderwälzen, wie vom resignierten Tändeln.

Wie sind Sie eigentlich mit den geistigen und literargeselligen Zuständen in Wien zufrieden? Leben Sie gerne dort? Ich weiß nicht einmal, ob Sie ein geborner Wiener sind!

„Die Leute von Seldwyla" sind jetzt im Drucke, der alte Band und der neue zusammen, als zweite vermehrte Auflage in vier Bänden, in Stuttgart. Der erste Band ist bereits versandt. Wenn

[1]) Emil Kuh verteidigt sich gegen Kellers Vorwurf am 14. Nov. 1873, vgl. Zürcher Taschenbuch 1904 S. 24. Kellers briefliche Äußerung über Grillparzer wurde von Emil Kuh in seinem Aufsatz über Otto Ludwigs Nachlaßschriften im Feuilleton der „Wiener Abendpost" 1873 S. 2124 (Schär, E. Kuhs kritische und literarhistorische Aufsätze S. 401 f.) abgedruckt, vgl. Keller an Kuh 12. Februar 1874.

[2]) Keller schreibt „der".

alle vier erschienen sind, so will ich sie Ihnen nach Meran schicken, etwa im November oder anfangs Dezember. Ich will jetzt alle Jahre noch was erscheinen lassen und hoffe noch an dramatische alte Träume zu geraten nach dem Sprüchwort: „Was man in der Jugend wünscht" ꝛc. Denn ich habe jüngst ein kleines Stücklein gefunden, das ich im dreizehnten Jahr machte!

Nun wünsche ich aber gute rasche Genesung. Ihr ergebener

G. Keller.

244. An Henriette Eller

Zürich, 15. November 1873.

Hochverehrte Frau!

Fräulein Exner ist so gut gewesen, mir Nachricht aus Wien zu geben und hat mich hiebei aufgestiftet, auch einmal an Sie zu schreiben. Wenn ich Ihnen damit lästig falle, so halten Sie sich an die schlimme Urheberin des Attentats. Ich habe auch Ihnen für erfahrene Freundlichkeit angelegentlich und herzlich zu danken und bitte auch die Fräulein Marie, meine siegreiche Rivalin im Kegelschieben, bestens zu grüßen. Ich habe die schöne schwarze Geldbörse, die sie mir geschenkt, sorglich aufbewahrt; das undeutliche Lorbeerkränzchen entspricht immer köstlicher der Undeutlichkeit meines Renommee; kurz, alles ist in bester Ordnung.

Aber wie geht es Ihnen? Haben Sie den Winter wohl und wacker angetreten? Hoffentlich! wie wir als vernünftige ältere Leute tun wollen.

Was mich betrifft, so habe ich mich reichlich mit guten Flanellsachen versehen, auch ein Paar dicke Pelzhausstiefel machen lassen und huste und geifere bis jetzt nur mäßig. Ein schönes schweres Schwein ist geschlachtet, auch ein hinlängliches Sauerkraut eingetan, so daß ich auf Weihnachten die Schar meiner Enkelkinder mutig erwarten kann.

Ist so das Leibliche nach Umständen leidlich bestellt, so fehlt es auch dem moralischen Dasein, nach Maßgabe der Jahre und unwürdigen Verdienstes, nicht an mancherlei aufmunternder Förderung. Es ist mir die Präsidentschaft des Schutzaufsichtsvereins für entlassene Sträflinge übertragen worden; ferner habe ich das Quästorat des Vereins gegen Tierquälerei übernommen, fürchte

aber, ich werde die Kosten selbst tragen müssen bei der Nachlässigkeit der Mitglieder; und doch sollte gerade dieser Verein seine Wirksamkeit nicht aufgeben namentlich im Hinblick auf das um sich greifende unverantwortliche Schinden wehrloser Esel. Aber nicht nur Vorsteher, sondern auch Gegenstand der Tätigkeit rühmlicher Vereine bin ich geworden. Nachdem ich der Gesellschaft für Belohnung alter treuer Dienstboten den seligen Hinschied meiner Herrschaft, der Leidenschaft, angezeigt, bin ich für vierundfünfzigjährige treue Knechtesdienste mit einer silbernen Tabatiere prämiiert worden, mit welcher ich mich jetzt in die Beschaulichkeit zurückziehe. Ich habe auch bereits ein gutes Schnupftabakrezept, welches ich Ihnen mitteile: zwei Dritteile Makuba, ein Drittel rapé double fin de Versailles und drei frische Kakaobohnen (aber nicht mehr!) dazwischen gelegt, ich sag' Ihnen! Den Tabakvorrat konserviert man jetzt nicht mehr in alten Bierkrügen, sondern in hermetischen englischen Teebüchsen, und man stellt diese am besten in einem kühlen Zimmer hinter das Fenster, ja nicht in den Keller. Statt der Kakaobohnen können Sie auch ein bißchen Vanille nehmen als Dame, aber mit höchster Vorsicht.

Nun wollen wir aber auch noch von etwas unschnupflichem Jugendlichem reden, von unsern jungen Freunden in Wien. Wenn Sie denselben etwa schreiben, so grüßen Sie sie recht gründlich von mir; ich werde dies Jahr schwerlich mehr zum Schreiben kommen, da, wie Sie oben gesehen, meine Geschäfte sich erheblich vermehrt haben.

Leben Sie recht wohl, verehrte Frau Eller, und behalten Sie ein bißchen im Andenken Ihren hochachtungsvoll ergebenen

Gottfr. Keller.

245. An Emil Kuh

Zürich, 18. November 1873.

Verehrtester Herr!

Diesmal will ich Ihnen rascher antworten, da in Ihrem Briefe, der mich sehr gefreut, ein paar Punkte sind, die es verlangen.

Es sollte mich sehr freuen, wenn Sie sich zur Übersiedlung nach Zürich entschließen könnten, und ich will nicht säumen, bei erster Gelegenheit ein paar gute Ärzte über die Tunlichkeit zu befragen. Leider glaube ich nicht, daß der Rat bejahend aus-

fallen wird; wenigstens liegt mir im Sinne, als hätte ich Fremde schon über das hiesige Schnupfenklima klagen gehört, indem die Nähe der Gletscherwelt starke Temperaturwechsel mit sich bringt. Auch gehen öfter Leute mit zarter Gesundheit im Winter von hier nach Montreux am Genfer See usw., was Sie übrigens auch könnten, indem dort immer gute Gesellschaft und ein herrliches Klima ist. Genf selbst ist noch schlimmer als Zürich wegen der Bise, eines fürchterlichen Nordwindes. Doch will ich Zürich noch nicht verleumdet haben, es ist möglich, daß es wiederum besser ist, als Wien.

Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche gegen Strauß[1]) habe ich auch zu lesen begonnen, bringe es aber kaum zu Ende wegen des gar zu monotonen Schimpfstiles ohne alle positiven Leistungen oder Oasen. Nietzsche soll ein junger Professor von kaum sechsundzwanzig Jahren sein, Schüler von Ritschl in Leipzig und Philologe, den aber eine gewisse Großmannssucht treibt, auf anderen Gebieten Aufsehen zu erregen. Sonst nicht unbegabt, sei er durch Wagner-Schopenhauerei verrannt und treibe in Basel mit ein paar Gleichverrannten einen eigenen Kultus. Mit der Straußbroschüre will er ohne Zweifel sich mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen, da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langweilig und langsam ist. Es dürfte also zu erwägen sein, ob man einem Spekulierburschen dieser Art nicht noch einen Dienst leistet, wenn man sich stark mit ihm beschäftigt. Doch werden Sie wohl am besten selbst das Bedürfnis hiefür beurteilen. Ich halte den Mann für einen Erz- und Kardinalphilister; denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so G e w ö h n l i c h e s ist.

Ich weiß kaum noch, was ich Ihnen wegen Otto Ludwig geschrieben habe, hoffe aber, daß es nicht zu hart klingt; denn ich habe seither mehr in den Fragmenten gelesen und sehr schöne Sachen gefunden. Auf der anderen Seite ist es zu oft auch nur der durchtönende Shakespeare und zwar bis auf Tonfall und Gedankenstrich der Schlegel-Tieckschen Übersetzung. Es gibt

[1]) Die erste der „Unzeitgemäßen Betrachtungen". Kuh hatte sich am 14. Nov. 1873 nach Kellers Ansicht über Nietzsche erkundigt.

ganze Reihen von Phrasenbildungen und Jamben- oder Prosasätzen, welche wie Zellengewebe sich aus diesem Schlegel-Tieck-Shakespeare bei begabten Leuten fast von selbst einstellen und weiter wuchern, bis man sie abzuschneiden und eigenem Gewächse Platz zu machen lernt.

Ihre Mitteilungen über Ihren Lebensgang haben mich höchlich interessiert und auch überrascht, da ich mir denselben unwillkürlich glatter gedacht oder eigentlich nicht gedacht hatte; denn ich hielt Sie für einen aus ruhigem Studienwesen herausgewachsenen Gelehrten. Doch sprechen wir wohl ein andermal mehr darüber. Für jetzt erklärt sich mir nun besser die blühende Sprache, um diesen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, welche oft in Ihrer Kritik durchbricht.

Der arme Gutzkow leistet an gemeiner Klatscherei gegen das Ende seiner Tage allerdings das Unglaubliche und scheint nach allem harten Schicksal wieder bei seinem knabenhaften Anfang anzulangen[1]). Neulich stach ihn der Hafer, als der saltimbanque Sacher-Masoch in einem eigenen Zahnbrecherreklamenbuch sein Glück bei vornehmen Weibern anpries, daß er, Gutzkow, einen Artikel dagegen schrieb und prahlte, man solle nicht glauben, daß er nicht auch seine Liebesaffären gehabt habe und was für welche! wenn er seine Briefschatullen öffnen wollte usw. Das ist ja die reine Hochkomödie oder Hochkomik. Ihre Anwesenheit im Salzburgischen gerade während ich dort war, ist sehr verwunderlich. Am Ende haben wir uns auch gesehen, ohne es zu wissen. Den Professor will ich auf Befehl weglassen unter der Bedingung, daß wir auch alle Verehrungsversicherung wegfallen lassen und so kurz als möglich anfangen und schließen. Ihr ergebener

G. Keller.

246. An Jakob Frey[2])

Zürich, 21. Nov. 1873.

Verehrter Herr!

Ich habe Ihnen durch meinen Verleger mit den sogenannten Rezensionsexemplaren ein Exemplar des bewußten Buches zu-

[1]) Vgl. Kuh an Keller 14. Nov. 1873, Zürcher Taschenbuch 1904 S. 24 f.

[2]) Jakob Frey, der schweizerische Erzähler (1824—75), vgl. A. Frey, J. Frey, 1898.

stellen lassen, damit ich mit meinen wenigen Freiexemplaren (zehn Stück!) besser auskomme. Ich glaubte aber nicht, daß die Verlagshandlung Sie und die andern direkt um Besprechungen anbetteln würde. Ihnen wünschte ich aber das Buch zuzustellen, weil Sie so freundlich waren, vor einem Jahr die „Legenden" zu besprechen, und weil ich für den Fall, daß Sie auf die neuen „Leute von Seldwyla" neugierig wären, nicht wollte, daß Sie das nicht billige Buch etwa gar kaufen sollten als Selbstschriftsteller. Es handelt sich also mehr um eine retrospektive Erkenntlichkeit. Im übrigen bin ich längst nicht mehr erpicht auf die Unsterblichkeitsverleihungen einer Presse, welche sich für solche Dinge nur interessiert, wenn sie dieselben gleich nachdrucken kann mit dem sauberen Vorwand, daß sie für deren Popularität zu sorgen wünsche. Sollten Sie sich trotzdem angeregt finden, sich über das Wesen zu expektorieren, so würde ich bitten, es jedenfalls nicht vor Erscheinen des vierten Bändchens zu tun.

Sie sagten mir einst, daß Sie nach Zürich überzusiedeln gedächten, wovon ich bis dato noch nichts gemerkt habe.

Inzwischen haben wir mit unsern Beiträgen (die von meiner Seite leider nur klein waren) im „Schweizerhaus"[1]) und andern Orten nebeneinander gewohnt, ohne uns zu beißen.

Auf nächstes Frühjahr habe ich wieder einen Band Erzählungen in Petto und hoffe nun mit meinen Fabrikaten noch einige Jahre so fortzufahren, auch die Versesachen zu purifizieren und neu zu sammeln u. dgl. so Gott will, wie der Mucker sagt. Ich wünsche Ihnen nun gute Zeit und ein vernünftiges Glas Wein am Abend als Ihr freundschaftlich ergebener G. Keller.

247. An Adolf Exner

Zürich, 20. Dezember 1873.

Lieber Freund!

Sie haben sich wacker gehalten, daß Sie mir was geschrieben haben, und ich wünsche Ihnen daher direkt ein glückliches Neujahr an; und zwar sage ich zu allererst, nehmen Sie sich doch mit

[1]) Im „Schweizerhaus", 3. Jahrgang, stehen von Keller: S. 1 „Revolution" (Ges. W., Jub.-Ausg. 10 S. 61) und S. 89 „Krötensage" (Ges. W., Jub.-Ausg. 10 S. 113).

Ihrem Hals in acht! Mit Trinken können Sie nichts einbringen, da Sie hierin schon wohlgezogen sind; aber mit dem vielen Rauchen können Sie gewiß etwas abbrechen, ich würde es wahrscheinlich gleich tun, wenn mir mein gemeiner Schlund nur ein bißchen weh täte! Frau Heim wird Ihnen hoffentlich seither geschrieben haben. Nun ist auch ihre Schwägerin[1]) krank, und man hat ihr das Leben abgesprochen; jedoch soll es seit einigen Tagen eine bessere Wendung genommen haben, wie der Schnupfheim[2]) sagt. Dilthey war letzten Herbst kein Leimsieder, er ging gleich nach meiner Heimkehr mit einem Schwager nach Oberitalien und sah schöne Bilder und Architekturen. Gröber[3]) ist nach Breslau berufen und von Regierungsrat Sieber eigenhändig in der Zeitung belobt worden, daß er mit Dank und Anerkennung von Zürich scheide (nicht wie Boretius[4]) und Benndorf). Er hatte nämlich ein sentimentales Entlassungsgesuch geschrieben in obigem Sinne.

Wegen des Novellentitels haben Sie recht gehabt, er lag mir schon lang im Magen, und habe nun einfach „Dietegen" gesetzt[5]). Die letzte Geschichte[6]) wird wohl nächstens gesetzt sein. Die ganze neue Sammlung kam mir nämlich so leicht und trostlos vor, daß ich wenigstens mit dem Schluß noch etwas in die Tiefe gehen wollte und mich nochmals dahinter machte. Ich bin froh, daß ich dies skurrile Genre, das ich der Zeit nach längst hinter mir habe, nun endlich auch äußerlich absolviert habe. Ich hoffe mich mit den Dunckernovellen (lucus a non lucendo) etwas herauszubeißen[7]).

Sie sind zu beglückwünschen, daß Sie sich einen so gemütlichen festen Wohnsitz gründen können in dieser Zeit der Wohnungsnöten.

[1]) Frau Apotheker Müller in Zürich.

[2]) Ignaz Heim.

[3]) Gustav Gröber, der Romanist, der von 1871 an in Zürich Privatdozent gewesen war.

[4]) Alfred Boretius (1836—1900), der Jurist, von 1868—71 Professor in Zürich.

[5]) A. Exner an Keller, 6. Oktober 1873: „‚Leben aus Tod' klingt ein wenig altfränkisch-sentimental."

[6]) „Das verlorene Lachen".

[7]) „Galatea-Sinngedicht".

Sollte ich wirklich in das Gartengemach hingelangen, so wird es wenigstens nicht darin spuken, wenn Sie nicht einen Balken aus dem alten Hause mitgenommen haben; und auch Sie werden mir nicht auf den Kopf herunterspucken, wenn Sie oben herausschauen.

Mit unserer Bundesrevision rücken wir allmählich dem Ende entgegen in der Schweiz, und wird es hoffentlich nachher wieder einmal einen längeren Frieden geben. Auch in der breiten und weiten Welt draußen geht es doch ziemlich gleichmäßig vorwärts, so daß die tollen Franzosen nicht allzuschnell wieder werden Unheil anrichten können. Ich glaube sogar paradoxerweise, daß sie hiezu sogar zu spät kommen, da sie vorher ein vernünftiges Regiment, das dergleichen ausschließt, werden einführen und inne halten müssen. Wo nicht, so werden wir armen Schweizerlein zuerst mit ins Getümmel kommen, und dann kann sich allerlei Wunderliches ereignen.

Pfui, nun kannegießere ich sogar.

Wie steht's mit Ihrem heiligen Sebastian? Haben Sie ihn gekauft? Ich schicke Ihrer Schwester eine Zeichnung vom Mondsee mit einem Geier in der Luft, der gehört Ihnen. Nageln Sie das Blatt an die Wand und schießen Sie mit dem Blasrohr danach, das übt!

Nun gehaben Sie sich bestens und grüßen Sie alle andern Nimrode und Assyrer!

Ihr G. Keller.

248. An Marie Exner

Zürich, 20. Dezember 1873.

Sie verschanzen sich ja, hochzuverehrende Fräulein Marie Exner, so heftig gegen die Ohrringe, als ob sie von der Großmutter eines gewissen andern Herren kämen, statt von der meinigen. Damit sind Sie meine kleinen onkelhaften Wohlgesinntheiten aber noch nicht losgeworden; denn ich habe sofort ein anderes Projekt gemacht und einen jener Wege abgebildet, die ich am Mondsee habe wackeln und patschen müssen, und schicke Ihnen hiemit das Produkt als Weihnachtsgeschenklein mit herzlichen Neujahrsgrüßen. Damit ich indessen die Schmiererei (ich habe seit länger als zwölf Jahren nicht mehr gewasserfärbelt) jederzeit

ausleugnen kann, so habe ich dieselbe Ihnen in die Schuhe geschoben; wenn Sie eine gute Lupe nehmen, so können Sie das rechts oben in der Ecke bemerken[1]). Ein zweites Bildchen, der Holzweg nach Unterach mit dem Höllengebirge, ist nicht mehr fertig geworden und wird später gesandt. Ich erhalte dadurch das Vergnügen, Sie zweimal mit meinen schreckhaften Paketen ängstigen zu können, was ich mir lebhaft und boshaft vorstelle. Um aber die jetzige Sendung wenigstens das Porto wert zu machen, lege ich einige lustige Photographien bei, töricht genug, da sie meine stumpfe Aquarelle noch gänzlich totschlagen; aber wann werde ich klug? Nie! Ich kann die Sachen leicht missen und habe eine ganze Mappe voll davon. Sie sind im Winter tröstlich anzusehen.

Ihr freundlicher Brief vom 5. November hat mich sehr gefreut und alles, was drin steht; Ihre flotte Künstlerhandschrift kommt mir immer erquicklich zu Gesicht. Die Verehrungsduseleien, mit denen Sie mich bewirten, will ich Ihnen verzeihen und die Vergeltung dem lieben Gott anheimstellen, der Sie schon irgend einmal bei den Fittigen kriegen und schütteln wird; aber nicht zu arg, sonst komm ich mit der Heugabel gelaufen.

Der Frau Eller habe ich wirklich geschrieben und zwar aus Rache dafür, daß sie mich bei jenem glorioſen Maskenfest am Mondsee als „ältere Leut" vor der Zeit ins Bett spedieren wollte, als Alter an eine Alte und habe sie mir im Alter dabei gleichgestellt und von Sauerkraut, Schnupftabak u. dgl. geplaudert[2]). Allein ich fürchte, solche Bummelspäße liebt sie nicht und am Ende hat sie es jenes Mal noch gut mit mir gemeint. Ich will ihr dafür gelegentlich einen ätherischen hochgestimmten Brief schreiben. Schicken Sie ihr aber diesen gegenwärtigen Brief nicht wieder; dergleichen kann einem leicht abhanden kommen und als Autograph usw. unter fremden Menschen herumgeboten werden, und hiefür schreibt man nicht an gute Freunde. Sie kennen die böse Welt noch nicht.

[1]) Landschaft am Mondsee mit der Drachenwand im Hintergrund, oben: MAR: EXN: FEC. LAC: LUN: A. D. MDCCCLXXIII. Vgl. auch H. E. v. Berlepsch, Gottfried Keller als Maler S. 136.

[2]) Brief Nr. 244.

Ob ich nächstes Jahr nach Wien gerate, nimmt mich selbst wunder. Wir wollen sehen, ob wir Leben und Gesundheit dafür behalten. Sollte ich aber in dem mir bestimmten Gartenzimmer wirklich etwas schaffen, so müßte vernünftig gelebt und das Punschwesen vor allem verpönt werden und überhaupt eine puritanische Strenge Platz greifen. Ich würde mich zu diesem Ende mit Kleidern aus Wachsleinwand versehen oder von Kautschuk, damit man die Punsch- und Weinflecke nicht so sieht. Als ich nach Hause kam im Herbst, zog meine Schwester eine weiße Weste aus dem Koffer, die aussah wie eine vierzehntägige Küchenschürze. „Ho ho!" sagte sie. Nun bin ich wieder mitten im Saufgespräch drin und hatte ich mir doch vorgenommen, einmal einen Brief ohne dieses zu schreiben! Halten Sie mir das zugut, es kommt schon eine Zeit, wo ich's nicht mehr tue.

Ich grüße alles bestens und auch Herrn Dr. Frisch[1]), der mir mit meinem esprit de l'escalier das letztemal erst hintendrein einfiel, während er im Vordergrund hätte stehen sollen. Ihre hiesigen Freunde würden Sie auch grüßen, wenn ich sie zur Hand hätte, Frau Heim, Dilthey und wer alles.

Halten Sie fröhliche Festtage und geben Sie Ihren Jagdgesellen nicht zu viel zu essen! Bringen sie eigentlich auch Hasen nach Hause?

Ihr ergebenster G. Keller.

249. An Friedrich Theodor Vischer

Zürich, den 26. Dezember 1873.

Verehrter Herr und Freund!

Verzeihen Sie es mir und meinen zusammengesetzten Arbeitsverhältnissen, wenn ich erst in dieser Weihnachtsstille dazu komme, Ihnen für die gütige Übersendung des Schartenmayerschen Schwanensangs und Siegesdenkmals herzlich zu danken[2]). Unsere Regenschirme sind zwar durch die hinzugefügte Vignette nicht mehr ans Tageslicht gerufen worden[3]), und es bleibt leider bei

[1]) Anton von Frisch (1849—1917).

[2]) Der deutsche Krieg 1870—71, ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer. (4. Aufl.) Nördlingen, gedruckt in diesem Jahr.

[3]) Die beiden waren im Herbst bei Anlaß eines Besuches von Vischer in Zürich in einer Wirtschaft um ihre Regenschirme gekommen.

der schnöden Beraubung; desto mehr habe ich mich aber wieder an der lustigen und gehaltvollen Dichtung selbst ergötzt! Schade, daß Schartenmayer den Bazaineschen Prozeß[1]) nicht mehr erlebt hat und mit seinen Betrachtungen begleiten konnte, gewürzt mit doch halb entrüstetem Spotte über die Meinung der Franzosen, daß sie nun den Krieg nachträglich doch gewonnen hätten! Ich habe das Buch gleich der Frau Heim gebracht, welche nun damit herumwirtschaftet.

Da wir gerade am Kapitel sind, will ich nicht vergessen, Ihnen auch ein wirkliches Biedermeierprodukt beizulegen. Sie erinnern sich wohl noch der Wirtschaft genannt „zur Bollerei" an der Schiffländе, und vielleicht auch des rüden und borstigen Dr. Meyer[2]) genannt Schneckenmeyer. Neulich ist nun die Wirtin „zur Bollerei" gestorben und besagter Meyer hat mit diesem Nachrufsgedicht seine schon lang im Dunkeln gedeihende Verskunst ans Tageslicht gelassen mittelst vertraulicher Austeilung des Blattes. Die angestrichenen Stellen sprechen hoffentlich für sich selbst. Das Komische ist, daß er nach sinniger Andeutung verlorener Liebessachen, von denen niemand wußte als der verrückte Meyer, den wirklich geheirateten Mann der guten Verstorbenen gänzlich ignoriert und von diesem ohne Zweifel furchtbare Prügel bekäme, da er ein Hitzkopf ist, wenn er nicht durch ein schlimmes Blasenleiden ans Bett gebunden wäre und man ihm so das Erscheinen des Poems nicht verheimlichen könnte.

Auf Ernsteres übergehend, hole ich meinen besten Dank nach für das mir seinerzeit übersandte neue Heft der „Kritischen Gänge". Ich konnte dazumal nicht schreiben, weil ich Sie auf Reisen wußte. Das Buch war mein Begleiter auf einem Ausflug, den ich nach dem Salzkammergut machte. Ich bin für alles dankbar, was darin steht, und gehe mit dem Gedanken um, ob

---

[1]) Marschall Bazaine, der unglückliche Verteidiger von Metz, war im Mai 1872 des Verrates angeklagt und verhaftet worden. Am 10. Oktober 1873 begannen die Verhandlungen des Kriegsgerichtes, das ihn am 10. Dezember zum Tod und zur Degradation verurteilte. Mac Mahon wandelte am 12. Dezember die Todesstrafe in zwanzig Jahre Festung um.

[2]) Geolog, damals Privatdozent am Polytechnikum.

sich nicht mit bezug auf den ästhetischen Feldzug eine Art Zuzug mit einem bescheidenen Fähnlein bewerkstelligen ließe, nämlich durch eine Verlautbarung eines sich gewissermaßen als Objekt fühlenden und zu diesem Ende vorausgesetzten Künstlerleins oder dgl., der sich darüber ausspräche, wie ihm dabei zumut ist. Ich müßte mir aber die nötige Sicherheit im Ausdruck aneignen wegen der mir ungewohnten Schulsprache oder vielmehr die nötige Sicherheit im Vermeiden gelehrter Wendungen, da der Sprecher scheinbar mehr naiv und verwundert sich geberden müßte über die Art, wie man mit dem Besten, an das er glaubt, umspringt, wobei er dann mit einer Anzahl von alten geheimen Hausmitteln und Handwerksregeln und Sprüchen, Rezepten u. dgl. ausrücken würde, zu diesem Zweck abgezogen und in drastische Form gebracht gegen die Geometer. Ich werde mir die Sache anhaltend überlegen und spruchreif werden lassen. Vielleicht erlauben Sie mir, Ihnen gelegentlich eine Probe, wie ich das Ding meine, mitzuteilen, wenn ich erst so weit bin.

Ich werde abgerufen und will gegenwärtige Pflichterfüllung nicht länger zurückstellen. Daher schließe ich für diesmal und verbleibe mit allerbesten Grüßen

Ihr treu ergebenster G. Keller.

Sehr Prosit Neujahr!

250. An Marie Exner

Zürich, 3. Januar 74.

Grundgütiges Fräulein und Komp.!

Die Schachtel mit den zum Teil christlich-germanischen, zum Teil griechischen Geschenken ist glücklich angekommen und hat mich ganz verblüfft, Ihr Geldausgeber! Das Xenion des Herrn Adolphus habe ich glücklicherweise vorher gelesen und beiseite gehalten, da man so schon ein verdächtiges Gesicht über den Sinn der Sendung machte. Aber welch ein schönes Tuch![1]) der reinste Bischofsornat aus medizeischer Zeit! Das Bäumchen[2]) hat sich gut gehalten, nur ein paar Fläschchen sind leer angekommen

[1]) Tischtuch.

[2]) Christbäumchen mit einigen Schnäpsen behangen.

mit eingedrückten Bäuchlein, ich sagte: „Kommt ihr mir so, ihr Esel? Was soll ich jetzt aus euch entnehmen, ihr schlechten Sachwalter?“ Aber sie brachten nicht die geringste Entschuldigung vor! Die Mehrzahl ist indessen ganz geblieben, dank der rührend eigenhändigen Verpackung. Gewiß haben Sie das Schriftliche von den drei Brüdern[1]) für mich zusammengebettelt wie das liebe kleine Prinzeßchen im Märchen, das im Walde einen verfrorenen alten Kohlenbrenner fand und nach Hause lief und seinen Brüdern das Vesperbrot für ihn abbettelte; drei gaben es ihm, und nur der vierte konnte nichts geben, weil er gerade auf der Jagd abwesend war, um die vielen Raubvögel zu schießen, welche zu jener Zeit die Luft verfinsterten, so daß man mit vieler Kunst ein Loch am Himmel suchen mußte, um sie nur fehlen zu können? Und wie gütig und langmütig und fein erlösen Sie mich von meiner Ohrringmarotte! Zwölf Monate brauche ich aber nicht, da ich sie schon lang wieder weggelegt hatte[2]). Ich schicke sie also gleich jetzt mittelst eines fingierten Bücherpaketchens aus jener Zeit, da die Ringe getragen wurden, und bin froh, daß ich sie jetzt verschleppt und gut aufgehoben habe[3]). Das Psalmenbuch der Großmutter, in welchem noch Blumenblätter aus dem vorigen Jahrhundert lagen, hat man mir schon veraberwandelt und verbummelt. Die schmutzigen Bücher[4]), welche zum Packen dienen, stecken Sie in den Ofen, nachdem Sie einen Blick auf die „Kupfer“ geworfen haben, welche von dem berühmten Professor Meyer in Weimar sind, von dem Goethe in seinen Werken fast auf jeder Seite spricht als von „unserm trefflichen Meyer“, „würdigen Meyer“, „höchst verdienstvollen Meyer“ usw.

Beim Suchen dieser Herrlichkeiten stieß ich auch auf beiliegendes Bildchen, das ich dem Bruder Adolf widme. Was mein Aquarellbildchen betrifft, so sind Sie, wenn Sie es wirklich so sehen, wie Sie tun, ein glückliches liebes Sonntagskind, das

[1]) Adolf, Sigmund und Franz Exner.

[2]) S. o. S. 56.

[3]) Die Ohrringe waren verpackt in K. W. Ramlers Poetische Blumenlese auf das Jahr 1775, in deren Innerm ein Loch für die Schmuckgegenstände angebracht war.

[4]) Schillers Musenalmanache für die Jahre 1796 und 1800.

mehr sieht, als wir Alltagskinder; aber ich mache jetzt das andere Blatt jedenfalls noch fertig, und wenn ich mich an Ihnen etwas geübt habe, mache ich mal etwas für den Herrn Bruder, ist das nicht galant? Daß Sie zum Übungs- und Exerzierplätzchen dienen sollen?

Die Erzählung[1]) balsamieren Sie mir auch wieder schön ein mit Preis und Dank; item, es schmeckt doch gut, ich freß' nachgerade alles, was man mir ins Maul schmiert und lecke noch nach dem Löffel! Aber ich fürchte, Sie kehren denselben unversehens einmal um und geben mir mit dem Stiel eins auf die Nase!

Nun will ich Sie aber nicht länger an allem Besseren hindern, was Sie gerade tun. Daß meine Geschreibseln Reliquien sein sollen, habe ich nicht behauptet, ich meinte nur, ich weiß selbst nicht mehr was.

Es dunkelt, und ich will enden; doch werden die Tage schon ein klein wenig länger. Nun stellt Euch meine Dankbarkeit so großartig vor, als Ihr wollt! Sie wird bald so chronisch bei mir, daß sie fast eine Art Gemütsverbesserung zuwege bringt! Übertrumpfen Sie mir das!

Gottfried Keller.

251. An Adolf Exner

Zürich, 12. Januar 1874.

Lieber Freund!

Ich möchte Herrn Osenbrüggens Glück und Ende keinen Augenblick in seinem Laufe aufhalten und antworte daher sofort[2]).

Der Frau Heim will ich die traurigen Nachrichten, die Sie ihr senden, morgen mitteilen[3]).

---

[1]) „Dietegen."

[2]) Dem Zürcher Strafrechtslehrer Eduard Osenbrüggen (1809—1879) beabsichtigte man in Wien für dessen literarische Beteiligung an dem österreichischen Strafgesetzbuch einen Orden zu verleihen. Exner hatte gefragt, ob diesem Vorhaben von seite der schweizerischen Gesetzgebung nichts entgegenstehe. Keller beantwortete diese Frage auf einem besonderen für den Justizminister bestimmten Blatt.

[3]) Tod der Frau Ladenburg, bei der Marie Exner nach dem Tod ihrer Mutter erzogen worden.

Das zweite Aquarellbildchen stockt ein wenig, da die Sorrentina[1]) bei dieser Kälte nicht genugsam heizt und ich im Malzimmerchen krumme Finger bekomme. Ich werde aber dieser Tage einen Staatsstreich in Szene setzen und plötzlich alle meine vier Zimmer mit weitaufstehenden Türen miteinander heizen lassen und dabei so drohende Blicke umherschießen, daß ich mehr Furcht einflöße als empfinde.

Sie sollen schon mal was bekommen; wollt' ich Ihnen etwas Schlechtes geben, so hätt' ich jetzt schon ein großes rundes Albumblatt vom Zürichberg, das für die Frau Wesendonck bestimmt gewesen und ihr vorenthalten worden ist wegen übler Aufführung[2]). Allein Sie sollen etwas kriegen, das, soweit ich dilettantischer Pfuschbold es überhaupt kann, gelungener ist. Ich danke Gott, daß ich mit dem ersten Tapetchen noch so mit einem blauen Auge davongekommen bin bei Euch kritischen Wienern. Viele Grüße

Ihr ergebener G. Keller.

Die Schwester soll doch das Köpfchen nicht zu sehr hängen lassen!

252. An Emil Kuh

Zürich, 12. Februar 1874.

Meine Briefschulden haben sich wieder tüchtig gehäuft, und ich kann sie auch jetzt nicht nach Gebühr abtragen, was Gott bessern wolle, ich werde es schwerlich tun!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre gute Meinung von den neuen Novellen, soweit Sie dieselben kennen[3]); aber rauchen Sie den starken Lobtabak nicht weiter, wenn Sie mir nicht Feinde erwecken wollen wie Sand am Meer! Ich muß ihn für mich selbst noch auslaugen, wenn ich das mir zukommende und zuträgliche Friedenspfeifchen davon genießen will in stiller Ruhe-

[1]) G. Kellers Schwester, mit Anspielung auf Goethes „Tasso", 5. Aufzug, 4. Auftritt.

[2]) Es ist das schöne Blatt auf Tafel 7 bei C. Brun, Keller als Maler, bei Berlepsch S. 135.

[3]) Kuh hatte Keller am 8. Januar voll Begeisterung über „Kleider machen Leute" und „Der Schmied seines Glückes" geschrieben (Zürcher Taschenbuch 1904. S. 28 ff.) und einen Artikel in der „Wiener Abendpost" angekündigt (erschienen am 28. Dez. 1874, wieder abgedruckt bei Schär, E. Kuhs Aufsätze S. 361. ff.)

stunde. Da das vierte Bändchen immer noch zwei bis drei Wochen zögern wird, so schicke ich Ihnen wenigstens die Aushängebogen der einen kleineren Erzählung desselben. Die erste Hälfte ist vor zehn Jahren gemacht, die zweite neulich am Mondsee im Salzburgischen. Dazwischen liegt nicht ein aufgezeichnetes Wort, und von der ersten Hälfte hab' ich selbst das ursprüngliche Manuskript in die Druckerei gegeben. Und doch ist der Schluß anders, als er vor zehn Jahren geworden wäre, oder etwas anderes, d. h. nicht mit bezug auf die Fabel oder Erfindung. Dies sage ich, weil ich dieser Tage eine Äußerung von unserem Otto Ludwig über den ersten Band der „Leute von Seldwyla" von 1861 gelesen habe aus einem Briefe an Berthold Auerbach, den Julian Schmidt der Schwätzer in der Westermannschen Monatsschrift[1]) in einem Aufsatze über Ludwig reproduziert. In dieser Äußerung, mit welcher ich unverdient gut wegkomme, fiel mir nämlich wieder das Grübeln über die Mache auf, dieses aprioristische Spekulieren, das beim Drama noch am Platz ist, aber nicht bei der Novelle und dergleichen. Das ist bei dieser Schule ein fortwährendes Forschen nach dem Geheimmittel, dem Rezept und dem Goldmacherelixier, das doch einfach darin besteht, daß man unbefangen etwas macht, so gut man's gerade kann, und es das nächstemal besser macht, aber beileibe auch nicht besser, als man's kann. Das mag naturburschikos klingen, ist aber doch wahr.

Sie können sich denken, daß ich bei Entdeckung der fraglichen Stelle in dem Ludwigsbriefe beinah humoristisch angeregt wurde, da mir natürlich meine eigene Äußerung über den Wackern einfiel, die Sie haben abdrucken lassen. Sie ist allerdings etwas zu eckig und hart für die Veröffentlichung gewesen[2]).

Die letzte Geschichte des vierten Bändchens habe ich dagegen nochmals umgewendet, da sie mir zu niedrig gegriffen und zu skurril erschien als Abschluß des Ganzen. Vielleicht finden Sie, daß gerade hierdurch das, was der oben bezeichneten Schule so Kopfzerbrechens macht, verloren gegangen ist und ich es doch habe besser machen wollen, als ich kann.

[1]) Februar 1874 S. 545, vgl. Bd. 1 S. 367.

[2]) Vgl. zu Nr. 243 oben S. 70.

Für Ihr Auftreten gegen den Benedixschen Unglücksnachlaß bin ich Ihnen sehr dankbar[1]). Ich hatte leider das Buch, weil ich dessen Inhalt nicht gar so kraß glaubte, als gleichgültiges Zeug mit der gleichzeitig erhaltenen neuen Auflage des Rümelinschen Buches[2]) ungelesen zurückgeschickt. Seither habe ich den unglaublichen Inhalt (unglaublich, weil von einem gebildeten deutschen Manne herrührend) in den „Zwölf Briefen eines Shakespearomanen" von Noiré zum Teil kennen gelernt und wieder gesehen, daß der Lebenstrieb der Neidhämmel doch die stärkste Kraft ist, denn sie setzt über Jahrhunderte hinweg! Ja über Jahrtausende! Denn ich habe selber einen mehr als Bruchstück gebliebenen Epiker unserer Tage, der auf Homer jaloux war, einmal den letzteren ärgerlich „dieser Mann" nennen hören, als ob er jetzt und in der gleichen Straße mit uns lebte.

Man sollte aber das Benedixsche Satyrspiel als Beigabe zu einer Tragierung des Rümelinschen Wesens brauchen; denn auch hier ist die Strafe noch nicht vollzogen. Ich bin der Meinung, daß hier des Pudels Kern nicht der Handwerksneid, aber ein unberechtigter und unbewiesener nikolaitischer Geschmackseigensinn oder vielmehr eine Geschmacksbeschränktheit ist, trotz der feineren Rhetorik.

Ihre verschiedenen Aufsätze will ich Ihnen gelegentlich zurückschicken und dazu schreiben, wenn ich sie nochmals gelesen habe. Inzwischen danke ich Ihnen tausendmal dafür.

Die Placierung Ihrer Besprechung der „Legenden" in der „Neuen freien Presse"[3]) habe ich nicht bemerkt, dagegen haben Sie recht, wenn Sie Ihre Arbeiten nicht gerne hinter diejenigen meines Mit-Zürich-Bewohners und guten Bekannten Scherr[4]) gesetzt sehen, der alle Tage trivialer und seiltänzerischer wird.

Ihre Frau Gemahlin kann, glaube ich, den beifolgenden

---

[1]) Betrifft eine Serie von Aufsätzen Kuhs über „Shakespearomanie" von Benedix im Feuilleton der „Wiener Abendpost" 1873 S. 2292 ff.

[2]) „Shakspeareſtudien."

[3]) Neue Freie Presse 1872, Nr. 2795, Morgenblatt; wieder abgedruckt bei Schär, Kuhs Kritische und literarhistorische Aufsätze S. 352 ff.

[4]) Johannes Scherr (1817—1886). Über Kellers Verhältnis zu ihm vgl. Bd. 1 S. 429.

„Dietegen" (ein Taufname, der nur noch in unserem Zürcher Kalender vorkommt, wo ich ihn geholt habe, sollte eigentlich Dietdegen geschrieben werden) den Kindern vorlesen[1]); ich bin aber in diesem Punkt nie ganz sicher.

Schreiben Sie mir immer ein paar Nachschriften, solang Sie Platz haben, das ist behaglich und wärmt, wie ein Schnäpslein. Den Passus wegen des die Mutter umhalsenden Knaben verstehe ich ohne Mißverständnis. Ich war ein Kind von kaum fünf Jahren, als ich von einer Nachbarin sagen hörte, man werde ihre Vermählung feiern. Ich verstand „Vermehlung" und träumte gleich darauf von ihr, d. h. von der Person, wie sie entkleidet, in einen Backtrog gelegt und mit Mehl eingerieben und zugedeckt wurde, und dieser Traum hinterließ mir einen sehnsüchtig traurigen Eindruck, der mich lange Jahre trotz allen Gelächters nie verließ. Doch nun gute Nacht nach diesem Hauptstück von Kinderei. Es ist neun Uhr.

Ihr G. Keller.

Nächsten Sommer werde ich ziemlich sicher auf ein paar Wochen nach Wien gehen. Da muß doch was abgeredt werden.

253. An Marie Exner

Zürich, den 22. März 74.

Verehrungswürdigste Fräulein Marie Exner!

Bin ich nicht ein wackerer Faulpelz, der seine Weihnachtsgäbchen um Ostern fertigkriegt? Ich glaube, wenn mir's nicht ums Schreiben zu tun wäre, so stäke ich noch in dem schlechten Holzweg, der hiemit sich nach Wien erstreckt[2]), der mich von unten auf demoliert hat wie jenen Hühnerhund, der sich die Beine kurz lief und nachher noch ein artiges Daxerl abgab. Das Höllengebirge und das neblige Tal sind natürlich purer Schwindel, da ich keinen Strich davon besitze, weil ich immer auf den Boden sehen mußte. Die Vögel auf den Bäumen sind nicht jagdbar. Es sind drei verzauberte Schustergesellen, die am hellen Tage Astronomie treiben. Wenn Adolf auf sie schießen würde, so

[1]) Wonach Kuhs Frau sich erkundigt hatte (Kuh an Keller, 8. Januar 1874).
[2]) Das Aquarell: Weg nach Unterach.

würden sie sich sofort in Menschen, d. h. Schustergesellen, verwandeln und ihn furchtbar durchbläuen. Der Dicke, der die Mauser zu haben scheint, ist der schlimmste. Übrigens ist auch dies Bildchen nicht geworden, wie ich es gemeint habe. Betrachten Sie beide als Kuriosa. Nun haben Sie noch Geld für einen Rahmen ausgegeben, das war wieder klug angestellt von mir! Ich dachte, ich könnte mit Beigabe eines Rahmens nicht wohl die Zumutung aussprechen, daß Sie das Zeug aufhängen sollten und dachte dann in Wien zu beiden einfache braune Holzstäbe darum machen zu lassen, wenn ich wirklich nach dieser merkwürdigen Stadt gelangte und die Sachen des Aufhängens würdig befunden würden. Man kann das jetzt noch so einrichten. Sie dürften nur, wenn das andere Bildchen in der Tat eingerahmt ist (wie mir nämlich Adolf schrieb) diesem den Rahmen verkaufen, ich male ihm dann auch was hinein.

Ich war heute bei Frau Heim und hörte, daß Ihr allerlei Kümmernisse gehabt, was ich froh bin nicht gewußt zu haben; möge lange nichts so wiederkehren. Ich hatte auch nicht gewußt, daß Frau Ladenburg Ihre Pflegemutter gewesen ist, als Sie mir es schrieben.

Ihrem Bruder Siegmund bin ich immer noch das Porto schuldig für den „Dietegen", den er bei seiner Abreise vom Mondsee mitgenommen und auf die Post gegeben hat. Ich habe es nicht vergessen. Es ist mir unglaublich, daß er mit seinem Glück in solcher Gefahr ist, wie Sie der Frau Heim geschrieben haben, und wie ein Traum. Aber so ist einmal die Welt!

Sie malen also fleißig und haben auch einen düstern Mondsee gemacht à la Byron[1])? Den werde ich schön beaugapfeln, wenn ich anrücke und nichts dazwischen kommt. Und kein Schafberg wird mich bedrohen; übrigens lauf' ich hier ziemlich auf die Berge und geh' auch jedesmal wieder herunter; das tu ich nicht anders, denn ich liebe die Ordnung.

Euer schönes Teezeug ist noch nicht eingeweiht, wird aber dies Frühjahr an die Reihe kommen und dann nicht wieder verschwinden, als wenn es gewaschen werden muß.

[1]) Marie Exner an G. Keller: „Ich muß meine Landschaften gewöhnlich à la Byron halten, um mit Düster die Schäden zu decken."

Also Sie wollen mir für nichts mehr danken? Und lieber platzen? Da nehmen Sie sich in acht! Ich müßte ja um Ihr Angedenken herumstehen und es ewig beweinen, oder eine Legende schreiben vom guten Marienkinde, das an unterdrückter Dankbarkeit gestorben ist und den lieben Gott gezwungen hat, eine neue Klasse von Engeln zu stiften mit silbernen Röcken und roten Absätzen an den Schuhen, der Seltenheit wegen. Jetzt ist es halb neun Uhr, und da ich heute doch nicht mehr packen kann, so will ich den Brief morgen schließen und jetzt ins Wirtshaus gehen; es gibt Schwechater Bier in der „Kronenhalle".

Den 23. März 1874.

Ich hab' keins bekommen, da kein Platz mehr war und ich wieder fort mußte. Ich ging in den „Zürcherhof" und trank mit einem jungen Architekten eine Flasche Wein. Es ist ein Millionär, der nur in Gedanken schafft, weil die italienische Renaissance, sein Ideal, vorüber ist. Aber er spricht auch nichts; wenn ich glaubte, er habe wieder einen Palast oder eine Domfassade oder ein Baptisterium fertig, so fragte ich schüchtern, ob er heut spazieren gewesen sei? Allein er baute offenbar noch den Turm fertig, denn er antwortete erst in einer Viertelstunde: Nein! Nach dieser Unterhaltung ging ich nach Hause. In der Nähe meiner Wohnung stand ein Haufen Handwerksbursche, die sangen andächtig und schmelzend in die Märznacht hinaus, soviel ich verstand:

Und schau' ich ihr ins Antlitz schön,
Ist Wonne meine Pflicht!

Als ich zehn Minuten später im Bette lag, hörte ich, wie dies wackere Pflichtgefühl sich betätigte durch das Geschrei und Getöse einer schrecklichen Prügelei. Das klatschte nur so! Als auch dieser Lärm verhallte, verrichtete ich ein kurzes Nachtgebet an meinen Schöpfer und dankte ihm besonders inbrünstig für die Extraverzierungen, mit denen er meine Ohren bedacht hat. Dilthey ist seit zehn Tagen an die Hochzeit seines Bruders gereist. Er hat einen Ruf nach Gießen bekommen, und ich fürchte, wir könnten ihn verlieren, warum? weil die Rinderknechtshöhle eingeht, die ihn immer so ärgert und er doch nicht entbehren kann;

besonders die alte Intrigantin Steinheil scheint ihn höllisch zu zwiebeln.

Was macht auch Frau Eller? Ich habe dieser Tage an sie gedacht, als ich den neuen Roman ihres Freundes Berthold Auerbach[1]) zu lesen anfing, über den man zu ihrem Schmerz am See so losgezogen hat. Das Buch scheint aber schwach und langweilig wie ein dreibändiger Volkskalender. Ich hab' es meiner Schwester hingeworfen mit einem Gemurre, worauf sie meinte, es werde eben jedem so gehen, wenn er alt werde. Diese erste literarische Bemerkung, die ich von ihr hörte, machte mir eine Gänsehaut. Wer sagt's einem, daß man alt geworden ist und nicht mehr schmieren soll? Übrigens ist es bei Auerbach nicht gerade das Alter, sondern seine verfluchte Altklugheit und sein Industrialismus. Himmel! was schreib' ich Ihnen für Zeug!

Jetzt weiß ich gerade wahrhaftig nichts mehr Schreibbares und glaubte doch so viel plaudern zu können. Seien Sie froh, daß mir der Faden ausgeht, so brauchen Sie ihn nicht länger aufzuwickeln. Seien Sie nicht allzu fleißig und plagen sich nicht, denn es kommt nicht viel bei der Plage heraus.

Wie geht es dem Herrn Ernst Fleischl? Ich führe fortwährend sein Zigarrenetui in der Tasche, es ist immer gleich hübsch und nicht umzubringen. Ich muß ihm auch mal was schenken, dem nacketen Kniehuber.

Pour revenir à nos moutons, so ist das beiliegende Bildchen nicht recht fertig, es hätte nochmals übergangen werden müssen, da allerlei kleine Roheiten und Schwächen darin sind, abgesehen von der allgemeinen Schwäche; aber i mag nimmi! Der Schlingel in mir will auch sein Recht haben, dieser brave Kerl allein hat mich aufrecht gehalten und zu Jahren kommen lassen.

Da haben Sie also wieder was in das mir so schmeichelhafte Kästchen[2]), ich will es schon voll schreiben; wenn dies geschehen, so verbrennen wir die alten Kräuter und fangen von neuem an; an Bafel fehlt es mir nie, wo ich den Leuten gut bin. Mit der X. hätt' ich neulich fast schöne Händel bekommen, aber es kommt

[1]) „Waldfried."

[2]) Marie Exner an Keller, 10. Januar 1874: „Die Ohrringe habe ich in den hl. Schrein versenkt, das Keller-Kästchen, und den letzten Brief dazu."

schon noch einmal, denn sie taugt gar nichts. Sie fängt nun an, tückisch und sackgrob zu werden, wenn man sich nicht zu ihren Narrheiten hergeben will. Seien Sie froh, daß Sie was können und sind und leben Sie glücklich und gesund nebst Gruß!

Ihr ergebener G. Keller.

254. An Adolf Exner

Zürich, 19. April 1874.

Lieber Freund!

Ehe ich Euere Spur verliere, muß ich noch eine Epistel abgehen lassen. Sie haben sich punkto Schreibens nicht übel gehalten, so daß ich Ihre Hauptmannschaft wieder anerkennen will bis auf weiteres. Mit meinen schnöden Jagdanspielungen will ich Sie auch verschonen, wenigstens bis ich wieder neue Taten sehe, denn die alten kann ich nicht ewig besingen.

Daß Ihr das neue Haus noch nicht beziehen dürft, ist eine weise Anordnung des Arztes; ich habe im stillen immer gedacht, ob denn das nicht Gott versucht sei. Ich wollte nun recht gerne als Schwamm in das Häuschen sitzen und es austrocknen, indem ich vermöge meines guten Durstes alle Feuchtigkeit in mich söge; allein ich habe gehört, daß von den Schröpfköpfen, die ich nachher den ganzen Winter durch ansetzen müßte, einem der Buckel unerträglich juckt, und ich kann wegen meiner Korpulenz mir nicht mehr gut den Rücken kratzen. Ich muß schon jetzt ein Stäbchen oder krummes Schüreisen nehmen, wenn's mich dort jückert. Auch wissen Sie, daß man in Zürich von einer unangenehmen Sorte von alten Weibern geschröpft wird, da es keine Bader gibt wie anderswo, und ich bin diesem Schicksal bis jetzt noch glücklich entronnen. Ich wage daher das Anerbieten, Euch das Haus hübsch auszutrocknen, noch nicht zu machen, tu' es aber vielleicht noch.

Dilthey hat auch Rheumatismen gehabt, die er in Baden bei Zürich sich vertrieb, während ich ihn weiß Gott wie weit glaubte. Wahrscheinlich hat er dieselben bei seinen kalten Gipsvenüssen im Antikensaal geholt. Ich würde die Luder kurz und klein schlagen, wenn's mir passiert wäre. Er hätte nach

Gießen gehen sollen, konnte aber für einmal noch festgehalten werden mit einer kümmerlichen halben Maßregel. Ich sehe mich trotzdem im Geiste schon wieder, wie ich mich treulich des Wegessens und Wegtrinkens befleiße und mich sogar einen halben Tag lang darauf freue.

Auf ein Bild für Sie fange ich jetzt an zu denken, denn das muß wohl überlegt sein und Schick und Stil haben. Es hat eben eine andere Nase, für ein großes Tier von Gelehrten etwas zu machen, als nur für ein leichtfüßiges Mägdlein, so eine Grasmücke; so schön sie singt, ist doch kein rechter Ernst dabei. Nein, bei Ihrem Bild muß es heißen: Donnerwetter! wer hat das gemacht? Hier haben Sie einstweilen einen Zucker und ein Schnäpschen, damit Ihnen der Mund nicht zu sehr wässert!

Heute haben wir in der ganzen Schweiz Abstimmung über die Bundesrevision, die angenommen wird, dank der Tollheit der Ultramontanen, sonst wär' es wieder nicht gegangen. Morgen Kanonendonner, Feuer auf den Bergen und viel Getränk, der Dienstagsschädel brummt mir jetzt schon.

Auf das Gartenzimmer[1]) abonniere ich nichtsdestominder für ein anderes Jahr, ich habe die Idee, daß ich dort einmal während vierzehn Tagen plötzlich eine Komödie schreiben würde, hier komm' ich doch nicht dazu.

Die Punktationen wegen der diesjährigen Wien- (ja nicht Wein-) reise stehen in beiliegendem Schreiben an Ihre Haustyrannin, das ich ihr zu geben bitte.

Beste Grüße. Ihr G. Keller.

Laßt jedenfalls im Herbst vorher noch tüchtig heizen in dem neuen Haus, ehe Ihr einzieht, oder wartet bis nächstes Jahr!

255. An Marie Exner

Zürich, 19. April 1874.

Der Fräulein Marie.

Mit Ihnen will ich nun das Geschäftliche wegen meines Hinkommens besprechen, da Sie doch das Hausmütterchen sind und für die Sachen aufkommen müssen. Daß ich mich etwas

[1]) Im neuen Hause.

verklausuliere, kommt davon, daß ich die Götter fürchte, und nicht von der Unlust[1]). Sie haben ja jetzt schon gesehen, wie es mit den Vorsätzen geht. Also das „Schlößel" ist mir das beste in jedem Fall, vorausgesetzt, daß es nicht gerade eine Ausspannung für Fuhrleute ist[2]). Wenn ich dann dort bin, so komme ich jeden Tag ein paarmal zu Euch. Die Hauptsache ist, daß ich am Abend gut versorgt und nicht der Kneipwildnis von Wien überlassen bin oder wenigstens in guter Kompanie ausrücke. Was nun die Zeit betrifft, so schickt es sich für mich auch im Juli am besten; ich würde es dann so einrichten, daß ich etwa zehn Tage in Wien wäre und dann mit Euch an den Mondsee reiste, was ich mir als lustig vorstelle; dann aber nach ein paar Tagen mich seitwärts in die Büsche schlüge. Ich soll noch mit einem andern Wiener[3]), der in Meran hockt, diesen Sommer irgendwo zusammentreffen, was alsdann am besten um jene Zeit geschähe. Wenn Ihnen meine Zusendung wirklich einiges Vergnügen gemacht hat, so bin ich über Verdienen belohnt. Ich würde am liebsten gleich wieder ein Bildchen anfangen, wenn es nicht zu weichlich wäre, zu viel für sein Vergnügen zu tun (husten Sie nicht!). Dem Herrn Bruder Karl will ich extra nach Troppau schreiben, sobald ich ihm ein Buch schicken kann, um ihn für den Ankauf des „Grünen Heinrich" zu strafen! Sein drolliges Schreiben hat mich sehr gefreut, obgleich die Sage von der Schlafzimmertreppe in See, die ich nun wiederholt vernehme, mir sehr dunkel klingt[4]).

[1]) Marie Exner an Keller, 5. April 1874: „Sie schreiben immer so reserviert und verklausuliert, wenn Sie auf das Kapitel der Herreise zu sprechen kommen. Ist das Respekt vor den himmlischen Mächten oder Unlust an dem Gedanken?"

[2]) Ins Hotel Schlößel in der Nähe der Exnerschen Gartenwohnung, in der man noch nicht schlafen könne, sollte Keller bei seiner Ankunft in Wien einquartiert werden.

[3]) Emil Kuh.

[4]) Karl Exner als Nachschrift in dem Briefe Maries vom 5. April: „Ich bin der mit den langen Knochen. Sie haben mich auch noch anders genannt. Als ich am letzten der denkwürdigen Abende in See, da wir des ‚Gottes voll' beisammen waren, mich von Ihnen verabschiedete auf der obersten Stufe Ihrer Treppe (warum nicht auf der untersten, werde ich der Welt gegenüber als Geheimnis zu bewahren wissen), nannten Sie mich einen ‚Schweinehund', obzwar mit mitleidig-zärtlicher Betonung."

Der Frau X. habe ich ihre Sünden für einmal ausgelöscht, da so artig für sie gebeten wird. Ich habe ihr auch vor acht Tagen Ihren Gruß gebracht, was mir aber fast übel bekommen wäre. Ich erhielt schwarzen Kaffee und starken Kognak vorgesetzt, alles ganz gut. Bald jedoch kam Fräulein Y., die Sie gewiß kennen, und nun war ich mutterseelenallein mit den beiden Tigerkatzen eingeschlossen und keine menschliche Hülfe in der Nähe. Nur in einem entlegenen Zimmer lag der alte kranke Vater, der mir natürlich nicht beispringen konnte, wenn mein Jammergeschrei ertönte. Zum Glück verfielen sie zunächst auf das Kognaksaufen. Frau X. goß als Renommistin gleich ein Gläschen hinunter; Fräulein Y. dagegen lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, schlug die Beine übereinander und hielt, auf den einen Arm gestützt, mit dem gebogenen andern Arm und zwei Fingern das Glas in der Höhe ihrer Augen vor sich hin, famos! Sie sah akkurat aus wie eine etrurische Dame auf dem Wandgemälde einer antiken Grabkammer, wo die Toten als in schönem Lebensgenusse sitzend abgebildet sind. Es war nun eine Weile ganz still; bald aber erschienen mir die Damen wie zwei Schatten aus der Unterwelt, welche warmes Hammelblut trinken müssen, um zu etwas Seele zu kommen. Ihre Blicke schienen sich glühend und gierig auf meine unglückliche Korpulenz zu richten, ich begann zu ahnen, daß sie mich für einen fetten Schöps hielten, der zum Abschlachten gut sei. Frau X. näherte sich ihrem Spiegeltischchen, wo sie ein elegantes Kästchen stehen hat. Als ich neulich einen Blick hineingeworfen, hatte ich bemerkt, daß zehn scharfe stählerne Klauen darin sind, scheinbar zehn Fingerhüte, für jeden Finger einen. Diesem Kästchen trat sie nahe und mir der Schweiß auf die Stirn. In dieser Not ertönte plötzlich die Stimme ihres Mannes, der nach Hause kam, und ich war gerettet und echappierte augenblicklich, werde auch nie mehr allein hingehen, Sie mögen sagen, was Sie wollen.

Freilich hat es auf jenem Wege so viele Steine und noch viel mehr[1]); alle Steine der Welt sind dort, nur der Stein der

[1]) Auf Kellers Bildchen vom Mondsee. M. Exner an Keller: „Nur wollt' ich noch sagen, so viele Steine waren doch nicht auf jenem Wege."

Weisen nicht, er müßte denn rechts um die Ecke herum liegen, wo ich noch nachsehen will, wenn ich nochmals hinkomme.

Daß es der Fräulein Winiwarter besser geht, ist ja vortrefflich; grüßen Sie schönstens den Herrn Siegmund und überhaupt jeden, der es hören will, Herrn Seraphin nicht zu vergessen! Aber was ist's denn mit Ihnen selbst, daß Sie sagen, ich soll niemals zu streng sein?[1]) Was für eine Teufelei beabsichtigen Sie mir anzutun, daß Sie sich jetzt schon Straflosigkeit sichern wollen? Nun ich werde mir jedenfalls den Schaden besehen, ehe ich amnestiere. Eigentlich werde ich doch nicht viel machen können; es guckt mir soeben ein blühender Kirsch- oder eigentlich Zwetschgenbaum mit der Abendsonne ins Fenster und stimmt mich mild und gnädig, und so sei's Ihnen denn zugesagt! Nur beißen Sie mir nicht geradezu den Kopf ab! Behüt' Sie der Himmel auch mit allen Ihren Siebensachen. Also im Juli werde ich im Hotel „Schlößl" einziehen, vorher aber nochmals schreiben und fragen, wie die Gestirne stehen. Ihr ergebener G. Keller.

256. An Emil Kuh

Zürich, 11. Juni 1874.

Sie sind wahrhaftig selber schuld an dem langen Ausbleiben meiner Briefe; denn Sie haben mir mit Briefen, Beilagen, Aufsätzen, Lyrika usw. so schweres Geschütz aufgeführt, daß die Erwiderung zu einer ordentlichen Arbeit würde, die ich auch jetzt noch aufschieben muß. Vorläufig meinen Dank für alles. Die Gedichte[2]) haben mich veranlaßt, einmal nachzugraben nach Ihren Antezedenzien und da hab' ich dann zu meinem Schrecken im „Wurzbach" gefunden, daß Sie ja schon vor vielen Jahren einen Band Gedichte herausgegeben haben, wovon ich Unglückseliger nichts gewußt. Ich pflege nämlich allen Österreichern in Wurzbachs Biographischem Lexikon nachzuspüren.

Von der so gütigen Einladung, die Sie mir ausrichten, bin ich

[1]) M. Exner an Keller, 5. April 1874: „Kommen Sie und werden Sie niemals zu streng mit uns!"

[2]) E. Kuhn sandte am 10. März einen großen Brief mit Versen (Zürcher Taschenbuch 1904 S. 32 ff.).

überraſcht, zugleich aber auch betrübt, da ich leider keinen Gebrauch davon machen kann[1]). Ich habe nämlich abgeredet, im Juli nach Wien zu gehen und von dort mit dem dortigen Profeſſor Adolf Exner, Nachfolger auf Iherings Lehrſtuhl, wieder nach Oberöſterreich zu gehen, von wo aus ich Sie dann wo Sie wollen in bajuvariſchen Gebieten aufſuchen werde. Zweimal aber kann ich dies Jahr nicht wohl fort. Ich bitte Sie demnach Ihrer verehrteſten Frau Schweſter meinen verbindlichſten Dank für die große und unverdiente Freundlichkeit ausſprechen zu wollen. Indeſſen wie wäre es, wenn wir mal kurzerhand etwa an einem Sonntag Mitte Weges für einige Stunden zuſammentreffen würden? Mit einem frühen Zug von Baden abgehend, ſind Sie bei guter Zeit in Freiburg oder Baſel und ich ſo von Zürich aus ebenfalls. Nötigenfalls könnte man etwa übernachten und am Montag früh wieder auseinander fahren. Überlegen Sie ſich das.

Ihr Brandſtätter hat mich köſtlich amüſiert, es gibt doch wunderliche Käuze unaufhörlich[2]). Zu den Shakeſpeare-Anbellern iſt jetzt auch Hartmann der Unbewußte geſtoßen. Ich hätte Ihnen ſeine Schrift[3]) beinahe nach Meran geſchickt, jetzt werden Sie dieſelbe wohl ſchon ſonſt geſehen haben: Gegen Romeo und Julie. Auf der letzten Seite heißt es wörtlich: „Wie abſtoßend erſcheint uns nicht die Desdemona, die mit dem ältlichen Mohren davonläuft" uſf.

Doch muß ich die literariſchen Seiten meiner Erwiderungen wie geſagt verſchieben und bitte ſich für wohl gegrüßt zu halten.

Ihr G. Keller.

Wenn Sie ſich abermals mit Rezenſionen meiner Siebenſachen wirklich abgeben mögen, ſo iſt es wohl beſſer, Sie warten noch das vierte Bändchen[4]) ab, das jetzt baldigſt kommt. Die Symmetrie im „Dietegen" iſt ja der Keim der ganzen kleinen Geſchichte, da

[1]) Bezieht ſich auf eine Einladung auf die Villa von Emil Kuhs Schweſter in Baden-Baden, vgl. den folgenden Brief.

[2]) Geht auf das Buch, „Die Gallizismen in der deutſchen Sprache" und die darin enthaltenen ſchiefen Ausſetzungen.

[3]) Eduard von Hartmann, Shakeſpeares Romeo und Julia (1874).

[4]) Der „Leute von Seldwyla".

das Ineinandergreifen der beiden alten Rechtsgebräuche des Lebenschenkens die Idee hergab.

257. An Marie Exner

Zürich, 17. Juni 1874.

Gute Fräulein Marie!

Ich danke Ihnen schönstens für Ihren liebenswürdigen Brief. Halten Sie die Rosen[1]) nur gut in Zucht, es ist ein flatterhaftes Volk und abfällig wie die Juden im Alten Testament. Auf den 1. Juli werde ich schwerlich schon loskommen können, will aber so furchtbar schaffen, daß ich auf den 3., 4. oder 5. kommen kann.

Aber warum soll ich nun nicht zum „Schlößl" gehen? Ihr seid gewiß jetzt noch geniert durch mich! Indessen macht's wie Ihr wollt und habt den Schaden vor Euch! Ich weiß noch nicht, ob ich in Einem Zug fahre und würde in diesem Falle dann von hier aus telegraphieren, daß jemand zu Haus ist, wenn ich komme; mache ich aber etwa in München einen kurzen Halt, so telesponsiere ich von dort aus[2]). Ich habe schon einen Plan von Wien gekauft für 1 Franken 35 Rappen, in dem ich vorläufig herumbummle. Vom Westbahnhof wird das Vehikel mit mir wahrscheinlich der Gürtelstraße entlang nach der Josephstadt fahren, wo ich auch eine Schlößlgasse bemerke, in der vermutlich das Hotel gleichen Namens liegt.

Nach Brixlegg[3]) geh' ich dann auch mit und wo Ihr wollt. Mein unbekannter Freund Kuh, Emil, der mich durchaus sehen will, wird dann wahrscheinlich im Vintschgau sein. Jetzt hockt er in Baden-Baden bei seiner Schwester Frau Caro auf einer Villa Caro, wohin ich hätte gehen sollen! Das sind mir aber ganz unbekannte Leute, und ich bin nicht sicher, mit meinem Saufen und meinen schönen Gesängen überall eine so magische Wirkung hervorzubringen, wie bei Euch![4])

[1]) M. Exner, den 12. Juni: „Wie pflege ich meine Rosen und Nelken, damit sie hübsch frisch sind, wenn Sie kommen!"

[2]) Kellers Telegramm vom 7. Juli, in Lambach abgesandt, lautete: „Das Faßl rollt heran."

[3]) Wo Adolf Exner ein Häuschen gemietet hatte.

[4]) Die Exner waren samt und sonders Wassertrinker.

Daß es sich mit Herrn Siegmunds Angelegenheiten[1]) so rasch und schön gewendet, ist ja höchst erbaulich; möge es den Leutchen gut ergehen immer und ewiglich. Ich werde ihnen eine Kaffeemühle kaufen und bin überzeugt, daß Siegmund die Bohnen so verständig und sorglich hineintut, wie die Schrotkörner in seine Jagdflinte am Mondsee. Denn wer eines recht tut, der tut alles recht!

Was Teufel tut Herr Seraphikus[2]) in Capri, ist dort seine Lehrkanzel?

Gestern ließ mich Frau Steinheim, die ich nicht zu sehen bekomme, durch Dilthey fragen, ob ich wisse, daß ihre Nichte und meine alte Freundin Ludmilla Assing von ihrem jungen Mann, dem Jägerleutnant[3]), verlassen worden sei, der mit Geld und Gut ihr durchgebrannt? Also Sappho und Phaon! Und so schnell! Ich hatte darauf gerechnet, daß sie zuweilen ein bißchen Prügel bekommen würde, weil sie auch gar zu unschön ist, aber solche Schmach hatte ich nicht erwartet. Als ich vorigen Herbst nach Hause kam, fand ich ihren Brief vor, wo sie mir ihr gefundenes Herzensglück beschrieb und sagte: „Sie, der Sie alles verstehen, werden es begreifen!“ Parfaitement! dachte ich, kann nun aber doch nicht fröhlich einen Stein auf sie werfen, ich bin nicht überzeugt, daß ich nicht auch gefallen wäre, wenn ich eine alte Jungfer gewesen und mein Geld einen Jägerleutnant angezogen hätte. Ich schmiere so viel über diesen Klatsch, weil die Assing mir geschrieben, sie verkehre viel mit Otto Fleischl, also die Gestalt in das Sternbild getreten ist, an das Sie, kleine Maria stella maris selber grenzen oder drin herumflimmern.

Jetzt will ich aber wieder an meine Arbeit gehen, damit die Zeit der Reise um so schneller da ist, d. h. vorher will ich doch noch einen Kaffee trinken, das erlauben Sie doch?

Ihren Brief bekam ich am Sonntag, als ich eben vorher auch Rosen abgeschnitten hatte in meinem Kanzleigarten. Ein mürrischer Christ in der Nachbarschaft hatte mir zugeschaut, und wie ich die spitzigen Dörner abkratzte, ehe ich die Dinger fest in die Hand nahm. Der sagte zu einem anderen Nachbar, der es

[1]) Verlobung.
[2]) Serafin Exner.
[3]) Cino Grimelli.

mir nachher erzählte: „Der Staatsschreiber da drüben bekommt doch gewiß auch noch einmal Rosen zu fressen, wo er die Dörner nicht vorher wegtun kann!“ Ist bereits dagewesen, würde ich ihm berichtet haben, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, ihn seinem neidischen Ärger über meine Geschicklichkeit zu überlassen.

Leben Sie glückselig, aber nicht zu übermütig bis zum demnächstigen Wiedersehen, so daß Sie auch noch einen Rest von Hochachtung und Ehrerbietung für meine Alterswürde und sonstige Dekoration übrig behalten. Grüßen Sie Adolf bestens, den Bildgläubiger, nicht n! Ihr Gottfr. Keller.

258. An Emil Kuh

Zürich, 18. Juni 1874.

Der Teufel hat wieder sein Spiel, und ich kann leider das Rendez-vous in Freiburg nicht innehalten[1]). Statt Mitte Juli soll ich nämlich schon Anfang Juli meinen Urlaub antreten und habe daher bis dahin jeden Tag zu tun, so daß ich auch nächsten Sonntag nicht abwesend sein kann. Wir müssen nun die Sache nach Tirol verlegen, wohin Sie ja, glaub' ich, auch gehen wollten. Ungefähr nach dem 20. Juli gehe ich nämlich mit Wiener Bekannten in das Inntal, wahrscheinlich in die Gegend von Brixlegg, und kann dann von dort aus einen Abstecher machen, wohin Sie wollen.

Ich schicke Ihnen heute die Schrift von Hartmann[2]) gleich mit, die in jeder Beziehung schwächlich, kleinlich und unphilosophisch ist. Es ist überhaupt interessant, wie unweise die Philosophen der Neuzeit meistens sich behaben: entweder polternd, jähzornig, schimpfsüchtig, kokett dazu, wie Schopenhauer, oder naseweis, alles beschwatzend, knäbisch, mit allem unzulänglichen Publikus sich begnügend, wie dieser Hartmann.

Um auf etwas zu kommen, das nicht viel schöner, aber harmloser, so lege ich die gewünschte Photographie bei mit meinen

[1]) Emil Kuh befand sich damals in Baden-Baden, und Keller hatte eine Zusammenkunft in Freiburg oder Basel vorgeschlagen.

[2]) Vgl. oben S. 96.

besten Empfehlungen. Das Wahrzeichen dieses Bildnisses[1]) ist, daß, als ich zum Photographen beschieden war, unbewußt das alte zerrissene Halstuch noch um hatte, das ich morgens früh zuweilen trage, bis der Kaffee getrunken ist, und welches von dem Kerl mitphotographiert wurde. So reist das arme alte Fähnchen, das wohl zwanzig Jahr alt ist, in seinen alten Tagen noch in alle Welt hinaus.

Viele Grüße von Ihrem G. Keller.

259. An Marie Exner

Zürich, 20. Juni 74.

Sie, schlimmste Exnerin, halten mich, wie es scheint, bereits für wässerig genug, daß Sie schon jetzt einen Schröpfkopf an mich ansetzen, noch eh' ich angekommen und dort gewesen bin. Mit Seufzen hab' ich umstehendes Kantätchen ausgeschwitzt und bin froh, daß es nicht schöner ausgefallen ist, sonst hätte ich für den Schaden eines wirklichen Blutverlustes noch den Spott[2]).

Ich wünsche übrigens viel Vergnügen zu dem vorhabenden Jux und Randal; hoffentlich ist alles vorüber, wenn ich komme, sonst suche ich den alten Semper auf und gehe mit ihm ins Bierhaus,

[1]) E. Kuh 12. Juni 1874: „Auf alle Fälle stecke ich dann [auf dem Bahnhof] ein grünes Blatt als Erkennungszeichen für Sie ins Knopfloch."

[2]) Marie Exner bat am 14. Juni Keller um ein kleines Hochzeitslied für ihren Bruder Siegmund, dessen Trauung in die Zeit fiel, da Keller in Wien weilte. Johannes Brahms besuchte vor Kellers Abreise diesen in Zürich und komponierte das Kantätchen auf den Wunsch des Dichters für ein Quartett. Der Text lautet:

„Zwei Geliebte, treu verbunden,
Gehen durch die Welt spazieren,
Jedes hat sein Herz verloren,
Doch das andre hat's gefunden.

Jedes trägt die leichte Last
Wie die Uhr am Kettchen fast.
Also geht's auf Steg und Wegen
Ruhig fort mit gleichen Schlägen.

„Schau, die können's!" sagen ferne
An der Himmelshöh' die Sterne.
„Wer sind sie?" Gleich schrei'n wir da:
Siegmund und Emilia!"

nachher ins Weinhaus, dann kommen wir Arm in Arm wackelig nach Hause und machen einen Mordsskandal, er wird behaupten, er habe mich nach Haus bringen müssen, und ich werde schwören, er habe es selbst notwendig usw. Schließlich werden wir uns einigen und über alle Umstehenden herfahren mit Hauen und Stechen!

Wonach sich also zu richten.

Der Schluß der „Kantate" ist demjenigen der Goethe-Brahmsschen Rinaldokantate nachgebildet, und ich verspreche mir einen großen Effekt davon, wenn er vom Komponisten richtig behandelt wird.

Für die zwei Zeilen, die ich über die Bestellung hinaus geliefert habe, verlange ich zwei Mandelbögen[1]) extra.

Ich habe Ihnen vor acht Tagen geschrieben, was Sie seither gemerkt haben werden.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener G. Keller.

260. An Regula Keller

Wien, 9. Juli 1874.

Liebe Schwester!

Der Ordnung wegen zeige ich Dir doch an, daß ich seit Dienstag abend in Wien bin bei Professor Exners, die ein kleines, aber schön gebautes Haus mit Garten haben und ich ein schönes Zimmer gegen den Garten. Es ist so heiß, daß ich jetzt den ganzen Tag zu Haus bleibe. Heute früh habe ich schon einige Zürcher Zeitungen bekommen, wo aber nichts drin steht.

Ich habe hier näher vernommen, wie es der Ludmilla Assing gegangen ist mit ihrem Heiraten. Der Offizier hat nämlich vorher einen Kontrakt mit ihr abgeschlossen, den die blinde Kuh unterschrieben hat, wonach sie sich verpflichtete, wenn sie jemals sich trennen sollten, ihm jährlich soundsoviel zu zahlen. Als die Hochzeit nun vorbei war, ging er natürlich sogleich fort, kam aber zu ihrem Entzücken nochmals wieder, um noch was zu erkapern, und ging dann ganz fort[2]).

Mit vielen Grüßen Dein Bruder G. Keller.

[1]) Ein Wiener Backwerk.

[2]) Grimelli endete 1878 durch Selbstmord; Ludmilla selbst starb nach Anfällen von Irrsinn am 25. März 1880 in Florenz. Eine liebevolle Charakteristik von ihr gibt Feodor Wehl, Zeit und Menschen 2, S. 1—100 (1889).

261. An Emil Kuh

Wien, 9. Juli 1874.

Wie Sie sehen, bin ich nun in Ihrer sehr weitläufigen und heißen Vaterstadt schon im dritten Tage und mit dem festen Vorsatz, so wenig als möglich mehr auszugehen.

Ich bitte Sie nun vor allem, mir zu berichten, wo Sie sich während des Juli und August befinden. Meine Gastfreunde hier scheinen erst bis Ende Juli nach dem Tirol gehen zu können; ob ich so lange hier warten mag, ist noch ungewiß, und in diesem Falle würde ich dann vorher Wien verlassen und über Ihren Aufenthaltsort heimwärts reisen, im Falle dort Herberge genug zu finden ist. Im anderen Falle käme ich dann von Brixlegg aus, wo ich dann jedenfalls nicht mehr lange bleiben könnte.

Daß Vischer einen größeren Aufsatz über meine Sünden schreibt, erfüllt mich mit Grausen, besonders wenn er kritisieren wird müssen, was ich schon lange bereut und gebüßt habe[1]).

Über die Shakespearegeschichte hat ein Herr Wagner in Hamburg nun auch ein Buch geschrieben, aber nur gegen Benedix, ohne Salz und mit nur beiläufiger furchtsamer Erwähnung Hartmanns[2]).

Gelegentlich Lorms, so ist es seltsam, daß dieser geistreiche Mann mit dem „Unbewußten[3])" in der Pflege eines der verfluchtesten Zeitphänomene zusammentrifft, der „Deutschen Dichterhalle" in Leipzig, einer Zeitschrift, die an Niaiserie und Ignorierung alles in Deutschland Erfahrenen und Durchdachten das Unglaubliche leistet[4]). Eine förmliche Unreife und Dummheit wird da hoffähig und alles nach 1870! Hoffähig nämlich beim Publikum und alten Literaten. Wenn wir nach der Sommerzeit wieder in unseren vier Wänden sind, so will ich Ihnen, wenn Sie das Unwesen noch nicht kennen, doch einen Pack dieser Blätter zusammenmachen. Ich halte sie nämlich als pathologisches Material.

[1]) Kuh hatte Gottfried Keller (28. Juni und 31. Juli 1874) mitgeteilt, daß Vischer einen umfangreichen Essai über ihn in der „Beilage zur Allgem. Zeitung" erscheinen lassen wolle.

[2]) W. Wagner, Shakespeare und die neueste Kritik. Zur Orientierung (Hamburg 1874). Vgl. oben S. 86.

[3]) Eduard von Hartmann.

[4]) Vgl. Kuh an Keller, 28. Juni 1874.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre gütige Einführung bei Herrn Minister Glaser[1]); allein ich glaube, ich werde diesmal wohl keinen Gebrauch davon machen, da ich mir vorgenommen, keine Besuche abzustatten und nur Bummel- und Spaziergänge zu verüben.

Wollen Sie mir anzeigen, wo Sie sich über die nächsten zwei Monate festsetzen, so können sich meine Projekte definitiv gestalten.

Ihr bestens grüßender

G. Keller
bei Herrn Prof. Exner in Wien
Josefstädter Straße 17.

262. An Josef Viktor Widmann

Wien, den 19. Juli 1874.

Verehrter Herr!

Daß ich, auf einer Ferienreise begriffen, und eine müßige Stunde benutzend, Ihnen von hier aus schreibe, mag Ihnen beweisen, daß meine Schuld tief empfunden ist, die ich gegen Sie trage wegen versäumten Dankes für Ihren „Mose“[2]) und Nichtbeantwortung Ihres Wohlwollens.

Die Art, wie ich dazu gekommen bin, die Sache erst um Tage, dann um Wochen, dann um Monate aufzuschieben, will ich nicht auseinandersetzen; sie ist Ihnen vielleicht aus eigener Erfahrung bekannt. Ihre schöne Dichtung anbetreffend muß ich allerst gestehen, daß deren Besprechung in der Presse, soweit sie mir bekannt und namentlich auch von Zürich ausging, mich keineswegs befriedigte. Die Partie mit dem lieben Gott ꝛc., namentlich dessen Teilnahme an der Hochzeit, wurde geradezu schnöd unterschätzt und philistros behandelt. Dagegen würde ich, wenn ich was zu sagen gehabt hätte, den Wunsch ausgesprochen haben, daß es Ihnen gefallen möchte, Ihr reiches Talent nicht zur Übung des schon Dagewesenen, wie mehr als einmal, zu verwenden, wie z. B. diesmal zur Hirten- und Schäferpoesie des Cinquecento und des siebzehnten Jahrhunderts der Romanen. Es macht

[1]) E. Kuh wollte Keller bei diesem seinem Jugendfreunde, einem Verehrer des Schweizerdichters, einführen.

[2]) „Mose und Zipora“ (1874).

auf mich den Eindruck, als ob ein heutiger Maler durchaus Bilder malen wollte, die man für echte Italiener oder Spanier halten könnte, was freilich immerhin etwas Rechtes wäre. Sie ſehen, daß ich meine Dankbarkeit mit aufdringlicher Offenheit verderbe. Wir ſprechen wohl ein mehreres einmal mündlich über alles. Jetzt weiß ich nichts Rechtes vorzubringen, da mir das Buch zum nochmaligen Durchfliegen nicht zur Hand iſt.

Dann habe ich Ihnen auch meinen demütigſten Dank auszuſprechen für die Herzensergießung, welche Sie in der „Illuſtrierten Schweiz“[1]) über meine Wenigkeit ſo wohlwollend und beſchämend deponiert haben. Über zwei Dinge mußte ich dabei lachen; erſtens darüber, daß Sie mir wegen des odioſen Wurſt wider Wurſt durch den Aufſatz unmöglich gemacht haben, Ihren „Moſe“, wie ich mir vorgenommen hatte, eingehend zu beſprechen und ich ſo um eine etwelche Mühe und Arbeit kam; zweitens darüber, daß ich wieder einmal in meiner teuren Schweiz habe aufgewärmt werden müſſen, was regelmäßig alle fünf Jahre vor ſich geht und immer einem angenehmen Verjüngungsprozeſſe gleicht für ſo einen alten Kerl.

Mit beſten Grüßen Ihr ergebener G. Keller.

263. An Emil Kuh

Reit bei Brixlegg, den 28. Juli 1874.

Mit meinen Wiener Bekannten bin ich endlich geſtern hier angekommen und des Müßiggehens ſo müde, daß ich auf die Heimreiſe denke und wahrſcheinlich in ein paar Tagen von hier weggehen werde, um Sie nach Anleitung Ihrer letzten freundlichen Zeilen noch aufzuſuchen[2]).

Ich möchte Ihnen mit dieſem Briefchen nur mein demnächſtiges Eintreffen anzeigen, wobei ich mir jedoch vorbehalte, den Abſtecher nicht zu machen, wenn ich nach näherer Orientierung allzulange mit dem Poſtwagen fahren müßte, da ich auch noch die ſchienenloſe Fortſetzung nach der Schweiz in Betracht ziehen muß.

[1]) Jahrgang 1874 S. 142: „Die Leute von Seldwyla.“

[2]) In Sankt Valentin auf der Heid im Vintſchgau.

Doch denke ich, es werde nicht so schlimm sein.

Bret Harte habe ich bis jetzt nur wenig gelesen[1]); es machte mir alles den Eindruck des fertig Geriebenen und Ganzen in seiner Art, das sagt, was es sagen will. Vielleicht ist's auch das Lied der Zukunft, mit Revolver und Schnapsflasche im Gürtel; allein ich muß gestehen, daß diese Tabakskauersprache mir noch nicht recht eingehen will. Dies unter uns; ich habe noch zu wenig davon gelesen, um urteilen zu können.

Also hoffentlich auf baldiges Zusammentreffen. Mit besten Grüßen Ihr G. Keller.

264. An Ferdinand Weibert

Brixlegg (Tirol), 30. Juli 74.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe hier, wo ich noch auf der Heimreise per Umweg begriffen bin, Ihre verehrliche Mitteilung vom 27. dieses erhalten. Die Korrekturbogen und die Fortsetzung, womöglich den Schluß des Manuskripts, werde ich Ihnen gleich von Zürich aus schicken. Beigelegt finden Sie den bewußten Artikel aus der Wiener „Presse", welchen ich mir gelegentlich zurückerbitte, da er mir von einem hiesigen Freunde abgeschnitten und zugestellt worden ist und ein kleines Andenken bildet. Über den Verfasser habe ich jetzt eine ziemlich sichere Vermutung, kann ihn aber nicht nennen, um ihm nicht allfällig doch ein Unrecht zuzuziehen. Ist es der Gemeinte wirklich, so würde er schwerlich die unbillige Bemerkung auf Antrieb des betreffenden Blattes gemacht haben, obgleich im übrigen, wie ich höre, Ihre Auffassung im allgemeinen nur zu begründet ist.

Ich habe in Wien noch einen Teil der Arbeit des Herrn Professor Vischer gelesen, welche er in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" über meine Unwürdigkeit veröffentlicht und dieselbe zugleich beehrt und beschämt. Ein so ausführliches Eingehen ist mir noch nie widerfahren oder richtiger gesagt begegnet und es freut mich sowohl die Kritik als das Lob, beides gleich; auch kann ich sagen, daß ich zum erstenmal das hervorheben

[1]) E. Kuh las damals die „Argonautengeschichten".

und zitieren höre, was man in der Stille, wie das ſo zu geſchehen pflegt, hervorgehoben zu ſehen wünſcht. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie mir nach dem Abſchluß des Ganzen die betreffenden Nummern ankaufen laſſen und ſchicken könnten, was in Stuttgart vielleicht eher möglich iſt, als in Zürich, da dort gewiß Einzelnummern auf Bahnhöfen, in Wirtshäuſern ꝛc. verkauft werden, wie überall in Süddeutſchland.

Bis auf weiteres Ihr achtungsvoll ergebener G. Keller.

265. An Jakob Baechtold

Zürich, 13. Auguſt 74.

Verehrter Herr und Freund!

Nach vierwöchentlicher Abweſenheit finde ich Ihre freundliche Gabe, den „Minoriten Georg König“[1]), vor und danke Ihnen herzlich für dieſelbe, die ich mit Vergnügen mir aneignen werde.

Ich erwarte nur die Beendigung des Druckes des vierten Bändchens einer neuen vermehrten Auflage meiner Seldwyler Geſchichten, die erſchienen iſt, um Ihnen endlich auch einmal ein kleines Gegengeſchenk machen zu können. Ferner empfange ich heute Ihre Anzeige von der Geburt einer Tochter, zu welcher ich meine beſten Glückwünſche darbringe. Möge das kleine Weſen gut und ſchön auswachſen und gedeihen. Ich hatte mit dem Baron Reiſchach[2]) wiederholt verabredet, einmal einen Abſtecher nach dem Weißenſtein und Solothurn zu machen und Sie dort aufzuſuchen. Allein es iſt mit dem alten Kerl, der vor der Zeit hinfällig geworden, nicht viel mehr anzufangen, auch verträgt er den Wein nicht mehr, ſondern ſinkt zuſammen, wenn er geladen hat, wie ein überbürdeter Müllereſel. Da nun die ſchweizeriſche Geſchichtforſchende Geſellſchaft, deren kurioſes Mitglied ich geworden bin, ſich im September in Solothurn verſammelt, ſo gedenke ich dann hinzugehen und Sie bei dieſem Anlaß aufzuſuchen.

Alſo auf fröhliches Wiederſehen.

Ihr dankbar ergebener Gottfr. Keller.

---

[1]) J. Baechtold, Der Minorit Georg König von Solothurn und ſeine Reiſebeſchreibungen. Solothurn 1874.

[2]) Wohl Hermann von Reiſchach (1826—1876), ein Vetter Karls von Cotta.

266. An Marie Exner

Zürich, 20. August 1874.

Schönste Fräulein Exner!
Verehrteste Anwesende!

Endlich kann ich von meiner neu angetretenen Arbeit ein bißchen verschnaufen, um etwas Nachricht über mein ferneres Schicksal aufzusetzen.

Das erste Abenteuer nach meiner Abreise von Brixlegg war ein Floh vom Hund Haxel, der in meinem rechten Strumpf herumkroch und mich dort unaufhörlich kitzelte. Glücklicherweise war's ein Hebräer, denn er hörte, da es Freitag war, genau mit Sonnenuntergang auf. Nun stand aber zwischen Kufstein und Rosenheim der Zug fast eine Stunde still wegen irgend eines Vorkommnisses, so daß ich erst nach 11 Uhr in München ankam. Im Hotel „Detzer" mit einem andern Reisenden eintretend, wurden wir treppauf in unsere Zimmer geführt, vier, fünf, sechs Treppen, so daß ich kaum mehr schnaufen konnte; endlich wurde der Gefährte in ein Kämmerchen gestoßen, ich aber noch eine Treppe höher kommandiert, mußte dort unter dem Dach durchkriechen und nun ging's eine Hintertreppe wieder hinunter fünf, sechs, sieben Treppen, bis auf den ersten Stock, wo ich ein schönes, großes, wohlausgestattetes Zimmer erhielt und atemlos in einen Fauteuil sank. Ich erhielt nun die Aufklärung, daß man mir vor dem andern Fremden nicht diesen Vorzug habe einräumen dürfen, mich aber noch wohl gekannt und wegen meiner Artigkeit und guten Sitten noch günstig im Gedächtnis bewahrt habe. Seht Ihr, so bin ich angeschrieben im Hotel „Detzer"!

Das war aber die letzte Unbill, die mir widerfuhr. Gleich am andern Morgen bekam ich von der Marie Eller eine schöne blauseidene Geldbörse geschenkt; dann traf ich wider Erwarten alte Freunde, die mir acht Tage lang mittags und abends und auch zwischenhinein Gesellschaft leisteten, bald aß ich bei ihnen, bald sie bei mir, wo sie immer nicht mehr trinken wollten und doch nicht aufstanden, gerade wie ich bei ihnen. Dann fand ich noch einige nette Gipsfigürchen aus dem Münchener Antikenkabinett, kaum vier Zoll hoch, die ich kaufte und mit den Wienern unzerbrochen nach Haus brachte. Die kleine Minerva macht sich schon als

Modell nützlich mit der einen Schulter für eine lebensgroße Figur, die ich entwerfe. Ich habe mir nämlich in München eine spanische Wand oder Bettschirm ausgedacht mit den vier Tageszeiten, Morgen, Mittag usw., die alle nach dem Bett hinhorchen und zu sagen scheinen: „Er schläft noch, weckt ihn nicht!“ Die vier Damen werden mit gebrochenem altdeutschem Faltenwurf in Leimfarbe gemacht; wie sie zustande kommen sollen, ist mir noch nicht recht klar; aber der Bien muß!

Dann fand ich in München am sechsten oder siebenten Tag das Markenkästchen in meinem Überzieher, nachdem ich denselben auf der Eisenbahn und in München nach allen Richtungen herumgeworfen, verkehrt auf dem Arm getragen usw.; es ist also gern bei mir geblieben und steht deshalb jetzt auf meinem Schreibtisch.

Der Frau Heim habe ich die Grüße und Geschenke gebracht; ich war auf ein großes Fragespektakel gefaßt; sie trieb es aber so maßlos und arg, daß ich die Geduld verlor und zu schimpfen anfing, ich glaube, ganz laut; worauf es ein Flennen gab und das Schauspiel eines eingeschüchterten, leise weinenden Kindes! Dadurch geriet ich in neue Wut. „Ist das nun die Stärke solcher Burschikosen und Emanzipierten, die alles fressen wollen?“ rief ich, „daß sie nicht ein Wort ertragen können?“ Hierauf neue Tränen ꝛc. Sie wird mich nun zu verfolgen anfangen wahrscheinlich und zu lügen; wenn sie's aber zu schlimm macht, hau' ich ihren Mann und sag' ihm, er soll sich dafür an sein Weib halten.

So fließt mein Leben wieder vergnüglich dahin, abwechselnd in holder Leidenschaft und stiller Beschaulichkeit, womit ich verbleibe Ihr und Euer dankbarer

G. Keller.

Schreibt was!

267. An Marie Exner

Zürich, 6. Oktober 74.

Freundlichste Fräulein Marie!

Durch Ihre eben anlangende Verlobungsproklamation werde ich an meine Briefschuld erinnert, die ich nun sofortigst abschaufeln will. Zuerst bringe ich nochmals meine ergebensten Glückwünsche dar und bin froh, daß Sie mir hiebei nicht wieder die Hand küssen

können, da sie teils voll Tinte, teils klebrig von Trauben ist, die ich gegessen.

Ihr Brief hat mich sehr gefreut, und ich nehme an, er werde für einige Zeit herhalten müssen. Jedenfalls zwingen Sie sich nie zum Schreiben, das würde mir kein Vergnügen machen, und Sie wollen mich doch nicht soviel ärgern, wie Sie sich den Anschein geben möchten. Frau Heim habe ich nicht wiedergesehen und gehe auch nicht mehr hin. Ich war von jeher gewöhnt, alle falschen Verhältnisse wie ungezogene Kinder ihre Strümpfe abzustrampeln. Man wird nur schlecht und falsch, wenn man in dergleichen Wirrsal fortlebt.

Adolf wird wohl noch in Italien sein. Neulich hätte er Gelegenheit gehabt, in Zürich echteste alte italienische Bilder um wenige hundert Franken zu kaufen, Porträts von Tintoretto, von Giorgione, von Guercino ꝛc., die von den neuesten Klosteraufhebungen her auf die Seite gekommen sind. Ich war drauf und dran, für 600 Franken ein Bild zu kaufen, einen prächtigen venezianischen Prokurator im roten Mantel, wie mehrere im Belvedere zu Wien hangen und unzweifelhaft echt. Aber was tat ich damit? Nun reut mich's doch! Bei Erwähnung des Belvedere fällt mir der Herr Maler, aber nicht sein Name, ein, der uns mit einem Braterl regalieren wollte. Ewig beweine ich das fast erschnappte Braterl; ich bekomm's aber im Himmel schon noch, wo alle entwischten Braterl numeriert aufbewahrt sind.

Heut habe ich in der Zeitung gelesen, daß die Nordpolfahrer auch in der Villa Ladenburg[1]) logieren, und bin stolz darauf, auch einen Moment dort gewesen zu sein, wo der lausigen Zigarre nach zu urteilen, die man erhielt, im übrigen keine Sterne ersten Ranges anwesend waren.

Wann ich wieder nach Wien komme, ist noch nicht zu wissen; ich habe Lust, auch wieder einmal nach Berlin zu gehen; alte Bekannte von dort[2]) haben mich neulich hier aufgesucht und mir das Gedächtnis aufgekratzt. Nach Wien komme ich übrigens jedenfalls noch mehr als einmal, aber es wird dann nicht mehr ge-

[1]) Schloß Pötzleinsdorf bei Wien. Die Nordpolfahrer sind Weyprecht und Payer.

[2]) Lina Duncker mit einer Tochter.

schmarotziert, ich habe mich schon das letztemal in eine allzulange Gastsache hineinplumpsen lassen, und doch möchte ich nicht gerne, daß es mir in Österreich ginge, wie der Fräulein Sulzberger.

Inzwischen muß ich noch fleißig sein und vieles arbeiten, auch Unnützes, so mach' ich mir jetzt eine spanische Wand, vier Weibsbilder in Temperafarben auf Goldgrund gemalt, was ich in dem neuen Münchner Ratskeller abgeguckt habe; das Möbel wird so aussehen:

Was hinten hervorguckt, ist nämlich das Bett.

Leben Sie jetzt ein bißchen wohl; ich wünsche alle Glücksterne auf Sie herab, besonders an dem Tage, wo es wie im „Lohengrin" heißen wird:

„Macht Platz, macht Platz für Elsbeth, unsre Frau,
Sie will in Gott zum Münster gehn!"[1])

Beste Grüße an alles Wienerische von Ihrem ergebenen

G. Keller.

[1]) Zu dem Hochzeitsfeste von Marie Exner und Prof. Dr. Anton von Frisch am 19. Nov. 1874 spendete G. Keller folgenden telegraphischen Glückwunsch:

„Macht frisch Wetter heut,
Hexen tun heiraten,
Um den Tisch sind schöne Leut',
Lustig dampft der Braten.
Hinterm Ofen sitz' ich froh,
Brauch' mich nicht zu zieren,
Rauch' mein Pfeiflein Haberstroh
Und tu' gratulieren.
In den Lüften klingt und weht
Überall ein Hoffen;
Besen in der Ecke steht
Und der Himmel offen."

268. An Emil Kuh

Zürich, 9. November 1874.

Ihre letzten Briefe haben sich auf meinem Schreibtische, auf dem sie geblieben, wieder ans Licht gearbeitet und mahnen an die Antwort. Vor allem muß ich dagegen protestieren, daß ich „nicht gesonnen gewesen sei", Sie in Tirol aufzusuchen. Wie ich Ihnen geschrieben, war es das schlechte Wetter, die Aussicht auf mehrtägige ungewohnte Postfahrten (von Ihnen weg ja auch wieder bis nach Chur) und endlich eine augenblickliche Reisemüdigkeit, die mich bewogen, rasch aufzubrechen. Ich danke Ihnen für alle Zusendungen, so auch für den flott geschriebenen neuen Goethe in der „Wiener Zeitung". Nur muß ich gestehen, daß ich nicht recht weiß, auf was der Aufsatz gerade jetzt gegründet ist[1]). Allerlei kleine Velleitäten laufen zu jeder Zeit mit unter, ohne daß sie uns zu sehr aufregen, und daß ein falscher Prophet wirklich auf den Schild gehoben werde, ist bei der allgemeinen gegenseitigen Mißgunst nicht zu fürchten. Das dagegen ist richtig, daß [sich] die deutsche Literatur oder Poesie, wie sie sich in dem jetzigen Strebertum darstellt, viel alberner und unfähiger herausgestellt und benommen hat und noch benimmt nach dem großen Krieg, als man je hätte ahnen können. Das beste ist noch die instinktive Freude an der germanischen Jugendzeit, an den Nibelungen ꝛc. und so auch die Freytagsche Darstellung dieser Sehnsucht nach dem Anfang, während das, was jetzt geschehen ist, nur Stoff für die Mythenbildung ferner Zukunft sein kann. Die Gestalten der Führer, der ungeheure Heerzug, die Belagerung von Paris, die dantesk kämpfende und brennende Kommune innerhalb des eisernen Rings der zuschauenden Germanen mit dem weißbärtigen neuen Kaiser: alles das ist mit dem wirklichen und leibhaften Geschehen so fix und fertig für die Vorstellungskraft, daß für jetzt nichts daran herumzudichten ist. Aber ich hätte nicht geglaubt, daß auch sonst die Literaten und Poeten so viel hinter den Soldaten zurückstehen würden an Tüchtigkeit und Intelligenz, wie jetzt geschieht (vide unter anderem die Geschichte mit einem deutschen Dichtertag, poeta laureatus usw.).

[1]) Derselbe wandte sich gegen Julius Rodenberg, welcher der deutschen Literatur seit 1870 eine neue klassische Zeit in Aussicht gestellt hatte.

Die Novelle von Bret Harte in der „Neuen Freien Presse", von der Sie mir geschrieben[1]), hatte ich auch gelesen und mit Verwunderung gesehen, daß es die reine Pariser Sensationsromantik ist mit interessanten Falschspielern, korrumpierten treulosen Schönheiten 2c. 2c. Immerhin ist es aber ein ganzer Kerl, der was kann, den aber die Neuheit des Stofflichen vergrößert, wo es sich um die Goldgräberatmosphäre handelt.

Die Novelle von Theodor Storm[2]) habe ich nachgelesen und mich sehr daran erfreut, ebenso eine neue Novelle von ihm „Waldwinkel" in der „Deutschen Rundschau"[3]) von Julius Rodenberg. Letztere Novelle ist fein und köstlich und kontrastiert mit einer Geschichte Auerbachs im gleichen Heft wie natürliche Blumen zu gemachten.

Den 6. Dezember!

Schon wieder sind mir vier Wochen dazwischengefahren wie ein Rauch, ich weiß kaum, wo sie geblieben sind. Seither ist endlich das vierte Bändchen hervorgekrochen, das Sie hoffentlich erhalten haben. Die letzte Geschichte[4]) hat ein dubioses Schicksal in Aussicht. Es sind konkrete hiesige Zustände darin, die jedermann in der Schweiz sogleich erkennt. Nun frägt sich's, ob der Eindruck nicht derjenige des Tendenziösen sein wird, obgleich es mehr unrichtig als billig wäre. Ich hatte zuerst nur einen burlesken Festlumpen im Auge, der im nüchternen Leben nicht zu brauchen ist. Dann geriet ich durch eine Veränderung des Titels in eine etwas höhere Stimmungsschicht und endlich auf den Gedanken, die etwas schnurrpfeiferliche Sammlung doch mit einem ernsteren Kultur- und Gesellschaftsbilde abzuschließen. Dasselbe wäre leicht zu einem selbständigen einbändigen Roman auszuspinnen gewesen. Nun frägt sich's, ob man diese Ausführung nicht entbehrt und die Novellenkürze hier nicht schädlich ist. Wenn Sie mir nicht Böses

[1]) 16. August 1874.

[2]) „Viola tricolor." Kuh teilte die obige Stelle am 6. Jan. 1875 Storm mit. Vgl. den Briefwechsel der beiden in Westermanns Monatsheften Oktober 1889 bis Januar 1890.

[3]) Im ersten Band S. 94. Die Novelle von Auerbach ist „Auf Wache", ebenda S. 1.

[4]) „Das verlorene Lachen".

mit Bösem vergelten wollen, so schreiben Sie mir rasch, wie Sie darüber denken. Ich habe noch kein Wort gehört; denn hier in Zürich spricht man nur über das Stoffliche[1]).

Meine Faulheit, von der Sie nachsichtig schrieben, ist eine ganz seltsame pathologische Arbeitsscheu in puncto litteris. Wenn ich darin bin, so kann ich große Stücke hintereinander wegarbeiten bei Tag und Nacht. Aber ich scheue mich oft wochen-, monate-, jahrelang, den angefangenen Bogen aus seinem Verstecke hervorzunehmen und auf den Tisch zu legen, es ist, als ob ich diese einfache erste Manipulation fürchtete, ärgere mich darüber und kann doch nicht anders. Währenddessen geht aber das Sinnen und Spintisieren immer fort, und indem ich Neues aushecke, kann ich genau am abgebrochenen Satz des Alten fortfahren, wenn das Papier nur erst glücklich wieder daliegt.

Dramatisches[2]) kann ich Ihnen nichts mitteilen, da nur wenige Aufzeichnungen und einige zerstreute Szenen da sind. Diese Sache ist so beschaffen, daß sie mir zu wichtig ist, um so im voraus davon zu naschen und wieder aufzuhören. Ich habe das Gefühl, daß wenn man einmal angefangen und dabei Erfolg gefunden hat (d. h. natürlich w e n n!), man dann rasch hintereinander weg das machen soll, was man sich beschieden glaubt. Ich bin jetzt fünfundfünfzig Jahr alt; in einem Jahr etwa denke ich mit dem Erzählungswesen abzuschließen und dann auf frischem Tisch das Drama vorzunehmen, wobei es einzig darauf ankommt, ob ich noch fünf bis acht Jahre fähig bleibe. Das Altern ist ja bei jedem verschieden. Ich habe den Aberglauben, daß jeder irgend einmal macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommt's nicht dazu, so ist's auch Wurst! Ich kann mir ein eigenes Arbeitsglück denken in einem Zustande, wo alle anderen Wirrnisse und Illusionen abgezogen sind und man mit innerer Wärme und Gemütsruhe zugleich allerlei hübsche Sachen zurechthämmert und den Leuten einen Spaß vormacht, ohne den Schlaf dabei zu verlieren und, was die Hauptsache ist, ohne zu riskieren, sich noch selbst zu überleben.

[1]) Kuhs Urteil in seinem Briefe vom 12. Dezember 1874, Zürcher Taschenbuch 1904 S. 56 f.

[2]) Um das Kuh gebeten.

Inzwischen erlebt man freilich, daß einem dieser oder jener Stoff, den man sich aufgehoben hat, lustig von einem anderen aufgeschnappt wird. So hatte ich ein Trauerspiel nach einer ernsten klassischen Schweizererzählung des Jeremias Gotthelf[1]) in meinem Schädel fix und fertig gedacht, als Mosenthal seinen „Sonnwendhof" daraus machte. Ich ließ den Stoff still fallen, ohne daß ein Mensch darum wußte.

Ein Stoff, den ich alle zehn Jahre einmal beäugelte, bestand in folgendem: einer in hiesiger Gegend überlieferten Begebenheit, die übrigens auch schon gedruckt sein mag.

Ein Mann begräbt seine gute Frau, die er mißhandelt hat. Sie war aber scheintot und steigt daher, als der Totengräber in der Nacht das Grab wieder öffnet, um die Leiche zu berauben, aus der Grube, nimmt die Laterne des fliehenden Totengräbers und geht nach Hause, wo sie die Glocke zieht. Der Mann wacht auf, und, erst voll Schreck vor dem vermeintlichen Geist, dann voll Haß gegen die Wiedergekehrte, läßt er sie nicht ein, sondern verstößt sie in das Unwetter hinaus in ihrem Leichentuch, um sie umkommen zu lassen, und verschließt das Haus. Da gerät sie dem in die Hände, der sie liebt und rettet usw. Dies Sujet war mir aber immer zu shakespearehaft und kolossal, doch zog es mich immer wieder an[2]). Vielleicht hätte ich es nach Hervorbringung anderer Stücke doch noch vorgenommen, wenn der gehörige Kredit und die nötige Unverschämtheit erreicht war. Nun hat Weilen seine „Dolores"[3]) hervorgebracht, und, wie ich lese, als ein rechter Pfuscher, indem er das Große des Motivs lang vor den Beginn des Stückes verlegt. Indessen machen mir solche Verluste nicht den mindesten Verdruß, denn ich war zum Glück in meinem Leben nie ein Stoffjäger. Einen „Herzog Albrecht" resp. „Agnes Bernauerin" hatte ich in den fünfziger Jahren in Berlin ausgedacht, als Hebbel und Melchior Meyr miteinander zumal darüberher gerieten. Ich hätte das blühende Leben und das mörde-

[1]) „Elsi die seltsame Magd", vgl. auch Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften S. 163 f.

[2]) Über den Plan „Die Provençalin" vgl. Bd. 1 S. 278 f. Kuh weist (30. Dez. 1874) auf Uhlands Abhandlung über „Die Toten von Lustnau" hin.

[3]) Josef von Weils (1828—1889) Drama „Dolores" erschien 1874.

rische Eingreifen in die Exposition verlegt und dann das tragische Wüten des Sohnes gegen den Vater zum Hauptinhalt des Trauerspiels gemacht.

Der Hauptstock meiner dramatischen Projekte ist durch solche Vorkommnisse noch nicht berührt, da sie alle so recht aus meinem Eigenen gewachsen sind, Dinge, auf die jeder nur selbst und allein verfallen kann.

Ihre Auffassung des „Grünen Heinrich" liegt mir auch nicht recht; es ist eine sehr einfache, fast drollige Sache, die ich Ihnen ein andermal beschreiben will, um jetzt nicht allzuviel über mich selbst zu schreiben.

Was Sie von den freundlichen Worten Glasers[1]) mir schrieben, hat mich gefreut; ich kam aber zu keinen Besuchen in Wien, auch war in jenen heißen Julitagen alles ausgeflogen. Ich habe von Ihrer Beschreibung des Wiener Wesens einiges bestätigt gefunden. Das Lustigste ist, daß sie sich für gemütlicher halten, als die Berliner. Jetzt sind sie's wenigstens nicht mehr.

Über Ihre Lyrika schreibe ich Ihnen ein nächstes Mal und über lyrische jetzt im Schwung gehende Umtriebe auch, die eine Berüffelung verdienten.

Haben Sie von Hartmann „Die Selbstzersetzung des Christentums" gelesen? Wenn Sie's nicht zur Hand haben und lesen möchten, so schick' ich's unter Kreuzband. Er begräbt das Christentum mit einer ganz lustigen Kritik des liberalen Protestantismus und predigt dann eine Religion der Zukunft, die aus einer Mischung des morgenländischen Pantheismus und des abendländischen Monotheismus, eine Weltreligion als Panmonotheismus sein werde. Hier erklimmt der pessimistische Faiseur den höchsten Gipfel. Wahrscheinlich wird er suchen, als Küster der neuen Kirche angestellt zu werden.

Empfangen Sie meine besten Grüße und empfehlen Sie mich den Ihrigen[2]).

---

[1]) Kuh hatte Keller am 31. Juli 1874 rühmende Äußerungen des Justizministers Glaser über Kellers Dichtungen mitgeteilt. Zürcher Jahrbuch 1904 S. 51.

[2]) Die Unterschrift ist abgeschnitten.

269. An Adolf Exner

Zürich, 30. November 1874.

Lieber Exner!

Ihr peruginisches Briefchen[1]) ist soeben aus seinem Verstecke ans Licht hervorgekrochen und bis auf meine Schreibunterlage gelangt, und so will ich die Mahnung gleich erledigen. Was die Domenika betrifft, so gibt es in Zürich wohl noch ein paar noch hübschere Gesichter, und Sie dürften froh sein, wenn Sie etwa die Siebent- oder Achtschönste darunter hätten, d. h. die in siebenter oder achter Linie Stehende, nicht etwa acht miteinander. Übrigens danke ich bestens für die Photographie.

Ihre Landschaft ist in guten Händen, Sie bekommen sie sicher. Zunächst freilich muß ich für mich selbst was machen, um meine künftige Wohnung etwas tapezieren zu können. Ich habe nämlich eine solche auf dem „obern Bürgli" gemietet, auf dem Hügel über der Bürgliterrasse, wo ich nach allen vier Himmelsgegenden hinsehe und famose Bewegung haben werde, um aufs Bureau zu kommen.

Neulich habe ich Ihnen die neuen Seldwylabändchen geschickt. Die letzte Erzählung fängt bei der hiesigen Reformpfaffheit eben an zu wirken; ich weiß noch nicht, ob es Topfwürfe oder Giftpfeilchen geben wird, wahrscheinlich beides. Schreiben Sie mir doch, ob man auswärts für den Gegenstand Sinn und Verständnis hat, oder ob er zu abseitlich liegt. []

Den Herrn Professor extraord. Siegmund habe ich heute auch in der Zeitung gelesen, nun wird Herr Serafin folgen.

Die Frischlinge[2]) haben mir aus Triest telegraphiert, wahrscheinlich von der Bora angestachelt, die sie passiert hatten. Wenn sie nach Haus kommen, oder schon da sind, lass' ich sie grüßen. Ebenso den Herrn Hofrat Mozart.

Ist Herr Karl der Kuriose eigentlich jetzt in Wien oder noch in Krakau oder wie es heißt?[3]) Auch der Frau von Gromann[4]) empfehle ich mich, wenn sie nicht noch in ihrem „alten Turme steht

[1]) Exners Brief aus Perugia vom 8. Okt. 1874.

[2]) Anton und Marie von Frisch.

[3]) Troppau.

[4]) Adolf Exners späterer Schwiegermutter.

des Helden edler Geist, der wie das Schiff vorübergeht, es wohl zu fahren heißt!"

Und sonst grüß' ich alle samt und sonders, die gegrüßt sein mögen Euer G. Keller.

270. An Julius Rodenberg

Zürich, den 23. Dez. 1874.

Hochverehrter Herr!

Ich bin Ihnen sehr dankbar für die allzu gute Meinung, welche Sie von meinen einfachen schriftstellerischen Arbeiten hegen und für die wiederholte freundliche Aufforderung zur Mitwirkung an der „Deutschen Rundschau", mit welcher Sie mich beehren. Ebenso danke ich Ihnen und dem Herrn Verleger verbindlichst für die freundliche Zusendung der bisherigen Hefte, welche ich mit großem Interesse gelesen habe.

Was nun einen novellistischen Beitrag angeht, so habe ich eine kleine ineinander verflochtene Erzählungsgruppe[1]) mit gemeinsamem Hinter- oder Untergrund in der Arbeit, welche ich nächstes Jahr in Verbindung mit einer ältern Erzählung zu veröffentlichen gedenke. Es ist dies vorderhand das einzige, was mir zur Verfügung stehen würde, da nachher ein Novellenbuch[2]) an die Reihe zum Fertigmachen kommt, über welches ich nicht mehr disponieren kann, da das schon längst geschehen ist.

Die oben erwähnte kleine Novellengruppe würde aber nicht in einem Hefte der „Rundschau" untergebracht werden können, sondern würde jedenfalls zwei derselben erfordern, da die Arbeit nach meiner ungefähren Vorstellung gegen 14 Bogen der gewohnten Buchform, also gegen 7 Bogen Ihrer Monatsschrift einnehmen wird, nötig werdende Streichungen vorbehalten (Vergrößerungen passieren mir nicht so leicht).

Wenn Ihnen also mit dieser Arbeit gedient ist, so könnten wir vorläufig deren Aufnahme resp. Vorlegung meinerseits in Aussicht nehmen, wobei ich bemerke, daß ich bis im nächsten Monat März spätestens damit fertig zu werden vorhabe. Eine

[1]) „Züricher Novellen."
[2]) „Das Sinngedicht."

feste Verpflichtung aber möchte ich jetzt schon nicht eingehen. Ich melde die Sache nur an, um Ihnen auf Ihre wohlwollende Aufforderung zu antworten und Ihnen zu zeigen, daß ich dieselbe gehörig zu schätzen weiß. Im übrigen gratuliere ich bestens zu dem guten Gedeihen Ihrer Unternehmung.

Wollen Sie auf der Adresse künftig das Mitglied des Großen Rats weglassen, das ich nicht mehr bin. Dieser Zopf ist wahrscheinlich durch irgendeinen Kompilator in Umlauf gekommen, der vor alter Zeit biographische Notizen von mir aufgeschnappt hat.

Mit Verehrung und Hochachtung

Ihr ergebenster G. Keller.

271. An Jakob Baechtold

Zürich, 26. Januar 75.

Lieber Freund und Herr!

Ich bin durch Ihren letzten Brief sehr überrascht worden und ich hege aufrichtige Besorgnis für die weitere Entwicklung, konnte mir auch nicht vorstellen, was für Kriegshändel Sie mit den dortigen Landesvätern[1]) haben; geriet aber dann nach Lesung der neusten Nachrichten auf die Idee, die Sache dürfte mit dem Vereinsverbot gegen die Schüler zusammenhängen. Herrn Sieber[2]) habe ich die Angelegenheit sogleich mitgeteilt und ihn befragt. Allein es scheint nicht günstig zu stehen und er war etwas in Verlegenheit. Denn es bewerben sich um die Stelle des verstorbenen Lüning nicht weniger als drei, nämlich Dr. Julius Stiefel, Dr. J. J. Honegger, der langweilige Wiederkäuer, und ein Dr. Fröhlich, den ich gar nicht kenne[3]). Diese drei geben um die Wette vor der Aufsichtskommission Probelektionen in der Kantonsschule. Im heutigen Amtsblatt indessen sehe ich, daß die Stelle

[1]) Baechtold trug sich infolge eines Konflikts mit dem solothurnischen Erziehungsdirektor Vigier mit dem Plan, sich um eine erledigte Stelle an der Zürcher Kantonsschule zu bewerben, und bat Keller um seine Vermittlung, vgl. J. Baechtold, Kleine Schriften S. 18.

[2]) Der damalige zürcherische Erziehungsdirektor.

[3]) Über Stiefel vgl. oben S. 42 Anm. 1; Johann Jakob Honegger (1825 bis 1896), damals Dozent der deutschen Literatur an der Universität, von Keller Fähndrich Pistol genannt.

ausgeschrieben ist, ob nur pro forma oder im Ernst, weiß ich nicht. Gehen Sie doch nicht zu rasch von Solothurn weg, wenn es nicht nötig ist; doch will ich Ihnen keine Räte erteilen. Ihre leonardeske Frau Gemahlin grüße ich höflichst und werde mich wohlderselben einmal zu anständiger Tageszeit vorstellen, wenn der große Zeitpunkt der Besteigung des Weißensteins endlich herangekommen sein wird. Indem ich hoffe, daß Sie von anderen Seiten her bessere Aussichten erhalten, bin ich mit besten Grüßen Ihr alt ergebener

G. Keller.

Herr von Reischach hat von Wien nach dem Badischen gehen müssen wegen Todesfall eines Bruders oder Verwandten. Er wird wohl demnächst wieder in Zürich erscheinen und werde ich ihm alsdann Ihre Schrift überreichen.

272. An Hermann Hettner

Zürich, 31. Januar 1875.

Lieber Freund!

Meine Schnurrpfeifereien haben wenigstens das schöne Verdienst, daß sie Dir wieder einmal ein Lebenszeichen entlockt haben, was mir zur großen Freude gereichte. Deine Lobsprüche konnten mich fast eitel machen, was mir sonst mit den Jahren vergangen ist. In Wahrheit aber hat es mir gut getan, daß Du die letzte Geschichte vom „Verlornen Lachen" mir aufrecht hältst. Vischer in Stuttgart scheint sie laut einem hieher geschriebenen Briefe für tendenziös und zu lokal zu halten. Hienach dürfte man sich aber durch kein Konkretum mehr anregen lassen und keine Saite berühren, die eben tönt. Das ist zu abstrakt schulmäßig. Ich glaubte im Gegenteil einen Konflikt aufgreifen zu dürfen, wie er unter den scheinbar freisten Verhältnissen und bei gebildeten Zuständen zwischen Mann und Frau heute entstehen kann, und damit ein Novellenmotiv zu haben. Hier in Zürich, wo die Schule der Immanenztheologie in Blüte steht und großen Zulauf hat, ist allerdings das vierte Bändchen mit roh stofflichem Interesse verschlungen worden und machte viel Redens. Man gab mir sogar zu verstehen, ich treibe mit dergleichen nur das Volk den Orthodoxen in die Hände usf., über das Poetische oder Literarische aber

hörte ich kein Wort. Ein Korrespondenzfreund, der sich mir mit großer Freundlichkeit par distance zugesellt hat und Aufsätze schreibt, der Wiener Emil Kuh, hat mit einem langen Artikel gerade auf diese Geschichte noch gewartet und sagte dann doch nichts über dieselbe, angeblich, wegen Raummangel, und so wurde ich unbehaglich, weil es eben die letzte Arbeit war und ich denken konnte, es scheine doch nicht mehr zu gehen und ich in den Altersdusel hineingeraten. Deshalb hat mich Dein günstiges Wort aufgekratzt und ein wenig ermuntert.

Ich habe jetzt noch zwei novellistische Pensa[1]) abzustoßen, dann höre ich mit der Erzählerei auf und hoffe auf meine dramatischen Velleitäten von ehemals zurückzukommen, ein kurioses Experiment! die Konzeptionen des Dreißigers als Fünfziger auszuführen, nachdem die Lebenstrübe sich gesetzt hat. Nun, vielleicht kann auch das einmal vorkommen!

Ich habe oft und viel von Dir und über Dich gelesen; meine Schritte werde ich wohl bald einmal wieder nördlich lenken, da ich seit ein paar Jahren angefangen habe, im Sommer Urlaub zu nehmen. Letzten Sommer war ich in Wien und München, wo ich den alten Bernhard Fries[2]) sah. Er hatte einige köstliche kleine Landschaften fertig, ganz köstlich und meisterhaft gemalt, wie Kabinettsbildchen.

Zu Deinen Goethe- und Schillerbänden[3]) wünsche ich Glück und nicht zu viel Änderungen; denn das Werk steht doch in seinem ganzen Gusse einzigartig da. Leider habe ich die Bände noch nicht wieder zur Hand nehmen können, da sie ein Verreister abgefaßt hat; werde sie aber nächstens bekommen und etwas hineinsehen. Aber ich glaube nicht, daß ich mehreres daran anders wünschen oder besser wissen werde. Dem Dr. Stiefel habe ich Deine Karte sofort geschickt[4]).

Das italienische Renaissancewerk wäre freilich ein recht glückliches und stattliches Gegen- oder Nebenwerk zu Deinem acht-

[1]) Die „Züricher Novellen" und „Das Sinngedicht".

[2]) Vgl. Bd. 1 S. 190.

[3]) Der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Ausgabe von 1876.

[4]) Über Stiefels Beziehungen zu Hettner vgl. H. Schollenberger, Aus dem Nachlasse eines schweizerischen Literarhistorikers, Die Alpen, Märzheft 1913.

zehnten Jahrhundert, und sollteſt Du daher frisch hineinſpringen, zum Teufel! ſollen wir ſo freiwillig abdizieren? Im Gegenteil, das Wagen und Mühen erhält jung, nur muß man ſich dabei nicht abquälen oder quälen laſſen![1])

Ich bin in letzter Zeit mehrfach an das alte Heidelberg erinnert worden: durch die Nachricht von Kapps Tod, dann durch den Feuerbachſchen Nachlaß, den Karl Grün herausgegeben, in welchem die Briefe von Ludwig Feuerbach aus jener Zeit ſtehen.

Über Deine letzten Bände der Literaturgeſchichte habe ich Dir nicht geſchrieben, weil ich ſie nicht mehr vom Verleger bekommen hatte, der mir die erſten geſchickt hatte, und ich nicht wußte, ob es nicht etwa auf Deinen Befehl in irgend einer Anwandlung geſchehen ſei. Von Viewegs habe ich mich losgemacht, ſie haben mich anläßlich der neuen Auflage der „Leute von Seldwyla" elendiglich übers Ohr hauen wollen.

Für das April- und Maiheft der „Deutſchen Rundſchau" ſchuſtere ich jetzt eine kleine Novellengruppe zuſammen; die gleiche Nummer ſoll die wieder aufgefundenen Briefe Schillers an den Herzog von Auguſtenburg bringen, die Max Müller in Oxford einleite.

Dir und den Deinigen beſte Wünſche darbringend, grüße ich bis auf ein gutes Wiederſehen, das übrigens auch wieder einmal in der Schweiz ſtattfinden dürfte, in alter Geſinnung

Dein G. Keller.

273. An Marie von Friſch geb. Exner

Zürich, 11. März 1875.

Verehrteſte Frau Profeſſorin!

Noch immer bin ich Ihnen meinen Dank ſchuldig für das hübſche Chriſtkindchen, das Sie mir letztmalig geſchickt haben; es iſt aber doch nicht ganz ſo zart und duftig, wie das meinige, das ich Ihnen geſandt; man ſieht noch viel zu viel davon. Immerhin nähern

[1]) Letzter Brief Hettners an Keller vom 24. Dez. 1874: „Ich wandle in der Tretmühle eintöniger Arbeiten und Geſchäfte. Oft iſt mir, als käme ich vor lauter Lernen und Lehren nicht mehr zum eigenen Denken und Schaffen. Es beſchäftigt mich eine Bildungsgeſchichte des italieniſchen Renaiſſancezeitalters. Aber ich habe den Mut nicht mehr zu ſo kühnem Wagen."

sich unsere Gedanken einer immer größern Sympathie und Übereinstimmung.

Ich möchte aber ein bißchen wissen, wie es Ihnen und dem Herrn Ehegemachel geht, schreiben Sie mir wieder einmal ein bissel. Wie hat sich das neue Haus diesen Winter geheizt mit den romantischen Öfen? Besonders des Professor Adolfs Parterrestube? Ich hoffe, er hat die Zehen halb abgefroren, warum schreibt er mir nicht, und es wächst doch seine Landschaft in meiner Vorstellung zu immer größerer Idealität heran! Es wird ein wahrer Preller werden, wo nicht ein Rottmann!

Auch habe ich neulich ein famoses ingenioses Schlafsofa gesehen und werde mir ein solches bestellen, damit ich es für Leute seiner Art in meiner Studierstube auf dem „Bürgli" aufstellen kann, wenn sie, wie zu hoffen steht, zuweilen nach Zürich kommen. Die Sorrentinerin[1]) soll für seine Atzung gehörig gedrillt werden, und am Wege liegt eine herrliche Konditorei mit den schönsten Kuchen. Ich werde ihm dort einen Kredit eröffnen. Morgen abend muß ich wieder einen Professor wegfressen helfen, Böhmert[2]), im Hotel Bellevue, der alle Reden selbst besorgen wird. Im Herbst habe ich Biermer[3]) weggeschluckert mit Rheinwein und Champagner und war richtig wieder der letzte auf dem Platz. Morgen aber werde ich mich sehr gemessen und zugeknöpft halten. Wer hat Ihnen denn weiß gemacht, daß Dilthey und ich zu Ostern nach Wien kämen? Er geht nach Haus zu Mama und ich muß umzügeln. Ich durchlaufe jetzt schon alle Tage meine alten Siebensachen, Briefe, Bücher, Schund unglaublich.

A propos. Können Sie mir nicht schreiben, wie Ihre schwarzen Bilderrahmen gemacht sind, damit ich mir hier solche machen lassen kann? Nämlich, ob sie von hartem Holze und schwarz gebeizt oder abpoliert, oder ob sie von weichem Holze (Tannenholz) und nur schwarz angestrichen und lackiert seien? Der Herr Professor Frisch kann gewiß ein bißchen nachfragen.

---

[1]) Regula Keller, vgl. oben S. 84.

[2]) Viktor Böhmert (1829—1918), Ordinarius für Nationalökonomie, wurde 1875 Direktor des kgl. statistischen Bureaus in Dresden.

[3]) Prof. Anton Biermer (1827—1892) war seit 1865 Direktor der medizinischen Klinik in Zürich gewesen; er war im Herbst 1874 nach Breslau übergesiedelt.

Wie befindet sich Herr Hofrat Mozart? Und Herr Ernst der Fleischl? Sein Bruder Otto schreibt der Apothekerin[1]) in Zürich alles was man sagt und schreibt. Wurst ist's! Im Jahr 1876 komm' ich wieder nach Wien; denn mich dürstet nach den dortigen guten Suppen. Aber freilich, wenn's so fortgeht mit Euern Krachereien, so werden sie allmählich auch dünner werden, bis sie eine richtige Schweizerbouillon vorstellen.

Ich freu' mich schon jetzt darauf, dem Adolf seine Aprikosen zu stibitzen, dutzendweise, und ihm die Kerne vor die Fenster zu legen. Ich werde noch Kerne auf den Straßen zusammensuchen und sie hinlegen, daß er glaubt, ich habe ihm noch viel mehr gefressen, als er gehabt hat usw. Kurz, ich werde ihn auf jede Weise ärgern, weil er nicht schreibt. Tausend Grüße uff.

Ihr G. Keller.

274. An Emil Kuh

Zürich, 18. Mai 1875.

Sie haben mir mit Ihrem Artikel über den schreckhaften Schroer[2]) eine goldene Brücke gebaut, um aus der Wüste meines Schweigens wieder auf das Verkehrssträßlein gelangen zu können; denn, wenn ich auch jetzt wieder in Verstocktheit verharrte, so müßte ich mich als völligen Sandsack erweisen. Empfangen Sie meinen besten Dank für die rüstige Beihülfe, welche Sie unter anderen auch mir gegen die schnöde Behandlung eines Schulfuchsen zuteil werden ließen! Denn wenn ich auch kein Widerbeller gegen Kritik und kein Reklamenschmachtlappen bin, so ist doch speziell diese Art von Mißhandlung durch unberufene Stundengeber unteren Ranges, welche die Poesie nichts angeht, in Schulbüchern und vor den Ohren der Jugend, in Familien weiß Gott welcher weit oder nah gelegener Gegenden, höchst ärgerlich. Ebenso sei Ihnen für die unverblümte Abwandlung des verblichenen Literaturnegers Heinrich Kurz gedankt, der sich an Mörike versündigt[3]).

[1]) Frau Apotheker Müller.

[2]) „Eine Literaturgeschichte aus dem Handgelenk" in der „Beilage zur Allg. Zeitg." 1875 Nr. 114 f.

[3]) Durch das törichte Urteil in der Literaturgesch. 4, S. 158 f.

Ihre Besprechung der „Leute von Seldwyla“ in der „Wiener Abendpost“[1]), für deren Zusendung ich schönstens danke, hat mich sehr gefreut. So sehr ich auch alle Vernunftgründe gegen das Einstreichen und Verschlucken starker Lobpassagen und Vergleichungssüßigkeiten aufbiete bei solchen Anlässen, so kann man doch nicht hindern, daß dergleichen unversehens in den Magen gelangt und ihn verdirbt. Aber mit der letzten Novelle[2]) haben Sie mich verräterisch im Stiche gelassen, wie Vischer, der sie, wie ich hörte, zu tendenziös und lokalisiert gefunden hat, und hatte ich gerade geglaubt, ein allgemein wahres Gesellschaftsbild der Gegenwart auszuhecken und nach den Absonderlichkeiten etwas Wohlgezogenes zu liefern.

Denken Sie, daß ich Vischer noch nicht über seinen großen Aufsatz geschrieben habe und daher nichts Direktes von ihm weiß, aus lauter Faulheit. Ein Brief ist seit vier Monaten angefangen.

Wie steht's jetzt mit Storm? Ich habe in Ihrem Aufsatz über ihn nichts gefunden, von dem ich begreifen könnte, daß es ihn beleidigt[3]). Aber freilich, solche stille Goldschmiede und silberne Filigranarbeiter haben manchmal schlimmere Nücken, als man glaubt.

Seit vier Wochen habe ich die Wohnung gewechselt und bin jetzt auf einem hübschen Höhepunkt bei Zürich. Erst vorgestern packte ich meine Bücher wieder aus und fand da, was? Drei Erzählungen von einem gewissen Emil Kuh aus dem Jahr 1857, die ich seinerzeit, vom Buchhändler zugeschickt, gelesen und behalten hatte, ohne, seit ich mit Ihnen verkehre, noch etwas davon gewußt zu haben. Ich habe sie gleich wieder gelesen und gefunden, daß ich sie wahrscheinlich wegen der jugendlichen Stillosigkeit vergessen habe; denn es ist stofflich und poetisch sonst alles in Ordnung, abgesehen vom Zigeuner- und Magyarenwesen, an dem sich alle Wiener versuchen müssen. Laßt die Bestien doch einmal zum Teufel laufen! Auch ein weiser Rat nach bald zwanzig Jahren!

---

[1]) Vom 28. Dez. 1874; wieder abgedruckt bei Schär, Kuhs Kritische und literarhistor. Aufsätze S. 361.

[2]) „Das verlorene Lachen“, über das Kuhs Besprechung hinwegging, vgl. oben S. 119 f.

[3]) Kuhs Urteil über Storms Lyrik in der „Wiener Abendpost“ 1874 (Nov.) S. 2068 ff. Vgl. im Briefwechsel Storm-Kuh die Briefe Nr. 28 ff.

Eine rechte Menschenstudie könnte man jetzt an den vier Bänden Briefwechsels zwischen Rahel und Varnhagen machen, die vor einiger Zeit herausgekommen sind aus dem bekannten Nachlaßtorfmoor. Haben Sie dieselben gesehen? Sie sind an Interesse dieser Art von erstem Rang. Wie Sonnenschein leuchtet's und blitzt es in das verjährte Verhältnis hinein! Sie, die absolute Natur, Wahrheit, Selbstlosigkeit, Genialität, der absolute Lärm, die absolute Stille, das Meer, die Bescheidenheit, das göttliche Selbstgefühl 2c. 2c. und zugleich die fortwährende Pose, Selbstbeschreibung, Selbstverzehrung, Beschwörungssucht, Überredungslist, höchste Naivetät des Selbstlobes 2c. bis ins grob Körperliche hinunter! Er immer der Varnhagen. Dann aber eine Menge unschätzbarer faktischer Sachen, eine Begegnung mit Goethe z. B., welche gar zu charakteristisch ist, aber keineswegs zu ihren Gunsten. Es sollte einer einmal diesen Gegenstand mit der nötigen Pietät, aber auch mit Ungeniertheit abschließlich behandeln, solange noch die Tradition des Verständnisses für jene Zeit und jene Berliner da ist. Wollen Sie die Bände zugeschickt haben? Wollen Sie auch das Hartmannsche Buch vom zersetzten Christentum noch, von dem jetzt freilich eine zweite ergänzte Auflage erschienen ist?

Für heute will ich diese Zufallsschwätzerei schließen, sonst geht der Brief wiederum nicht ab, und bald über anderes, das noch rückständig, weiter schreiben. Ihr

G. Keller.

275. An Ferdinand Weibert

Zürich, 20. Mai 1875.

Hochgeehrter Herr!

Rodenberg ist noch nicht im Besitz der neuen Novellen (es handelt sich um ein Konvolut kleiner Geschichten, die aneinanderhängen und zwei Nummern der „Rundschau" in Anspruch nehmen); ich hoffe aber, daß sie bis zum Herbst erschienen sein können, so daß sie, mit dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" vereinigt, spätestens nach Neujahr als Buch kommen können. Da all diese Geschichten in Zürich spielen und auf wirklichen Personen und Geschehnissen beruhen vom dreizehnten bis neunzehnten Jahrhundert, so habe

ich vor, sie „Zürcher Novellen" zu taufen, insofern das nicht unpraktisch ist, da vielleicht eine solche Spezial- oder Lokalbezeichnung für weitere Kreise zu wenig Interesse weckt.

Wenn Ihnen eine neue Auflage oder Ausgabe der „Leute von Seldwyla" möglich würde, so würde mir das allerdings ein Zeichen sein, daß sich die Erfolgseite meiner Schreiberei langsam anfängt zu drehen. Wenn ich auch kein Geldvielschreiber geworden bin und dessen mich nur freuen kann, da es mit mir jetzt, wie mit andern, schon vorbei wäre, so hätte doch ich jetzt gerade noch einige gute Jahre vor mir, um noch was Ordentliches zusammenzubrauen, wenn ich durch das Resultat selbst zu größerer Unabhängigkeit in der Verwendung meiner Zeit gelangen würde.

Wegen einer Separatausgabe von „Romeo und Julie" will ich die Entscheidung ganz Ihnen überlassen. Auf der einen Seite ist zu befürchten, daß manche ihr Gelüste oder die Neugier ihrer Angehörigen mit dem Ankauf des kleinen Buches befriedigen, zumal diese Erzählung vom großen Haufen als eine Art Stichwort und Rosine herausgeklaubt worden ist; auf der andern Seite aber kann eine solche Separatausgabe wiederum als Plänkler im allgemeinen günstig wirken (wenn wir einmal als Spekulanten und Käsehändler uns ausdrücken wollen).

Wie steht's jetzt auch mit den neuen Gedichten Herweghs? Da er tot ist, so kann er sie doch wohl nicht mehr zurückhalten, und die Frau Herwegh hat gewiß ein Interesse, sie herauszugeben[1]). Freilich, wenn neben der unzeitgemäßen Polemik gegen Deutschland und seine Führer nicht ein gewisser Stock rein poetischer Sachen da ist, welche das Bittere versüßen, so könnte die Aufnahme unerfreulich ausfallen.

Es nimmt mich wunder, ob Rodenberg die von Ihnen erwähnte Besprechung von Kreyßig machen läßt, der die Literatur in seiner „Rundschau" besorgt; das wäre mir nicht gerade lieb, da er mich anderweitig schon sehr schnöd behandelt hat[2]).

Ihr hochachtungsvoll ergebener G. Keller.

[1]) Herweghs „Neue Gedichte", deren Verlag Weibert aus politischen Gründen ablehnte, erschienen 1877 bei Schabelitz in Zürich.

[2]) In seinen „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart" (1871) S. 137 ff.

276. An Julius Rodenberg

Zürich, 31. Mai 1875.

Hochverehrter Herr!

Ich komme in zwei Dingen, erstens Ihnen zu sagen, daß die besprochene Sendung trotz des eingetretenen Stillstandes — mein habitueller Unstern — keineswegs ungesendet bleiben wird[1]), sondern jedenfalls noch in der besseren Jahrzeit vom Stapel laufen soll. Nur gebe ich nichts mehr aus den Händen, bis das Punktum gemacht ist. Dann geben Sie mir vielleicht einen guten Rat. Die drei bis vier Geschichten oder Novellchen spielen in Zürich; es sind Tatsächlich- und Persönlichkeiten aus dem dreizehnten, vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert, mit der Rahmennovelle aus dem neunzehnten.

Würde der Titel „Züricher Novellen" Ihnen, namentlich auch für Ihre Zeitschrift, zu abgelegen, zu wenig versprechend und klingend oder überhaupt nicht konvenabel sein? Ich kann mir ganz gut denken, daß mir z. B. ein Titel „Frankfurter" oder „Stuttgarter Novellen" wenig interessant vorkommen würde.

Die einzelnen oder Untertitel lauten:

„Herr Jacques" (Rahmen: neunzehntes Jahrhundert)
„Hadloub" (dreizehntes Jahrhundert)
„Der Narr auf Manegg" (vierzehntes)
„Der Landvogt von Greifensee" (achtzehntes).

Wenn Sie gerade einmal eine übrige Minute haben, so sagen Sie mir vielleicht ein paar Worte über die nicht allzu brennende Frage. Inzwischen entschuldigen Sie möglichst die Säumnis.

Gebe der Himmel, daß die Sachen nicht zu früh oder zu spät kommen; man ist jetzt keinen Augenblick mehr sicher, ob man nicht ein alter Simpel wird.

Ihr hochachtungsvoll ergebener G. Keller.

277. An Emil Kuh

Zürich, 9. Juni 1875.

Ich danke Ihnen schönstens für den baldigen reichlichen Brief. Für jetzt will ich Ihnen nur die Briefwechselbände Rahel-Varn-

[1]) Vgl. an Rodenberg 23. Dez. 1874, oben S. 117.

hagen zuschicken, eh' Sie verreisen. Es sind seither noch zwei dazugekommen. Diese Briefe sind eine Fundgrube von Geist und Geistesaufwand und sonst allerhand Interessantem. Die darin wuchernde Eitelkeit, Ureitelkeit des Menschen in allen Nüancen, steckt auch meine Eitelkeit an, daß ich die einbildnerische Phrase nicht unterdrücken kann: erst jetzt weiß ich recht, was mir bei den Reden der Züs Bünzlin in den „Gerechten Kammmachern", namentlich bei dem Abschied auf der Höhe, für ein Ideal vorgeschwebt hat. Ich hatte beim Schreiben auch hochstehende Weiber im Auge, glaubte aber nicht, daß es so hoch hinaufginge. So ein unausgesetztes gegenseitiges Sichanrühmen findet man nicht sobald zusammengedrängt, wie in diesen Bänden.

Die Szene mit Goethe ist freilich diejenige, welche Sie meinen, aber nur der Abschluß einer langen ärgerlich-peinlichen Erwartung des Besuches[1]). Rahel war immer von der Frage ihrer Ebenbürtigkeit mit Goethe geplagt und von Varnhagen, der doch die Spezialschätzungskraft gegenüber Goethe auch glaubte gepachtet zu haben, aufgestachelt, sie solle sich nichts vergeben usw.

Ihren Aufsatz über die Rahel möchte ich gerne lesen; ist er in einem Sammelbuch schon, oder kommt er in einem solchen?

Was die vorliegenden sechs Bände betrifft, so habe ich kaum recht hineingeguckt, da ich jetzt nicht Zeit habe, soviel über einen einzigen Gegenstand durchzulesen.

Ich lege dankbar auch das Schriftchen über Charles Lamb bei, welches mich sehr interessiert hat[2]). Ich habe eine Vorliebe für solche wohl ausgearbeitete Produkte und Einzelwerkchen gebildeten Privatlebens, welche an Halt und Gehalt viele professionsmäßige Handelsartikel übertreffen.

Nächstens schreib' ich Ihnen einen ausführlicheren Brief.

Da ich diesen Sommer in meiner Wohnung mitten in frischer und leuchtender Natur sitze, so habe ich vor, keine längere Reise zu tun, sondern die Muße zum Arbeiten con amore zu benutzen, andere Vorsätze vorbehalten.

[1]) Vgl. Kuh an Keller, 27. Mai 1875, Zürcher Taschenbuch 1905 S. 68 und Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel 4 S. 325 ff.

[2]) Von Hofrat Marschall in Weimar. (Nicht im Buchhandel.)

Ich wünsche glücklichen Aufenthalt im Süden. Ihr allerbestens grüßender

Gottfr. Keller.

Lassen Sie sich durch den Tenor des Obigen Ihre Freude nicht verderben, wenn Sie ein großer Rahelverehrer sind. Es ist gewiß Positives genug in den sechs Bänden.

278. An Ferdinand Weibert

Zürich, 27. Juni 1875.

Hochgeehrter Herr!

Ihre Mitteilungen wegen Erwerb und neuer Ausgabe des „Grünen Heinrich" kommt mir teils erfreulich überraschend, teils nicht ganz bequem[1]).

Ich habe vorgehabt, noch ein paar Jahre zuzuwarten, und inzwischen das Buch durchzusehen und mehr präsentabel zu machen. Es muß nämlich ein anderer Eingang und anderer Schluß gemacht und das Ganze in eine einheitliche Form gebracht werden. Einige langweilige Längen müssen entfernt und ein paar anstößige Stellen, welche dem Buch ohne alle Notwendigkeit und ohne allen ästhetischen Nutzen schaden, beseitigt werden. So weit gekommen, beabsichtigte ich, die Sache selbst von Vieweg zurückzukaufen, da bis dahin auch die vorhandenen Exemplare noch mehr zusammengeschmolzen wären.

Von einem Verlagsrecht, welches über die erste Auflage hinaus dauerte, ist keine Rede; es wurde hierüber nichts stipuliert. Ich wußte seinerzeit nicht einmal, wieviel Vieweg drucken wolle und erfuhr erst jahrelang nachher von ihm, daß er 1000 Exemplare gedruckt habe. Vor etwa sechs Jahren konnte man bei einem Sortimenter in Zürich einige Zeit lang plötzlich die vier Bände für fünf Franken kaufen, und alles lief hin, das Buch zu kaufen. Ich schrieb Vieweg, was das sei; wenn er den Rest der Auflage so weggeben wolle, so wünsche ich denselben selbst zu erwerben.

[1]) F. Weibert teilte Keller (21. Juni 1875) mit, daß es ihm möglich sei, von Vieweg das Verlagsrecht und den Vorrat (115 Exemplare) des „Grünen Heinrich" um 800 Mark zu erwerben. Weibert war wie Keller für Makulierung der alten Ausgabe und Herstellung einer neuen billigeren. Seine Unterhandlungen mit Vieweg führten indessen zu keinem Resultate, worauf dann der Dichter den Rest der Auflage selbst zurückkaufte.

Ich erhielt die Antwort, daß aus Versehen, d. h. ohne Wissen des Chefs, eine Partie nach Frankfurt antiquarisch verkauft worden sei, und daß es wieder aufhören werde.

Aus allem diesem scheint mir hervorzugehen, daß Viewegs ein übles Verfahren und einen üblen Willen gegen mich hegen, und daß ich Schwierigkeiten hätte, den Rest der fraglichen Auflage selbst zurückzukaufen; denn solange sie nur noch fünf Exemplare haben, können sie natürlich gegen jede neue Ausgabe ihr Veto einlegen. Insofern wäre es mir schon willkommen, wenn Sie den Handel vornehmen würden im Sinne der Einstampfung und sofortigen Veranstaltung einer neuen durchgesehenen und teilweise umgestalteten Ausgabe; denn es ist an dem Buche allerdings ein gewisser Fonds, der bei zweckmäßiger formeller Behandlung noch zur Geltung gelangen könnte. Nur muß ich Ihnen gestehen, daß ich die Sache so behandelt zu sehen wünschte, wie wenn ich die neue Ausgabe, sei es beim alten Verleger, sei es bei Ihnen, aus freier Hand veranstaltete, und daß also der an Vieweg auszuzahlende Betrag lediglich am Honorar abgezogen würde. Ich bin ganz damit einverstanden, daß gleich mit einer wohlfeilen Ausgabe vorgegangen würde, erbäte mir aber gelegentlichen Aufschluß, wie sich bei einer solchen die ökonomischen Verhältnisse eigentlich gestalten? Besteht die Leistung des Schriftstellers nur darin, daß er eine verdoppelte oder verdreifachte ꝛc. Auflage gestatten muß, oder wird gleichzeitig noch das Honorar vermindert?

Ich denke, dem Umfang nach könnte das Buch auf drei der jetzigen Bände reduziert werden, oder es würden, wenn man die vier Bände beibehalten will, dieselben bloß je 20 Bogen stark. Vielleicht täte sogar auch ein neuer Titel gut.

Die Besprechung der „Leute von Seldwyla“ in der „Deutschen Rundschau“, schreibt mir Rodenberg, sei von Auerbach und komme im Juliheft.

Ob nach dem oben Mitgeteilten der Preis von 800 Mark für die einzustampfenden 115 Exemplare nicht zu hoch ist, will ich ganz Ihnen zu beurteilen überlassen. Will man auf die Sache eingehen, so wird es besser sein, sobald als möglich von Braunschweig damit wegzukommen.

Ihr hochachtungsvoll ergebenster Gottfr. Keller.

279. An Emil Kuh

Zürich, 28. Juni 75.

Dieser Brief wird Sie wohl jetzt in Recoaro treffen[1]), wo ich Ihnen die erfolgreichste Kur anwünsche. Schändlicherweise habe ich in meinem letzten flüchtigen Schreiben nicht einmal Ihrer trüben Wintertage gedacht. Wir wollen hoffen, daß diese Krankheitsperiode sich nun bald bei Ihnen verzieht und Sie, wie dies in der Regel der Fall ist, älter und mit dem Alter immer gesunder werden, als wir andere Gesundheitsrüpel, die es mit einemmal dahinrafft.

Zu dem Tode Ihres Bruders weiß ich Ihnen nicht viel Worte der Teilnahme zu machen, als daß ich den Gran von Ärgerlichkeit, der in solch jähem Unglück liegt, lebhaft mitempfinde[2]). Ohne aufdringlich zu sein, kann ich überdies anvertrauen, daß ich mich schon zweimal im Sommer an einer Kompanie guter Wiener Freunde darüber geärgert habe, daß die Herren, sobald sie in die freie Natur kommen, immer die Flinte in der Hand haben müssen, um sich voll ihres Lebens zu freuen; und gewiß gibt's auch hier einmal ein Unglück. Ihr Malheur mit Martin dem Greifen ist ja schrecklich[3]). Ich habe leider seine Gedichte noch nicht zu Gesicht bekommen und nur einzelne Gelegenheitssachen von ihm gelesen, welche mir keinen bestimmten Eindruck machten. Wie man sich und andere so plagen kann wegen der Eitelkeit, ist allerdings nur aus pathologischen Gründen zu erklären.

Lorms Mut der Freundschaft gegenüber Oskar Blumenthal ist die reine Widerwurst[4]), denn dieser hat den armen kranken Mann vorher angeduselt; obgleich er, und vielleicht mit Recht, auch das große Nebelhorn des Pessimismus bläst, soweit seine Lungen reichen, ist ihm doch die ganz unchronologische lyrische Freundseligkeit und Betulichkeit, die jetzt im Reiche grassiert, Bedürfnis

[1]) Recoaro bei Vicenza, wohin sich Kuh im Juni zur Kur begeben hatte.

[2]) Ein Bruder Emil Kuhs war auf der Vogeljagd in dem Garten seiner Besitzung bei Venedig plötzlich verunglückt.

[3]) Martin Greif hatte sich durch Kuhs Artikel über Schroer (vgl. oben S. 123) verletzt gefühlt und in einem Brief Kuh „mit einem wahren Drachengrimm angehaucht" (Kuh an Keller 27. Mai 1875).

[4]) Emil Kuh an G. Keller, 27. Mai 1875: „In einer der Mainummern der ‚Wiener Abendpost' zeigte Hieronymus Lorm das Buch Oskar Blumenthals ‚Allerhand Ungezogenheiten' emphatisch an."

mitzuempfindeln. Es kommen am Ende doch wieder einmal ein paar Adler, weil die Sperlinge auch gar so heftig und ängstlich zwitschern, gerade wie vor hundert Jahren.

Reuter[1]) ist mir sehr wertvoll und lieb; er war eine reiche Individualität und hatte alles aus erster Hand der Natur. Auch das Idiom stört mich an sich nicht; denn durch solche energische Geltendmachung der Dialekte wird das Hochdeutsch vor der zu raschen Verflachung bewahrt. Seine eigene Beschränktheit für den Dialekt kommt bei allen Dialektdichtern vor und ist, glaube ich, notwendig, weil nur dadurch sie zu Virtuosen darin werden. Es braucht einen Fanatismus, um der gemeinen Schriftsprache so den Rücken kehren und seine Sache unverdrossen durchführen zu können. Langweilig ist freilich dabei das Geschwätz der Verehrer, als ob die Herrlichkeit ganz unübersetzbar wäre und durchaus nur in der Ursprache genossen werden müsse. Damit bewundern sie nur ihre eigene plattdeutsche Hausprache. Ich habe noch nicht eine Seite von Reuter gelesen, die man nicht ohne allen Verlust sofort und ohne Schwierigkeit hochdeutsch wiedergeben könnte. Allein zu solchen Äußerungen machen die Reuterphilister gerade so mitleidige Gesichter, wie Philologen, wenn einer sagt, daß er den Homer nicht griechisch, sondern nur in Voßens Übersetzung lesen könne; und ist das doch noch etwas ganz anderes. In Zürich haben wir einen solchen Dialektvirtuosen[2]), der hat den Robert Burns in den Zürcher Landdialekt übersetzt und behauptet, nur in diesem werde der schottische Dichter wieder genießbar.

Ich danke Ihnen auch für die Anekdoten. Faust Pachler[3]) kenne ich leider gar nicht. Seine Expektoration über mich unwürdigen Sünder[4]) hat mich höchlich interessiert und auch amüsiert; denn sie ist durch und durch unwahr. Ich mache meine Sachen nicht wie ein Holzschnitzler mit langsamem Vorbedacht und sorgfältigem Fleiß, sondern schnell, wenn ich dazu komme; aber ich komme eben selten dazu usw. Wie durchaus schief und unwahr solche bildliche

[1]) Über den Kuh Keller interpelliert hatte (Zürcher Taschenbuch 1905 S. 71).

[2]) August Corrodi (1826—1885). Über ihn vgl. R. Hunziker, Aus August Corrodis Jugendzeit (1911); und G. von Berlepsch und R. Hunziker, Über August Corrodi (1913).

[3]) Österreichischer Journalist und Schriftsteller (1819—1891).

[4]) Die Kuh Keller am 27. Mai 1875 mitteilte, Zürcher Taschenbuch 1905 S. 70 f.

Definitionen sind (die ich mir selbst schon genug zuschulden kommen ließ), hat auch Otto Ludwig in einer Stelle über mich bewiesen[1]). Ich hatte bald vor Jahr und Tag schon dieselbe für Sie abgeschrieben, mochte sie aber doch nicht abschicken. Beim Aufräumen neulich fiel sie mir in die Hände, und ich lege sie nun doch bei. Ludwig vergleicht mich hier mit den großen italienischen Koloristen, bei welchen man keine Zeichnung gewahren könne. Daß i ch nicht zeichnen kann, ist sehr wohl möglich; unwahr aber, daß jene Italiener, weil sie viel Farbe hatten, es nicht gekonnt haben! Es ist so uneigentlich und unklug gesagt als möglich. Es kommt daher, weil die Uhrenmacherei des psychologischen Räderwerkes, der rasselnde und knarrende Mechanismus ihm so ungeheuer vorwiegend und wichtig war und er nicht wußte, daß das zu starke Hervortreten des Anatomen in einem Gemälde ein Abweg ist und zum Verzopfen der Kunst führt, wie bei Michel Angelo. Ob meine Opuskula manieriert seien, weiß ich selbst noch nicht recht, fühle aber die Gefahr davon insofern, als ich schon darüber nachgedacht habe. Es liegt mein Stil in meinem persönlichen Wesen; ich fürchte immer, manieriert und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund voll nehme und passioniert werden wollte, wohlverstanden in der erzählenden Form, wo der Mann eben selbst spricht und in seinem Namen. Wenn ich eine dramatische Stilübung vornehme, da tönt es ganz anders, da hört jener ruhige trockene Ton von selbst auf. Vielleicht wird aber gerade das erst recht manieriert aussehen.

Was das Stoffliche und das kleine Stückchen Himmel betrifft, welches ich durch ein kleines Fensterchen sehen soll, so verstehe ich Pachler nicht. Vielleicht ist es der Bewohner der Großstadt, der aus ihm spricht, der glaubt, nur auf ihrem Pflaster und in ihren Salons sei eine redenswerte Welt.

Möchten Sie Ihr Hebbelwerk bald zu Ende führen können. Man wünscht, etwas Größeres und Umfassenderes über Hebbel zu besitzen, und es ist auch notwendig, daß es mit Liebe und Pietät gemacht werde, was gerade Ihre Sache ist. Für den Fernerstehenden würden die harten Ecken und einige Ungeschicklichkeiten des Dichters zu Lieblosigkeiten verleiten.

[1]) S. Bd. 1 S. 367 und Bd. 2 S. 525.

In dieser Hinsicht ist doch Paul Heyse eine schöne und liebenswürdige Erscheinung. Wie hingebend und interessant hat er in der Einleitung zu Hermann Kurzens Werken über diesen geschrieben, und wie ganz anders klingt es bei aller „mutigen Freundschaft" als das bloß koteriemäßige Loben und Patronisieren!

Der edle Mörike ist nun auch gestorben. Ganz im Sinne seines Wesens und Schicksals habe ich die Nachricht nicht a tempo gleich zuerst erfahren oder gelesen, sondern erst im Verlaufe der Tage oder Wochen aus reproduzierenden entfernteren Zeitungen, weil diejenigen, die ich täglich lese, gar keine Notiz davon genommen hatten. Es war ganz die Situation, wie wenn man sagt: Ist der oder jener denn tot? Seit wann denn? und einem erwidert wird: „Wissen Sie das noch nicht? Schon seit vier Wochen!" Herr Jesus!

Es ist gewissermaßen wie beim Abscheiden eines stillen Zauberers im Gebirge oder beim Verschwinden eines Hausgeistes, das man erst später inne wird.

Ich werde dies Jahr wohl zu Haus bleiben und arbeiten. Ich kann des Abends, wo ich bei offenem Fenster bis 12 Uhr aufbleibe, in keiner hübscheren Gegend sein. Wenn erst die Arlbergbahn einmal gemacht ist, so kann man von Zürich aus leicht rasche Touren nach Tirol machen, da man in einem halben Tage in Innsbruck sein wird.

Vielmals grüßend Ihr G. Keller.

280. An Friedrich Theodor Vischer

Zürich, 31. Januar 1875.

Lieber und verehrter Herr und Freund!

Ein glücklicher Zufall hat gewollt, daß ich heut schon in stiller Sonntagsruhe das Papier zurechtgelegt hatte, um an Sie zu schreiben, als ich Ihre freundliche Sendung erhielt, wodurch wenigstens mein schlechtes Gewissen etwas beschwichtigt wurde. Das Anerbieten des Herrn Engelhorn[1]) ist mir sehr schmeichelhaft; allein ich kann schwerlich darauf eingehen, weil ich für die spon-

[1]) Keller möge ihm den Text zu einem illustrierten Werk über die Schweiz schreiben. Vischer vermittelte den Antrag am 29. Jan. 1875.

tanen Eingebungen kaum Zeit gewinne und überdies wegen meiner amtlichen Stellung die Betreibung eigentlich industrieller Schriftstellerei, wie die Textlieferung zu rein buchhändlerischen Unternehmungen doch ist, sich nicht schicken und zu böswilligen Anschuldigungen über meine Zeitanwendung Anlaß bieten würde ꝛc. Ich danke Ihnen inzwischen bestens für die wohlwollende Vermittlung.

Ihre Arbeit über meine Wenigkeit habe ich noch in Wien angefangen zu lesen, kam dann ins Tirol, wo eine englisch-wienerische Alteburg-Bewohnerin (Matzen bei Brixlegg) die sämtlichen Nummern hatte und stolz darauf war, den Gegenstand einer solch stattlichen Auseinandersetzung persönlich betrachten zu können.

Ich statte Ihnen jetzt spät, aber darum nicht minder herzlich meinen Dank ab für alles, was Sie so freundlich, aufmunternd und auch im kritischen Teil so nutzbringend und sachgemäß gesagt haben. Es ist die erste wirklich eingehende Arbeit dieser Art, die ich erlebt habe, und es hat mich alles gefreut, namentlich auch die humane Art, wie Sie das Kompositionsübel am „Grünen Heinrich" behandelten. Es verpflichtet mich diese Großmut, den tragikomischen und naiv-dummen Hergang gelegentlich doch einzugestehen und zu beschreiben. Vielleicht kann ich mit dergleichen das Curriculum vitae bestehen, zu dem ich mich leichtsinnigerweise von Lindau habe engagieren lassen[1]); denn ich habe ja fast nichts gemacht und gelebt, was sich dort sagen ließe, namentlich nach solchen Vierundzwanzigpfündern, wie Sie einen abgefeuert.

Bei diesem Anlaß muß ich Lamberts[2]) gedenken. Er hat echt salomonisch bei Pfarrer Lang den Handel wegen der Druckfehler damit geschlichtet, daß er ihm angab, er sei ermächtigt, zu verkünden, das Wort k l a r gehöre dem Alexander Schweizer und g e d i e g e n dem Heinrich Lang[3]). „Ich hab' gedacht, 's ist am

[1]) Der autobiographische Aufsatz, den Keller für Paul Lindaus „Gegenwart" geschrieben, steht in den Nachgelassenen Schriften S. 7 ff.

[2]) Freund Vischers in Zürich, ein Pfälzer Kaufmann.

[3]) Vischer schrieb in jener autobiographischen Skizze (Altes und Neues 3, S. 331) über seine Zürcher Freunde: „Mit gehaltener Würde lehrte und predigte der klare gediegene Alexander Schweizer; Heinrich Lang wurde damals nach Meilen und nach dem tief betrauerten Tode [Heinrich] Hirzels an dessen Stelle in Zürich berufen." Über Alexander Schweizer s. unten S. 138 Anm. 1, über Lang Bd. 1 S. 501 ff.

besten, man teilt's!" sagte er mit drolligem Gesicht, das Sie kennen! Ich mußte sehr lachen.

Den 29. Juni 1875.

Sie sehen, verehrter Freund, was mir die kasuistisch-frömmliche Präambel oben genützt hat! Ein halbes Jahr Unterbruch. Heute bin ich zur endlichen Fortsetzung aufgestachelt worden durch den frischen Fleiß und munteren Stil Ihres Sohnes, von dem mir wieder eine Arbeit in die Hände kam[1]). Wie ein kleiner, fetter, fauler Hamlet sehe ich diesen jungen Fortinbras mit seinen Gewaffneten vorüberstürmen!

Zuerst muß ich Mörikes gedenken, dessen Tod ich nicht zur Zeit, sondern nachträglich vernommen, d. h. aus sekundären Zeitungsnotizen erraten habe. Wie sich ein stiller Berggeist aus einer Gegend verzieht, ohne daß man es weiß. Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten!

Emil Kuh, von dem Sie mir geschrieben hatten, ist mir voriges Jahr nicht mehr zu Gesicht gekommen, da meine Reisezeit und -lust vorüber war. Ich hörte in Wien, daß er etwas ermüdend sei im persönlichen Verkehr. Als brieflicher Freund ist er liebenswürdig und mitteilsam, eine Tugend, die sonst aus der Welt verschwunden ist unter den jüngeren Autoren. Das schreibt möglichst kurze Billette, immer nur Geschäft, wie wenn jede ungedruckte und unhonorierte Zeile ein Verlust wäre.

Wegen Ihrer Aufsätze über meine Siebensachen muß ich aber doch ein bißchen widerbellen, natürlich nur unter uns, in zwei Punkten. Ihre strafende Bemerkung[2]) über gewisse Unzukömmlichkeiten, „Batzen", wie Sie's nennen, sind mir nur an zwei Orten verständlich, und auch da sind die vermeintlichen Schweinereien eine tragikomische Folge einer an sich harmlosen Künstelei, die dadurch bestraft wurde.

---

[1]) Robert Vischer, „Hamlet in Rom", in der Wochenschrift „Die Literatur" 1874, Nr. 33—36.

[2]) Vischer hat diese Aussetzungen, die er gegen Keller in seiner Studie in der „Allg. Ztg." 1874 S. 3283 erhoben, in dem Wiederabdruck derselben im 2. Heft „Altes und Neues" getilgt.

Nämlich die „Nasenzöpfe“ in einer der Legenden[1]); mit diesen verhält es sich so. Ich wollte, unter dem Eindruck des Krieges, nationale Tendenzen hineingeheimnissen. Guhl, der Geschwinde, (Guhl alemannisch Hahn, z. B. bei Hebel) sollte Frankreich vorstellen, Maus, der Zahllose, den Panslawismus, welche die Muttergottes als deutscher Recke sukzessive besiegt. Das äußere Wesen des Slawischen sollte unter anderem durch allerlei gezopftes Haar- und Schnauzwerk gemalt sein, und da dachte ich mir als Übertreibung wirkliche lange barbarische Nasenhaare als Zöpfchen, und es fiel mir nicht im Traume ein, daß etwas wirklich Ekelerregendes wie Nasenschleim u. dgl. ins Spiel komme. Die andere Stelle ist in den „Gerechten Kammachern“, wo einer derselben ruft: „Ich sehe, wie die verehrte Jungfer Bünzlin mir wollüstig zuwinkt und die Hand auf —“[2]) das Herz legt, sollte es heißen. Hier sollte der Witz darin bestehen, daß der Tölpel sagen wollte, liebreich oder zärtlich zuwinkt, und aus Unkenntnis der Sprache das Wort wollüstig gebraucht, wobei aber die falsche Prüde sofort eine nicht zu duldende Unanständigkeit oder Sauerei versteht und ihn unterbricht, aus gleicher Dummheit. Anstatt den Satz: „die Hand aufs Herz legt“ ruhig auszuschreiben, wollte ich drastischer unterbrechen, ohne zu merken, wie vertrackt die Sache aufgefaßt werden kann. Ich sah das erst nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe. Als ich die Korrektur der zweiten Auflage erhielt, sah ich die scheinbare Zote wieder und wollte sie korrigieren, vergaß es aber glücklich! So strafen sich die allzu ausgetüftelten Schnurren!

Eine kleine Berichtigung muß ich noch anbringen wegen des „Spiegel das Kätzchen“. Dieses Märchen ist stofflich ganz erfunden und hat keine andere Unterlage als das Sprichwort: „der Katze den Schmeer abkaufen,“ welches meine Mutter an einem unvorteilhaften Einkaufe auf dem Markte zu brauchen pflegte. Wo das Sprüchlein herkomme, wußte weder sie noch ich, und ich habe die Komposition darüber ohne alles Vorgelesene oder Vorgehörte gemacht. Nun aber nehmen Sie diese verjährten Quengeleien nicht übel!

[1]) „Die Jungfrau als Ritter.“ Ges. Werke, Cottasche Jub.-Ausg. 7 S. 400.
[2]) Ges. Werke, Cottasche Jub.-Ausg. 4 S. 272.

Die letzte Seldwyler Geschichte haben Sie, wie ich bei der Frau Heim hörte, zu tendenziös und lokal gefunden. Ich glaube, der Hauptfehler liegt darin, daß es eigentlich ein kleiner Romanstoff ist, der novellistisch nicht wohl abgewandelt werden kann. Daher vieles deduzierend und resumierend vorgetragen werden mußte, anstatt daß es sich anekdotisch geschehend abspinnt, daher der tendenziöse langweilige Anstrich. Im übrigen glaubte ich mich zum Schluß in einem modernen ernsteren Kulturbild versuchen zu sollen, und es schien mir der Mühe wert, nachzuzeichnen, wie auch in den verfeinerten Verhältnissen der sogenannten freisinnigen Religiosität Unheil und Familienstreit entstehen kann. Übrigens ist nach meiner tiefen Überzeugung die sozial konventionelle freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar, und der vulgäre Glaube, „etwas müsse sein wegen der Plebs," wird wie jede Selbstanlügerei unter Umständen ein schlimmes Ende nehmen. Die bewußte Verlogenheit aber macht sich bereits im Charakter der Neupriester geltend, und zu den alten Lastern kommt noch die Eitelkeit und rhetorische Prunksucht, das Histrionentum.

Die Wirkung dieser Novelle in Zürich war einigermaßen drastisch und lehrreich. Während ein Alexander Schweizer und Biedermann[1]) sich nichts anmerken lassen und sich nach wie vor mit mir benehmen, ist ein Lang wie des Teufels. Er machte in der Predigt wiederholte Ausfälle, indem er wohlweislich die eigentliche Pointe ignoriert und nur den Unglauben denunziert und Goethesche Zitate, aus Faust 2c. entgegensetzt und ganz so predigt, wie es in der Geschichte vorgezeichnet ist, wie wenn er davon behext wäre, so daß ich eigentlich eitel darauf sein sollte. So treibt er's auch in theologischen Aufsätzen. Andere desgleichen. Auch schiebt der grobkluge Pfaff mir gesprächsweise falsche und verwerfliche Motive unter 2c. 2c. Wenn diese Herren könnten, wie sie wollten, so könnten wir einpacken, ob wir wollten oder nicht, das ist sicher! Und daß sie Urteil und Denkart der Gebildeten und Ungebildeten, die durch Kirchenbesuch die „gute Sache der Aufklärung" glauben

[1]) Alexander Schweizer (1808—1888), war seit 1835 Professor der praktischen Theologie in Zürich. — E. A. Biedermann (1819—1885), seit 1850 Professor der Theologie in Zürich. Beide vertraten die freie Richtung innerhalb der reformierten Theologie. Zur Sache vgl. Bd. 1 S. 523.

unterstützen zu sollen, verwirren und korrumpieren, davon hat man auch schon Proben.

Doch wenn ich meine Tiraden nicht endlich schließe, so kommt der Brief wieder nicht fort. — Ich brüte immer über einer ästhetisch-literarischen Kundgebung herum, um einmal nach dieser Richtung hin etwas zu tun und mich aus dem mysteriösen Mutternebel abgeschiedner einsamer Produzierlichkeit herauszuarbeiten. Aber die Zeit will fast nirgends langen. Doch wird eine glückliche Wohnungsänderung hiezu Bahn brechen.

Ich wohne jetzt auf dem „Bürgli" (über der Terrasse) in der Enge und bleibe abends meistens zu Hause. Grüßen Sie bestens Ihren Herrn Sohn und bleiben Sie mir gewogen. Ihr ergebener

G. Keller.

281. An Marie von Frisch

Zürich, 18. Juli 1875.

Verehrteste Frau Profässeri!

Es war sehr hübsch von Ihnen, daß Sie mir einmal geschrieben. Jetzt bin ich schon wieder ein Jahr älter und werde immer noch dümmer! Heut vor einem Jahr oder vielmehr morgen hockte ich bei Euch und verheimlichte weislich meinen Geburtstag, um Euere miserablen Witze nicht noch mehr zu provozieren und auf mein altes Haupt herabzulocken. Wäre ich jetzt dort, so würde ich auf dem Markt Aprikosenkerne zusammensuchen, hundertweise, und sie vor Adolfs Fenster im Garten hinstreuen, daß er glaubte, ich hätte ihm noch mehr Aprikosen gefressen, als gewachsen sind. Das würde ihn baß ärgern. Auf Ihr Kindchen freue ich mich, das wird gewiß ein allerliebstes Tierchen! Wenn es ordentlich genährt ist, so wollen wir's braten und essen, wenn ich nach Wien komme, mit einem schönen Kartoffelsalat und kleinen Zwiebelchen und Gewürznägelein. Auch eine halbe Zitrone tut man dran!

Ich danke Ihnen bestens für die Information über die Bilderrahmen. Leider hab' ich die Zeit nicht gefunden, die Bilder zu machen, oder vielmehr müssen zuerst die Rahmen da sein, sonst mach' ich sie nie fertig. Den Bettschirm hab' ich auch zurückstellen müssen, weil ich nicht die ursprünglich pro-

jektierte Wohnung bekommen mit einem langen tiefen Zimmer, für dessen Hintergrund der Schirm mit seinem mattleuchtenden Goldgrund und buntem Bildwerk berechnet gewesen ist. Jetzt hab' ich ein kleines Loch zum Schlafen, wo nicht viel drin anzubringen ist. Für die „Visitenstube" muß ich aber doch zunächst eine Landschaft streichen, weil neben dem Ofen ein Stück weiße Mauer ist, die verdeckt werden muß. Der Rahmen ist jetzt bestellt.

Adolf soll nicht an seiner Landschaft verzweifeln. Er kriegt jetzt zwei, einen Blick ins Limmattal von der Gegend des Riedtli aus mit der großen Platane, und einen Glärnischberg durchs Gehölz auf dem Zürichberg oder so wo gesehen.

In meiner Wohnung lebe ich wie ein König, weiteste Aussicht und Wolken ganze Heerscharen. Das Haus hat großes Ausgelände, Bäume, Wiesen, Linden, die mir dicht vor dem Fenster stehen usw. Wenn ich nur darin zu Haus bleiben könnte den ganzen Tag. Aber ich muß hin und her rennen wie ein Jagdhund, es fehlt nur, daß ich noch belle unterwegs! Abends aber bleibe ich fast immer zu Hause und schreibe am offenen Fenster, während der weite See im Mondschein schimmert, wenn's nämlich Vollmond ist. Aber auch wenn nur einzelne helle Sterne über dem See oder Gebirge stehen, ist es schön, und alles so still ist und nur meine Torheit wach und laut! Dilthey sehe ich wenig, er hätte nach Graz unter sehr glänzenden Bedingungen gehen können, hat die Sache aber wahrscheinlich verunentschlossert. Ich glaub', er hockt immer mit einer Rinderknechtischen[1]) Grazer Bekanntschaft zusammen und ist deshalb unsichtbar. Es ist aber nichts Schönes, während er sich immer über den Geschmack andrer mokiert! Ich empfehle mich Ihnen bestens, Herr Professor und Frau Professorin, Herrn Adolf werde ich bald einmal schreiben. Dies Jahr bleib' ich zu Hause; im Mai aber komme ich vielleicht für acht Tage nach Wien. Grüße alles. Herrn Bruder Karl sagen Sie, daß ich großes Katzenvergnügen habe, Alte und Junge, die Alten kriegen für die Jungen Nasenstüber und Kopfnüsse, wie's der Lauf der Welt ist.

[1]) Vgl. oben S. 62.

282. An Ferdinand Weibert

Zürich, 25. Juli 1875.

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen verbindlichst für die Mühe, welche Sie sich in betreff des „Grünen Heinrich" mit den Viewegs geben. Was die in Ihrem Geehrten vom 13. d. Mts. angeführte, von Vieweg behauptete Vertragsbestimmung betrifft, so finde ich nicht nur keinen solchen § 4, sondern den ganzen Vertrag nicht. Es sind zwar 25 Jahre her, seit das Buch unternommen wurde und das Gedächtnis kann bei einem solchen Zeitraum trügen. Allein ich hatte von jeher die Vorstellung, daß ein eigentlicher Vertrag nicht existiere, was auch Viewegs Praxis von damals entspricht. Er verlegte außer den wissenschaftlichen Artikeln, die ihm die Hauptsache waren, nur ein paar Damenromane, von der Lewald und Therese Bacheracht[1]), wobei auf 800 Leihbibliotheken gerechnet wurde, die das Buch nach damaliger Mode rasch anschaffen mußten. Hiemit war das Geschäft in der Hauptsache fertig und Vieweg dachte kaum an künftige Auflagen.

Ich habe nun die sorgfältig aufbewahrten Briefe durchgesehen und es ist keine Rede von der Auswechslung resp. Unterzeichnung eines Vertrages darin. Nach Ihrer Mitteilung schreibt Vieweg von einem Vertrage vom 22. Mai 1856, resp. von dessen § 4.

Am 7. Mai 1850 schreibt Herr Vieweg: „In Beantwortung Ihrer geehrten Zeilen vom 3. ds. erkläre ich mich bereit, auf die darin von Ihnen gestellten Bedingungen für Ihren Roman einzugehen. Senden Sie mir daher die Fortsetzung des Manuskripts, am besten erst dann, wenn Sie so viel beisammen haben, daß der Druck demnächst ohne Unterbrechung fortgehen kann."

Dann folgen Bemerkungen über die beste Zeit des Erscheinens, über die Einteilung in drei Bände, über seine Verlagsmaximen und schließlich eine Honorarsendung von 100 Talern, ohne Erwähnung eines Vertrages.

Der nächste Brief datiert vom 21. Mai 1850 und enthält

[1]) Therese von Bacheracht (1804—1852) schrieb unter dem Pseudonym „Therese" Romane.

drei Seiten, unter anderm auch über den Verlag von Gedichten; keine Erwähnung eines Vertrages.

Der nächste Brief ist vom 6. Juni 1850, enthält Details über den Druck und Mitteilungen wegen der Gedichte. Nichts von einem Vertrage, und so geht es fort.

Es müßte nun sein, daß ich einen Brief mit dem Vertrage vom 22. Mai zusammen verlegt oder verschoben hätte. Immer bleibt es auffallend, daß in dem Brief vom 21. Mai nichts davon steht, wo doch Bedingungen angenommen werden und Honorar bezahlt wird.

Viewegs Angabe ist mir daher unverständlich. Ich wiederhole hier, daß ich erst einige Jahre später auf meine ausdrückliche Anfrage erfuhr, wieviel Exemplare Vieweg eigentlich gedruckt habe.

Wenn Sie sich ferner mit der Sache befassen mögen, so bitten Sie sich eine Abschrift des Vertrages aus auf höfliche Weise und gestehen Sie höchstens die Hälfte der geforderten Summe zu. Denn ich bin nicht gesonnen[1]), 15 Exemplare meines eigenen Buches mit 800 Mark anzukaufen.

Sonst aber habe ich vor, das Buch ruhig umzuarbeiten und wenn es druckfertig ist, die 15 Exemplare durch dritte Hand beziehen resp. kaufen zu lassen und mich dann weiter um Viewegs nicht zu kümmern.

Übrigens lautet auch der mitgeteilte angebliche § 4 ja nicht dahin, daß die neuen Auflagen Vieweg zugesichert seien! Indessen ist mir das in Deutschland zurzeit geltende Verlagsrecht nicht bekannt und werde mich gelegentlich danach informieren müssen.

An Illoyalitäten und Roheiten von seite jenes Hauses bin ich ziemlich gewöhnt. Zu der Erzählung „Der Schmied seines Glückes" haben sie mir einfach das Manuskript verloren oder zurückbehalten und meine Reklamationen gar nicht beantwortet. Wenn ich nicht ein früheres Manuskript davon einem Freunde geschenkt gehabt hätte, das ich konnte kommen lassen, so wäre die Geschichte zum Teufel gewesen! Aber auch so litt ich Schaden, weil das abgestohlene Manuskript Verbesserungen und Änderungen enthielt, die nun verloren sind.

[1]) Irrtum Kellers, Vieweg hatte mitgeteilt, daß 115 Exemplare zurückgekauft werden müßten. Vgl. oben S. 129 Anm. 1.

Was die Zeit betrifft, welche die Umarbeitung des Buches erfordern würde, so könnte die Sache, da fast mehr zu streichen, als zu schreiben ist, bis zu Anfang nächsten Jahres leicht abgetan werden. Die Hauptsache ist ein besserer Eingang und Ausgang und ein Zusammenfassen des Ganzen.

Sollten Sie auf die eine oder andere Weise zu der Unternehmung gelangen, so würde ich Sie bitten, mir die geschäftlichen Punkte derselben, wie sie sich nach Ihrer Ansicht und Konvenienz gestalten sollen, mitzuteilen, damit ich die Sachlage klar beurteilen kann.

Inzwischen verbleibe ich mit vorzüglichster Hochachtung und Ergebenheit Ihr

G. Keller.

PS. Sollte sich wider meine bestimmte Meinung doch herausstellen, daß Viewegs ein Verlagsrecht über die erste Auflage hinaus haben, so würde ich dann das Anerbieten zu 800 Mark natürlich annehmen. Ich werde auch nochmals alles durchsuchen, glaube aber nicht, daß sich was finden wird.

283. An Ferdinand Weibert

Zürich, 3. August 75.

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen nochmals bestens für Ihre Bemühungen und gefälligen Nachrichten in Sachen des „Grünen Heinrich". Es scheint mir die Sache auch so zu stehen, wie Sie dieselbe ansehen; jedenfalls brauche ich mir nicht die mindesten Skrupel zu machen, ohne weiteres auf eine neue Ausgabe des Buches zu denken angesichts der mesquinen Ränke der Herren Vieweg. Wenn die Angelegenheit seinerzeit dahin gediehen ist, so kann man immer noch eine billige Entschädigung für die hundert inkompleten Exemplare anbieten, unbekümmert um die Akzeptation.

Für die neue Ausgabe kommt alles darauf an, daß sie auch für die alten Leser ein neues Interesse darbietet durch eine packendere Form. Ich werde mich mit aller Gemütsruhe dahinter machen und Ihnen den Handel alsdann vorlegen, wenn Sie noch Lust dazu haben.

Ich bin nun überzeugt, daß in der mit Viewegs gepflogenen Korreſpondenz kein Wort von künftigen Auflagen ſteht; es könnte das nur in meinen Briefen der Fall ſein; aber da ich nicht einmal wußte, wie ſtark die Auflage ſein ſollte, ſo habe ich ſelbſt gewiß nichts von künftigen Auflagen geſagt. Übrigens iſt das Manöver mit dem merkwürdigen § 4 deutlich genug. Auch rückſichtlich an mir erlittenen Schadens habe ich mir kein Gewiſſen zu machen. Es wurden nach früheren Briefen in den erſten paar Jahren mindeſtens 600 Exemplare um den Ladenpreis von ſieben Talern verkauft, der bis gegen das Ende der ſechziger Jahre feſtgehalten wurde; hiemit waren die Koſten mehr als gedeckt, ja der Gewinn überſtieg ſchon die Honorarſumme. Ich bin ſonſt nicht der Meinung, daß bei der Mühe und dem mannigfachen Verdruß, den wir oft den Herren Verlegern durch unſere übeln Eigenſchaften machen, der Autor ſo philiſtros nachrechnen ſoll. Wo aber eine ſo unverhohlene Tendenz vorherrſcht, das arme Produkt vieler Tage und Nächte ein für allemal in dem Geſchäftsgewölbe des willkürlichen Verlegers verſchwinden zu laſſen, da kommt man dazu.

Doch will ich Sie nicht länger mit ſolchen mürriſchen Betrachtungen ennuyieren.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenſter G. Keller.

284. An Anton von Friſch

Zürich, 18. Auguſt 75.

Verehrter Herr Profeſſor!

Ich bin geſtern den ganzen Tag im Walde[1]) geweſen mit Forſtleuten und finde heute zum Frühſtück Ihre fröhliche Botſchaft vor, zu deren Verurſachung und Verumſtändung ich ſofort meine herzlichſten Glückwünſche darbringe. Ich wünſchte, das Bübchen wäre erſt ſchon ein Jahr alt, daß man auch was dran zu ſehen und mit zu ſpielen hat, wenn man nach Wien kommt, was ſeinerzeit gewiß geſchehen wird.

Der höchſt ehrwürdigen Frau Mama bitte ich meine beſten

[1]) Im Sihlwald.

Grüße und Glückwünsche zu vermelden, wenn's ihr nichts schadet, was ich um alle Welt nicht möchte.

Auch was sonst von der heiligen Familie just im Haus ist, bitte ich zu grüßen. Ihr achtungsvoll ergebener G. Keller.

285. An Adolf Exner

Zürich, 27. Augustus 1875.

Lieber Freund!

Wo sind Sie eigentlich? Ich denke, vielleicht wieder, wo letztes Jahr um diese Zeit, in Reith bei Brixlegg? Was ist's mit der Burg Matzen, ich sah letzthin deren Bildnis in einer illustrierten Zeitung mit dem Bericht, daß jetzt ein Engländer darin wohne, der die alten Geschichten Tirols studieren und beschreiben wolle. Sollte dieser geschichtskundige Engländer die gnädige Frau von Matzen sein?

Sie sind also bereits ein doppelter Onkel geworden, nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht Großonkel werden, eh' Sie selbst nun Vatter oder so was geworden sind, es ist im Umsehen geschehen. Wie steht's mit Ihrem Kronprinzen[1])? Können wir ihn bald zum Ehrenmitglied des schweizerischen Juristenvereins ernennen, vorausgesetzt, daß er ein Fäßchen Bier poniert?

Wollen wir nicht nächstes Jahr wieder einmal an den Mondsee gehen, nur zwei oder drei Wochen? Es war doch sehr vergnügt dort, auch ist der beiläufige Aufenthalt im Hotel Soundso in Salzburg sehr bei mir angeschrieben wegen der Rebhühner und des Gumpoldskirchners. Hier in Zürich ist jetzt ein hübsches Café auf der „Meise" (mit dem schönen eisernen Barockbalkone), da sitzen wir in den schönen Sälen und trinken zum Andenken — eine gute Flasche Gumpoldskirchner für 3 Franken 50 Rappen. Öfter als nötig ist! Das heißt, ich bin jetzt doch abends meistens zu Hause auf meinem Bürglibühel. Aber am Samstag abends oder Sonntags da bleib' ich in der Stadt, und dann sauf' ich für sieben Mann! Ich sag' Ihnen! Und provozier' die besten Weine, daß die andern Viecher, die Weib und Kinder haben, mit sauersüßen Mienen in die Tasche greifen, wenn sie mir, wie projektiert,

[1]) Den Exner in die Rechtswissenschaft einführte.

die Schmiere nicht haben anwürfeln können. Dann humple ich, oft lange nach Mitternacht, die dunkle Engestraße hinaus auf das „Bürgli" und weiß trotz der Beladung den Messerstichen der italienischen Eisenbahnarbeiter sehr geschickt auszuweichen, welche sich die ganze Straße entlang gegenseitig in den Seiten kitzeln, anstatt die Seebahn fertig zu bauen, auf der wir nach Glarus fahren wollen, wenn Sie herkommen.

Dilthey hat, wie Sie übrigens wissen werden, einen splendiden Ruf nach Graz ausgeschlagen und geht über den Winter zur Belohnung mit Urlaub nach Griechenland. Er ist ein wankelmütiges Schiff, wenn er sich überhaupt nicht verstellt. Noch nicht lange sagte er, er ginge gern nach Graz, um von der Archäologie loszukommen und wieder der literarischen Philologie habhaft zu werden, und jetzt stürzt er sich mit neuer Wut auf die erstere! Da hat er übrigens recht, wenn er immer gerade tut, wozu ihn der Geist treibt!

Ihren letzten Brief habe ich gerade nicht zur Hand. Zu beantworten fällt mir einzig ein Ihr Wunsch nach Beseitigung der politischen Rhetorik oder Kannegießerei in der Geschichte von den „Sieben Aufrechten". Diesen Rat werde ich bald zu erwägen haben, da die Ausgabe dieses Jahr noch zustande kommen wird unter dem Titel „Züricher Novellen". Die neuen Geschichtchen kommen zuerst in die „Deutsche Rundschau" von Rodenberg und heißen: „Herr Jacques", „Hadlaub", „Der Narr auf Manegg", „Der Landvogt von Greifensee". Hier wird überall nicht politisiert, sondern nur fabuliert und komödiert. Wenn ich nochmals damit über den Graben komme, ohne unterzuplumpsen, so kann ich nachher noch manches machen, da alles neu geschrieben ist und nirgends von alten Konzeptionen und Fragmenten gezehrt wird. Es sind Sachen aus dem dreizehnten, vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert, z. B. die Entstehung des sogenannten Manesseschen Kodex oder der Pariser Handschrift der Minnesänger, die Zerstörung der Burg Manegg am Albis, ein Jahrhundert später, die von einem Verrückten bewohnt war, durch lustige junge Züricher usw. Der Landvogt ist ein origineller Zürcher, Landolt, aus dem vorigen Jahrhundert, der als Junggeselle gestorben ist. Der haust auf dem Schloß

Greifensee jenseits des Zürichberges und ladet auf einen Sonntag, um sich einen Hauptspaß zu machen und auch ein Erinnerungsvergnügen, nach all den vorübergegangenen Liebesstürmen, sechs oder sieben hübsche Weibsbilder ein, die ihm alle Körbe gegeben haben, um sie einmal alle beieinander zu haben und zu sehen. So kommen sie zusammen, ohne es zu wissen. Jede glaubt seine besondere gute Freundin zu sein, und jede will ihn besonders bemuttern und bevormunden, und nun knüpft er ihnen die Haare ineinander, daß es eine Hauptlustbarkeit absetzt, d. h. wenn ich's machen kann, denn gerade diese Partie muß ich noch schreiben, das ist eben der Teufel! Sechs oder sieben Mädel, die alle artig und liebenswürdig sind, keine der anderen gleicht und auch jede etwas Komisches hat.

Da kommt's nun wahrscheinlich auf eine recht deutliche und bündige Exposition aller einzelnen an, eine nach der andern, daß ihre Rollen am Tage des Gerichts schon von selbst gegeben und vorgeschrieben sind.

Mit den Duncker-Novellen[1]) kommt's allmählich auch ins Klare. Ich komme aber nicht von ihm los. Er hat mir sehr artig geschrieben und will ein neues Abkommen treffen, ganz nach meinem Wunsch und Vorschlag, und das alte Verhältnis aufheben, wenn ich ihm das Werklein nur verabfolge. Da kann man doch nicht wohl anders.

Mein Stuttgarter will den „Grünen Heinrich", der vergriffen ist, neu herausgeben; da muß ich mich auch dahinter machen mit Abkürzungen, neuem Anfang und neuem Schluß und einheitlicher Form, so daß ich diesen kommenden Winter wie in einer Fabrik sitzen werde, mit schwarzen Tintenfingern und vor Eifer und Eile die Nase nur mit dem Rockärmel wischend, das wird schön aussehen, pfui Teufel!

Von den „Leuten von Seldwyla" will er auch eine neue Auflage machen, eine wohlfeile Volksausgabe. Wo das Volk herkommen soll, weiß ich nicht; wohl aber merke ich, wo die Wohlfeilheit, nämlich aus dem ermäßigten Honorar, wie er mild andeutete, als ich ungefährlich danach fragte; nun könnte sie ebensogut aus dem ermäßigten Gewinn geschöpft werden. Es wird also

[1]) „Das Sinngedicht".

auf diesem Punkte, auf diesem unscheinbaren ideellen Gebietsteilchen ein diplomatisches Gefecht geschickt geliefert werden müssen. Bleibe ich Sieger darin, so will ich mich bei Bismarck oder Andrassy als neuer Bernhard Meyer[1]) um Arbeit anmelden, der ja auch nur ein schweizerischer Staatsschreiber gewesen ist.

Nun ist es aber Zeit ins Bett zu gehen, es schlägt 11 Uhr. Morgen ist wieder Kneiptag, es dürstet mich jetzt schon danach und muß schnell Wasser trinken, da nichts anderes da ist!

Überlegen Sie sich's wegen des Mondsee im nächsten Jahr. Man würde aber öfter mit dem Dampfbootchen nach dem Ort Mondsee selber fahren, um in jener gemütlichen Laube Mittag zu essen, wo wir zuletzt gewesen sind. Ein Jagdgewehr könnte ich auch mitbringen und würde versprechen, Euch andern nicht höher in die Beine zu schießen, als Euere geschmierten Stiefel reichen.

Mit Gruß und biederm Handschlag Ihr G. Keller.

286. An Ferdinand Weibert

Zürich, 29. August 75.

Hochgeehrter Herr!

Hiemit sende ich Ihnen das eine der beiden Vertragsexemplare über die Separatausgabe von „Romeo und Julie" unterzeichnet zurück, sowie den Empfangschein über das Honorar von 500 Franken, welches Sie mir mit Ihrem Geehrten vom 27. dies zu senden die Güte hatten. Ich fürchte aber, daß irgendein Mißverständnis Sie zu der großen Eile, welche Sie schon zu Ihrem gefälligen Schreiben vom 20. August veranlaßt hat, verführt hat, was mir leid täte.

Den Eingang der Erzählung betreffend, so kann derselbe nicht wohl weggelassen werden, da der Titel, der nun nicht mehr zu ändern ist, einige Worte erfordert. Namentlich ist mir daran gelegen, zu sagen, daß das Hauptmotiv der Geschichte sich wirklich wieder begeben hat, weil nur dadurch die ganze Arbeit sich rechtfertigt. Es steht diese Schrulle wahrscheinlich in keiner Ästhetik,

[1]) Über Bernhard Meyer (1810—74), den Luzerner Politiker, der unter dem Ministerium Bach eine Rolle in Österreich spielte, vgl. Allg. Deutsche Biographie 21, S. 555 ff.

aber es ist etwas Wahres daran. Auf diese Weise ist mein Werklein keine Nachahmung, wohl aber ging ein Landsmann von mir unter die Nachahmer, der sofort nach dem Erscheinen von „Romeo und Julie" einen „Lear auf dem Dorfe" schrieb[1]). Ob Turgeniew beim Schreiben seines „Lear in der Steppe" mein Büchlein kannte, weiß ich nicht.

Dagegen bemerke ich soeben, daß der Eingang, wie er jetzt ist, miserabel stilisiert ist. Ich habe diesen Satz nie wieder näher angesehen. Ich bitte Sie daher, denselben durch beiliegenden Eingang ersetzen zu wollen.

Um aber nicht auf mehr solche fadenscheinige Stellen zu stoßen und abermals ins Korrigieren zu geraten, ersuche ich Sie, mir die Revision des Druckes n i c h t zu schicken.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster

G. Keller.

287. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 23. September 75.

Verehrter Herr und Freund!

Wessen Geistes Kind der Herausgeber der „Schweizerischen Dichterhalle" ist, können Sie daraus ersehen, daß er mich mit dem Vorgeben ködern wollte, S i e seien bereits zugesagter Mitarbeiter[2]). Sie werden es mir nicht gerade nachtragen, daß ich dessenungeachtet dem Kerl gar nicht geantwortet habe und ihn, sofern er nochmals kommt, gehörig abschwarten werde. Es ist, wie ich höre, der gleiche Betriebsame, der vor einem oder zwei Jahren im Kanton Appenzell, wo die ärztliche Praxis frei ist, sich als siebzehnjähriger Mensch zur Behandlung der Frauenkrankheiten öffentlich empfohlen hat.

Übrigens wachsen mir, abgesehen von vorliegendem Fall und so sehr ich ein Freund der Deutschen bin und ein Angehöriger ihrer Literatur sein mag, doch diese fortwährenden Anläufe deut-

[1]) Der Solothurner Alfred Hartmann (1814—1897).

[2]) Widmann an G. Keller, 23. Sept. 1875: „Der Redaktor der ‚Schweiz. Dichterhalle' — horribile auditu! — [Rudolf Fastenrath, ein geborener Deutscher] macht mir die naive Zumutung, ich solle Sie für sein Blatt zum Mitarbeiter gewinnen." Vgl. an Widmann 24. März 1877.

scher Spekulanten, der sogenannten schweizerischen Poesie und Literatur unter die Arme zu greifen, nachgerade zum Halse heraus, und das augenblickliche Anbeißen unserer von Eitelkeit und Druckfieber geplagten Dilettantenwelt erregt jedesmal aufrichtigen Verdruß und Verachtung.

Das Unternehmen des gegenwärtigen Bummlers ist zudem eine pure Nachahmung der glorreichen „Deutschen Dichterhalle", welche ich mir seit drei Jahren zum Spaße halte und trotz der Beteiligung mancher namhaften Leute zu pathologischen Studien gebrauche, die in reichlichem Maße, was Torheit und Unverbesserlichkeit der Menschen betrifft, dort angestellt werden können.

Ich habe Ihnen nachträglich meinen besten Dank abzustatten für die freundliche Sendung der „Bezähmten Widerspenstigen"[1]). Ich habe eine unrichtige Darstellung in irgend einer Kritik, die meine Neugierde erregt hatte, nicht bestätigt gefunden. Übrigens gratuliere ich Ihnen zu der glücklichen und leichten Behandlung.

Die Empfindungen über die psychologische Sektion durch Kritiker wie Vischer und Auerbach[2]) sind nicht sehr schenierlich, denn wo die Herren Anatomen, so erfreulich und fördernd ihre Arbeiten sind, das psychologische Gras im betreffenden Objekt wollen wachsen hören, sind sie meistens auf dem Holzweg und der Betreffende kann dazu lachen.

Was schweizerische Poesie betrifft, so ließe sich jetzt in der Tat eher, als vor einigen Jahren, einmal ein mit einiger Auswahl und Exklusivität konfidentiell entstandenes Lebenszeichen auf dem Wege eines einzelnen Sammelbändchens zuwege bringen, wenn einmal geschweizert sein muß in solchen Dingen. Die jetzige auffallende Impotenz in Deutschland (vide „Dichterhalle" 2c.) würde ein solches Vorgehen motivieren, um den publizistischen und literarischen Schwätzern eins auf die Finger zu geben (nämlich wegen des fortwährenden Getues, als ob von

[1]) Widmanns Libretto zu der Oper von W. Götz.

[2]) Widmann meinte bei Gelegenheit von Auerbachs und Vischers Studien über Keller, es müsse eine kuriose Empfindung erregen, sich so bei lebendigem Leibe psychologisch erörtert zu sehen.

der Schweiz aus nur schwer was kommen könne). Aber ich möchte damit die ewigen Gründer einer schweizerischen literarischen Hausindustrie keineswegs unterstützen. Es dürften auch höchstens sechs bis sieben Leute zugezogen werden und unter der Voraussetzung, daß jeder etwas Rechtes zu geben bestrebt sein würde, kein Wiedergekautes, kein Alpenrösliches[1]) 2c.

Überlegen Sie das Ding auch ein wenig; vielleicht sprechen wir einmal darüber. Ihr herzlich grüßender G. Keller.

288. An Jakob Baechtold

Trut Wingeselle unde Friunt.

Sit von Lucerne nah Hûz geriten[2]), han ih dick an iuwer Profezei gedaht, so ir frilich zevor wizzen kunt, unde han michel Fröide enphachen durh iuwer botschaft, dazz iuwer wirdeklich wirtinne sige eins magetlins genesen. Dizerem wunschen ih ain fruotig wahstum, unz dazz es grozz genuog sin wurd for ain rehten man, sam sin Vater ist.

Hierbi volget des Schaden buoch zuruck[3]), uf dazz diu Schuol nit still stat.

Unde han ich noch ze berihten, dazz ir ze Lucere versumt habent den win St. Georgen uz Burgunden ald Sainschors, sam die Franzose sagent. Dizeren Win hant mir unde etlich ander och ze Zurih endachet unde zimelih genozzen.

Zurih, am VI. Tag nah Bettag 1875.

Gotefrid der Schriber,
och Cellerarius.

289. An Emil Kuh

Zürich, 8. Oktober 75.

Aus dem Poststempel Ihrer neusten Zusendung ersehe ich, daß Sie wieder in Meran sind und ich Ihnen endlich schreiben kann; denn bisher haben Sie mir es unmöglich gemacht dadurch, daß Sie mir immer am Vorabend vor der Abreise an einen

[1]) Anspielung auf den schweizerischen Almanach „Die Alpenrosen".
[2]) Von der Jahresversammlung der schweiz. Geschichtforschenden Gesellschaft.
[3]) O. Schade, Altdeutsches Lesebuch.

andern Ort schrieben. Auch hoffte ich, Sie werden einmal ein bißchen hieher kommen, was nicht geschehen ist.

Ihr „Junges Deutschland“[1] hatte ich zum größten Teil im „Neuen Reich“ auf dem hiesigen Museum gelesen, soweit ich dazu kommen konnte; jetzt habe ich es ganz durchgekostet und danke Ihnen dringendst für die Arbeit und das Geschenk. Auf die noch lebenden Gesellen jener Schule muß Ihre Untersuchung einen wunderlichen Eindruck machen, namentlich auf Gutzkow, der so viele andere mißhandelt hat und zwar oft aus lauter elender Bosheit und berechnender Vorsätzlichkeit. Aus Ihrer Schilderung wird aufs neue klar, wie schrecklich es ist, wenn ein Mensch als unreifer Junge, von der Schule weg, unter die Literaten geht und bis ins Alter hinein ohne Aufhören, ohne Ausruhen, ohne eine Pause und Zeit anderer Beschäftigung fortschriftstellert und fortschustert, immer auf dem Marktplatz stehend oder sitzend, wie eine grau gewordene Höckerin, die ihren vierzig- oder fünfzigjährigen Eckplatz hat gleich links neben den Fischhändlern. Doch haben Sie ihn mit allem Glimpf behandelt und ins richtige Verhältnis gebracht zu den übrigen. Das Ganze macht nach allem schon Gelesenen doch einen neuen und frischen Eindruck oder vielmehr den Eindruck eines Neuen und Lehrreichen. Wenn Hebbels Gestalt weiterhin von derlei Gefolgschaft und Aussichten begleitet ist, so wird es schon deswegen ein Hauptbuch sein.

Das Erlebnis mit Ihrem neuen Herrn Bruder, das Sie mir von Ratzes aus schilderten, war mir sehr ergötzlich; ich kann mich nicht in die Lage versetzen, nur e i n e n Bruder zu haben, geschweige denn mehrere[2]). Daß ein so wildes Blut den eintönigen „Grünen Heinrich“ wiederholt hat lesen mögen, ist ja höchst verwunderlich. Übrigens tritt jetzt die Frage der Umarbeitung unverhofft in den Vordergrund. Das Buch ist vergriffen, wie mein jetziger Verleger ausgekundschaftet hat, und er will es in spontaner Weise neu edieren, ohne daß ich den geringsten Anstoß dazu gab. Es prickelt mich nun der Gedanke, ob eine Art Wieder-

[1]) Vorläufig mitgeteilter Abschnitt aus Kuhs Hebbel-Biographie.

[2]) E. Kuh berichtete von Bad Ratzes am Schlern aus am 18. Aug. 1875 von einem jüngeren Bruder, welcher als Kind allerlei Grün-Heinrichs-Einfälle gehabt.

geburt und Inkurssetzung des schief gewickelten armen Teufels möglich ist ohne Gemachtheit und bemerkbare Altersklugheit[1]).

Ich danke Ihnen auch für den Aufsatz über Mörike, der sich, glaub' ich, mit meinem letzten Briefe gekreuzt hat[2]). Die Schrift von Notter habe ich auch längst gelesen[3]). In Ihrer Arbeit aber habe ich lebendigere Bekanntschaft mit dem Verstorbenen gemacht. Es ist, wie wenn ein schöner Junitag dahin wäre mit Mörike, und noch nicht sicher, daß das Bewußtsein auch jetzt noch davon allgemein werde; eine entmutigende Aussicht für alle, die nicht auf der Landstraße im Staube und Dreck forttraben. Mit Vischers Grabrede[4]) müssen wir es nicht so genau nehmen; er fühlt sich einmal als pflichtschuldigen Rhetoren von Beruf und mußte die Rede von einem Tag zum andern bereit halten, während er immer schwerfälliger und härter wird. Sie haben gewiß seinen neusten großen Reiseartikel in der „Augsburger Zeitung"[5]) gesehen, wo er die beste Sache durch drei Nummern hindurch ermüdend durcheifert, nämlich die Tierquälerei der Italiener in Recoaro. Diese Schwere, mit der er sich selbst plagt, schmerzt auch andere, die ihm gut sind.

Wie steht es nun mit Ihrer Gesundheit? Haben Sie gute Aussichten auf den Winter? Wenn die verfluchte Arlbergbahn gemacht wäre, so käme ich sicher diesen Winter einmal über einen Sonntag hinüber; so aber ist's zu weit, und in Österreich wird jetzt keine Eisenbahn fertig.

Ihre Bemerkungen über Otto Ludwigs dichterisches Bildwerk und dessen Haltung glaube ich zu verstehen; doch ist das Geschilderte wohl kein eigentlicher Mangel bei der breitern Anlage seiner Sachen. Gerade da, um bei seinen Malergleichnissen

[1]) Kuh teilte Keller seine Ansicht über die Frage der Umarbeitung von Dichtwerken am 27. Oktober 1875 mit. Zürcher Taschenbuch 1905 S. 82 f.

[2]) Emil Kuh, Eduard Mörike. Ein Gedenkblatt 1875, Sep.-Abdr. aus Nr. 134 und 135 der „Wiener Abendpost", jetzt in Kuhs kritischen und literarhistorischen Aufsätzen S. 425 ff.

[3]) Eduard Mörike (1875).

[4]) Im Anhang bei Notter gedruckt. Kuh nannte sie „phrasenhaft und in eine unleidlich dichterisch-wissenschaftliche Sprache gekleidet".

[5]) „Ein italienisches Bad." Beilage zur Allg. Ztg. 5. Okt. 1875; vgl. bes. S. 4347.

zu bleiben, ist es am Platze, wenn die Darstellung da und dort ins Helldunkel ausruhen geht. Übrigens scheint es mir, ich habe seine Bemerkung über mich doch nicht ganz richtig wiedergegeben, obschon es am Ende doch darauf hinausläuft. Den betreffenden Papierschnitzel[1]) habe ich neulich beizulegen vergessen und tue es nun jetzt, da Sie sich für solche Äußerung und Gegenäußerung interessieren. Das Günstige oder Schmeichelhaftige darin lassen Sie ungesagt sein!

Herzlich grüßend und mich Ihrem Hause empfehlend Ihr

G. Keller.

290. An Marie von Frisch

Zürich, 20. Dezember 1875.

Höchst verehrungswürdige Frau Professorin und Mama! Ich beglückwünsche Sie nachträglich noch eifrigst wegen Ihres Söhnleins in der Hoffnung, es stehe noch alles gut mit demselben, die Gesundheit vortrefflich, die Schönheit unvergleichlich, die Gescheitheit über jeden Vergleich erhaben.

Um aber auch auf dem Pfade der Tugend eine rechtzeitige Einwirkung zu erzielen und das junge Männlein zu einem männlich tüchtigen Kumpan heranbilden zu helfen, übersende ich ihm hiemit ein erstes Trinkgeschirrchen; er wird es freilich noch nicht regieren können. Bis dahin aber müssen wir einen Notbehelf erfinden. Dazu dienen die Basler Leckerli, welche Sie in altem Rotwein einweichen, in Lutschbeutel (schweizerisch: Nüggi) packen und auf diese Weise dem Sprößling ins Mäulchen stecken müssen, damit er sich an den Wein gewöhnt.

Hiemit wünsche ich Euch insgesamt fröhliche Weihnacht und ein glückseliges Neujahr!

Herrn Adolphus werde ich bald einmal schreiben, inzwischen danke ich Ihmo für den Brief aus Gödöllö[2]) und namentlich für die Photographie der schönen Dame. Für die wiederholten Geschenke dieser Art (er schickt mir nämlich immer Photographieen von Schönheiten, die er kennen und lieben gelernt hat) werde ich ihm die Stöpsel der Champagnerflaschen sammeln und schicken,

[1]) Eine Abschrift der Briefstelle O. Ludwigs über Keller vgl. Bd. 2 S. 525.

[2]) Exner weilte damals am Hoflager des Kronprinzen.

die ich habe trinken helfen, um nur einigermaßen das Gegengewicht zu halten.

Befolgen Sie meinen Rat mit den Lutschbeuteln, damit keine Zeit verloren geht und, bis Sie ein zierliches Matrönlein mit weißen Haaren sind, der Sohn ein tapferer ältlicher Weinzapf mit purpurner Nase geworden sein wird, der das Mütterchen ehrt und schätzt und immer noch eins trinkt, wenn er sie nur ansieht.

Ich selber saufe leider nicht mehr viel; bleibe wochenlang in meinem Hochsitz abends zu Hause und trinke Tee. Nächstes Jahr habe ich vorläufig vor, meine Schreiberstelle zu quittieren und ganz den sogenannten Musen zu leben. Ich bin nun so alt, daß es nicht mehr so schlimm gehen kann ohne eine solche Philisterversorgung, und die schönen langen Tage und Wochen fangen mich doch an zu schmerzen, wenn ich immer vom Zeug weg ans Geschäft laufen muß.

Wenn ich dann schön Geld verdiene mit meinen herrlichen Werken, so reise ich öfter herum und komme ab und zu nach Wien und schleppe den filium in die Konditoreien und wo es schön ist.

Bis dahin tausend Grüße an alle Empfänglichen und meine Empfehlung dem Herrn Professor consort. Ihr

G. Keller.

Während ich herumlief, um obige Basler Leckerli und ein Dutzend gute Zigarren zu kaufen, welche ich glaubte mitlaufen lassen zu können, ist Ihr Brief angekommen, der mich sehr erfreut. Das Bild ist allerliebst und erbaulich, der Knirps sieht wirklich schon gescheit aus, und das Ganze ist wie komponiert oder gemalt oder wie man sagt.

In den Läden hat man mir betreffend die Zollanstalten in Wien so viel Bedenklichkeiten vorgemacht, daß ich mir nicht getraue, eine Schachtel abzuschicken aus Furcht, daß wegen der Dummheiten das Becherlein verloren gehen könnte, und doch liegt mir soviel an meinem Projekt punkto roter Nase des Hansel! Aber nicht wahr, wenn auch die Leckerli nicht kommen, so füllen Sie doch die Lutschbeutel mit etwas anderem? Am besten mit in Wein getauchten Biskuits.

Wenn er brav lutscht, so weitet sich auch der Mund besser aus zu einem angenehmen und gustosen Trinkmaul, und läuft nichts daneben.

Ich schicke das Kelchlein also für sich allein, damit es keine Verdrießlichkeiten gibt und nicht vier Wochen dauert, bis es ankommt.

Dilthey ist im Oktober nach Griechenland, jetzt wird er in Italien sein und auf Ostern zurückkommen. []

Adolf soll nicht verzweifeln an den Landschaften, die ich ihm schuldig bin.

Nochmals Grüße an alle, Herrn von Mozart nicht zu vergessen, dessen Ruhm als Unterrichtsmann ich neulich irgendwo gelesen. K.

291. An Ferdinand Weibert

Zürich, 25. Dezember 1875.

Hochgeehrter Herr!

Hoffentlich ist der Biß Ihres nicht sehr liebenswürdigen Hundes gründlich geheilt, und ist keine nachträgliche Wasserscheu zu befürchten, sonst könnte es manchen Autoren, die Ihren Verlag suchen, schlimm gehen. Ob „Romeo und Julie", nachdem sie so viel in Feuilletons und Sammelwerken abgedruckt worden sind, als Einzelausgabe[1]) noch Glück machen werden, müssen wir gewärtigen. Einstweilen haben sie in dänischer Übersetzung Unheil angerichtet. Georg Brandes, der Verfasser der „Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts", hat die Erzählung nämlich nebst dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" ins Dänische übersetzt und in Kopenhagen erscheinen lassen[2]). Nun sind die Frommen über ihn hergefahren als Verbreiter eines unsittlichen Buches, und eine förmliche Verfolgung wurde in der

[1]) Die inzwischen auf Weihnachten erschienen war.

[2]) Schweitsernoveller af G. Keller. Paa Dansk ved G. Brandes (Kobenhavn 1875). Brandes schrieb im Dezember 1875 an Keller, daß bigotte Preßkoryphäen ein Geschrei über Unsittlichkeit in „Romeo und Julie" erhoben und den Verkauf der Übersetzung fast vernichtet hätten. Zugleich fand ein Kritiker in Vapereaus Dictionnaire die falsche Notiz, G. Keller sei schon am 9. Sept. 1860 gestorben, und zieh Brandes der Lüge wegen der Vorbemerkung, der Autor hätte ihm das Übersetzungsrecht übertragen. Vgl. Neue Zürcher Zeitung 19. Juli 1919, Nr. 1076.

Presse gegen ihn losgelassen, so daß der Absatz des Büchleins geradezu verunmöglicht sei. Natürlich gilt der Unsinn dem freien Geiste, mit dem seine eigenen Bücher geschrieben sind.

Ihre Mitteilung betreffend die nötig werdende neue Auflage der „Leute von Seldwyla" gereicht mir zur Freude und Ermunterung, mich während der besseren Jahre, die mir vielleicht noch beschieden sind, fleißiger an den Laden zu legen. Ich denke, eine nochmalige teure Ausgabe wäre etwas gewagt und könnte dieselbe leicht liegen bleiben, da das Publikum, welches solche Sachen zu höhern Preisen kauft, wenn nicht ein Erfolg ersten Ranges da ist, gewisse Grenzen hat, die sich gewöhnlich unversehens schließen. Ich würde daher meinesteils zu dem Versuch mit der wohlfeilen Ausgabe raten. Ich weiß z. B., daß in der Schweiz mit der Preisherabsetzung das Buch sofort erst jetzt sich eigentlich bekannt machen wird. Indessen lasse ich Ihnen immerhin den Vorbehalt Ihrer Entschließung. Es ist möglich, daß die nächste Publikation auch dem Absatz einer nochmaligen teuren Ausgabe nachhilft.

Format und Ausstattung überlasse ich Ihrer Disposition. Der Klopstockſche Probebogen scheint mir das beste, wenn ich etwas sagen soll[1]).

Mit dem Stereotypieren der wohlfeilen Auflagen bin ich ganz einverstanden, da ich wohl sehe, daß Sie nicht zu denjenigen Verlegern gehören, die klug zu tun glauben, wenn sie einen Autor zu kurz halten.

Mit den neuen Erzählungen steht es so. Dieselben sollen in der „Deutschen Rundschau" erscheinen, und es wartet dieselbe sehnlich darauf, da ihr der Novellenstoff, der bessere nämlich, ausgeht. Leider bin ich durch meine amtliche Geschäftslast wieder verspätet. Doch muß es nun auf jede Weise zu Ende gehen, und ich werde mir die Zeit mit Gewalt dazu nehmen. Der Abdruck wird in etwa drei Monatsheften nacheinander erfolgen, und die Berechtigung zur Buchausgabe tritt sofort mit dem Schluß der Erzählungen in der „Rundschau" ein. Mit dem „Fähnlein der sieben Aufrechten", das ich hinzufügen werde, wird es alsdann einen Band von 22—25 Bogen im Format der jetzigen „Leute von

[1]) F. Weibert sandte Keller am 21. Dez. 1875 einen Probebogen von Lessing und Klopstock als Druckmuster für die neue Ausgabe der „Leute von Seldwyla".

Seldwyla" ausmachen. Die in der „Rundschau" erscheinenden Novellen bestehen in einer Geschichte, in welcher drei andere eingeschachtelt sind. Dieselben, sowie das spätere Buch, erhalten den Titel „Zürcher Novellen" und folgende speziellen Titel:

Herr Jacques (Rahmengeschichte)
Hadloub (Zeit der Minnesinger)
Der Narr von Manegg (Ende des vierzehnten Jahrhunderts)
Der Landvogt von Greifensee (achtzehntes Jahrhundert)
Fähnlein (Gegenwart).

Wenn auch der Satz und Druck sofort nach Erscheinen der ersten Partie beginnen könnte, so wird die Unternehmung für Sie als Frühjahrsgeschäft doch wohl zu spät werden, und wäre vielleicht Zeit vorhanden, noch ein kleineres Stück, aus der Reformationszeit[1]), auszuarbeiten, um 28—30 Bogen zu erreichen, die für zwei Bändchen ausreichen würden, falls das etwa in Ihrer Konvenienz läge.

Sie sagen mir wohl hierüber Ihre Meinung. Mit Gewalt fabrizieren wollen wir nicht.

Daß Freiligrath kränkelt, tut mir wahrhaftig weh, und es würde mich sehr schmerzlich berühren, wenn es ernster werden sollte. Er ist einer der wenigen Menschen, die mir trotz des schwachen Verkehres immer gegenwärtig sind und mir nie andere als angenehme und erfreuliche Empfindungen erwecken.

Ihr mit vorzüglichster Hochachtung ergebener G. Keller.

Auch für die „Legenden" hätte ich gelegentlich ein gutes Stück[2]) hinzuzufügen, wobei aber der Titel „Sieben Legenden" verloren ginge und nur „Legenden" bliebe. Was meinen Sie hiezu?

292. An Adolf Exner

Zürich, 9. Januar 76.

Lieber Freund!

Ich sitze da Sonntags nachts um 10 Uhr in meinem Schreibstübchen und blicke zufällig auf neue Errungenschaften in Photo-

[1]) „Ursula."
[2]) Den heiligen Brandanus.

graphieen: Ihre Frau Schwester mit dem Jesusknäblein, wie sie es nennt, die ungarische Gräfin, die Sie mir geschickt, Emil Kuh, den ich aus Meran erhalten usw., und da befällt mich ein menschlich österreichisches Rühren. Ich mache mir ein Glas Wasser mit ganz wenig Rum zurecht, stecke eine neue Zigarre an (à la Hackländer oder Gustav Freytag) und schreibe noch ein bißchen.

Vor allem aus wünsche ich alles Glück zu der Genesung des herrlichen Hänschens, während dessen gefährlicher Krankheit ich einen so miserablen Bummelbrief[1]) geschrieben habe. Der mag auf das bekümmerte Mütterchen einen schönen Effekt gemacht haben. Das einfachste wird freilich sein, daß sie nicht Zeit hatte, ihn zu lesen in den kritischen Stunden. Gott sei Dank, daß dieses Erstlingsfabrikat so glimpflich davongekommen ist. Hoffentlich hat's seither nichts Rückfälliges gegeben.

Ihren Kronprinzen haben Sie also juristisch fertig gezogen mit großem Ruhme und sind, wie ich höre, noch sein philosophischer Gewissensrat geblieben. Bereiten Sie ihn würdig stoisch auf jene Zeit vor, wo sich die Weissagung erfüllen wird, daß Steiermark schweizerisch sein werde, wenn auf einem gewissen Hause daselbst ein rotes Dach erblickt würde. Es ist eine Parallele zu der Uhlandschen Sage:

„Das sind wohl alte Sagen,
Die lange lange gehn,
Daß in dereinsten Tagen
Der Brocken mitten in der Schweiz wird stehn!"

Dies zur Antwort auf Ihre Drohung mit dem militärischen Kollegen bei der Erziehung des Prinzen[2]). Überhaupt werde ich mich bestreben müssen, meine Briefe ad usum delphini einzurichten, da meine Konnexionen so an Bedeutung wachsen!

Was hat Herr Schwager Frisch für eine Partei genommen in den Billrothschen Händeln? War sein Herz geteilt oder einseitig? Hat er mit geholzt, oder saß er klugerweise zu Hause, Josephstädterstraße 17, an der Krippe des bewußten Knäbleins,

[1]) Nr. 290.

[2]) Exner schreibt im Oktober 1875 aus Gödöllö von einem Generalstabsoberst, der den Kronprinzen von Österreich die Kniffe lehre, die Schweiz zu erobern.

„wo das Ochslein brüllte,
das Kindlein schrie,
die heil'gen drei Könige sangen." [1])

Von dieser Idealwelt fällt mir soeben eine Geschäftsabschweifung ein. Mein Verleger hat nämlich mit dem Vieweg wegen des „Grünen Heinrich" traktiert, welchen ich jetzt nachträglich präsentabel machen möchte. Viewegs wollten jenem weismachen, daß sie ein dauerndes Verlagsrecht besäßen, welches man ihnen abkaufen müßte um 800 Mark. Dabei zitierten sie einen § 4 eines fingierten Kontrakts, der nicht existiert, und wurden mit Blamage wegen dieser mesquinen Lüge heimgeschickt.

Außerdem aber hatten sie noch 15 komplette Exemplare des Buches. Wenn diese nun seither erwiesenermaßen verkauft sind, so bin ich ganz frei und brauche die Herren gar nicht mehr zu begrüßen. In Zürich und Solothurn haben schon vor Monaten Bekannte von mir das Buch bestellt, aber zur Antwort erhalten, es sei zurzeit (von Braunschweig aus) nicht mehr zu haben. Wenn es Ihnen nun nicht zu unbequem ist, so möchte ich Sie bitten, den Versuch einer solchen Bestellung auch in einer Wiener Buchhandlung zu machen in der Art, daß Sie etwa einen schriftlichen Zettel erhielten, wenn die betreffende Handlung das Buch wirklich nicht liefern kann, welchen Zettel Sie mir dann abtreten würden [2]). Sollten Sie wider Erwarten den Grünspecht erhalten und bezahlen müssen, so werde ich Ihnen denselben sofort abkaufen und der hiesigen Stadtbibliothek schenken zum Gebrauche für die Zürcherischen Ettmüllers der Zukunft; denn das denkwürdige Werk wird bei der Wäsche um einen Band eingehen, wie eine gestrickte Unterjacke.

Dilthey ist jetzt in Sizilien oder Neapel. Er hat in Athen für den Staat Zürich für 3000 Franken Terrakottenfigürchen aus Tanagra gekauft und ebenso auch für die antiquarische Gesellschaft, zum Verdrusse Kinkels, der ganz wütend eifersüchtig auf ihn ist. Übrigens sind jetzt ganz merkwürdige Ausgrabungszeiten an allen Ecken. Das Heimweh nach der germanischen Vorzeit, das

[1]) Heine, Die Heimkehr 37 (Elster I S. 113).

[2]) Gerold und Komp. in Wien an A. Exner, 26. Jan. 1876: „Wir erhalten heute von Vieweg die Nachricht, daß Keller, ‚Der grüne Heinrich', vergriffen sei."

durch den glorreichen Krieg eine Art Genugtuung gefunden hat, wird wieder demjenigen nach der helleniſchen Welt Platz machen uſw., womit ich mich für einſtweilen empfehle. Ich will ſehen, daß ich von den neuen Korrekturbogen doppelte Abzüge erhalte.

Ihr G. Keller.

293. An Lina Duncker

Zürich, 22. Februar 1876.

Verehrte Frau Duncker!

Ich komme ſoeben auf mein Bureau und finde unter den Briefen auch den Ihrigen am frühen Morgen um 9 Uhr. Ich bin ganz gerührt davon und rauche aber deſſenungeachtet meine Zigarre fertig und nehme ſtatt der Amtsgeſchäfte dieſe Antwort vor.

1°. Herrn Dunckers Brief liegt noch immer mit drei oder vier anderen dringlichen Privatbriefen auf dem Etat der dringenden Sachen bei mir, die behandelt ſein wollen und es nicht werden. Für jetzt nur ſo viel, daß es mir nie entfernt in den Sinn kommt, mich unordentlich in dieſer Sache zu betragen; Sie werden ein hübſches und neuartiges Werklein bekommen, wenn Sie es durchaus wollen. Zu einer Geldauseinanderſetzung im Falle des Fallenlaſſens war ich ſchon vor 10 Jahren bereit oder länger, habe aber hierauf keine Antwort erhalten. Um Ihnen nun die Zutraulichkeit zum guten Ende wieder etwas aufzukratzen, teile ich Ihnen mit, daß ich mit Ende Juni meine Amtsſtelle aufgebe, um ſofort mit neuen Kräften das pure Schriftſtellertum mit mehr Vernunft und Geſchick wieder aufzunehmen, als ich es zu Weihnachten 1855 verlaſſen habe. Es kann freilich nicht jeder ſo 20 Jahre im Vorbeigehn aus der Taſche verlieren; ich aber bin in dieſer Beziehung ein Herr und meine Mittel erlauben mir das. Man bekommt zwar bei dieſer Methode keine Frau; aber die ſpäte Entdeckung, daß es doch viel vergnüglicher und beſſer ſei, iſt auch kein ſchlechter Tuback.

Das neue Arrangement wegen des „Verlagsartikels“ denke ich mir ſo, daß vom Honorar die Verzinſung der erhaltenen 250 Taler abgezogen wird, womit dasſelbe mindeſtens in Rauch

aufgeht. Damit ich aber doch noch etwas für Tinte und Papier bekomme, müßte mir erlaubt ſein, von den Novellen ſo viel vorher in eine Zeitſchrift zu tun, daß noch ein paar hundert Taler herauskommen. Item es wird ſich ſchon machen laſſen.

Demnächſt kommen von mir „Züricher Novellen" in der „Deutſchen Rundſchau", die aber mit Ihrem Buche nichts zu ſchaffen haben. Ich bin dann mit den ſchweizeriſchen Lokalſachen fertig und betrete mit den Dunckernovellen das freie allgemeine Weltreich der Poeſie. Bum!

2°. Wegen des Porträts hatte ich vor, Herrn Michels, der ſich deshalb an mich gewendet[1]), dieſer Tage zu ſchreiben. Ich muß nämlich eine Photographie machen laſſen, da ich keine habe als eine, wo ich ganz blöd dreinſchaue, und eine andere, wo ich zu frech und affektiert ausſehe, aus Schuld des Photographen. Inzwiſchen aber liegt mir die Sache nicht ganz recht. Ich habe nämlich dem Paul Lindau eine kleine Selbſtbiographie für die „Gegenwart" verſprochen und gedenke, dieſelbe unverſehens in nächſter Zeit zu liefern, nicht aus Eitelkeit, ſondern um einige Malicen anbringen zu können oder ſogenannte Wahrheiten. Herr Michels ſchreibt mir nun, daß es ſich im Sonntagsblatt um eine „Lebensſkizze" von einem Univerſitätslehrer handle. Ich kann mir nicht denken, wer das machen kann; immerhin iſt es möglich, daß wenn beide Geſänge gleichzeitig ertönten, dieſelben nicht ſehr harmonieren würden und das Opus des Univerſitätslehrers von dem meinigen desavouiert würde. Hierüber wünſchte ich Aufſchluß zu erhalten. Vielleicht könnt Ihr die Sache auch fallen laſſen, da ohnehin meine denkwürdigen Perſonalia erſt durch die neue Ära nach dem 30. Juni 1876 ihre Vollſtändigkeit erhalten werden. []

Einen alten Hauskater von Ihnen ſah ich im Herbſt, den wackern Palleske, der hier war. In meiner Stube ſteht ein herrliches Eichenbüfett mit Imitationen von alten Metallſchüſſeln und unechten Majolikas, da ſagte er: Gehört das Spinde Ihnen? ganz verwundert und ungläubig. Meine alte Schweſter begrüßte er flüſternd als Eſtherchen aus dem „Pankraz dem Schmoller", was ſie gar nicht verſtand, und dergleichen Teufeleien mehr.

---

[1]) Für einen Artikel über Keller im Sonntagsblatt der „Volkszeitung".

Herrn Duncker werde ich geschäftsmäßig schreiben, sobald es etwas nützt, d. h. in den nächsten Monaten. Inzwischen bitte ich Ihn bestens zu grüßen und ebenso die artige Fräulein Tochter, die Sie bei sich hatten vor zwei Jahren.

Ihr ergebenster G. Keller.

294. An Theophil Zolling

Zürich, 23. Februar 1876.

Verzeihen Sie, geehrter Herr, meiner durch die heterogensten Geschäftsverhältnisse bedrängten Lage, daß ich erst jetzt dazu komme, Ihnen für die freundliche Schenkung Ihrer „Jungfrau vom Stuhle“[1]), sowie für die Zeilen vom 22. Dezember meinen herzlichen Dank abzustatten. Ich wünsche Ihnen schönstes Glück zu der blühenden, geistreichen und sprachgewandten äußern Gestalt Ihres Gedichtes, sowie zu dem echten, klar und rührig gehenden Fluß und Klang Ihrer Arbeit, zu dem glücklichen Ausdrucke einer glücklichen Stimmung oder wie man es nennen will. Auszusetzen habe ich, wenn Sie es doch wissen wollen, nur zwei Dinge oder vielmehr nur eines, da beide ineinanderfließen: Die Haupterfindung, resp. die Mechanik mit dem Stuhl ist mir etwas zu dürftig oder gewaltsam; es ist eine gar zu unvermittelte bloße Dummheit, die mit dem Holzschemel getrieben wird, gar kein Humor dabei und keine Grazie, und zweitens sind mir für meinen Gusto die beiden Hauptpersonen, die Liebenden, etwas zu individuell farblos, sie sind zu wenig, was man „Gestalten“ zu nennen pflegt.

Doch das hängt noch mit der Jugend zusammen, Sie werden schon noch lernen, innerlich bestimmter und mehr zu sehen, wenn Sie schreiben oder schaffen.

Für jetzt entspricht das reiche Kleid Ihrer Verse noch nicht ganz dem darin steckenden Körper.

Soll ich mir noch eine Nergelei erlauben, so ist es das Spiel mit den schwierig zu findenden dritten Reimen in den ottave rime, das mir in neuen Werken nicht mehr gefällt. Ich weiß

[1]) Theophil Zollings (1849—1901) Komisches Heldengedicht „Die Jungfrau vom Stuhl“ erschien 1875.

wohl, daß dieser Witz fast in allen komischen Epen, die in Stanzen gemacht sind, noch vorkommt; aber es ist eben doch ein alter Witz und ein billiger dazu, da das Kunststück sehr leicht ist.

Ich habe auch mit Interesse Ihre Briefe aus Paris in der „Gegenwart" gelesen und würde Ihnen auch hierüber gern etwas sagen, aber lieber in mündlicher Plauderei. Sie werden ja wohl wieder einmal nach Hause[1]) kommen.

Ihr achtungsvoll ergebener Gottfr. Keller.

295. An Ferdinand Weibert

Zürich, 11. Mai 1876.

Hochgeehrter Herr!

Mit bestem Danke zeige ich Ihnen den richtigen Empfang der mir übersandten 12 Freiexemplare der dritten Auflage der „Leute von Seldwyla" an.

Sodann bin ich Ihnen noch meinen herzlichen Dank schuldig für die teilnehmende Aufmerksamkeit, mit welcher Sie mir den Tod Freiligraths mitgeteilt haben[2]). Ich wäre gerne zum Leichenbegängnis gekommen, wenn ich den Tag rechtzeitig gewußt hätte. Freiligrath gehört zu den wenigen, von welchen man nicht glauben mag, daß sie wirklich fort und verschwunden sind, bei deren Tod man sich ängstlich fragt, ob man sich nichts vorzuwerfen, sie nie beleidigt habe, aber sofort ruhig ist, weil sie einem nicht den geringsten Anlaß dazu hätten geben können vermöge ihres wohlbestellten Wesens.

Was geht mit Mörikes Nachlaß, resp. Werken? Wird nicht eine Gesamtausgabe veranstaltet?

Mit dem „Grünen Heinrich" werde ich jetzt vorwärts machen müssen; abgesehen davon, daß er effektiv vergriffen ist, fängt er auch an in den Leseanstalten und Leihbibliotheken zu mangeln, wo er seit fünfundzwanzig Jahren sich abstrapaziert hat, so daß manche, die das Buch erst jetzt lesen möchten, es auf keine Weise mehr bekommen. Eine zweckmäßig umgearbeitete Ausgabe wird daher etwa im nächsten Jahre vielleicht keinen

[1]) D. h. nach Zürich, wo Zolling aufgewachsen war.

[2]) Freiligrath war am 18. März 1876 in Cannstatt gestorben.

ungünstigen Boden finden, nachdem noch die neuen Novellen erschienen sind[1]).

Doch, kommt Zeit, kommt Rat, was die nötige Muße betrifft. Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster G. Keller.

296. An Emil Kuh

Zürich, 15. Mai 1876.

Ich habe Ihnen leider nicht geschrieben; je gründlicher ich es tun wollte, je länger schob ich auf und bin jetzt in einem förmlichen Briefbankerott. Von befreundeten Autoren, Vischer, Lazarus[2]), Kinkel, liegen seit vielen Monaten geschenkte Bände ansehnlichster Art bei mir, und noch habe ich keinem eine Zeile des Empfanges darüber geschrieben.

Auf 1. Juli bin ich nun von meinem Amte frei, ich habe es nicht länger ausgehalten; den Tag durch Amtsgeschäfte, des Abends soll man schriftstellern, lesen, Korrespondenz führen ꝛc.; das geht nicht und bleibt dann meistens alles zusammen liegen. Ich habe nun in poetisch-literarischer Beziehung soviel zugeschnittene Arbeit oder Werch an der Kunkel, daß ich es wohl wagen kann, meine noch mir vergönnten besseren Jahre damit zuzubringen, ohne in schlimme Zustände zu geraten, wie junge Literaten, oder anderseits einem schnöden Industrialismus zu verfallen. Ich würde auch schlechterdings die Zeit nicht finden, nur die Hälfte von dem zu machen, was ich noch machen kann und soll. Auch scheint mir endlich die äußere Seite der Sache etwas zuzulächeln. „Der grüne Heinrich" ist vergriffen und scheint öfter verlangt zu werden. Wenigstens habe ich nun drei Verlagsangebote[3]) für eine neue Ausgabe, die mir von freien Stücken zugekommen sind. „Die Leute von Seldwyla" sind nun stereotypiert und werden zu wohlfeilem Preise verkauft, und so halte

[1]) Erst zu Anfang des Jahres 1879 wurden die Unterhandlungen über den „Grünen Heinrich" mit Weibert abgeschlossen.

[2]) Keller hatte Moritz Lazarus (1824—1903) während dessen Lehrtätigkeit in Bern kennen gelernt, vgl. Nahida Lazarus, Ein deutscher Professor in der Schweiz (1910), S. 97 f.; 127; 172.

[3]) Von Weibert, Grote und einem Zürcher Verleger.

ich es nicht für unmöglich, daß, wenn ich noch ein paar Sachen dieser Art gemacht habe, ich einen gewissen ökonomischen Halt daran haben werde. Doch genug von diesem Philisterzeug. Ich war eben daran, Sie doch mit zwei Worten zu bitten, nicht etwa von Meran wegzugehen, ohne mir die nachherige Adresse zukommen zu lassen.

Hoffentlich geht es Ihnen und den Ihrigen gut. Nächstens mehr. Dank für die Photographie. Die Akten für den schuldigen Brief liegen diesmal noch ordentlich auf meinem Schreibtisch.

Ihr ergebener Gottfr. Keller.

297. An Bernhard Fries

Zürich, 16. Mai 1876.

Lieber Fries!

Ich möchte gern die kunstgewerbliche Ausstellung in München besehen, um mein Gehirn mit allerlei unbestimmten bunten Vorstellungen neu zu düngen und etwas aufzufrischen. Um aber nicht ohne menschlichen Verkehr dabei zu leben, wünschte ich zu wissen, ob Du im Juli noch in München bist. Vom 1. Juli an bin ich nämlich meines Amtes quitt, das ich aufgebe, weil ich nicht mehr zum Schriftstellern komme. Es gibt immer mehr zu tun und wird zugleich äußerlich und geistig immer unbedeutender, ein verrücktes Verhältnis. Erzogen bin ich nun endlich auch, wie ich glaube, so daß ich wohl wieder in die Freiheit hinaustreten darf.

Dein Brief vom letzten Jahr hatte mich gefreut, sonderlich die in Aussicht gestellte Skizze.

Ich kann nötigenfalls auch im Juni noch für einige Tage abkommen. Suche auch zu erfahren, ob Paul Heyse im Juni oder Juli noch in München bleibt. Ich möchte ihn gerne wegen Handwerkssachen sprechen, da ich mich nun um den „goldenen Boden" des Handwerks werde kümmern müssen.

Grüße ihn bestens, sowie Herrn Oberbaurat Neureuther.

Sodann empfehle ich mich Deiner gutartigen kleinen Familie, sowie Deiner ferneren eigenen Gewogenheit. Schreibe mir einige Worte. Dein alter Gottfr. Keller.

Dies Frühjahr war ich an einem Sonntag bei Rothpletz im alten Turm[1]); er könnte jetzt schweizerischer Gesandter in Berlin werden, wenn er wollte; aber er will bis jetzt nicht, teils wegen Kränklichkeit der Frau, teils aus ökonomischen Bedenken, die man ihm erregt hat.

298. An Adolf Exner

Zürich, 16. Mai 1876.

Lieber Freund!

Ich weiß nicht, ob Ihre Titulatur auf der Adresse annähernd richtig ist; schicken Sie mir ein genaues Formular nach der jetzigen Sachlage.

Ich danke Ihnen nachträglich für die Mitteilung betreffend den „Grünen Heinrich". Ich habe nun das dritte Verlagsangebot für die neue Ausgabe. Überall ist Vieweg bereit, das Verlagsrecht abzutreten, resp. zu verkaufen, das er nicht hat — doch spricht er wenigstens nicht mehr von Vorräten.

Benndorfs Artikel über Samothrake[2]) habe ich gelesen, sie waren hübsch; im Anfang erschrak ich zwar, wo zu verstehen gegeben wurde, es handle sich bei den heutigen Ausgrabungen nicht um Funde von schönen Götterbildern u. dgl., wie etwa ungebildete Laienrüpel glauben mögen, sondern um unscheinbare exakte Forschungen topographischer Art, archäologische Finessen, die uns andere nichts angingen ꝛc. Es kam aber trotzdem doch interessanter, als dieser Eingang vermuten ließ. Dilthey ist auch zurück. Er hat einige Terrakotten für die hiesigen Sammlungen angekauft, die er aber nicht sehen läßt. Er hat schon wieder Unglück mit einer Hauswirtin, der dritten, seit Sie fort sind. Das Luder hat ihm nämlich eine Wohnung, resp. Zimmer vermietet, während ihr selbst auf den Herbst schon gekündigt ist, und ihm das nicht gesagt, bis er glaub' ich eingezogen war.

Was macht das kleine Nepötchen? Und die Mama desselben, Frau Maria, und der Papa Frisch?

Frau Heim wußte, daß Sie mit Ihrem Bruder Seraphikus

[1]) Oberst Emil Rothpletz, damals in Aarau, später in Zürich, Militärschriftsteller und Kunstfreund. Vgl. seine Erinnerungen, her. v. s. Sohne 1917.

[2]) In der Augsb. „Allg. Ztg.", Beilage v. 13. Jan. 1876 ff.

nach der Türkei gebummelt waren[1]). Hoffentlich sind Sie mit heiler Haut noch davongekommen, was ich Ihrem ganzen vatterländischen Kaiserstaat ebenfalls wünsche mit bezug auf diese türkische Geschichte.

Wenn Sie die in Florenz erscheinende „Nuova Antologia" irgendwo haben, so sehen Sie doch im letzten Aprilheft S. 742 nach und forschen ein bißchen nach, wer das Rindvieh sein mag, von dem das dortige Zeug über meinen Aufenthalt in Wien herrühren mag[2]). Es steht dort: ein von seinen Leidenschaften müder Greis hätte ich im Schoße dortiger Freunde den letzten Federstrich an meinen Werken getan, sodann die Feder auf ewig hingelegt und geschworen, sie nie mehr zu berühren, obgleich Ihr alle mit Flehen mich umringt hättet, im Kreise herum weinend auf den Knieen gelegen, Marie schluchzend eine dampfende Knödelsuppe vor mich hingesetzt habe usw. usw., was des Unsinns mehr ist.

Könnte es nicht eine Kabale sein, um mich bei meinem Wiederauftreten des literarischen Kredites zu berauben als von Leidenschaften gebrochenen, d. h. arbeitsunfähigen Greis, d. h. eigentlich als eine Art alten Roué?

Nun, sei es, wer es wolle, der schwarze Verleumder soll glänzend von mir Lügen gestraft werden; ich werde wie ein Flöhnix aus der Asche meiner Leidenschaften mich erheben usf.

Unterdessen grüße ich Euch alle schönstens und habe jetzt nur geschrieben, weil die Sonne nach langen Wochen wieder scheint und mir allerorten das Fell juckt. Ihr G. Keller.

Heute ist eidgenössische Kommission hier von sechzehn Experten wegen eines Bundesobligationenrechts; ich bin nur abends im Wirtshaus dabei und werde dort ein möglichst bedeutendes Stillschweigen beobachten, sofern der Wein gut ist.

Ich war neulich wieder einmal bei Willes. Sie beklagten sich, daß Sie seinerzeit sich nur per Karte bei ihnen verabschiedet hätten. Ich sagte, das sähe Ihnen ganz gleich, Sie seien ein Scheusal usw.

---

[1]) Adolf Exner war mit seinem Bruder Serafin in Griechenland und Kleinasien gewesen.

[2]) „Un novelliere contemporaneo." Nuova Antologia 1876 S. 741 ff.

299. An Julius Rodenberg

Zürich, 28. Mai 1876.

Verehrter Herr Doktor!

Ihre freundliche Zusendung beweist mir, daß Sie mir noch nicht grollen wegen meiner verbrecherischen Nichtleistungen. Meine sanguinische Art, die sichere Ausführung einer Arbeit in bestimmter Frist vorzunehmen, hat mich wieder selbst gefoppt, da die Sache durch die sanfte, aber eiserne Textur der Lebenstage ebenso sicher immer anders kommt.

Ich kann das aber nicht mehr so haben und habe deshalb meine Amtsstellung auf 1. Juli gekündigt, um einige Jahre ungehindert und fleißig schreiben zu können, was mich freut. Nachher werden die Götter auch noch leben. Das erste soll die Vollendung der „Zürcher Novellen" sein.

Wie steht es nun mit der Korrektur oder Revision? Ich sehe die kleinen Unebenheiten des Geschriebenen erst, wenn es gedruckt vor mir liegt, und pflege erst dann noch das Heer der überflüssigen und schändlichen Adjektive auszurotten. Kann ich nun, wenn die Sache einmal losgeht, Revisionsbogen der „Deutschen Rundschau" hieher bekommen, wenn ich sie umgehend zurücksende? Ferner noch die schnöde Frage zuhanden der Herrn Verleger, ob die sofortige Verwendung der Novellen als Bestandteil eines nach ihrem Erscheinen in der „Rundschau" herauszugebenden Buches sicher gestattet sei, unbeschadet dem in Aussicht gestellten Honorar?

Diese Frage ist eine Frucht der oben angedeuteten Ereignisse, die mich natürlich nun zwingen, auch etwas industriös zu sein.

Inzwischen danke ich wiederholt höflichst für die fortwährende Zusendung der Zeitschrift und Ihnen speziell für Ihre „Englischen Ferientage"[1] darin. Sie waren nach Inhalt und Form ein feines süßes Gebäck, wie man es nur in guten Häusern ißt, von erquicklichster Art. Wo haben Sie denn Ihren Literatur-Kreißler[2] gelassen?

Doch genug für diesmal. Wenn Sie Zeit haben, so melden Sie

---

[1] „Ferien in England." Oktober- und Novemberheft 1875.

[2] Fr. Kreyssig, der die belletristischen Erscheinungen in der „Rundschau" besprach.

mir vielleicht, wie lange die Novelle des Julius von der Traun[1]), die gegenwärtig läuft, vorhalten wird? Vielleicht kann ich doch nachher anschließen, ohne Präjudiz!

Ihr grüßend ergebener G. Keller.

300. An Wilhelm Petersen

Zürich, 4. Juni 1876.

Dietegen, verehrter Herr, oder eigentlich Dietdegen, gehört zur Klasse der Dietrich, Diethelm, Dietmar usw. und heißt Volksheld, Volkskrieger oder so was. Der Name steht noch im gegenwärtigen Züricher Kalender[2]), obwohl kaum noch jemand darauf taufen läßt. Ich habe ihn meiner Gewohnheit gemäß dort hervorgesucht. Die Aussprache ist also — —⏑, immerhin mit dem Hauptakzent auf der ersten Silbe.

Sie sehen, daß ich mir nicht mit einer Postkarte behelfe, um Ihnen für Ihren freundlichen Brief zu danken. Wenn ich auch von Ihrer Überschätzung des „Grünen Heinrich" alle billigen Abzüge mache, so bleibt doch genug für eine erfreuliche Überraschung übrig, welcher man doch zugänglich ist, wenn sie von berufener Seite zu kommen scheint, was man natürlich sofort konstatiert.

Ihre Bemerkungen wegen der Zukunft des fraglichen Buches treffen zur rechten Zeit ein. Dasselbe ist vergriffen und soll in anderem Verlage neu erscheinen. Es wird dabei ungefähr um einen Band eingehen, resp. um ein Viertel mindestens kürzer werden durch Streichung der Reflexionen und unrepräsentabeln Velleitäten.

Die Ökonomie oder vielmehr Unökonomie belangend, so werde ich das, was nach der autobiographischen Jugendgeschichte in dritter Person weiter erzählt wird, ebenfalls der Autobiographie einverleiben mit den nötigen Änderungen und das Ganze als Manuskript in einer kurzen Einleitung auffinden lassen, welche den Tod des Helden als älteren Mannes erzählt, der irgendwo in der Stille stirbt und eben jenes Manuskript hinterläßt. So wird der unvermittelte jetzige Schluß vermieden. Verheiraten

[1]) „Die Äbtissin von Buchau", deren Schluß das Juliheft 1876 brachte.
[2]) 21. Juli.

und behaglich werden lassen kann ich den Ärmsten jetzt nicht mehr; es würde das einen komischen Effekt machen und vielleicht gerade bei den Freunden ein gemütliches Gelächter hervorrufen[1]). Wenn die Sache mit etwas Sorgfalt und hinreichender Motivierung behandelt wird, so kann eine elegische Grundlage dem sonst lebenswilligen Wesen des Buches durch den allerdings zärter zu haltenden Kontrast nur nützen, um mich recht prosaisch auszudrücken; es ist aber nicht so gemeint.

Wie Sie bemerken werden, mache ich mir Ihr wohlwollendes Interesse gleich zunutze und gehe mit Ihnen um, wie mit einem Bekannten. So würde es mir auch nur angenehm sein, wenn Sie mir weitere Bemerkungen über das Problem, wenn Ihnen solche etwa einfallen sollten, mitteilen wollten. Dabei unterrichten Sie mich vielleicht gleich, ob Sie selbst Schriftsteller oder mehr Schriftsteller-Freund sind. Ist ersteres der Fall, so geht es mir, wie Ihnen mit mir, ich weiß nichts davon. In bester Gesinnung Ihr

G. Keller.

Ich lasse die Frage wegen der Schriftstellerei trotz Ihrer Mitteilungen über Ihre künstlerische Neigung stehen, für die ich alles Mitgefühl hege. Ich habe selbst, nach dreißigjährigem Unterbruche, neulich eine Leinwand aufspannen lassen, um dem Jugendheimweh zu frönen; allein ich weiß eben aus Erfahrung, daß man in solchen Fällen gern auf die Feder gerät, wenn auch vorübergehend.

301. An Julius Rodenberg

Zürich, 6. Juni 1876.

Verehrtester Herr!

Ich bin Ihnen abermals verbunden für Ihre freundlichen und viel zu wohlwollenden Mitteilungen, die ich in Kürze beantworte. Auf 1. Juli ist es mir nicht möglich, das Manuskript abzugeben; ich habe, um mein Amt dem Nachfolger in guter Ordnung übergeben zu können, gerade während des gegenwärtigen Monats noch so viel zu tun, daß ich nichts anderes machen

[1]) Petersen an Keller, 28. Mai 1876: „Es scheint mir nichts im Wege zu stehen, daß Heinrich ein gesetzter und verständiger Staatsbürger wird, Dortchen heiratet und seiner Mutter die letzten Tage versüßt."

kann. Nachher geht's dann hoffentlich auf längeres Nimmeraufhören los mit der Literatur. Ich könnte also bestimmt erst auf 1. August abliefern und müßte es Ihnen überlassen, ob Sie doch mit dem Oktoberheft oder erst mit dem Novemberheft beginnen wollten.

Die „Züricher Novellen" bestehen, wie ich Ihnen schon geschrieben, aus vier Stücken, von denen drei in das vierte oder vielmehr erste eingeschachtelt sind und zwar so: in der Rahmennovelle erzählt ein Alter einem Jungen die drei übrigen Novellen, die aber o h n e Dialogunterbrechungen u. dgl. für sich rund abgeschlossen sind. Es käme also im ersten Heft der Anfang der Rahmennovelle und eine ganze Novelle; im folgenden Heft die zweite ganze Novelle usf. und mit der letzten Novelle dann der Schluß der Rahmennovelle. Das Ganze wird nach meinem Dafürhalten ungefähr acht Bogen der „Deutschen Rundschau" in Anspruch nehmen, und ich würde allerdings darauf rechnen, daß es nacheinander erscheint.

Was in der Buchausgabe dann noch hinzukommt, ist schon früher gedruckt worden.

Für das Anerbieten von Honorarvorschüssen bin ich den Herrn Verlegern und Ihnen dankbar verbunden; ich bedarf jedoch derselben nicht und ziehe vor, das Honorar nach getaner Arbeit in ganzer Summe zu erhalten.

Zu bemerken ist noch, daß die sogenannte Rahmennovelle nicht groß, sondern mehr ein humoristisches Akkompagnement ist, so daß das ganze Bukettchen wohl in drei Heften Platz haben kann.

Mit Ihren gütigen Mitteilungen in betreff der übrigen Verhältnisse bin ich nun vollkommen befriedigt und werde mich auch ohne weiteren Brief Ihrerseits nun an den Laden legen, um das Ende dieser Dinge herbeizuführen, damit ich zu anderem schreiten kann.

Ihr hochachtungsvoll und grüßend ergebener G. Keller.

302. An Emil Kuh

Zürich, 8. Juni 76.

Glauben Sie nicht, daß es für mich eine Aktenerledigung heißt, wenn ich wünsche, Ihnen auf manches, das Sie mir schreiben,

zu antworten[1]). Ich werde Sie deshalb lieber mit kürzeren, aber um so frequenteren Briefen bombardieren, bis ich etwas nachgerutscht bin. Daß Sie mit dem Hebbelwerk zu Ende kommen[2]), freut mich sehr, erstens weil ich dasselbe bald in Händen haben werde, zweitens weil Sie dann einer Fessel ledig sind, die Sie befängt. Denn bei allem Respekt vor Ihrer Hingebung kann ich mir doch nicht denken, daß Sie Ihre Hauptkraft an der Darstellung der Mitlebenden erschöpfen können; vielmehr glaube und hoffe ich, daß Sie nach Bewältigung dieser Kategorieen erst noch breite Lagen ins Über- oder Außerpersönliche, ins Vergangene oder Zukünftige abzufeuern sich aufgelegt finden werden. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke!

Ich habe soeben (es ist halb elf Uhr nachts, und der Mond steht pompös über dem See vor dem offenen Fenster) Ihren reichhaltigen Brief vom 27. Oktober hervorgenommen, um eine Stelle zu suchen, über die ich Ihnen etwas habe antworten wollen. Wegen der neuen Ausgabe und Gestalt des „Grünen Heinrich" muß ich Ihnen bald besonders schreiben; die Affäre fängt an zu drängen, da ich nun bereits das vierte Angebot von Verlegern habe[3]), inklusive des alten, der zuletzt auch kommt, nachdem er das Buch fünfundzwanzig Jahre lang verdrießlich in seinem Speicher herumgestoßen hat.

Was ich jetzt vorbringen möchte, ist ein Gegenstück, leibhaftiges Pendant zu Ihrem Silbergroschenbroteinkaufen in Berlin[4]), womit ich aufwarten kann. Ich war schon dreißig und ein oder zwei Jahre alt, als ich dort in der Mohrenstraße in keinem schönen Hause wohnte. Ich war in guter Gesellschaft eingeführt, aber

[1]) Emil Kuh an Gottfr. Keller, 26. Mai 1876: „Inständig bitte ich Sie, meine Wintersendungen an Sie nicht als Akten [s. o. S. 166] zu betrachten, welche erledigt werden sollen."

[2]) E. Kuh meldete a. a. O., daß er diese seine Lebensarbeit bis im Oktober abzuschließen gedenke.

[3]) Vgl. oben S. 165 Anm. 3.

[4]) Bezieht sich auf ein Erlebnis Kuhs, als er mit seiner jungen Frau in ziemlicher Bedrängnis in Berlin wohnte und von einem reichen Onkel, der ihn besuchte, bare 10 Hamburger Schillinge bekam (weil dieser die Münze in Wien nicht brauchen konnte) und Tag für Tag beim Einkaufen des Brots neben dem Groschen einen der Schillinge einschmuggelte.

wenig bekannt, geriet in Geldverlegenheit und konnte nicht mehr studentisch verfahren, verstand nicht einmal auf gute Art ein Mittagessen zu borgen. So hatte ich mich mit wenig Münze hinausgeschwindelt, um die endliche Geldankunft zu erharren, die nicht mehr lange ausbleiben konnte. So besaß ich eines Abends noch fünf Silbergroschen, als mich ein Bildhauer in die Wagnersche Bierkneipe abholte, wo verschiedene damalige Notabeln saßen, unter andern der verstorbene Melchior Meyr, die nicht recht wußten, was sie aus mir machen sollten und unter sich sagten: was ist denn das für ein Schweizer? was tut der hier usw.? Ich trug nur Sorge, daß ich noch einen Groschen übrig behielt, indem ich dachte, du kannst morgen mittags noch ein Brötchen dafür kaufen, so geht der Tag hin! Richtig, am andern Mittag überzeuge ich mich, daß das Luder noch da sei, gehe in einen großen Bäckerladen in der Nachbarschaft und nehme einen Groschenwecken, gebe den Groschen. Die lange, etwas verdrießliche, aber elegante und angesehene Bäckerstochter, die mich gewiß alle Tage vorübergehen sah, besieht den Groschen; die Kellnerin vom vorigen Abend hatte mir einen ungültigen, verrufenen Gröschling irgendeines deutschen Raubstaates gegeben, was ich nicht wußte und verstand. Die Bäckerin sagt: „Der wird nicht genommen, es ist ein falscher!" Ich habe keinen anderen und muß das Brot wieder aus der Hand geben und mich aus dem Laden drücken mit meiner Eßlust, während die Person mich vom Kopf bis zum Fuße betrachtet. Ich fühlte mich zweifach beschimpft: von der betrügerischen Kellnerin, wie von der bornierten Bäckerin, der es nicht einfiel, an meine Notlage zu denken, und [die] nur froh war, nicht das Opfer eines listigen Kumpans geworden zu sein. Ich brachte den Tag richtig ungegessen zu und mußte am andern Morgen dann doch Geld borgen, was viel leichter von statten ging, als ich geglaubt hatte. Wäre ich aber nicht so unpraktisch gewesen, so hätte ich das kleine, aber bedeutsame Doppelgestirn der beiden Weiber nicht gesehen; denn es ist ja gleichgültig, ob es sich um den Kopf eines Mannes in einer Tragödie, oder um einen Groschenwecken handelt.

Sie haben nun die bessere Kehrseite des Abenteuers erlebt, da Sie nicht eine Widersacherin, sondern einen Genossen in der Not hatten.

Ich werde, einige Tage ausgenommen, die ich in München wegen der Ausstellung zuzubringen gedenke, um gleich zu Anfang meiner Freiheit in eine recht bunte Formenwelt unterzutauchen, dies Jahr wohl zu Hause bleiben; denn ich will ebensowohl gleich im Anfang ein gutes Stück rüstig wegarbeiten und, wo immer möglich, die Regelmäßigkeit der Amtsgewöhnung beibehalten. Man verträumt immer noch genug Zeit dabei. Ich hoffe Sie also hier endlich zu sehen im Herbst und wünsche Ihnen glückliche Kurzeiten. Übrigens schreibe ich Ihnen dieser Tage wieder einen Fetzen voll.

Bestens grüßend Ihr G. Keller.

303. An Marie von Frisch

Zürich, 4. Juli 1876.

Allergnädigste! Hochpreisliche Frau Professor!

Die Idee mit dem Mondsee oder Attersee leuchtet mir ein; jedennoch habe ich mich jetzt so rangiert, daß ich den Juli und August über auf meiner Burg sitzen bleiben und fest arbeiten will, damit etwas vor sich geht und ich nachher mit leichtem Herzen ausfahren kann und nicht ein Schreibzeug mit mir führen muß. Im September denke ich nach München zur Ausstellung zu gehen, wohin Herr Bruder Adolf vielleicht auch kommen könnte, um seinem keramischen Krikel-Krakel-Krukel-Sinn zu frönen.

Weiterhin soll ich dann aber im Herbst an den Genfersee[1]) gehen und bin daher noch nicht entschlossen, von München aus die bekannte Straße nach Salzburg einzuschlagen, um vielleicht doch einmal von einem der Wiener Sonntagsjäger einen Schrotschuß in die kurzen Beinchen zu bekommen. Dieselben schießen ja ausschließlich nach solchen kleinen Spechten und ärmlichen Holzvögeln, wie ich einer bin. Sodann könnte ein so oft wiederholtes Zusammentreffen mit dem Buhu[2]) endlich Anlaß zu einem Vergleiche unserer beiderseitigen erfolgreichen und nutzbringenden Tätigkeit führen, was nur zu unserm gegenseitigen Schaden

[1]) Nach Lausanne zu Bundesrichter Hans Weber.

[2]) Den Uhu brauchte Exner in Brixlegg zur Geierjagd.

gereichen müßte. Doch wollen wir die Zeit mit ihrem Rat gewähren lassen!

Wie steht's mit dem kleinen Johannisknäblein? Ißt es schon brav Heuschrecken und wilden Honig? Ich möchte nur einmal einer Fütterung beiwohnen, der wird gewiß nicht übel gestopft! Am meisten freue ich mich darauf, wie er dem Adolf die Aprikosen im Garten erlaufen wird, wenn [er] erst allein darin herumlaufen kann! Jetzt hab' ich genug geschmiert, ich geh' ins Bett, schlafen Sie wohl und grüßen Sie alle! Sollten Sie diesen Brief nicht erhalten, so schreiben Sie mir's umgehend. Ihr ergebener

G. Keller.

304. An Jakob Baechtold

Zürich, 11. Juli 1876.

Verehrter Freund!

Empfangen Sie meinen tiefgefühlten Dank für Ihre poetische Begrüßung meiner letzten Wandlung resp. späten Menschwerdung[1]). Leider ist der Dank diesmal trocken, weil ohne Begießung des Weines, und zugleich begleitet von der leisen Befürchtung, daß mein Hausherr den Mietzins steigern könnte, weil in seinem Hause eine so kommliche Dichterwohnung entdeckt worden sei. Wenn ein Verkaufsladen oder eine Wirtschaft gut geht durch das Verdienst des Bewerbers, so wird ja in der Regel auch sofort mit der Miete gestiegen, und so wird es wohl hier gehen, wenn das von mir neu eröffnete Geschäft eines bürgerlichen Dichters sich als ein lukratives herausstellen sollte. In diesem Fall wollen wir jedoch gern etwas mehr Zins bezahlen.

Eine andere Fährlichkeit Ihrer Ode hat folgendes Inserat im hiesigen Tagblatt hervorgerufen, welches ich Ihnen nicht vorenthalten darf:

---

[1]) Baechtold hatte in einer Ode, die in der „Neuen Zürcher Zeitung" Nr. 331 erschien, „An Gottfried Keller, zum 1. Juli 1876" Kellers Rücktritt vom Amt gefeiert. Der Anfang lautet:

„Der Morgen steigt mit dampfendem Nacken
Aus der grauen Seeflut. Schon spielt
Drüben am Fraumünster ein junger Sonnenstrahl
Mit Schwert und Krone des steinernen Frankenkönigs
Der eingenickt in der luftigen Nische sitzt."

„An den Dichter der N. Z. Z.
Feuilleton Nr. 331.

Mit Karli Kaisers Schwert und Krone hat, seit er da oben am Großmünsterturm sitzt, noch nie ein Morgensonnenstrahl gespielt, sintemalen Karli beharrlich nach Südwesten sieht. Fraglicher Morgensonnenstrahl wird's wohl auch zur Feier des 1. Juli 1876 kaum getan haben."

Die kleine Philistermalice gilt natürlich mir, dessen Unwürdigkeit so unzuträglich besungen worden ist.

Hier schicke ich Ihnen auch Ihre Publikationen betreffend das Stammbuch des Winterkönigs[1]) und den alten Bodmer[2]) mit bestem Danke zurück.

Sie müssen einmal auf eine Sammlung solcher Arbeiten denken, anzufangen mit dem Zatzikofen[3]) usf.

Doch der Vormittag rückt vor und ich muß mich an meinen „Hadlaub" machen, der jetzt in der Tat sich entwickelt. Die Zürcher Kritiker oder Lokaldilettanten vom Schlage des obigen Inseratstellers werden sich aber wundern, wie ich die Dinge durcheinanderwerfe, und rufen, es wäre besser, man ließe dergleichen unterwegen, wenn man es nicht besser verstehe!

Reischach und ich planieren immer eine Sonntagsfahrt nach Solothurn, der alte Seckelwetzer mag nur nicht mehr viel aushalten, was aber nur einen Grund zu edler Maßvollheit abgeben mag für alle, die es angeht.

Ihr grüßend ergebener
G. Keller.

---

[1]) Ein fürstliches Stammbuch aus dem 17. Jahrhundert. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit Nr. 4 Sp. 97—107.

[2]) Bodmer und Klopstock. Allg. Zeitung. 31. Juli u. 1. Aug. 1876.

[3]) Baechtolds Dissertation: Der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven. 1870.

VIII

Das Alter

1876—1890

305. An Adolf Exner

Zürich (Enge), 19. Auguſt 76.

Lieber Freund!

Wegen der Münchner Partie[1]) habe ich Ihnen zwei Bedenken zu erregen:

1. Leſe ich in den Zeitungen, daß die Gaſthöfe in München überfüllt ſeien und überhaupt ein Gewühl dort.

2. Iſt bei dieſer Hitze und den Zuſtänden im Oſten jeder Tag der Ausbruch von Epidemien zu gewärtigen. München iſt in dieſer Beziehung ein Hauptneſt, wo zum mindeſten im Sommer der Typhus die Honneurs macht als Lokalgottheit. Auch der erſte Punkt iſt in ſanitariſcher Hinſicht zu betrachten.

Frage nun: ſollte man nicht die Sache bis Mitte September verſchieben, wo es jedenfalls ruhiger ſein wird und man auch puncto Cholera u. dgl. im klaren ſein kann. Es iſt nämlich mit München eine eigene Sache; man kann unbedenklich nach Wien oder Paris gehen in Cholerazeiten, wenn man nicht furchtſam iſt. In München aber, dem Sauneſt, hat's einen ſofort, und Tauſende liegen dort verſcharrt, die gar nichts dort zu tun hatten und nur kamen, laxierten und ſtarben.

Sie könnten vielleicht in der Zwiſchenzeit die Umgegend von Brixlegg von wilden Tieren ſäubern. Jedenfalls laſſen Sie ſich hören und tun Sie mir Ihre Anſicht kund. Wenn die Burgherrin von Matzen[2]) ſich meiner Wenigkeit noch erinnert, ſo empfehlen Sie mich hochderſelben beſtens.

Ich wünſche Ihnen ein vergnügtes Hochzeitleben.

[1]) Keller hatte eine ſolche auf den 1. September vorgeſchlagen. „Von München aus — hatte er am 6. Auguſt an Exner geſchrieben — werde ich wahrſcheinlich wieder heimwärts ſteuern zur Arbeit, die jetzt nicht mehr mit ſich ſpaßen läßt und ein förmliches Pflichtgeſicht ſchneidet, bis ich einige Hunderttauſend und eine Villa erſchrieben habe, was bis zum 1. Oktober 1879 effektuiert ſein ſoll."

[2]) Adolf Exners Schwiegermutter.

Dilthey habe ich von der Münchner Sache gesprochen, er schien Lust zu haben.

Mit meiner Demokratenregierung bin ich leidlich auseinandergekommen oder vielmehr lustig, was ich Ihnen glaub' ich noch nicht erzählt habe. Sie veranstalteten mir ein Abschiedsessen im Hotel Bellevue, an dem ausschließlich die Mitglieder der Regierung und ich waren, und überreichten mir einen silbernen Becher. Die Sache begann um sechs Uhr nachmittags. Um neun Uhr schien es mir einschlafen zu wollen, ich verfiel auf die verrückte Idee, ich müsse nun meinerseits etwas leisten und den Becher einweihen. Ich lief hinaus und machte ganz tolle Weinbestellungen in Bordeaux, Champagner usf. in der Meinung, selbst dieselben zu bezahlen. Die Herren aber wußten, daß alles aus der Staatskasse bezahlt werden müsse, und um den Schaden wenigstens erträglich zu machen, fingen sie krampfhaft an mitzusaufen und soffen verzweifelt bis morgens um fünf Uhr, so daß wir am hellen Tage auseinandergehen mußten. Sieber[1]) wurde in einer Droschke nach Hause gebracht, ich wurde in einer Droschke nach dem Bürgli gefuhrwerkt, ich hatte drei Tage Kopfweh. Das Tollste ist, daß ich die Herren, je mehr wir soffen, um so reichlicher mit Offenherzigkeiten regaliert habe in diesem letzten Augenblick, mit meinen Ansichten über die Verdienstlichkeit ihres Regiments u. dgl., was mich nachher geärgert hat, denn es war doch kommun undankbar. Sie machten jedoch geduldige Miene dazu, ich glaube aber, sie gäben mir jetzt den Becher nicht mehr. Die bestellten Weine wollte ich am andern Tage oder vielmehr am Nachmittage desselben Tages bezahlen; es wurde mir aber richtig nichts abgenommen.

Alles wird sorgfältig verschwiegen, nur das Rechnungsbelege wird als stummer Zeuge in den Archiven liegen bleiben.

Besten Gruß Ihr Gfr. Keller.

306. An Julius Rodenberg

Zürich-Enge, 31. August 1876.

Hochverehrter Herr!

Der fängt schön an, werden Sie denken; allein verzweifeln Sie nicht. Ich schicke Ihnen hier den Rest des Manuskriptes,

[1]) Damaliger Erziehungsdirektor.

das ich mir für das Novemberheft bestimmt denke. Brauchen Sie mehr dafür, so können Sie von dem Künftigen noch dazu nehmen. Am 15. September gehe ich nach München für acht Tage; bis dahin wird die Partie für das Dezemberheft fertig sein, nämlich der Schluß des „Hadloub" und die nächste kleinere Novelle, welche, sowie die dritte und der Schluß des Ganzen, keinerlei Schwierigkeiten oder Aufenthalt mehr darbieten.

Bei dem „Hadloub" bin ich wegen Verquickung von Wahrheit und Dichtung in unerwartete Verkrempelung geraten, und muß mit Geduld darüber hinwegduseln. Daß Sie das abscheuliche Manuskript lesen müssen, tut mir leid; Sie werden dadurch doppelt abgekühlt worden sein; der letzte Teil des „Hadloub" wird aber lebendiger und plastischer sein.

Bin ich von München zurück, so werde ich mit neuen Kräften und con amore den letzten Teil für das Januarheft längstens bis Ende Oktober abhaspeln.

Wenn ich die Korrektur nicht bis Mitte September hier erhalten kann, so werde ich Ihnen alsdann meine Münchner Adresse schicken, damit diese Funktion keinen Aufschub erleidet.

Ich danke Ihnen für Ihre große Freundlichkeit, mit der Sie das Bisherige aufgenommen haben, und wünsche nur, daß dieselbe kein zu großes Fiasko macht.

Ihr in bester Gesinnung ergebener G. Keller.

307. An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich-Enge, 3. Oktober 76.

Verehrter Herr und Freund!

Mit dankbarer Freude verkündige ich Ihnen die schon am Sonntag beendigte Lektüre Ihres vortrefflichen „Jenatsch", dessen Komposition und Ausführung unserer engeren und weiteren Republik zur großen Ehre gereicht. Es ist echte Tragik, in welcher alle handeln, wie sie handeln müssen.

Über den Beilschlag am Schlusse muß ich mir freilich das Protokoll noch offen behalten. Doch will ich Sie jetzt durchaus nicht mit Besprechlichkeiten langweilen, sondern nur meinen herz-

lichsten und verbindlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit abstatten.
Ihr mit Hochachtung ergebener G. Keller.

308. An Julius Rodenberg

Zürich-Enge, 10. Oktober 76.

Verehrter und Geduldiger!

Sie haben ein schönes Martertum mit mir angetreten; aber mit Not soll das Schifflein doch ans Land kommen.

Hier schicke ich Ihnen den Schluß des „Hadloub". Morgen gehe ich erst nach München, bin aber in acht Tagen wieder zurück und werde dann sofort die nächste Novelle druckbar machen und jedenfalls noch im Laufe des Oktober noch so viel Manuskript senden, als Sie für das Dezemberheft gebrauchen. Eine andere Frage oder Schwierigkeit taucht aber auf wegen der dritten und letzten Novelle. Dieselbe wird jedenfalls etwa drei Bogen Ihrer Zeitschrift erfordern, und es könnte, wenn man den Schluß der kleinen Rahmengeschichte hinzurechnet, der Fall sein, daß ein viertes Heft der Revue angerissen werden müßte, was Ihren Lesern und Ihnen selbst gewiß langweilig wäre.

Es entstände also die Frage, ob man nicht entweder die Folge unterbrechen und nach Ausfall eines Monats wieder fortsetzen kann, oder ob eine der Geschichten unterdrückt werden soll, was ganz gut einzurichten ist? Die Entlegenheit meines Genres, oder wie Sie es nennen wollen, läßt doch befürchten, daß dem großen Publikum, das an die modernen Sozialstoffe gewöhnt ist, die Sache zu weitschichtig würde.

Seien Sie also so gütig, sich den Handel zu überlegen und zu entscheiden. Das ganze Manuskript mache ich sowieso fertig, da ich im November mit diesem Gegenstand zu Ende sein und mich den neuen Konzeptionen zuwenden muß. Jene dritte Geschichte spielt, wie Sie bereits wissen, im achtzehnten Jahrhundert.

Herr Paul Lindau hat eine Autobiographie von mir in der „Gegenwart" angekündigt. Es werden aber nur wenige biographische Betrachtungen rein literarischer Natur sein und nicht viel auf sich haben. Er wollte durchaus für die erste Oktober-

nummer den Anfang, allein ich werde hierin nichts tun, bis die Novellen abgewickelt sind. Das ganze Institut dieser Selbstbiographieen ist eine unangenehme Erfindung, und der Teufel weiß, wie man hineingerät.

Seien Sie wegen der Fortsetzung unseres Handels nicht allzu bange. Meine schriftstellerische Beweglichkeit verbessert sich zusehends und kommt schon wieder zurecht. Ich mußte mich erst daran gewöhnen, wieder in voller Freiheit alles aus den Fingern zu saugen, anstatt nur aus den Akten heraus zu büffeln.

Ihr verehrungsvoller und ergebener G. Keller.

309. An Adolf Exner

München, 17. Oktober 76.

Lieber Freund!

Ihre Epistel aus Ischl habe ich in Zürich noch erhalten. Mein Aufenthalt in München hat sich so verspätet, und das Wetter nimmt eine so dunkle Wendung, daß ich das Wiener Projektfragment[1]) fallen lassen muß. Ich werde übermorgen wahrscheinlich nach der Schweiz zurückkehren.

Die Ausstellung war für mich sehr genuß- und lehrreich, soweit es das Kunstgewerbe betrifft, da steckt oder wohnt viel stilles und sonniges Glück darin, besonders wenn erst das Gründertum hinausgeschmissen ist. Das Bilder- oder Malerwesen war nicht erfreulich; die Hervorragendsten wissen nicht mehr, warum man malt, und leben nur vom Mißbrauch, wie russische Amtsleute.

Von Herrn Penther, der bei Euch verkehrt, sah ich einen sehr schönen Kopf. In einem photographischen Atelier sah ich auch die Hofmannschen Originalskizzen zu den Nibelungendekorationen in Baireuth. Das Bild zu der „Götterdämmerung" schien mir eher den Namen „die rote Polizeistunde" zu verdienen, sowie die ganze Kollektion überhaupt armselig ist. Ich hatte wenigstens in dieser Hinsicht etwas anderes erwartet.

Jetzt habe ich aber genug geschrieben in der Fremde und empfehle mich grüßend nach allen Seiten G. Keller.

[1]) Abstecher nach Wien, um ein paarmal ins Theater zu gehen, wie Keller am 6. September an Exner schrieb.

310. An Jakob Baechtold

Zürich-Enge, 3. November 1876.

Verehrter Freund und Herr!

Ich danke schönstens für Ihr freundliches Lebenszeichen und vor allem für den Bericht über Ihre rüstige Tätigkeit, auf deren Früchte ich gebührend gespannt bin. Ich hoffe, bald auch meine Schuld puncto Salati[1]) abtragen zu können, da ich in einigen Wochen zu Muße, zu einiger, gelange.

Die Lage in Zürich betreffend habe ich vorgestern mit Professor Vögeli jun. gesprochen, der Erziehungsrat ist. Ettmüller[2]) sei allerdings im Abgange, aber noch zäh lebend, so daß seine Ersetzung nicht in naher Zukunft zu diskutieren sein werde. Davon aber, daß man die Professur nicht mehr zu besetzen gedenke, sei keine Rede, so etwas könne jetzt noch gar nicht gesagt werden und die Disziplin sei viel zu wichtig, um überhaupt so was zu sagen. Eine freie Rundschau werde man sich gegebenenfalls immerhin vorbehalten müssen usw. Indessen soll Motz am Gymnasium (hörte ich früher von anderer Seite) brustkrank sein; ich führe dies an, nicht um Sie auf den zu frühen Untergang eines andern zu vertrösten, sondern um darzutun, wie immer etwas vorgeht und die Mutationen nie allzulange ausbleiben.

Ich mache nicht e i n e, sondern vier „Züricher Novellen" für die „Deutsche Rundschau", welche ungefähr bis zum Februar fortlaufen werden. Der Eingang und die erste Novelle „Hadloub" haben im Novemberheft begonnen. Der Schluß des „Hadloub" kommt im Dezember und ist schon korrigiert. Die Historiker und Philologen werden freilich über den spaßhaften Einfall die Nase rümpfen, was Wurst ist, weniger Wurst aber, daß ich fürchte, die Ausführung des Einfalls sei etwas langweilig ausgefallen. Leider kann ich Ihnen keinen Abzug schicken, da die Doppel der Revisionsbogen verunglückt resp. unvollständig geworden sind. Das Heft selbst habe ich noch nicht.

---

[1]) Besprechung von Baechtolds „Hans Salat". (1876.)

[2]) E. M. L. Ettmüller (1802—1877), der Germanist, war seit 1863 Professor an der Zürcher Hochschule. Baechtold hatte sich wegen dessen Stelle bei Keller erkundigt.

Mit der Autobiographie in der „Gegenwart" verhält es sich so, daß ich mich halb dafür pressen ließ und seit zwei Jahren zögerte oder ganz ausbleiben wollte. (Sie wissen, daß mindestens ein Dutzend ihr Sätzlein bereits gepfiffen haben.) Neuerdings gedrängt, habe ich einige Betrachtungen rein literarischen Charakters in Aussicht gestellt, was man dann zu der breitspurigen Ankündigung einer Autobiographie benutzt hat. Die Arbeit von Scherer über Feggel Dahn habe ich in der „Rundschau" nicht entdecken können, wird also noch kommen.

Aus München bin ich seit acht Tagen zurück und sah dort Heyse. Von Leuthold[1]) sah und hörte ich nichts. Indessen hat jetzt der literarische Fähnrich Pistol, vulgo Honegger, eine unwahre und marktschreierische Schilderung von ihm im „Schweizerhaus" abgeschossen, die offenbar, wenigstens zum Teil, von ihm selbst eingegeben ist. Dergleichen wird dem unbehaglichen Manne auch nicht auf die Strümpfe helfen, solange er nicht ein Stück Arbeit vorweist. Er ist übrigens in dieser Beziehung ein echt lyrisches Genie: Viel leben und nichts tun und darüber die Schwindsucht bekommen und dann das Vaterland, den kleinen Käs, anklagen! Mir kommt zuweilen vor, daß wir der Reihe nach alle Nüancen des literarischen Hurübels[2]) durchmachen werden; Sie sehen an diesem Ausdruck meine Belesenheit in germanistischen Zeitschriften!

Ihr alter

G. Keller.

311. An Julius Rodenberg

Enge-Zürich, 16. November 1876.

Verehrter Herr, Meister und Arbeitgeber!

Ich danke Ihnen abermals für alle Ihre Freundlichkeit. Nach Ihrem letzten Brief hatte ich angenommen, daß Sie im Januarheft jedenfalls die Novelle von Heyse bringen würden. Obgleich es für mich gefährlich ist, wenn mitten in meine monotonen Vorträge hinein seine lebendige Arbeit ertönt, so möchte ich, wenn ihm das geringste daran liegt, um keinen Preis das Erscheinen

[1]) Zur Sache vgl. Süddeutsche Monatshefte 1910, Septemberheft, S. 290 ff.

[2]) Vgl. Baechtolds Publikation des Gedichtes „Von dem Hurübel", Germania 1876 S. 205 ff.

aufhalten. Ich war neulich bei ihm in München, er lebt, wohnt und ist so schön mit den Seinigen in seinem Hause, wie ein leibhafter Cinquecentist, den man nicht betrüben darf.

Das Manuskript für die dritte Novelle ist indessen im Wachsen begriffen, und es soll bis Ende nächster Woche sicher fertig sein (25. November)[1]), da ich die ganze Angelegenheit in diesem Jahre noch vom Halse haben will.

Sie können also noch machen, was Sie wollen; wenn ich das Manuskript Sonnabend über acht Tage spätestens abschicke (es wird vermutlich früher fertig), so haben Sie es Montag den 27. November in Händen. Allein ich gebe Ihnen zu bedenken, daß die letzte Novelle („Landvogt von Greifensee") mit dem kurzen Schluß des „Herrn Jacques" wohl drei Bogen stark sein wird, eher mehr, und daß Sie daher damit in ein fünftes Heft hineingeraten können, mithin eine Unterbrechung durch die Heysesche Novelle wohltätig wirken dürfte.

Wenn es mit dem „Hadloub" noch gnädig abläuft, so bin ich vergnügt. Daß Herr Julian Schmidt für die Sachen eingenommen ist, nimmt mich wunder; ich hielt dafür, daß ihm gerade meine kleine Welt just nicht die plausibelste und angenehmste sei.

Doch genug für diesmal. Ich will gleich noch an Ihre Herrn Verleger schreiben, welche wegen des Verlags der Separatausgabe anfragen. Ihr verehrungsvoll ergebener G. Keller.

312. An Julius Rodenberg

Zürich, 16. Dezember 76.

Verehrter Herr!

Mit Umgehung aller Ausreden schicke ich hiemit den „Narren" ab. Derselbe ist nur kurz, allein ich mochte ihn nicht länger ausdehnen (abgesehen von der Zeit), um den Raum für die letzte Novelle zu gewinnen. Seien Sie nur nie verzweifelt, auch diese wird fertig werden. Ihr verehrungsvoll ergebener

G. Keller.

[1]) Was dann freilich infolge eines kurzen Unwohlseins wiederum nicht der Fall war.

Hat „Die letzte Pappel“[1]) nicht an der sogenannten Potsdamer Brücke gestanden? Dort war auch so ein Gartenwinkel hinter einem Bretterzaun, wo ich oft gewesen mit dem alten Scherenberg ꝛc.

313. An Ferdinand Weibert

Zürich, 24. Dezember 1876.

Hochgeehrter Herr!

Da mein ärmster „Grüner Heinrich“ fortwährend in literarhistorischen und theoretischen Büchern als Exempel eines Romanes aufgeführt wird, wie er nicht sein soll, so drängt es mich endlich doch, eine umgearbeitete neue Auflage etwas zu beschleunigen, um jenen Philistern zu zeigen, mit wie wenig Zügen man ein gutes Buch draus machen kann.

Ich nehme daher die Sache, die ich seit letztem Frühjahr habe liegen lassen, wieder auf.

Vor allem danke ich Ihnen nachträglich verbindlichst für Ihre gefälligen Mitteilungen vom 19. Mai. Ich habe am 25. Mai im Sinne derselben an Viewegs geschrieben und anliegende Antwort vom 30. Mai erhalten, die ich bis jetzt habe liegen lassen. Sie ersehen daraus, welche Bedingungen im Jahr 1850 abgemacht worden sind. Ich habe natürlich von meinen Briefen keine Abschriften.

Ich lege auch zwei Briefe von Vieweg bei, vom 6. März und 7. Mai 1850. Im letzteren Briefe erklärt Vieweg, meine unterm 3. Mai vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen. Es muß also noch ein Brief von mir vorhanden sein außer demjenigen vom 28. Februar 1850, welchen Viewegs nun hervorheben. Jedenfalls aber können in jenem späteren Briefe mit bezug auf das Verlagsrecht für künftige Auflagen keine bindenderen Bedingungen stehen; sonst hätten Viewegs dieselben wohl auch angeführt.

Ich muß nun gewärtigen, ob die von mir am 28. Februar 1850 aufgestellten und von Vieweg jetzt hervorgehobenen Bedingungen wirklich eine ausdrückliche Zusicherung der künftigen Auf-

[1]) Vgl. J. Rodenbergs Bilder aus dem Berliner Leben (1885) S. 3 ff. (vorher in der „Rundschau“, Dezemberheft 1876, S. 452 ff. erschienen).

lagen enthalten. Ich hatte eine solche kaum im Sinne und daher auch den betreffenden Passus vergessen.

Es kommt nun noch hinzu, daß die vorliegenden Bedingungen resp. Abmachungen sich auf einen einbändigen Roman bezogen, der beabsichtigt war, und daß dann statt desselben ein vierbändiges Buch entstand mit Einwilligung des Verlegers in der Weise, daß Herr Vieweg sich diese Erweiterung einfach gefallen ließ und sukzessive Honorarzahlungen über die stipulierten 75 Louisd'or hinaus machte im Gesamtbetrag von etwa 8—900 Talern. Eine Abrundung des Honorars nach Verhältnis jener 75 Louisd'or, die ich am Schlusse der ganzen Angelegenheit, die sich einige Jahre hinzog, wünschte, schlug er jedoch ab, so daß puncto Honorar die Innehaltung jeder Stipulation dahingefallen ist, wie auch puncto Umfang des Buches. Es frägt sich nun vielleicht, ob damit nicht auch jene Bedingungen überhaupt als stillschweigend aufgehoben zu betrachten sind. Doch will ich hierauf keine rabulistischen Behauptungen gründen.

Was die hundert inkompletten Exemplare betrifft (oder hundertzwanzig, wie jetzt gesagt wird), so fällt hier in Betracht, daß die Verlagshandlung vor sieben oder acht Jahren einen Teil des Vorrates resp. der Auflage auf antiquarischem Wege ohne mein Vorwissen verkauft hatte, so daß das Buch (vier Bände) in Zürich für 5 Franken verkauft wurde und reißenden Absatz fand. Auf meine Anfrage erhielt ich von Vieweg den Aufschluß, es seien aus Versehen nur hundert Exemplare an einen Händler in Frankfurt verkauft worden. Es scheint mir aber, daß nach allen diesen kuriosen Versehen und Unglücksfällen die Auflage als definitiv vergriffen zu betrachten sein dürfte.

Ich wäre nur geneigt, für Verzichtleistung auf das Verlagsrecht, um nicht prozessieren zu müssen, die Hälfte des von ihnen Geforderten, also 400 Mark, zu zahlen, um von den Herren loszukommen. Für die hundertzwanzig Exemplare dagegen gebe ich nichts.

Doch will ich gerne vorher noch Ihre Ansicht vernehmen, wenn Sie abermals so freundlich sein wollen, mir dieselbe mitzuteilen.

Herr Grote in Berlin hat mich vor einiger Zeit durch dritte

und vierte Hand wieder angebohrt wegen des „Grünen Heinrich“. Wenn ich aber so weit bin, das Buch in seiner neuen Gestalt wieder anbieten zu können, so haben Sie natürlich die Vorhand, resp. werde ich mich zuerst an Sie wenden.

Die neuen Novellen haben in der „Deutschen Rundschau“ zu erscheinen begonnen; sie werden aber erst mit dem nächsten Aprilheft zu Ende gehen, so daß das Gesamtbuch erst alsdann zusammengestellt werden kann. Die Herren Gebrüder Paetel, Besitzer der „Rundschau“, haben mir auch schon den Verlag der Buchausgabe angeboten, was ich aber im Hinblick auf Ihre früheren diesfälligen Äußerungen einstweilen abgelehnt habe.

Vergangenen Sommer habe ich mein Amt niedergelegt, weil ich mich überzeugt habe, daß ich neben demselben nichts Erhebliches produzieren konnte, während ich doch noch zu manchem Lust und Kraft in mir fühle, und es würde mir ein trübseliges Ende bevorstehen, wenn ich alles ungetan zurücklassen müßte, was ich hätte machen können.

Die Beilagen bitte ich mir gelegentlich zurückzusenden.

Ihr mit vorzüglichster Hochachtung ergebener G. Keller.

Nachträglich danke ich Ihnen höflichst für neuliche Zusendung von Journalnummern, welche meine Sachen besprechen. Wollen Sie eine recht krasse Lobpreisung lesen über die Legenden, so schlagen Sie in „Literarische Herzenssachen“ von Ferdinand Kürnberger nach (Wien, L. Rosner, 1877), die eben erschienen sind.

314. An Jakob Baechtold

Zürich, 25. Dezember 1876.

Verehrtester!

Wenn es am nächsten Freitag schönes Wetter macht, so will ich Sie gern in meiner Wohnung erwarten. Ist aber Sauwetter, so will ich nach sechs Uhr in der Kronenhalle sein, da ich den Weg ja jedenfalls machen muß.

Ich habe Ihnen leider kein Exemplar der „Rundschau“ schicken können, weil das einzige, das ich erhalten, mir gleich ausgeführt wurde und noch auf Reisen ist. Sollte der „Hadloub“ poetisch

nicht mißlungen sein, so wäre das freilich erwünscht wegen der Potenzfrage, die bei meinem salto mortale, den ich gemacht[1]), nicht gleichgültig ist. Ich fürchtete, das Stücklein werde zu literarisch-pedantisch aussehen. Mit den Studien hat es seine Wege, dieselben beruhen mehr auf Schwindel; ich gewärtige eher, daß einige Schulherren davon Veranlassung nehmen, eine Polemik gegen unberufene poetische Verwertung und lügenhafte Erfindungen zu eröffnen. Der „Grüne Heinrich" wird jetzt regelmäßig als Beispiel eines regelwidrigen Romans mit Nutzen verwendet (siehe Keiter, Theorie des Romans, wo er zwanzigmal vorkommt), und so kann auch aus dem „Hadloub" noch ein brauchbares negatives Lehrmittel gemacht werden. Vielleicht ließe sich eine förmliche schriftstellerische Existenz auf Lieferung solcher Sachen gründen! Schreiben Sie einmal hierüber in eine pädagogische Zeitschrift.

Ihre Anzeige des Widmannschen Wohlgefallens[2]) hat mir sehr wohlgefallen. Das Bild von den mit einem Kornfeld verglichenen Strohhüten der Frauen in der Kirche hatte mich bei der Lektüre des Gedichts ebenfalls gleich gepackt; daneben aber auch der brennende Nachtfalter, der wie ein Häuptling seinen Todesgesang singt. Man sieht den kleinen Kerl mit den Pelzflügeln und dem bebuschten dicken Kopf leibhaftig.

Also auf demnächstiges Wiedersehen Ihr G. Keller.

315. An Ferdinand Weibert

Zürich-Enge, 3. Januar 1877.

Hochgeehrter Herr!

Ihnen zum neuen Jahre ebenfalls meine besten Glückwünsche abstattend, danke ich Ihnen zugleich für Ihre weiteren gütigen Ratschläge in der Viewegschen Verlagssache. Sobald ich die nötige Zeit habe, werde ich im Sinne derselben vorgehen.

Nicht minder danke ich Ihnen verbindlichst für die freundliche Zusendung des Mörikeschen Romans „Nolten", von welchem ich

[1]) Rücktritt vom Amt.

[2]) „An den Menschen ein Wohlgefallen." Beilage zur Allg. Zeitg. 16. Dez. 1876.

angenehm überrascht worden bin, da ich die Sache nicht so weit gediehen glaubte.

Ich habe das Buch sogleich und zwar zum erstenmal gelesen. Es macht einen tiefen, obgleich nicht klaren Eindruck auf mich, den ich vorerst bemeistern muß.

Ihr hochachtungsvoll ergebener G. Keller.

316. An Ferdinand Kürnberger

Zürich, 3. Januar 1877.

Hochverehrter Herr!

Vor geraumer Zeit habe ich durch Ihren Herrn Verleger[1]) das Buch „Literarische Herzenssachen" zugesandt erhalten und schmeichelte mir mit der Voraussetzung, daß es auf Ihre Anordnung geschehen sei.

Gelesen habe ich das ganze Werk sofort mit demjenigen Interesse, welches der nie nachlassende Geist desselben erzwingt.

Daß ich der ehrenvollen Stelle, welche Sie meiner Geringfügigkeit in dem Buche vergönnt haben, dankend erwähne, halten Sie wohl für menschlich begründet, ebenso aber auch, daß ich über die gesteigerte, ja fast absolute Form, in welche Sie Ihre Zustimmung gefaßt haben, mich bescheidentlich nur dahin äußere: Möge es mir vergönnt sein, Ihnen nie eine allzu tiefe Herabstimmung zu bereiten.

Immerhin erkenne ich soviel von Ihrem Lobe dankbar an, daß Sie nicht, wie andere und zwar tüchtige Leute, mit der schulmeisterlichen Stoff- und Quellenfrage an das ganz freie Spiel herangetreten sind, sondern mit ganz dem Sinne, in welchem es entstanden ist. Sie haben mich damit in dem damals empfundenen Vorsatze bestärkt, sich durch keine Ausschlußtheorien und zeitgemäße Wegverbote von irgend einem Stoffe wegscheuchen zu lassen, der mir eine frische Ader weckt. Wo wird denn das sogenannte Zeitgemäße meistens bleiben, wenn die Zeit oder das Zeitlein vorüber ist?

Jene Ausschlußtheorien, die jetzt so manche Produzierende für

[1]) Leopold Rosner, 1877. Der Aufsatz über die „Sieben Legenden" entstand 1872.

ihr persönliches Bedürfnis zuschneiden und ihren Produkten voransenden, gleichen zudem allzusehr den Trommeln, welche die Inhaber von Sehenswürdigkeiten auf den Jahrmärkten zu rühren pflegen.

Ihr hochachtungsvoll und dankbarst ergebener

Gottfried Keller.

PS. In Ihren interessanten Mitteilungen über Bogumil Goltz treffen wir merkwürdigerweise nah zusammen. Ich habe den Mann seinerzeit in Berlin gesehen und alle Gelassenheit aufwenden müssen, um seine Art hinzunehmen.

D. O.

317. An Adele Kuh

Zürich, 5. Januar 1877.

Hochverehrte Frau!

Ich war eben im Begriff, mich nach dem Verlauf der Krankheit Ihres guten seligen Mannes zu erkundigen[1]), in der Hoffnung, besseren Bericht zu erhalten, als ich plötzlich und unvorgesehen erst die Trauernachricht in der „Augsburger Zeitung" las und sodann die direkte Todesanzeige erhielt.

Es ist nicht viel, was ich Ihnen, verehrte Frau Professor, sagen kann. Daß ich nicht allein von Mitgefühl für Sie und Ihre Kinder erschüttert bin, sondern mich auch selbst betroffen fühle, können Sie daraus ersehen, daß ich schmerzlich bereue, nicht mehr Anstrengung gemacht zu haben, einmal persönlich mit ihm zusammenzutreffen. Nun ist es zu spät!

Soeben erhalte ich noch eine Korrespondenzkarte von Herrn Bergfeldt in Obermais, welche die Frage berührt, wer den Schluß des Hebbelwerkes mache? Wenn es nicht zu früh ist, sich mit unmaßgeblichen Meinungen aufzudrängen, so erlaube ich mir die Ansicht zu äußern, daß nur das notwendigste Faktische hinzugefügt und im übrigen das Werk eben als unvollendet betrachtet werden sollte, das heißt als eines jener Werke, die in Gottes Namen nicht fertig geworden und doch ein Ganzes sind, weil ein ganzer und hingebender Geist in ihnen waltet. Es gibt

[1]) Über dessen besorgniserregenden Zustand Frau Adele Kuh am 10. Dez. 1876 Kunde gegeben hatte. Emil Kuh starb am 30. Dez. Von seinem Hebbelbuch fehlten noch etwa 30 Seiten.

manche solcher Werke, die trotz eines mangelnden Abschlusses als wertvolle Denkmäler fortleben und unentbehrlich sind.

Doch will [ich] Sie nicht länger belästigen und danke Ihnen nur herzlich für die freundliche Mühe, welche Sie sich gegeben haben, mich von dem gefahrvollen Zustande des nun Verewigten zu benachrichtigen.

Meine innigsten Wünsche für Linderung Ihres herben Schmerzes wenigstens zu eigener Erleichterung zusammenfassend, bitte ich Sie, verehrte Frau Professor, den Ausdruck meiner ergebensten Hochachtung genehmigen zu wollen. Gottfried Keller.

318. An Marie von Frisch

Enge-Zürich, 6. Januar 1877.

Verehrte Frau Professorin!

Für Ihre freundlichen Weihnachtszeilen danke ich Ihnen schönstens, ebenso für das allerliebste Bildchen des Söhnleins, das sich so wacker an der Stuhllehne hält und wohl auch ein bißchen gehen kann.

Possierlich ist der abgeschabte Photographenstaatsstuhl, wenn man ihn durch die Lupe betrachtet.

Nun aber wünsche ich Ihnen, dem Herrn Gemahl, dem Bübchen und den Brüdern viel Glück und Segen im angetretenen neuen Jahr, vorzüglich dem Herrn Ritter Adolf, daß sein Schnupfen bereits vergangen sei. Er soll sich in acht nehmen, wenn man immer solche Übel hat, so stirbt man schließlich doch einmal an einem Beinbruch. Mein literarischer Freund Professor Emil Kuh, der immer Halsleiden hatte, ist jüngst unverhofft am Typhus gestorben, und ich bereue jetzt, daß ich vor zwei Jahren, als ich in Brixlegg war oder wie es heißt, ihn nicht besucht habe.

Von hier weiß ich Ihnen nichts zu berichten; ich komme wenig unter die Leute und halte mich fleißig an die Arbeit auf meiner Anhöhe, mehr in Briefen nach aller Welt lebend, als mit den leiblichen Menschen. Auch muß ich viel wegen des Geschäfts schreiben, da die Leute sind wie die Kinder und jede Sache dreimal hören wollen, woraus Sie sehen, daß ich einen Verkehr habe wie ein alter Bändeljud, was wohl nicht lang anhalten wird.

Glücklich auf der dritten Seite angelangt, darf ich jetzt meinen Handelsarbeiten die Zeit nicht länger entziehen und wünsche nochmals alles Beste mit allen disponibeln Grüßen.

Ihr ergebener G. Keller.

319. An Julius Rodenberg

Zürich, 11. Januar 1877.

Verehrter Herr Doktor!

Ich habe Ihren Wünschen bis gestern, den 10., abzusenden, nicht gerecht werden können und kann es erst bis zum 15. Januar. Tun Sie mir kund, wohin ich das Manuskript schicken soll, das ziemlich genau zwei Bogen halten wird. Ich werde es mit der Briefpost schicken, damit es nur einen Tag braucht. Ich bitte Sie zu bedenken, daß ich doch nicht alles übers Knie abbrechen kann und die Dinge, wenn eine Trockenheit der innern Witterung eintritt, wachsen und werden lassen muß, wie sie wollen, sonst gibt's eine schlechte Arbeit für die „Rundschau". Die gewünschte Photographie soll kommen, bitte mir aber flehentlich Gegenrecht aus, da ich auch wünsche zu wissen, wie Sie jetzt aussehen.

Sie werden bemerkt haben, daß ich in der „Gegenwart" doch die autobiographische Schnurre habe losschießen müssen, die dafür um so miserabler ausgefallen ist, was dem drängenden Herrn Redaktor nur recht geschieht. Es ist ihm aber wahrscheinlich gleichgültig.

Hoffentlich haben Sie das Jahr wohl und munter angetreten; ich wünsche glücklichsten weiteren Verlauf.

Ihr hochachtungsvoll ergebenster Gottfr. Keller.

Wenn Sie nicht anders verfügen, so werde ich das Manuskript an die Herren Paetel senden.

320. An Julius Rodenberg

Zürich-Enge, 12. Januar 1877.

Verehrter Herr Doktor!

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Ich schicke Ihnen hier zwölf Seiten, aber nur mit dem bestimmten Vorbehalt, daß noch

zwei solcher Sendungen bis 20. Januar erfolgen und in den Satz gegeben werden. Etwas muß ich zurückbehalten, da ich es noch brauche. Und nun reisen Sie doch ins Teufels Namen ab! Geben Sie Befehl, daß man das Manuskript empfangen und in die Druckerei geben soll!

Bedenken Sie, Allerschönster, daß ich meinen Figürchen nicht den Kragen umdrehen und die Druckerei sich auch einmal ein bißchen nach mir richten kann; sie wird das wohl zustande bringen. Zwei Bogen müssen jedenfalls im Märzheft kommen, damit das Aprilheft abschließen kann; denn länger möchte ich die Sache nicht herumschleppen, damit ich später einmal wieder kommen darf bei Ihrem Publikum, so Gott will! sagt der Mucker!

Ihr ganz ergebener G. Keller.

321. An Jakob Baechtold

Zürich-Enge, 28. Januar 1877.

Verehrter Freund!

Ich will der Ordnung nach verfahren, indem ich meine Briefschulden an Sie abstatte.

Wegen des Bildes vom Stretlinger[1]) konnte ich noch nicht überall nachsehen, da ich vormittags keine Zeit zum Ausgehen hatte wegen meiner „Züricher Novellen", nächste Woche werde es aber abmachen.

Für das Heft mit den Leutholdschen Gedichten[2]) danke ich bestens; ich werde es mit dem „Bildungsfreunde"[3]) zusammen schicken. Die Leutholdschen Gedichte sind sehr schön, sehr talentvoll, aber sie erinnern mich doch an die Schönheit und Glätte der Porzellanmalerei. Stil ist das nicht. Die verlogene und schlechte Besprechung des Fähndrich Pistol (alias Honegger) ist eine widerwärtige Nachbarschaft für die Gedichte.

Was nun die Biographie betrifft, mit der Sie mich beehren

[1]) Baechtold hat 1877 die „Stretlinger Chronik" herausgegeben.

[2]) Eine Lieferung des 4. Bandes von Robert Webers „Poetischer Nationalliteratur der deutschen Schweiz" (bearbeitet von Honegger) 1876.

[3]) Schweizerischer Bildungsfreund von Thomas Scherr. Poetischer Teil. Siebente Auflage. Neubearbeitet von G. Keller. Zürich 1877.

wollen, so bitte ich ernstlich, davon abzustehen. Ich war, wie Sie gesehen haben werden, schon in der „Gegenwart“[1]) in der größten Verlegenheit, etwas über mich selbst zu sagen. Die Sache ist die: Ich bin trotz meines Alters noch nicht fertig, sondern ein Bruchstück, das in den nächsten Jahren vielleicht ergänzt wird, aber jetzt zu keinem richtigen Bilde dienen könnte. Es kommt das von den fünfzehn Jahren Amtsleben und von vorheriger, ungeschickter Zeitverschleuderung. Die Situation ist die: Wenn Sie, wie Sie sich ausdrücken, für das Schweizervolk schreiben wollen, so können Sie ihm ja gar nichts zur Probe in die Hand geben oder fast nichts; ein Teil der Gedichte und der „Grüne Heinrich“ sind gegenwärtig gar nicht zu haben, Gottlob! beide aber werden in ein paar Jahren in besserer Gestalt wieder vorhanden sein.

Daß ich selbst eine Autobiographie in ausführlicherer Gestalt vorhabe, kommt hier nicht in Betracht, weil es mehr eine Geschichte meines Gemütes und der mit ihm verbunden gewesenen Menschen und auch zum Teil etwas politische Geschichte sein wird, wenn ich überhaupt dazu komme.

Also nochmals seien Sie angefleht, geben Sie die Idee wenigstens für jetzt auf.

Des armen Emil Kuh Tod wurde mir gemeldet. Auch hat derselbe ein verlogenes Feuilleton[2]) in der „Freien Presse“ veranlaßt, worin steht, Kuh habe mich entdeckt (wie Stiefel), ich habe ihn aufgesucht u. dgl.; was alles nicht wahr ist. Ich habe ihn nie gesehen.

Der löbliche Fleiß, welchen Sie meiner Armseligkeit zuwenden wollten, hat mir übrigens eine andere nützliche Idee erweckt. Wenn ich spüre, daß es abwärts gehen will und an mein Testament denken muß, so werde ich Sie zu meinem Nachlaßherausgeber ernennen, da Sie so herausgabelustig sind. Dann können Sie nach Herzenslust in meinen paar tausend Briefen und Papierfetzen herumwühlen. Das kommt mir jetzt wirklich ganz apropos in den Sinn! Ich habe schon mehrmals so darüber spintisiert, wo ich auch mit meinem Geschriebenen hin soll, da, wenn ich sterbe und meine Schwester auch stirbt, circa ein Dutzend Bauernleute in meine Wohnung gestürzt kommen und zusammenpacken werden.

[1]) Nachgel. Schriften S. 7 ff.

[2]) Vgl. unten S. 224 Anm. 1.

Wie es dann zugehen mag, weiß der Himmel! Inzwischen sollen aber noch einige Liter her! Ische Geschäfte abgewandelt worden.

Ihr alter G. Keller.

322. An Jakob Baechtold

Zürich, 9. Februar 1877.

Verehrter Freund!

Nach Empfang Ihrer heutigen Korrespondenzkarte sende ich Ihnen wenigstens den gewünschten „Bildungsfreund". Das Heft mit den Leutholdschen Gedichten muß ich durch ein anderes ersetzen, da ich es im ersten Anfall übler Laune leider mit einigen Bleistiftnoten verschmiert habe.

In der „Alemannia" stehen von Birlinger Spukgeschichten, worunter die bekannte der Schauspielerin Clairon. Es steht aber kein Wort dabei, daß Goethe diese Geschichte in seinen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" und zwar in der ersten Novelle, die der Geistliche erzählt, behandelt hat. Solche Unbelesenheit ist kein guter Anfang zu der Goethephilologie[1]), welche Wilhelm Scherer im „Neuen Deutschen Reich" gepredigt hat.

Mit freundlichsten Grüßen Ihr Gottfr. Keller.

323. An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich-Enge, 13. Februar 1877.

Ich will mich wohl hüten, hochgeehrter Herr, Ihre freundlichen Zeilen über die letzte Rundschaunovelle[2]) abzulehnen, da ich gerade wegen dieser resp. ihrer Magerkeit und Stoffloſigkeit in Sorgen stehe, namentlich bei ihrer Isoliertheit in dem dicken Revuehefte. Nun bin ich durch Ihre Äußerung wenigstens des gröbsten Kummers, daß die kleine Arabeske geradezu als trivial und leer erscheinen könnte, in etwas enthoben, und ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Zuspruch.

Das tertium comparationis in dem Heyseschen Sonett mit dem bewußten Briten[3]), so relativ es auch nur gemeint sein kann,

[1]) Wieder abgedruckt in Scherers „Aufsätzen über Goethe" (1886).

[2]) „Der Narr auf Manegg."

[3]) „Gottfried Keller" aus „Zwölf Dichterprofile", „Deutsche Rundschau" Bd. 10, S. 302.

müssen Sie nicht mir aufs Kerbholz schneiden, sonst würde ich den Schaden doppelt empfinden, den einem solch unbedachte Guttaten zufügen können. Jedenfalls ist es kaum gefährlicher gemeint, als seinerzeit die Benennung Gotthelfs als „Shakespeare des Dorfes" durch Vilmar, welche Charge die Bäume des tapfern Berners auch nicht in den Himmel wachsen ließ[1]).

Dr. Wille sagte mir, daß Sie einen Wohnsitz auf der Höhe von Kilchberg erworben hätten, wozu ich schönstens Glück wünsche. In Küsnacht haben Sie zwar die hübsche Abendseite mit dem verkürzten Uto gehabt. Künftig haben Sie aber das ganze rechte Ufer als ausgedehnten Lichtfang.

Ihr ergebener G. Keller.

324. An Julius Rodenberg

Zürich-Enge, 14. Februar 77.

Verehrter Herr!

Die Bummelei muß bis ans Ende dauern; ich schicke Ihnen daher auf Abschlag einen Teil des Schlußmanuskriptes; der Rest wird noch rechtzeitig folgen.

Paul Heyses Sonette sind neue Blüten seiner unerschöpflichen Güte gegen die Mitmenschen. Mit dem Shakespeareschen Vergleiche in dem meinigen hat er mir jedoch bereits die milde Zurechtweisung eines Verständigen[2]) zugezogen, der mir zu verstehen gibt, ich müsse dergleichen cum grano salis auffassen. Auch ist meine magere Februarnovelle im gleichen Hefte eine schlimme Illustration dazu.

Wollen Sie bemerken, daß beiliegende Blätter auf beiden Seiten beschrieben sind, ein Fortschritt zum Bessern!

Welches sind denn die Freundesnovellen, die Bamberger Ihnen verbieten will?[3]) Heyse und Storm können doch unmöglich gemeint sein, und am Ende bin ich es, da ich so oft hinterein-

[1]) Vgl. C. F. Meyers Brief an G. Keller vom 12. Febr. 1877 bei Frey, Briefe C. F. Meyers I S. 274.

[2]) Vgl. den vorhergehenden Brief.

[3]) In einem Aufsatz der „National-Zeitung" vom 1. Februar 1877 (Morgen-Ausg.) betitelt: „Eine deutsche Revue des deux mondes" mit einer Spitze gegen Paul Lindaus „Nord und Süd".

ander erscheine? Die Mäkelei ist bei aller guten Meinung doch ein kurioser Dank für das zustandegebrachte Unternehmen. Vorzüglich die Hinweisung auf die noble Gewohnheit der „Revue des deux mondes", Erstlingsarbeiten von Anfängern nur mit der Ehre der Aufnahme, nicht aber mit Geld zu honorieren, ist äußerst zierlich. Wer die Welt kennt, weiß, daß gerade für ein junges Talent, das mit Schmerzen jenen Anfang erkämpfen muß, der Empfang eines Stümpchen Geldes zugleich mit der Ehre meistens von entscheidender Wirkung ist.

Da ist jene Ersparnis für ein großes Institut doch gewiß nichts Geistreiches oder Elegantes!

Ihr alter Nachtalp, Cauchemar, dessen Druck Sie nun bald entronnen sind

Gottfr. Keller.

325. An Julius Rodenberg

Zürich, 27. Februar 77.

Verehrtester!

Es ist die letzte Verzeihung, Gottlob, die ich erflehen muß. Hoffentlich kann dieser Schluß im Aprilheft noch kommen, sonst würde es schlecht aussehen.

Ich bin in größter Eile und kann daher nur kurz für Ihren letzten Brief danken. So interessant mir Ihre Mitteilungen sind, waren sie doch eigentlich für meine Person nicht nötig, da es mir nicht einfällt, der „Rundschau" untreu zu werden. Es geht schon gegen meinen Geschmack, auf allen Plakaten und Litfaßsäulen zu stehen, abgesehen von anderem. Übrigens habe ich bis jetzt auch keinerlei Aufforderung von Lindau[1]) erhalten. Ein andermal mehr.

Ihr ergebenster G. Keller.

326. An Marie Melos

Zürich, 3. März 1877.

Mein hochverehrtes Fräulein!

Daß ich die Freude, ein so unerwartetes Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, nur den leidenden Augen der verehrten Frau

[1]) Zur Mitwirkung an „Nord und Süd".

Ida Freiligrath verdanke, reicht gerade hin, der Freude jene Heftigkeit zu nehmen, die allem Irdischen so schädlich ist. Aber ein großes Vergnügen war es dennoch, das ich empfand, als ich verwundrungsvoll, wer mir denn da so artig und mitteilsam schreibe, die Unterschrift suchte und Ihren Namen fand. Seit vielen Jahren hatte ich nichts mehr von Ihnen gehört und wußte gar nicht, wo Sie in der Welt hingekommen seien oder ob Sie überhaupt noch leben? So geht es in der Welt; wenn man nur still und geduldig wartet, wie die Katze vor dem Mausloch, so kommen alle guten Dinge wieder einmal zum Vorschein[1]).

In den „Neuen Gedichten" Ferdinands[2]) vermisse ich nicht gerade viele, so weit mein Gedächtnis reicht; bestimmt erinnere ich mich nur einer poetischen Epistel an Wedemeyer in der „Rheinischen Zeitung" nach Art derjenigen, die auf Seite 162 steht, und des Gedichtes auf die Mitraille von Leipzig im August 1845, als Prinz Johann auf das Volk schießen ließ[3]). Übrigens ist in der neuen Sammlung auch manch kostbares Stück, das ich noch nicht gekannt habe.

Ich glaubte, die Bibliothek sei bereits von einer süddeutschen Stadt angekauft worden, was also eine Zeitungsente gewesen ist. Es wird sich hoffentlich schon ein guter und würdiger Anlaß finden.

Was meine Wenigkeit betrifft, so habe ich allerdings meine Amtstätigkeit aufgegeben, um vor Torschluß noch mein schriftstellerisches Pensum schnell nachzuholen. Leider ist fast alles weggestorben, was ehmals mein nachsichtiges kleines Publikum gebildet hat; vor allem hätte ich mich gefreut, wenn ich auch Freiligrath vielleicht noch ein bißchen Spaß hätte machen können. Doch lebt auch noch dieser oder jener Zeuge früherer Tage und hauptsächlich in Ihnen, verehrtes Fräulein, ja eine ganz vorzügliche Altersgenossin! Daß wir am gleichen Tage geboren seien, habe ich noch gar nicht einmal gewußt, wissen Sie es auch gewiß? Meinerseits bin ich am 19. Juli 1819 zur Welt gekommen; nun sehen Sie mal nach!

[1]) Über Marie Melos s. Bd. 1, S. 165 f.
[2]) Von denen 1877 eine neue Ausgabe erschien.
[3]) „Leipzigs Toten."

Sollte ich das Vergnügen haben, mit Ihnen bei irgend einer Kindstaufe zusammenzutreffen, so werde ich dazu einen neuen Frack machen lassen, sorgen Sie nur dafür, daß uns bald jemand zu Gevatter bittet![1])

Ich empfehle mich allerschönstens Ihrer verehrten Frau Schwester und wünsche ihren Augen gute Besserung und sorgliche Schonung. Ihnen selbst wünsche ich gleichfalls die beste Gesundheit und fortgesetztes Wohlwollen gegen jedermann, der es verdient, wozu ich hoffentlich alsdann auch gehöre. Ihr von jeher freundschaftlich Angehöriger G. Keller.

327. An Wilhelm Petersen

Zürich-Enge, 8. März 1877.

Verehrter Herr Regierungsrat!

Mein Amtsnachfolger hat mir soeben von Ihrer freundlichen Nachfrage[2]) Mitteilung gemacht und mir damit in Erinnerung gerufen, daß ich, soviel ich weiß, Ihren letzten Brief vom Juni 1876 immer noch ohne Antwort gelassen habe, obschon ich wiederholt an Sie dachte, so namentlich auch, als unser beidseitiger Freund Emil Kuh so früh das Zeitliche verlassen mußte. Er war nicht absolut sicher und objektiv in seinem Wesen, vielmehr oft sehr subjektiven Urteils, aber immer lebendig warm und angeregt, was heutzutage nicht zu oft vorkommt.

Ich danke Ihnen herzlichst für die Probe Ihrer plastischen Vergnügungen, die drei Seeleute![3]) Die sind ja ganz voll Leben und Charakter und man würde auch ohne den flatternden Bart des alten Tritonen, dessen Ohr freilich zu tief sitzt, die frische Seeluft spüren.

Wäre es nötig, so würde ich an dieser Probe sehen, daß gewiß auch Ihre aquarellistischen Arbeiten Hand und Fuß haben (d. h. ohne Anspielung auf die Büstengestalt der Matrosen!), und daß gewiß auch dort eine lebendige Luft weht!

Was meine ausgespannte Leinwand betrifft, so ist sie leider

[1]) Siehe Brief Nr. 82, Bd. 2, S. 246.

[2]) Ob G. Keller seit seinem Rücktritt vom Amt Zürich etwa verlassen hätte.

[3]) Holsteinische Fischertypen, von W. Petersen modelliert.

jetzt noch so weiß, wie vor einem Jahre; denn ich fand die nötige Bequemlichkeit und Ruhe nicht nach so langer Zeit. Aber dies Jahr soll's nun losgehen. Freilich habe ich dabei weniger den löblichen Trieb der Übung an sich, als gewisse dekorative Velleitäten, da ich den Versuch machen möchte, mir meine Wohnräume selbst auszuputzen.

An Paul Heyses Tisch habe ich letzten Herbst auch gesessen und mich des anmutvollen Daseins dieses seltenen Menschen erfreut.

Hoffentlich haben Sie es am 1. Juli vorigen Jahres mit den Lustbarkeiten, welche Sie zu Ehren meiner Amtsentlassung anstellen wollten, nicht zu arg gemacht; denn ich mußte noch bis zum 15. Juli ausharren. Seither bin ich nun aber wirklich frei und habe bereits eine kleine Sammlung neuer Geschichten gemacht, die in der „Deutschen Rundschau", zum Teil, erscheinen. Haben Sie Gelegenheit, die Sachen ein wenig anzusehen, so könnten Sie sich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie mir offen und ohne Rückhalt mitteilen wollten (wie es Zeit und Umstände erlauben), wie und wo Ihnen ein Rückschritt statt eines Fortschrittes, ein Nachlassen, eine Langweiligkeit und Pedanterie u. dgl. vorhanden scheint. Dennoch hoffe ich, es werde nicht Altersschwäche, sondern nur die Ungewohntheit der veränderten Arbeitsweise sein, welcher sich nach gemachter Wahrnehmung und erfolgten Warnungsrufen abhelfen läßt. Ich habe auch erst in diesen Tagen das bureaumäßige Abwandeln der poetischen Arbeit ganz abgeschüttelt und das alte Gefühl und Bedürfnis des innerlichen Draufgehens und Auslebens wiedergefunden und entdeckt.

Sollte Sie ein guter Stern im Frühjahr wieder auf Reisen und auch in die Schweiz führen, so werde ich Ihnen mit Freuden Stunden und Tage widmen, soviel Sie wollen. Ich wohne nach wie vor in Zürich, auf dem „Bürgli" in Enge, welches eine Art Vorstadt oder Ausgemeinde ist.

Jetzt habe ich zwar noch Schnee vor dem Fenster und Winter in der Luft, gegen allen Brauch, wird aber hoffentlich nicht lang dauern. Mit den schönsten Grüßen Ihr achtungsvoll ergebenster

Gottfr. Keller.

328. An Hans Weber

Zürich, 11. März 1877.

Lieber Richter in Israel!

Ich bin einer ganz kurzen Unterbrechung und kleinen Bummelei bedürftig, da es dermalen hier unter den Affen miserabel zugeht. Verfiel daher auf die Idee, unter Umständen für einen oder anderthalb Tage nach Bern zu gehen während der jetzigen Bundesversammlung; doch nur in guter Gesellschaft und mit Vermeidung des großen Sauf- und Spielhaufens am Abend, wo es doch nur Verdruß gibt gegen die Geisterstunde.

Vielleicht ließe Gaudenz Salis[1]) sich bewegen, etwa bei einer dicken Milch in einsamer Gegend stille Kolloquien zu halten und an moralischer Erneuerung des innern Menschen auf diese Weise mitzuarbeiten.

Die Frage ist nun, ob Du Zeit und Gelegenheit findest hinzukommen. Bejahenden Falles melde es mir und zugleich den Gasthof, wo wir logieren würden. Geht's nicht, so läßt man's bleiben und hält das Pulver bis zum Frühjahr trocken.

Frau Gemahlin Julia und die textilen Kinder Frida und Alma sind hoffentlich wohlauf, und ich grüße sie bestens.

Soeben fällt mir Rothpletz ein, den in Baden zu besuchen ich versäumt habe. Wenn ich wüßte, daß er noch dort wäre, so ginge ich doch noch hin.

Auf der Nordostbahn figuriert eine Ausgabe von 10 000 (zehntausend) Franken für Papier auf den Bahnzugsklosetts.

Dein alter G. Keller.

329. An Josef Viktor Widmann

Zürich-Enge, 24. März 77.

Ihre gütige und freundliche Zusendung, verehrter Herr! hat mich just nach Aufgebung eines Vorsatzes, einmal doch nach Bern zu kommen, überrascht, den ich des bestimmtesten gefaßt hatte. Ich gedachte dabei, meine alten Briefschulden durch persönlichen Verkehr gutzumachen, wurde aber durch einen heftigen Katarrh, sowie durch das Zurückbleiben eines Freundes abgehalten, der

[1]) Nationalrat Gaudenz von Salis-Seewies (1826—86).

mir ein Rendezvous in Bern versprochen hatte[1]). Nun danke ich Ihnen doppelt herzlich für den Brief und für das Buch[2]), das ich freilich vom ersten Tage an schon besaß, und ich wünsche Ihnen Glück zu dem so schön gelungenen Wurf. Die metrischen Mängel hatten mich nicht geniert, aus dem einfachen Grunde, weil ich die wenigsten davon bemerkt. Dergleichen sehe ich, abgesehen davon, ob der Tadel der Schulmeister auch in allen Fällen berechtigt und begründet sei, nicht, wo Dinge stehen, wie der abbrennende Falter mit seinem Todesgesang[3]). Diese Stelle mit der ganzen damit zusammenhängenden Situation, ist allein manche lange Dichterei wert, und sie hat mir auch den Ärger darüber versüßt, daß Sie die rhapsodische Kokette, Jordan, auf Kosten des alten Nibelungenliedes ansingen[4]). Nach meinem Gusto ist nämlich dieses göttliche alte Werk durch alle die jetzige Ausbeutung keineswegs verdunkelt, sondern wird mit seinem unergründlichen Schatze an Schönheit unversehens wieder aufleuchten. Doch will ich jetzt beileibe keine Polemik treiben. Später vielleicht einmal mündlich über dies und anderes.

Der dämonische Lump Fastenrath hat natürlich gelogen. Ich hatte die Teilnahme an allen und jeden „Dichterhallen" negiert und dabei geäußert, wie überhaupt er dazu komme, speziell eine schweizerische herauszugeben? Bei einem andern, der neulich bei mir war, hat er wieder eine andere Äußerung von mir zum besten gegeben, nämlich, ich habe gesagt, er werde in der Schweiz genug Gimpel fangen für sein Unternehmen. Das kann ich eher so gesagt haben; denn die psychologische Tatsache dieser Dichterhallenseuche in Deutschland und der Schweiz war schon damals konstatiert, bzw. es war sicher darauf zu rechnen, daß auch bei uns nur einer aufzutreten brauchte, es mochte sein, wer es wollte, um der merkwürdigen Erscheinung auf die Beine zu helfen.

Der Kerl scheint übrigens nicht ganz ungefährlich zu sein; denn er hat nach mir gewordenen Mitteilungen Leuten, die ihm entgegentraten, schändliche Drohungen gemacht, z. B. er werde

[1]) Vgl. vorhergehenden Brief.
[2]) „An den Menschen ein Wohlgefallen," Pfarrhausidyll. 2. Aufl. 1877.
[3]) Im 5. Gesange.
[4]) Zu Anfang des 7. Gesanges.

sie als politische Spione denunzieren, wenn sie ein einziges Wort gegen ihn schreiben usw.

Wie Sie die „Zenobia“[1]) mit Komik zubereitet haben, bin ich zu sehen sehr gespannt. Daß es aber poetisch hergehen wird, zweifle ich nicht und das ist die Hauptsache.

Der junge Herr Frey[2]) scheint mir auch ein entschiedenes Talent zu besitzen und ich werde mich gern für ihn interessieren. Etwas verschnupft hat mich die aufdringliche Art, wie der Verleger der nachgelassenen Erzählungen seines guten Vaters[3]) meine Wenigkeit, als Lebenden, in einer Buchhändlerreklame neben Gotthelf herumgeschleppt hat. Es sind das schlechte Manieren.* Daß vollends im Vorwort besagten Buches der alberne Ausspruch Robert Webers reproduziert wurde, wonach Gotthelf und mir, Jakob Frey gegenüber, „schöne Menschlichkeit“ und „Seele“ abgehen[4]), gehört in ein Gebiet, wo die Autoreneitelkeiten aufhören und die unredlichen Absichten beginnen, oder mindestens die unbedachten Lümmeleien; man muß die Tragweite und den Sinn jener Ausdrücke nur recht überlegen, um zu begreifen, daß man über ein solches Vorwort nicht gerade erbaut ist. An sich rührt die Sache von dem kleinlichen Bestreben her, jedes Ding und jede Existenz, die für sich besteht, schnell zu benutzen und daran zu kratzen, um für den Zweck, den man gerade vorhat, etwas abzukriegen. Zum Glück kann einem dergleichen das Andenken an den unschuldigen Toten nicht vergällen.

Mit Schrecken seh' ich, daß ich vorstehender Marotte mehr Worte und Zeilen gewidmet habe, als sie wert ist. Ich lasse das Geschreibsel aber stehen, um nicht den Brief von vorn anfangen zu müssen, und bitte Sie, nichts daraus zu machen und den hypochondrischen Anfall zu verschweigen. Im Mai denke ich für einige Tage ins Waadtland zu gehen und alsdann Sie sicher heimzusuchen. Sie sehen, daß ich Ihren soi-disant freien Ton um ein Bedeutendes überbiete.

Ihr mit alter Gesinnung ergebener G. Keller.

[1]) „Die Königin des Ostens.“ Schauspiel 1880.

[2]) Adolf Frey.

[3]) „Neue Schweizerbilder“ von Jakob Frey (1877).

[4]) Vgl. Robert Weber, Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz 3. Bd. (1867) S. 292.

330. An Theodor Storm

Zürich, 30. März 1877.

Sie haben mir das schönste Ostergeschenk gemacht[1]), das ich je in meinem Leben bekommen; es ist freilich seit der Kinderzeit lange her; aber um so mehr braucht es, um jene durch das Ferneblau vergrößerten Wunder in den Schatten zu stellen. Ich ergreife mit Dank und Freuden Ihre Hand und Ihr Geschenk und will trachten zu erwidern, was an meinem geringen Orte möglich ist.

Denn es ist mir nun ja alles Liebe und Schöne, was ich von Ihnen kenne, zum zweiten Male und gewissermaßen speziell wieder geschenkt.

Die treuliche und freundliche Vermahnung[2]), die Sie mir wegen Hadlaub und Fides geben, befremdet mich nicht, weil die Geschichte gegen den Schluß wirklich überhastet und nicht recht ausgewachsen ist. Das Liebeswesen jedoch für sich betrachtet, so halte ich es für das vorgerücktere Alter nicht mehr recht angemessen, auf dergleichen eingehend zu verweilen, und jene Form der Novelle für besser, wo die Dinge herbeigeführt und alsdann sich selbst überlassen werden, vorausgesetzt, daß doch genugsam zwischen den Zeilen zu lesen sei. Immerhin will ich den Handel noch überlegen; denn die Tatsache, daß ein lutherischer Richter in Husum, der erwachsene Söhne hat, einen alten Kanzellaren helvetischer Konfession zu größerem Fleiß in erotischer Schilderei auffordert, und zwar auf dem Wege der kaiserlichen Reichspost, ist gewiß bedeutsam genug! Im Herbst werde ich Ihnen die Separatausgabe der „Züricher Novellen" schicken, wo Sie dann auch das „Fähnlein der sieben Aufrechten" wiederfinden werden.

Grüßen Sie bestens Herrn Petersen, wenn Sie ihn sehen; ich habe seine Aufsätze und Agitationsschriften für Landesverschönerung erhalten und mich über diese wirklich praktische Ästhetik gefreut, die mit so einfachen und naheliegenden Dingen das Wesentlichste erreicht.

Jetzt will ich aber für diesmal schließen, da die Nachmittagssonne und Amsel, Finken und andere Musikanten auf den Bäumen

[1]) Mit dem Briefe vom 27. März 1877, mit dem Storm Keller seine Freude über die in der „Rundschau" erschienenen „Züricher Novellen" ausdrückte.

[2]) Vgl. Köster, Briefwechsel Storm-Keller[3] S. 16, und Band 1 S. 564.

vor dem Fenster mich hinausrufen, wo der Winter gottsjämmerlich abgemörd't wird.

Bald hoffe ich Ihnen in der „Rundschau" oder so wo wieder zu begegnen und mich dort mit Ihnen zu unterhalten; man ist da immer sicher, gute Musik zu hören und feine Weinlein zu trinken.

Ihr dankbar ergebener Gottfr. Keller.

331. An Julius Rodenberg

Zürich-Enge, 2. April 1877.

Verehrter Herr und großer Gönner!

Nachdem ich das neuste Heft mit dem Schluß der „Züricher Novellen" erhalten, drängt es mich, die Ostermontagsruhe zu benutzen und Ihnen für alle die Freundlichkeit zu danken, welche Sie mir während dieses langwierigen Prozesses erwiesen haben. Möge es mir gelingen, Ihnen bei Gelegenheit dafür mit einem ersprießlichen, fortschrittlichen Beitrage dienen zu können. Denn ich habe mich erst jetzt wieder so weit in das Schriftstellerwesen hineingearbeitet, daß ich mit freierem Sinne an das denken kann, was not tut, um nicht zurückzubleiben, mit andern Worten, nicht altes Stroh zu dreschen. Bei diesem Anlasse kann ich nicht umhin, nochmals auf Bambergers Abhandlung[1]) zurückzukommen und die Vermutung auszusprechen, daß seine Behauptung, der Herausgeber einer Revue oder Rundschau dürfe so wenig mehr Eigenes produzieren, als ein Kapellmeister eigene Kompositionen aufführen, von Ihnen nicht berücksichtigt werde, sondern daß Sie vielmehr sobald als möglich zur Antwort etwas von sich hören lassen! Das wäre sonst eine kuriose Errungenschaft! []

Geibels kleines Drama[2]) ist sehr fein und liebenswürdig, obschon es etwas an den Stil der „Natürlichen Tochter" erinnert. Heyses Sonette sind ein neuer Beweis seiner rüstigen Vielseitigkeit und seines vornehm wohlwollenden Wesens. Das auf mich bezügliche, welches mir nun Ihren geheimnisvollen Wink erklärt,

[1]) Vgl. oben S. 197.

[2]) „Echtes Gold wird klar im Feuer" in der „Deutschen Rundschau" XI, S. 1 ff. (April 1877).

hat mich zwar beschämt und auch mehrfach in Verlegenheit gesetzt, da Bekannte und gute Freunde, wie man sie so in der Umgebung zu haben pflegt, mich entweder wegen des zu starken Lobes geradezu zur Verantwortung ziehen, wie wenn ich es selbst gemacht hätte, oder stillschweigend ein schiefes Gesicht schneiden. Auch eine Wirkung der Poesie.

Eine ungetrübtere Freude bereitete mir die „Rundschau" dadurch, daß Theodor Storm mir dieser Tage sein „Aquis submersus" schickte, und seine Freundschaft schenkte, die ich natürlich sofort ad saccum nahm.

Doch nun wünsche ich herzlichst, daß, bis diese Zeilen in Ihrer Hand sein werden, Sie schöne Ostern gefeiert haben und wiederhole meine alten Grüße und Gesinnungen. Ihr G. Keller.

332. An Jakob Baechtold

Zürich-Enge, 21. April 1877.

Lieber Herr und Freund!

Der alte Mispelfresser[1]) hat richtig seinen langen Bart Wagners roter Polizeistunde, der Götterdämmerung, entgegengetragen, ohne daß ich eine Ahnung hatte, daß er so weit sei. Ich werde natürlich suchen, von Ihnen und für Sie zu sprechen, muß mich aber selbst orientieren, wie es eigentlich stehe. Seit letztem Juli, wo ich als Schreiber austrat, habe ich keinen Regierungsrat mehr gesehen. Ziegler[2]), der Erziehungsdirektor, ist ausgetreten und wer sein Nachfolger sein wird, weiß man noch nicht; am 30. April kommt der Kantonsrat zusammen, um die Wahl der zwei Neugewählten[3]) zu konstatieren und nachher wird erst die Zuteilung der vakanten Departements vor sich gehen. Ob Zollinger, eines der neugewählten liberalen Mitglieder, das Erziehungswesen erhalten wird, steht noch dahin (er ist nämlich dato Erziehungsrat).

[1]) Ludwig Ettmüller war am 15. April 1877 gestorben. Baechtold bewarb sich um seine Professur.

[2]) Gottlieb Ziegler (1828—1898). Vgl. A. Locher, G. Ziegler, Ein schweizerischer Staatsmann (1901).

[3]) Die beiden demokratischen Regierungsratskandidaten Zangger und Scheuchzer waren in der Wahl am 15. April den Liberalen Hafter und Zollinger unterlegen.

So bin ich für jetzt darauf beschränkt, mit Mitgliedern der philosophischen Fakultät zu reden, die aber zum Teil ferienhalber augenblicklich fort sind, so der Dekan Dilthey. Indessen wird es so gar große Eile nicht haben, da Ettmüller in den letzten Jahren so gut wie nichts versehen hat und momentan keinerlei Ersatz nötig ist. Übrigens ist mein Einfluß, durch eigene Fahrlässigkeit resp. habituelle Nichteinmischung, ein möglichst kleiner oder wahrscheinlich gar keiner. Immerhin werde ich ausnahmsweise so deutlich als möglich darauf aufmerksam machen, daß es Pflicht sei, einen Germanisten einzustellen, wenn ein solcher und dazu von gutem Ruf und helvetischem Herkommen zu haben sei, und daß man Raum und Mittel nicht von der Meute der hohlen Phrase, der lediglich neuliterarischen Schuster und Schaumschläger soll wegfressen lassen.

Ich danke Ihnen bestens für die Übersendung des Prospektes Ihrer neuen Unternehmung[1]). Der Titel ist sehr angemessen und vernünftig und ich wünschte nur noch alle vierzehn Bände, auf die ich subskribieren werde, zu erleben. „Je nun, so dann," sagte der geistreiche Mosenthal im „Sonnwendhof", als er dem Jeremias Gotthelf sein mißverstandenes „He nu se de!" stahl[2]).

Bei diesem Anlaß packe ich endlich das Heft der „Poetischen Nationalliteratur" wieder zusammen, das Ihnen gehört.

Mit vielen Grüßen Ihr Gottfr. Keller.

333. An Bernhard Fries

Zürich, 7. Mai 1877.

Lieber Fries!

Ich habe soeben Deine beiden Skizzen, mit schwarzen Rähmchen versehen, in meinem Arbeitszimmer aufgehängt, wo sie einen famosen Effekt machen und mich veranlassen, endlich einen Laut der Dankbarkeit und guten Erinnerung, namentlich auch was den Rauenthaler betrifft, von mir zu geben. Wie steht es mit Deiner Zeitanwendung für diesen Sommer? Ich habe leider

[1]) Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes.

[2]) Vgl. Band 1 S. 275.

dies Frühjahr noch nicht viel getan und kann daher noch nicht fort, obschon ich gedachte, einmal im Mai nach München zu kommen. Wo ich wohne, ist's gerade jetzt auch schön zum Arbeiten, die Bäume blühen ringsum, und der See und die Gebirge leuchten oder machen sonst allerlei Wolken- und Nebelgeschichten.

Das Buch für die sangbare Fräulein Tochter habe ich nicht vergessen, und es wird bald ein zweites hinzukommen, von dem ein Teil als „Züricher Novellen" bereits in der „Deutschen Rundschau" erschienen ist. Ich werde nächstens Gelegenheit haben, Dir einige Bündchen Grandsonzigarren zum Bier zu schicken, und werde alsdann jenes Buch beilegen.

Wie geht es Deiner teuerwerten Frau Gemahlin? Hoffentlich gut und vortrefflich. Ebenso hoffe ich, daß die Fortschritte Deiner fleißigen Frau Schülerin, meiner Bremensischen Tischnachbarin, den damaligen Anfängen entsprechen, und empfehle mich derselben in dieser Voraussetzung mit höflichem Gruß.

Grüße auch Heyse, wenn Du ihn siehst, und sein Haus. Du hast wohl bemerkt, daß er mir ein Ordensbehängsel[1]) auf den Leib gezogen oder vielmehr in den Kasten geschafft hat, was es mir auch etwas schwieriger macht, wieder in den Straßen von München herumzustiefeln, wo ich sonst nichts mehr schuldig war, als vielleicht die letzten Stiefelsohlen von Anno Tabak, weil ich den Schuster nicht mehr gefunden hatte.

Apropos, wie geht es dem verheirateten Herrn Dr. Schneegans? Hält's noch vor, oder ist's schon tragisch geworden in der Kommedia divina? Hoffentlich hat er recht behalten gegenüber der schnöden Welt und beherrscht die Situation mit dem Zepter der Liebe, an dem er immerhin unten einen kleinen spitzigen Stachel anbringen kann, um nach Notdurft denselben etwa umkehren zu können, um das Viechlein zu regieren. Auch Herrn Löhle lasse ich bestens grüßen. Rothpletz habe ich lange nicht gesehen, er litt geraume Zeit an Gicht.

Hast Du den Feuerbach-Kappschen Briefwechsel gelesen, den der Sohn August herausgegeben? Das lithographierte Porträt

[1]) Den Maximiliansorden.

von Ludwig Feuerbach (das Du gemalt) habe ich neulich auch wieder vorgefunden mit allerhand alten Erinnerungen.

Wie ist es Dir diesen Winter gegangen? Hast du mit Glück schöne Sachen gemacht? Wahrscheinlich werdet Ihr auch den Krieg und die sauberen Zeitläufe spüren!

Vielleicht komme ich doch um Pfingsten auf einen Sprung, um nachzusehen. Leider soll ich diesen Monat partout ein altes Versprechen nach Lausanne erfüllen, was alles auszuführen eben die Arbeitspflicht nicht erlaubt.

Sei inzwischen energisch gegrüßt samt allen Deinigen und laß gelegentlich auch von Dir hören!

Dein alter Gottfr. Keller.

334. An Jakob Baechtold

Zürich, 23. Juni 1877.

Letzten Mittwoch habe ich ein Billett an Sie geschrieben, welches sich zu meinem Ärger heute im Hause noch vorgefunden hat, da ein Beauftragter es in einem Winkel liegen ließ.

Kaum war es endlich fort, so stellte sich eine traurige Nachricht aus München ein. Leuthold liegt dort in jedem Betracht hülflos danieder[1]); zum Lungenleiden sei die Rückenmarksdarre getreten; er kann sich nicht rühren und leidet auch schon geistig. Ein Landsmann, Dr. Freivogel, hat um Hülfe hergeschrieben; es soll entweder um ordentliche Unterkunft in einem dortigen Krankenhause oder um Heimschaffung gesorgt werden. An einer relativen Heilung scheint der Berichterstatter, den man hier nicht kennt, nicht zu verzweifeln; dagegen ist die Sache jedenfalls langwierig. Man ist nun auf den Gedanken eines öffentlichen Aufrufes verfallen, wogegen ich mich aber ausgesprochen habe, weil mir ahnt, daß Leuthold, wenn er sich erholen sollte, für ein solches Vorgehen wenig Dank wissen dürfte. Ich halte vielmehr dafür, daß eine Privatsammlung (unter der Hand), kombiniert mit einer etwelchen Staatsunterstützung, eher ratsam wäre. Zweck dieser Zeilen ist nun nicht, Sie für eine solche Sammlung selbst zu pressen, sondern anzufragen, ob Ihnen in der Schweiz herum

[1]) Vgl. Süddeutsche Monatshefte, Sept. 1910 S. 296 f.

Personen bekannt seien, denen ein bezügliches Zirkular zugestellt werden könnte, resp. ob Sie Leute oder Kreise kennen, bei welchen einiges Interesse für Leuthold vorausgesetzt werden könnte?

Hier ist man fast nur auf seine alten Zürcher Bekannten angewiesen, wenn man von einem Aufruf absehen will. Leuthold soll nach dem Berichte obigen Freivogels die letzten zwei Jahre von einem Gönner[1]) unterstützt worden sein, der aber jetzt München verlassen habe!

Ihr grüßend ergebener G. Keller.

In dem Falkenliedchen des Kürnberger in meiner Bodmerausgabe heißt es doch auch „gelieb". Der Grund, warum ich die Liedchen übersetzt habe[2]), liegt eigentlich darin, daß das Publikum die mittelhochdeutschen Sachen metrisch nicht zu lesen weiß und daher nicht das Gefühl hat, daß es Verse vor sich habe, auch wenn es den Sinn allenfalls versteht. Das stört aber die ganze Wirkung.

335. An Friedrich Theodor Vischer

Zürich, 28. Juni 1877.

Hochverehrter und teurer Herr und Freund!

Auch ich kleiner Hafenmatros komme, Ihnen als einem Hauptmann über siebenzig guter Kriegsschiffe, so er auf der offenen See allezeit gegen den Feind und das Übel der Welt geführt, an Ihrem Ehrentage ein lautes und herzliches Heil! zuzurufen. Ich tue es um so fröhlicher, als ich der Meinung bin, daß zunächst noch mindestens zehn weitere wackere Fahrzeuge zum Auslaufen bereit liegen, und daß erst nachher etwan die Streitfrage auftauchen werde, ob der Herr Admiral anfange zu altern!

Ohne Concetti gesprochen, bringe ich Ihnen mit dankbarem Herzen für alles Gute und Liebe, das Sie der Welt und meiner Winzigkeit erwiesen, meine besten Glückswünsche zum schönen Geburtstagsfeste, und wünsche den Jahren, die Sie hoffentlich noch zahlreich zu genießen haben, einen allgemeinen und per-

[1]) Leutholds Gönnerin war Alexandra von Hedemann, vgl. A. W. Ernst Heinrich Leuthold (1891) S. 79 ff.

[2]) In der Novelle „Hadlaub".

sönlichen Lebensinhalt, der dem Nutznießer die verdiente Freude zu machen geeignet ist.

Ihr mit verehrungsvoller und freundschaftlichster Gesinnung längst ergebener

Gottfried Keller.

336. An Jakob Baechtold

Zürich, 5. Juli 77.

Hier folgt Linggs[1]) Brief zurück, für dessen Mitteilung ich bestens danke. Trotz der gemilderten Sachlage steht es jedenfalls so, daß Leuthold wenigstens schwer brustkrank ist. Für uns liegt es nun folgendermaßen: Jener Freivogel hat an Regierungsrat Sieber hier geschrieben, den ihm Leuthold als eine der einflußreichen, ihm wohlgesinnten Persönlichkeiten in der Schweiz bezeichnet. Sieber benahm sich erst mit Vögelin, Reinhold Rüegg[2]), Widmann in Bern, welche sofort zu einem öffentlichen Aufruf rieten, aber mich dabei haben wollten, infolgedessen Sieber dann auch an mich gelangte. Ich aber riet von dem Aufruf ab. (Sie sind nämlich in Bern alle Augenblicke zu einer solchen Aktion bereit, ohne zu bedenken, daß sie damit das edle Handwerk in den Augen des großen Publikums aufs neue zu einem prädestinierten Bettlerstand degradieren!)

Ich suchte Sieber zu überzeugen, daß eine konfidentielle Sammlung, kombiniert mit einer zürcherischen Staatsunterstützung, die sich jetzt gut rechtfertigen ließe, zweckmäßiger wäre, und er stimmte mir bei, letzteres näherer Prüfung vorbehaltend. Indessen teilte Sieber mir mit, daß er seinerseits auch direkte Nachfrage in München veranstaltet und einen schweizerischen Industriellen daselbst beauftragt habe, vorläufig mit einigen hundert Franken nötigenfalls beizuspringen.

Seither habe ich nichts weiter erfahren und will nächstens hingehen, um Bericht zu haben und von Ihrer wirksamen Beihülfe Kenntnis zu geben, sowie auf Erlaß des Zirkulars zu dringen. Ich selbst kann mich nicht an die Spitze mitstellen, da mir die Kompanie nicht gefällt.

[1]) Bei dem sich Baechtold nach Leutholds Lage erkundigt hatte.

[2]) Dem spätern Redakteur der „Züricher Post". — Über Salomon Vögelin vgl. Bd. 1 S. 506.

In der Professurangelegenheit hat nämlich Herr Vögelin, als Nationalrat von Bern aus, der Fakultät ein Separatgutachten von vier Seiten eingesandt, nachdem das Fakultätsgutachten mit Vorschlag Tobler[1]) schon abgegangen war. In diesem Aktenstück stellte er mit vehementen und sophistischen Reden die Kandidatur Honegger[2])! auf und verlangte, daß dieselbe noch beraten werde. Jedenfalls wird er also, da er im Erziehungsrate sitzt, den Antrag dort ebenfalls stellen.

Für mich geht nun aus dieser Tatsache hervor, daß der penetrante Vögelin den Honegger auch in der Leutholdschen Sache herbeiziehen wird, weil Honegger sich hauptsächlich als Entdecker und Protektor Leutholds in der Schweiz geriert. Ich mag aber nicht einmal auf einem Privatzirkular meinen Namen neben demjenigen Honeggers sehen, zumal nach den neusten Vorgängen auch mit demjenigen Vögelins nicht allzuviel Staat zu machen ist.

Dagegen will ich gerne helfen, Leute zu suchen. So ist Hans Weber in Lausanne auch ein alter Münchner, der Leuthold kennt.

Ein Bücherpaket, das Sie mir angekündigt hatten, ist nicht angekommen. Ich melde dies nur, damit Sie's wissen, wenn Sie allfällig etwas abgeschickt haben. Sonst aber pressiert es durchaus nicht.

Zu der Stellung in Schaffhausen[3]) gratuliere ich verhältnismäßig. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie unter bessern Auspizien doch noch in Zürich zu sehen. Freilich können Sie vorher an bessere Orte weggeholt werden, denn es hat schließlich jeder seine Zeit, die einmal kommt.

Ihr G. Keller.

337. An Henriette Eller

Zürich, 5. Juli 77.

Hochverehrte Frau!

Herr Kapellmeister Levi hat mich neulich doppelt angenehm mit seiner Person, sowie mit Ihrem freundlichen Briefe und Gruße überrascht und ich danke Ihnen herzlich für beides.

[1]) Ludwig Tobler (1827—1895).

[2]) Johann Jakob Honegger, vgl. oben S. 118.

[3]) Eine Stelle am Schaffhauser Gymnasium, vgl. J. Baechtold, Kleine Schriften S. 18.

Ihr zwischengeschobenes Briefchen aus Brixlegg habe ich seinerzeit wohl erhalten und hatte es nicht beantwortet, weil ich Ihren ferneren damaligen Aufenthalt nicht wußte. Daß Sie nach München übersiedeln, kommt mir sehr zustatten; ich gehe fast jedes Jahr einmal hin und werde nicht ermangeln, mich allemal bei Ihnen zu präsentieren. Was meine Schreiberei betrifft, so wird den Herbst ein Band Novellen von mir erscheinen, wovon ein Teil in der „Deutschen Rundschau" gestanden hat. Anderes ist auch im Anzug, und gedenke ich noch allerlei zu versuchen.

Nun habe ich aber mit der Fräulein Tochter noch ein Hühnchen zu pflücken. Jawohl, verehrteste Fräulein Marie! habe ich mit Ihnen zu zanken, weil Sie mich eines so kurzen Gedächtnisses für fähig halten! Die schöne blaue Geldbörse, die Sie mir vor drei Jahren geschenkt, erinnert mich, abgesehen vom Kegelschieben am Mondsee, noch täglich an Sie; denn sie liegt noch wie neu in der Lade, in welcher ich meine Armut aufbewahre, und dient speziell dazu, allerlei neue blanke Geldstücke zu beherbergen, welche ich gelegentlich beiseite lege, um sie am Neujahr zu Patengeschenken zu verwenden. Auf diese Art erhält sie sich trefflich, während sie in der Tasche eines Wirtshäuslers, wie ich bin, bald elendiglich zugrunde ginge. Und nun überraschen Sie mich wieder mit einer wunderbaren Schreibmappe! Woher nehmen Sie nur all die Güte und Geschicklichkeit? Nehmen Sie meinen beschämten Dank freundlich an; ich werde Ihnen zu Ehren allerhand Schnurrpfeifereien hineinschreiben.

Und nun leben Sie fröhlich und gesund und seien Sie hübsch gegrüßt, sowie ich mich der verehrten Frau Mama mit größter Ergebenheit weiter empfehle.

Ihr G. Keller.

338. An Jakob Baechtold

Zürich, 17. Juli 77.

Ich danke Ihnen schönstens für die übersandten Bücher und werde Ihnen dieselben rechtzeitig zurückschicken und damit dann auch den Landolt[1]).

[1]) Den „Landvogt von Greifensee".

Den armen Leuthold betreffend habe ich vergebens auf weitere Mitteilungen von Regierungsrat Sieber gewartet, bis ich heute in der Zeitung die Nachricht von der Verbringung Leutholds in das Irrenhaus las. Da ging ich sofort zu Sieber, der einen Aufruf hatte drucken lassen, ohne mir ihn mitzuteilen. Ich lege hier einige Abdrücke bei und werde, falls Sie deren für Ihr löbliches Tun noch mehrere bedürfen, solche reklamieren.

Von Leuthold erfuhr ich von Sieber folgendes: Es wurden ihm vorderhand hundert Mark eingehändigt und zugleich die Logismiete bereinigt. Dann persuadierte man ihn, zunächst ins Münchner Krankenhaus mit eigenem Zimmer zu gehen. (Andere Versorgung ist schon deshalb nicht tunlich, weil er infolge der Krankheit unter sich gehen läßt resp. unreinlich ist.) Man mußte aber mehreremal mit der Droschke vergeblich bei ihm vorfahren und warten; er ließ sich nicht bewegen, mitzukommen. Endlich tat er's. Als aber, da von bisherigen Ärzten keinerlei Zeugnis oder Krankenbericht vorlag, der fungierende Anstaltsarzt eine Untersuchung vornehmen wollte, gab er keine Antwort, so daß jener abziehen mußte. Hierauf unruhige Nacht, zuletzt Randalieren, Zerschlagen der Möbeln, Unterbringung in ein vergittertes Zimmer, Erklärung der Ärzte, daß er ins Irrenhaus gehöre, Weigerung der Direktion des letzteren, ihn aufzunehmen: Man solle ihn nach Zürich bringen, wo man eine eigene Irrenanstalt habe etc. Endlich sei er, nach dem letzten Berichte, wieder in die allgemeine Krankenanstalt verbracht worden, bis konstatiert sei, daß er wirklich an Wahnsinn leide oder nur infolge paralytischer Zustände gestört sei. Dies scheint der gegenwärtige Sachverhalt zu sein. Die Dinge gestalten sich zunächst nun so, daß die beidseitigen Behörden zu handeln haben. Entweder wird er in München weiter verpflegt oder nach Zürich gebracht. Zur Erzielung einer sorgfältigeren Begleitung, wozu sich der erwähnte Dr. Freivogel erboten, werden allerdings schon jetzt einige Privatmittel erwünscht sein. Dann aber kann die Sammlung nach meiner Meinung nur den Sinn haben, für Leuthold auf den Fall der Besserung resp. teilweisen Genesung hin, genügende Subsistenzmittel aufzubringen.

Sieber und Vögelin haben bis jetzt in Winterthur und hier

etwa 400 Franken aufgebracht. Es muß freilich anders kommen, wenn man nur für ein volles Jahr sorgen will. Ich fürchte freilich, daß die dem Aufruf in etwas willkürlicher Weise beigesetzte Gesellschaft, meine Herrlichkeit mit eingeschlossen, nicht geeignet ist, die üblichen reichen Geber stark anzuziehen. Das beste wäre, alles würde überflüssig; denn nach allem, was ich seither durch mündliche Nachricht vernommen, ist dem Ärmsten wohl nicht mehr zu helfen. Dennoch muß man vorgehen.

Wenn Sie glaubten, für Ihren Gebrauch mit einem eigenen Zirkular in der Westschweiz besser auszukommen, so würde selbstverständlich nichts entgegenstehen. Oder Sie könnten auch am Fuße des vorliegenden einige Zeilen p. m. hinsetzen usw.

Ihr Gottfr. Keller.

339. An Wilhelm Petersen[1])

Zürich, 18. Juli 77.

Sie sehen, daß ich Sie wegen Antworten gehörig beim Worte und mir alle Zeit genommen habe. Nach der Natur menschlicher Dinge ist nun das Dringlichste, meinen Dank für die allerdings fein feurigen Rumflaschen abzutragen, die seinerzeit in besten Umständen bei mir angekommen sind. Noch ist aber keine halbe geleert, da ich zwischendurch mit dem Gebrauche des hier gekauften Schnapses fortfahre und jene mehr feiertäglich behandle, jedoch nicht ohne jedesmaliges Bedauern der Kosten, die Sie sich ohne alle Not gemacht haben.

Wie seit Ihrem Brief vom 4. Juni Heyse sein Söhnchen verloren hat, werden Sie wohl wissen; ich fürchte, daß das erneute Unglück seine eigene Genesung erschwert. Es ist doch merkwürdig, wie das Schicksal in jedem Hause seine offene Pforte hat. Wo ihm fast gar kein Angriffspunkt verstattet scheint, da quartiert es einfach den plumpen groben Tod als Besatzung ein.

Daß Sie Ihre Skizzenfreuden aufgeben wollten, begreife ich nicht recht. Wo die Übung und die Begabung so weit reicht, daß man nicht nur sich, sondern auch andern Vergnügen macht, da ist kein Grund zum Aufhören. Was Ihnen fehlt, ist vielleicht

[1]) Petersen hatte inzwischen seinen ersten Besuch in Zürich gemacht.

nur, daß Sie einzelnes, was Ihnen schwerer fällt, mit gelegentlicher Benützung einer Muße zu überwinden trachten, womit dann ein- für allemal geholfen ist. So würde ich einmal die menschliche Hand vornehmen und nicht nachlassen, bis sie mir geläufig wäre; da Sie zugleich modellieren, so haben Sie ja mehr als einen Zugang zu der vertrackten Klaue. Ich rate Ihnen hier etwas, was ich selbst zu tun seinerzeit unterlassen habe; denn puncto Unterlassungssünden kann auch ich kecklich ausrufen, daß mir nichts Menschliches fremd sei.

Die Behandlung der Wasserfarben betreffend, kann ich Ihnen, wenn wir etwa einmal länger zusammen sind, einige Winke geben, da ich in meiner Jugend gerade hierin technischer Grundsätze teilhaftig wurde, die jetzt zum Teil verloren sind; ich meine hinsichtlich der Transparenz und Reinheit der Töne, die auf einfachem Wege erreicht werden.

Wegen des „Grünen Heinrich" brauchen Sie nicht besorgt zu sein; da ich das Geld nötig habe, das der faule Kerl noch erwerben soll trotz seines trübseligen Absterbens, so wird die Sache nicht zu lange anstehen. Die Form wird sich geben, sobald ich einmal an der Arbeit sitze. „Der Landvogt" kann mit einer Heirat nicht schließen, weil das Hauptmotiv der Novelle ja gerade in der Versammlung der alten Schätze eines Junggesellen und in dem elegischen Dufte der Resignation besteht, der darüber schwebt. Diese Resignation erhält ihre Vertiefung durch das Verhältnis der Figura Leu usw. Aber ich fange bald an zu theoretisieren über meine eigenen Sachen, wie weiland Friedrich Hebbel, Ihr Landsmann. Die Gerichtsverhandlungen beruhen auf den einzelnen Anekdoten von der originellen Rechtspflege Landolts. Ich habe sie nur etwas plastisch aufgeputzt und in das von mir erfundene oder erlogene Rosengericht zusammengedrängt. Ob die ehemaligen schweizerischen Landvögte mit Ihren dänischen sich decken, weiß ich nicht. Erstere waren die Statthalter in den durch Kauf oder Eroberung erworbenen Staatsgebieten in den alten feudalen Grenzen. Th. Storm schrieb mir, daß er einst Landvogt in Husum gewesen sei; grüßen Sie ihn doch kräftigst in meinem Namen, für den Fall, daß ich ihm nicht vorher selbst schreibe.

Die „Züricher Novellen" sollen, durch ein älteres und ein

neues Stück vermehrt, nächsten Herbst als Buch erscheinen. Wenn Sie künftig wieder solche Beobachtungen machen, wie mit dem sich zutragen, so bezeichnen Sie mir gütigst auch gleich die Stelle mit Seitenzahl[1]). Bei aller Sorgfalt bleiben dergleichen Dinge immer wieder stehen, ohne daß man's weiß.

Ich wünsche Ihnen nun die schönsten Sommertage auf den Leib und in die Seele, und schwitzen Sie den Pessimismus aus, dessen Sie sich berühmen oder anklagen! Machen Sie noch andere Modekrankheiten mit? Mit allen Grüßen Ihr ergebener

Gottfried Keller.

340. An Wilhelm Petersen

Zürich, 19. Juli 1877.

Ihr Gruß und Geschenk, verehrtester Herr und Freund, hat mir heute früh den achtundfünfzigsten Geburtstag verkündet, an den ich sonst hergebrachterweise kaum gedacht hätte. Nur gegen Mittag kam noch ein Brieflein von den Freiligrathschen Frauen in Cannstatt, was lediglich daher rührt, daß eine derselben das gleiche Geburtsdatum führt.

Ihre flotte Zeichnung hat sich mit meinem gestrigen Briefe gekreuzt. Es ist eine lustige eigentümliche Auffassung und der Ton des Ganzen licht und energisch. Das braune Mädel mit der Gerte ist so charakteristisch, daß man das Gesicht mit zu sehen glaubt. Das Dilettantische liegt nach meinem Gefühl hier nun darin, daß die Figur in der Anordnung so indifferent gehalten, d. h. von der Steinplatte so durchschnitten ist, wie wenn sie selbst nur ein Bestandteil des landschaftlichen Terrains wäre. Anderseits hat dies auch wieder einen gewissen Reiz als Skizze. Dankbarst für alles Gute Ihr

G. Keller.

341. An Marie Melos

Zürich, 19. Juli 1877.

Hochverehrte, teuerste Fräulein und Freundin!

Ihre Güte und Freundlichkeit, die Sie mir neuerdings mit Ihrem reichbedachten Briefe vom 30. April angetan, hat einen

[1]) Petersen tadelt die Stellung des „sich" in dem Satz: „das nächste Mal, das nicht lange darauf sich zutrug".

schlechten Dank gefunden. Daß mein Schweigen aber nicht eigentlicher Undank, sondern mehr Mißgeschick und Unbilde der Zeit ist, glauben Sie mir wohl auf mein inständiges Gebitt und Ansuchen!

Freiligraths Werke habe ich bald nach Ihrem letzten Briefe durch die Verlagshandlung im Auftrage der erlauchten Witwe erhalten und ich bitte Sie, Ihrer verehrten Frau Schwester meinen tiefgefühlten herzlichsten Dank ausrichten zu wollen. Ich bin stolz darauf, dies letzte Geschenk und Andenken an den Verewigten noch neben den mancherlei früheren Zeichen seiner Freundlichkeit zu besitzen.

Und wie soll ich Ihnen selbst für das liebe Bildchen danken, das Sie mir geschenkt? Es hat mich ganz unvermittelt überrascht, wie wenn man jemand nach dreißig Jahren unerwartet wiedersieht. Aus dem dunkeläugigen rosigen Jungfräulein ist freilich ein gestrenges Tantchen geworden; allein ich glaube doch nicht, daß es allzu böse gemeint sei mit dem Ernst der Züge.

In diesem Augenblicke bringt man mir einen Brief, welcher Ihre zierliche Geburtstagskarte enthält. Sie müssen nämlich wissen, daß in unserm Hause, wie in den meisten Zürcher Familien, der Geburtstag nicht gefeiert wird. Ich speziell denke nie an denselben am betreffenden Tage selbst und so habe ich diesen gegenwärtigen Brief unbewußt an unserm gemeinschaftlichen Geburtsfeste angefangen, welcher Zufall mich einigermaßen darüber tröstet, daß ich Ihnen nicht auch ein Zeichen der Teilnahme gesandt habe. Das nächste Mal will ich es besser machen. Für jetzt danke ich Ihnen gar schön für die Rosenknospen. Das Jahr Vorsprung müssen Sie mir überlassen. Ich bin unabänderlich Anno 1819 geboren. Ich muß mich nächstens einmal dem Glas des Photographen aussetzen und will Ihnen dann den sichtbaren Beweis meiner höheren Alterswürde zukommen lassen.

Wenn Sie sich an den „Züricher Novellen" ein bißchen amüsiert haben, so freut mich das sehr. Ich werde Ihnen dann das Buch schicken, das etwa nächsten Herbst erscheinen wird, mit ein paar Stücken vermehrt.

Hasenclevers Dittum über mich hatte mir schon Ferdinand erzählt während seiner letzten Anwesenheit in Zürich. Der

lustige Maler muß selbst bekneipt gewesen sein; denn als ich 1850 mit Ferdinand ein paar Tage in Düsseldorf war, tat von morgens bis abends die ganze Gesellschaft, bei der wir waren, nichts anderes als essen und trinken, und es freut mich gerade nicht insonderlich, daß ich allein das Opfer und nach so viel Jahren durch den Personalienschwätzer Strodtmann als „mürrischer Fresser und Trinker" ausgetrommelt wurde. In dem bewußten Aufsatz ist überhaupt alles durcheinandergeworfen wie Kraut und Rüben[1]).

Die Zürcher Straßen, deren Sie sich nicht erinnern, sind alte krumme Nebengassen im Innern der Stadt, die Sie kaum betreten haben. Ich wohne jetzt in der sogenannten Enge auf linker Seeseite auf dem oberen „Bürgli", ein Hügel, von welchem ich den ganzen See und das Gebirge, die Wälder des Sihltals und das Limmattal, kurz die ganze Rundsicht überschaue. Da hause ich im obersten Stockwerk mit meiner Schwester Regula, welche allerlei unzulängliche Versuche anstellt, mich zu tyrannisieren.

Für heute muß ich nun enden, werde aber, ohne pedantisch eine Antwort abzuwarten, bald einmal wieder zu Ihnen plaudern, wie es eine stille Stunde etwa mit sich bringt. Grüßen Sie inzwischen ehrerbietigst die Schwester von mir; ich habe stets einen gewaltigen Respekt vor wohlderoselben und fürchtete mich immer halb und halb vor ihr. Ihr Augenleiden geht mir nichtsdestoweniger nahe; möge es mit der Zeit doch besser werden! Ihnen wünsche ich also Glück und Heil und gute Gesundheit zum 19. Juli und daß Sie gewogen bleiben Ihrem ergebenen

Gottfr. Keller.

342. An Jakob Baechtold

Zürich, 30. Juli 77.

Ich möchte Sie bitten, das für H. Leuthold gesammelte Geld direkt dem Regierungsrat Sieber zu senden, damit ich nicht selbst hingehen muß. Überdies kann man nicht wissen, wozu es gut ist, wenn Sie in irgend eine Beziehung zu ihm treten.

Die Zimmernsche Chronik ist ja wie der Hexenbesen. Es sind

[1]) In betreff Strodtmanns Mitteilungen über einen Besuch Kellers bei Freiligrath und Hasenclever im Jahre 1850 vgl. Bd. 1 S. 213.

mir noch zwei eben so dicke Bände, wie Sie mir geschickt, nachgesandt worden. Ich habe mir übrigens drei Gedichtstoffe daraus notiert:

1. Den Has von Überlingen, der jedes Frühjahr im Harnisch und mit der Halbarte vor die Haustüre tritt, um den Märzen, den er fürchtet, herauszufordern, sich mit ihm zu schlagen.

2. Den Narren des Herrn von Zimmern, der in der Kirche zu Meßkirch in Ermanglung eines Chorknaben bei der Messe zudient und bei der Elevation, weil kein Glöcklein zur Hand ist, die Schellen an seiner Narrenkappe schüttelt, und zwar naiv, nicht um einen Spaß zu machen[1]).

3. Den Auszug der öffentlichen Dirnen aus dem Frauenhause zu Meßkirch, welche sich wegen allgemeiner Sittenlosigkeit der Weiber nicht mehr ernähren können. Sie binden ein Schnupftuch an einen Stecken und ziehen so mit der Frau Mutter aus dem Tore!

Sollte Ihnen bekannt sein, daß eine dieser Schnurren schon beversetzt ist, was etwa von Schwab, Pfitzer usw., die mir nicht zur Hand sind, geschehen sein könnte, so teilen Sie mir es gütigst mit, damit ich nicht gedroschenes Stroh dresche.

Ihr G. Keller.

343. An Jakob Baechtold

Zürich, 31. Juli 1877.

Ihr Brief vom 29. hat sich mit meinem gestrigen gekreuzt.

Wegen des Albums kann ich Ihnen nicht gut raten. Einerseits sind mir diese Wühlereien und gemeinen Marktmanöver in sogenannter schweizerischer Literatur durch deutsche und jüdische Buchhändler zum Kotzen zuwider. Anderseits weiß ich hier nicht, worum es sich handelt, ob um eine Anthologie aus dem schon Vorhandenen oder um eine Sammlung neuer Sachen. Letzteres dürfte seine Schwierigkeit haben und das Buch sehr dünn werden, wenn man nicht einen Haufen Schund zusammenbringen will.

Nun aber erkenne ich sehr wohl, daß gerade dadurch, daß Sie die Sache in die Hand nehmen, das Schlechte verhindert wird, welches sich sonst nicht wird vermeiden lassen, und daß Sie

[1]) Vgl. Ges. Werke, Cottasche Jub.-Ausg. 10 S. 146 u. 152.

etwas Erfreuliches zuwege bringen würden puncto Anthologie, und ich möchte Ihnen daher das Projekt durchaus nicht verleiden.

Ungedrucktes habe ich in diesem Augenblicke nichts von der Art, wie es für fraglichen Zweck wünschbar ist. Ich kann mich als alter Karpfen nicht mit Nichtssagendem beteiligen und durchschlagend Gutes ist nicht da; meine nachsommerliche lyrische Schlußperiode harrt noch immer vor der Tür und ich darf sie nicht hereinlassen, bis ich anderes gesichert habe.

Ihr grüßend ergebener G. Keller.

344. An Friedrich Theodor Vischer

Zürich-Enge, 6. August 77.

Hochverehrter Herr und Freund!

Mit vielen Freuden vernehme ich die Realisierung des Pfahldorfprojekts und würde schon in Erwartung des bevorstehenden Vergnügens nicht imstande sein, Ihre Kreise mit philiströsen Bedenklichkeiten zu stören, von deren Grundlosigkeit ich ja bei Ihnen zum voraus überzeugt sein müßte. Als Kompensation für das Zuviel an Ehre, das dem Guffrud Kullur durch Unterschiebung eines Gedichtes von Ihrer eigenen Textur geschieht, soll derselbe sich bei Durchhauung des Pfaffen nur um so rüpelhafter benehmen; ich erteile Ihnen hiemit alle Vollmacht[1]).

Ich lese soeben Emil Kuhs Hebbel-Biographie, ein hochinteressantes Werk, das mir aber, bis jetzt wenigstens, die Furcht erweckt, daß die beabsichtigte Aufrichtung der Statue sich schließlich in eine Niederreißung derselben verwandeln könnte. Die Maßlosigkeit des heutigen gereizten Wienerischen Wesens, in welchem Kuh selbst wider Willen befangen ist, überschreitet hier die Grenzen, und ich glaube nicht, daß puncto Menschlichkeiten einer das Recht hat, die Rousseausche Offenheit und Geschwätzigkeit im Namen eines andern so weit zu treiben in Dingen, die zuletzt nur der leidende Teil selber ganz fühlt und kennt und mit dem nötigen Selbst-

[1]) Vischer hatte Keller (4. Aug. 1877) seine Absicht mitgeteilt, ihn als Guffrud Kullur in seiner Pfahldorfgeschichte (in „Auch einer") auftreten zu lassen, und ihn um die Erlaubnis gebeten, das Gedicht „Willkommen, schöne Sommernacht" mit entsprechenden Veränderungen aufzunehmen.

erhaltungstrieb behandeln kann. Auch fürchte ich, daß das Werk, wiederum ohne Absicht, zum Teil ein Werk der Rache und Strafe für erlittene schnöde Behandlung ist. Manches kann ich mir fast nur hieraus erklären. Freilich muß man auch sagen, daß Kuh das Wühlen und Grübeln in schadhaften Hautstellen und hohlen Zähnen an sich für wissenschaftlich und verdienstlich gehalten hat. Künstlerisch ist es nicht, und hierin ist der talentvolle Mann auch im Wiener Literatentum verwachsen, aus dem er sonst so löblich hinausgestrebt hat.

Nächsten Herbst erscheinen von meiner Wenigkeit zwei Bändchen Novellen oder Geschichten[1]). Ich glaube und hoffe, jetzt in der Lage zu sein, schrittweise nachzuholen, was ich während Dezennien habe versäumen müssen, und, wenn ich noch ein Lustrum bei Kräften bleibe, doch noch einen geregelten Abschluß zu finden.

Meinen hiesigen Wohnsitz betreffend, muß ich Ihnen eine etymologische Berichtigung beibringen. Er heißt „auf dem Bürgli", nicht „Bürkli"; der Name rührt von einem kleinen festen Steinhause her, das in alter Zeit hier gestanden hat, dessen Geschichte man aber nicht kennt usw.

In herzlicher Erwiderung Ihrer Grüße Ihr alt ergebener

Gottfr. Keller.

345. An Adolf Exner

Zürich-Enge, 12. August 77.

Lieber Freund!

Da das geheimnisvolle Ereignis, das Ihre Frau Schwester dem Freund Dilthey angekündigt hat, zu lang ausbleibt, so muß man wohl endlich Ihnen vorher noch einen Gruß senden. Eine Ministerkrisis schwebt nicht in der Luft, so wird's wohl eine Verlobung sein; vielleicht daß Sie soeben an der Mäusefalle zu Matzen herumschnopern und dort einspazieren, wo meines Wissens noch zwei geröstete Speckschnittchen hängen.

Dilthey wurde letzte Woche weggefressen wie üblich[2]); er löst sich jetzt ganz in Elegien auf. []

Von den Novellen habe ich Ihnen keine Bürstenabzüge

[1]) Die „Züricher Novellen".

[2]) Dilthey ging nach Göttingen.

schicken können, weil ich trotz der Bestellung selbst keine erhielt und für die Buchausgabe soeben meine „Rundschau"-Hefte auseinanderschneiden mußte.

Gegen Euere edle Kompanie habe ich nichts auf der Leber und bin nur über das Wienerische überhaupt etwas erbost, weil von dort aus wiederholt Dummheiten und Lügen über meine miserable Person in Umlauf gesetzt werden. Das Neuste ist, daß der verstorbene Emil Kuh mich entdeckt habe, nachdem ich ihn in Tirol (wahrscheinlich von Brixlegg aus) aufgesucht und um Rat gebeten habe[1]) usw. Den „Grünen Heinrich" werde ich dies Jahr noch zurechtstutzen.

Es ist wahrscheinlich, daß ich im September nach München gehe, und werde Ihnen in diesem Falle Nachricht geben.

Gegenwärtig ist meine gute Schwester sehr kränklich, daher die Sache noch unsicher ist. Sie hat nie an die Eingewöhnung resp. Erwerbung einer zuverlässigen Hausmagd denken wollen; nun muß ich morgens den Kaffee machen, den Katzen (zwei eigenen und einer Hospitantin) das Fressen reichen, auch zuweilen die Milch sieden, daß sie nicht verdirbt und dergleichen Schweinereien mehr und dabei noch den Novellenband fertig schreiben.

Ich wünsche Euch allerseits vergnügte Ferien mit 1000,999 Grüßen

Gottfr. Keller.

Dies soll eine Dezimalziffer sein: ich kenne aber die Größe nicht, obschon ich das Maul voll zu nehmen gedachte.

346. An Jakob Baechtold

Zürich-Enge, 26. August 77.

Ich weiß nicht, soll ich halb, ganz oder gar nicht bedauern, daß Sie nicht nach Schaffhausen[2]) kommen. Wie es mit der hiesigen Professur steht, weiß ich auch nicht und mag auch nicht mehr fragen, da mir scheint, man werde nur angelogen. Jedenfalls

[1]) Vgl. den Nekrolog über Emil Kuh in der „N. Fr. Presse" vom 11. Januar 1877 (Morgenbl.): „Er [Kuh] entdeckte beinahe den größten deutschen Novellisten der Gegenwart, Gottfried Keller in Zürich, der ihn dann in seinem Tiroler Aufenthalt aufsuchte" usw.

[2]) Baechtold hatte den Ruf an das Schaffhauser Gymnasium abgelehnt, vgl. oben S. 213.

habe ich die Erfahrung gemacht, daß die ganze Gesellschaft nicht gesonnen ist, einem außerhalb der Universität und der Behörden Stehenden die geringste Einmischung zu gestatten und einen solchen deshalb vorsätzlich und einträchtig irreführt.

Zwischendurch habe ich, da sie einen dann doch anschwatzen, folgendes merken können: Es sei auf Jakobi in Aarau abgesehen gewesen, der aber nicht komme. Die gewaltsame Vorschiebung des Fähnrich Pistol[1]) durch Vögelin hat zur gänzlichen Verurinierung und Beseitigung Pistols geführt mittelst eines vernichtenden Fakultätsgutachtens.

Jetzt soll es wieder heißen, man habe überhaupt kein Geld für die Besetzung einer ordentlichen Professur. Die Zwickmühle mit der alten und neuen Literatur wird auch immer hervorgehoben, bald im einen, bald im andern Sinne, je nachdem es gerade dient usf. und dabei merkt man nicht, daß man sich selber blamiert. Item, ich halte es für möglich, daß die Partie immer noch offen steht. Sollte dies der Fall sein, so werde ich mehr indirekt zu wirken suchen.

Leuthold soll jetzt in der hiesigen Irrenanstalt sein; mir selbst hat niemand etwas gesagt. Seine Manuskripte sollen nach Siebers früherer Mitteilung ebenfalls herkommen und eine Herausgabe angestrebt werden. Ich hatte bei Sieber Sie als am besten geeignet bezeichnet. Ich fürchte, daß Vögelin mit seinem „Pistol" sich der Sache bemächtigt. Da bei einer allfälligen Genesung Leutholds es dem Betreffenden schlimm gehen kann und ich mich in kein Verhältnis zu ihm setzen mag, eh' ich ihn einmal wiedergesehen und gesprochen habe, so mische ich mich nicht in die Sache durch weiteres Nachfragen ꝛc.

Gehen Sie mit den Geschichtsförstern[2]) nach Basel?

Ihr Gottfr. Keller.

347. An Adolf Exner

Enge-Zürich, 29. Oktober 77.

Lieber Freund und Bräutigam!

Sie haben wohlgetan, Ihrer erfreulichen Mitteilung zugleich ein Bildnis beizufügen, damit ich Ihnen auch aufrichtig und

[1]) J. J. Honegger.

[2]) Zur Jahresversammlung der Geschichtforschenden Gesellschaft.

auf Sachlage gestützt glückwünschen kann, was hiemit in aller Form geschieht.

Ich weiß nicht, wem die hübsche und eigentümliche Auffassung oder Anordnung der Photographie zu danken ist, welche an die stille Ruhe einer Antike erinnert; allein es gehörte jedenfalls auch das Objekt dazu, um die Wirkung zu ermöglichen.

Ich habe die drei Mädchen oder nunmehrigen Damen nur einmal während eines Nachmittags in der alten Burg gesehen und erinnere mich der Einzelheiten oder Individualitäten nicht mehr genau, sondern besitze nur noch einen Gesamteindruck von sonniger Herbstlandschaft, alten Türmen und hübschen Leuten, mich inbegriffen.

Was die Photographieen im allgemeinen anlangt, so hat mir die Frau Marie Frischin noch kein Müsterchen von ihrer Nr. 2 geschickt; freilich wird der Betreffende, der vermutlich Jakoberl heißt, noch ein wenig größer werden müssen, und dann kann man ihn mit dem Hansl zusammen reproduzieren. Bekommen die Tauben in Euerem Gartenhaus auch noch was zu fressen neben diesen jungen Kaninchen?

Ich bin noch immer nicht zum Malen gekommen, deshalb haben Sie auch Ihre Landschaft noch nicht. Doch sollen Sie dieselbe jedenfalls in die neue Wirtschaft kriegen.

An meine Lustspiele und dergleichen hoffe ich nächstes Jahr endlich zu gelangen[1]); die ganz andere Arbeitsweise wird mir vielleicht ein neues und rascheres Leben bringen. Wenn Ihnen die mitgeteilten Sujets noch im Gedächtnisse sind, so verwahren Sie mir dieselben, damit sie nicht den Fliegenschnäppern in die Hände geraten.

Verleben Sie also, bis die Veilchen sprießen, Ihre Stunden in vollem Glücke und besprengen Sie nicht nur die Studenten samt den Pandekten, sondern uns alle und die ganze Welt mit dem Rosenwasser Ihrer Gefühle, daß die dunklen Fluten, auf denen wir ratlos dahintreiben, sich beruhigen und die Dämonen, gekrönt und ungekrönt, verscheucht werden, die uns den Untergang drohen.

[1]) A. Exner an G. Keller, 26. Oktober 1877: „Was machen Ihre Lustspiele? Ich muß öfter daran denken, wie wir am Mondsee davon sprachen."

Mit diesem famosen Passus will ich nun aber schließen; denn Schöneres könnte nichts nachkommen. Euer ältliche

Also im Herbst 1878 in Zürich? G. Keller.

348. An Wilhelm Petersen

Zürich, 7. Dezember 77.

Verehrter Herr und Gönner, Freund und Mäcen!

Sie sammeln nicht nur feurige Kohlen in Gestalt feurigen Rums, sondern auch einen Ozean in Gestalt von tausend kleinen Fischlein auf mein Haupt. Ehe sie ganz aufgefressen sind, muß ich mich doch beeilen, Ihnen meinen ungemessenen Dank für die zarten fettlichen Wasservölker auszudrücken; zugleich aber muß ich ausrufen, mit was soll und kann ich denn solche lokalproduktliche Gesandtschaften erwidern? Das erfordert Nachdenken; denn Steine oder sauern Wein kann ich nicht wohl senden, und guten Käse kann man nur in Stücken von mindestens fünfzig Kilo bekommen.

Wie steht's auch mit der Frau des Emil Kuh seliger? Ich hatte ihr seinerzeit die übliche Kondolation gesandt und weiß nun seither nichts mehr von den Hinterlassenen. Die Hebbelbiographie, welche er mir jedenfalls geschickt hätte, wenn er noch lebte, habe ich nicht erhalten, was an sich natürlich nichts macht, denn ich habe das Buch sogleich gekauft. Allein ich weiß nicht, ob ich der Witwe darüber schreiben soll oder nicht, und könnte es nicht einmal, da ich nicht weiß, wo sie jetzt lebt.

In nächster Zeit werde ich Ihnen jene Rundschauerlichen Novellen, um zwei Stück vermehrt, zuschicken können.

Jetzt gehe ich unverweilt an die Wiedergeburt des grünen Tropfes, genannt Heinrich, damit ich endlich mit den alten Velleitäten tabula rasa habe und an Neues gehen, auch etwan malen und schmieren kann, wenn ich nicht unversehens versimple vorher. Wie geht es Ihnen und Ihren Privatmusen? Regieren Sie heftig drauflos, oder arbeiten Sie mehr an der Landesverschönerung?[1])

[1]) Geht auf einen Zeitungsartikel Petersens über Anpflanzung von Rosen an den Häusern.

Kommen Sie nächstes Jahr wieder nach dem Süden? usw. usw. Theodor Storm, dem Herren der Gerichte und Gedichte, dem Vogt des Meeres und des Landes, werde ich dieser Tage auch schreiben. Es ist mir sehr angenehm und artig, daß ich auf meine alten Tage eine solche Doppelbeziehung zu dem achtbaren Norden erwischt habe.

Leben Sie glücklich der Weihnachtszeit und dem Jahreswechsel entgegen, welchen wir speziell behandeln wollen, wenn er da ist!

Ihr grüßender G. Keller.

349. An Jakob Baechtold

Enge, 17. Dezember 77.

Es tut mir sehr leid, wenn ich schuld bin, daß Sie Ihre Anmeldung verzögert haben. Ich glaubte, Ihren vorletzten Brief dahin verstehen zu sollen, daß Sie sich bereits gemeldet.

Ich kann Ihnen natürlich nur zustimmen, wenn Sie glauben, neben der Mädelschule noch Muße für die wissenschaftlichen Arbeiten übrig zu finden[1]). Allein leider bin ich den maßgebenden, städtischen Kreisen noch fremder, als den kantonalen, und da es sich, wie Sie richtig bemerken, meistens um aktive oder gewesene Geistliche handelt, so fürchte ich geradezu, durch meine Einmischung Ihnen das Spiel zu verderben, während es mich doch sehr freuen würde, wenn Sie endlich hieher kämen.

Den Augustinus[2]) in Aarau soll ja der Teufel holen. Sobald ich ihn wieder einmal in einem Wirtshaus treffe, werde ich ihn koramieren.

Diese Woche will ich einmal den Heinrich Leuthold im Burghölzli[3]) besuchen. Sein Kopf scheint ordentlich aufgeräumt zu werden; dagegen sei von Heilung der übrigen Krankheiten und des ganzen Menschen kaum die Rede, sagen die Ärzte. Seine

[1]) Baechtold erhielt bald darauf eine Stelle an der höheren Töchterschule in Zürich.

[2]) Augustin Keller, der aargauische Erziehungsdirektor, hatte Baechtold eine Stelle an der Aargauer Kantonsschule angetragen; die Verhandlungen blieben aber ohne Resultat.

[3]) Der kantonalen Irrenanstalt.

Manuskripte soll Reinhold Rüegg, ein hiesiger Feuilletonist und Sozialist, behufs der Herausgabe in Händen haben.

Auf den Manuel warten wir mit großem Interesse.

Bestens grüßend Ihr G. Keller.

350. An Wilhelm Petersen

Enge-Zürich, 28. Dezember 77.

Verehrter Herr und Freund!

Ich habe meinen Verleger beauftragt, Ihnen die „Züricher Novellen" zu senden und hoffe, daß Sie dieselben schon haben oder wenigstens nächstens erhalten werden. Dies vorausgesetzt, bleibt mir übrig, Ihnen ein glückseliges neues Jahr anzuwünschen, wie hierzulande die Bauern sagen. Die Glückseligkeit besteht ja doch hauptsächlich im Dasein, sofern man kein Zahnweh hat, und ob man sixtinische Kapellen macht oder Augenblicksbilder auf Postkarten[1]), ist Nebensache.

Von letztern habe ich übrigens keine Vorstellung, da mir das Institut neu ist.

Was Sie mir von Paul Heyse schreiben, begreife ich nur zu wohl für den Vielgeprüften. Doch ist er nicht so arbeitsunfähig oder muß vor dem letzten Verlust überfleißig gewesen sein, da ja immer mehrere Publikationen von ihm nebeneinander erscheinen.

Frau Kuh liegt mir nicht so sehr am Herzen, als das Schicksal eines Dutzends Briefe, welche ich dem armen Toten geschrieben. Diese Wiener Juden sind nämlich ein so indiskretes Volk, daß jeder unberufene Gebrauch möglich ist, und der Nachlaß Kuhs ist ja gewiß von solchen Champions umlagert. Eine Probe habe ich bereits seinerzeit gleich nach dem Todesfall in einer Wiener Zeitung genossen[2]).

Kuh selbst, welcher bei aller Vortrefflichkeit auch zur Wiener Couleur gehörte, trotzdem er darüber zu stehen glaubte, hatte aus einem meiner Briefe sofort und ohne Bedenken eine etwas abschätzig scheinende Stelle über Otto Ludwig mit Angabe meines

[1]) Bezieht sich auf Petersens Bemalen von Postkarten und eine seiner Äußerungen, daß doch nur der Meister glücklich sei.

[2]) Vgl. oben S. 224.

Namens in einem Aufsatz in der Wiener Abendpost abdrucken lassen, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, daß dergleichen unzulässig sei[1]).

Hoffentlich bleiben jene Briefe im Dunkel der Vergessenheit oder sind schon vernichtet.

Die zweite Hälfte Ihrer Sprotten war wirklich mit dichten und warmen, grauen und grünen Pelzröcklein bekleidet, als ich sie auf den Plan marschieren ließ. Was Teufel haben Sie gedacht? Ich soll an einem Tage eine Million fressen? Ich glaubte mit Recht, wie jeder haushälterische Mensch, die Bestien seien konservierlich. Nun, es ist ihnen jetzt ebenso wohl; zwei Krähen, welche in der Nähe des Hauses nisten, haben wie die Götter davon gelebt und machten dabei immer quá quá, besonders als der Spaß zu Ende war.

Sie werden es auf Ihrer neapolitanischen Reise wohl ermöglichen können, über Zürich zu kommen. Ich selbst fange an darauf zu denken, wie ich gelegentlich nach Hesperien gelangen soll. Also prost Neujahr in optima forma und gute Gesundheit.

Ihr G. Keller.

351. An Theodor Storm

Zürich, 31. Dezember 77.

Ich wollte Ihnen, lieber Freund, am morgigen Neujahrstag schreiben, um Ihnen durch die gewählte Stunde eine rechte Ehre zu erweisen; zu rechter Zeit fällt mir aber ein, daß mich die Silvesternacht und das germanische Laster entweder untauglich machen oder mit schnöden Jammerpossen anfüllen könnten à la Joh. Jakob Wendehals von Mörike[2]), und da wollen wir's lieber heute noch vornehmen.

Die „Züricher Novellen" werden Ihnen durch den Verleger zukommen; ich spreche davon wegen Ihrer erotischen Ratschläge, die Sie auf Seite 148 des ersten Bändchens, so weit meine unschuldige und ehrbare Phantasie reichte, befolgt finden. Um auch nochmals auf jene Figura Leu zurückzukommen, so hat sie

[1]) Vgl. oben S. 70 und 85.

[2]) In dem Gedicht „Zur Warnung" (Werke, her. v. H. Mayne 1 S. 222 f.).

wohl unverheiratet bleiben können[1]); denn ich habe erst seither in Ihrem „Sonnenschein" gesehen an der dortigen Fränzchen, wie man ein lustiges und liebliches Rokokofräulein machen muß, und die hat ja auch ledig sterben müssen. Es ist mir übrigens, wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zumute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer andern Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten. Und Sie sind ja wieder rüstig dabei an Ihrem Orte; ich hab's zwar noch nicht gelesen, sondern warte auf die Buchausgaben.

Also ich wünsche Ihnen alles Beste zum neuen Jahre, hochgeachteter Herr Landvogt von Husum, sowie Ihrem ganzen Hause. Ergeht es Ihnen nach Verdienen, so ist es schon gut, und was darüber hinaus ist, kann Ihnen als Profit gegönnt werden. Ich bin leider gewöhnt, immer nur vom Profit zu leben, obgleich ich fast nichts handle.

Auf den gewünschten Geßnerband[2]) vigiliere ich und werde Ihnen denselben senden, sobald ich ihn erwische, was wohl bald einmal geschehen wird; denn immer entleert etwa wieder ein altes Erbhaus. Ich hocke hier zuweilen bei einer Urenkelfamilie Geßners, welche noch von demselben bemaltes Teegeschirr besitzen und es dann zum Gebrauch bringen. Die Großmutter dieser Leutchen war eine Tochter Wielands. Sein Bild in Öl gemalt hängt im Zimmer, alte Briefschaften werden hervorgekramt. Im Jahr 1810 schreibt Wieland an die Tochter[3]), über die Wahlverwandtschaften seien die Meinungen sehr geteilt, die einen erhöben sie in den Himmel, die andern erklären sie für verrückt, das Richtige werde ungefähr in der Mitte liegen!

Bei diesem weisen Ausspruche wollen wir es für das Jahr 1877 bewenden lassen. Das nächste Jahr wollen wir, „so Gott will", wie die Mucker sagen, fleißiger schreiben.

Ihr getreuer G. Keller.

[1]) Vgl. an Petersen 18. Juli 77.

[2]) Vgl. Storms Brief vom 7. April 1877 bei Köster S. 20.

[3]) Charlotte Geßner, 10. Febr. 1810 (vgl. „Grenzboten" 13. Mai 1870 und Goethes Gespräche, her. v. Biedermann, 2. Aufl. 2. Bd. S. 62).

352. An Ida Freiligrath

Enge-Zürich, 19. Januar 1878.

Hochverehrte Frau Freiligrath!

Die Kolossalbüste Ferdinands[1]), welche eben in die Gießerei abgeht (sofern ich richtig gelesen), fällt mir mit ihrem ganzen zukünftigen Gewicht aufs Herz, weil ich Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Fräulein Schwester so lange nicht geantwortet. Seit den Tagen vor Weihnachten bis jetzt trage ich mich mit einem halben Dutzend Briefschulden, die abzuzahlen mir eine Freude ist, und doch geschieht gar nichts, was wenigstens unparteiisch ist. Indessen ist es heute wieder einmal Sonnenschein auf dem See, der mir ins Fenster leuchtet, und so ist jetzt plötzlich ein Anfang geschehen.

Beiligende Bändchen[2]) hatte ich schon in Ihrem Besitze vermutet aus einer Anzahl von Exemplaren, welche ich durch Herrn Weibert direkt wünschte versenden zu lassen; da sich die Sache, wie es scheint, verzögert hat, so bitte ich Sie, dieselben aus meiner eigenhändigen Verpackung huldvollst und nachsichtig entgegennehmen zu wollen; denn ich kann nicht verbürgen, daß das Paketlein geschickt und faltenlos ausfallen wird.

Sofern Sie das neue Jahr gut und gesund angetreten und bis jetzt gelebt haben, wünsche ich Ihnen herzlichst Glück dazu und Fortsetzung dieser Lebensart. Vorzüglich wünsche ich Ihren Augen alle stärkenden Sehenswürdigkeiten und Erfreulichkeiten und Fernhaltung alles Schäbigen und Schädlichen, wie z. B. des schrecklichen „Grünen Heinrich", der jetzt eben in der Mauser begriffen ist und sich abmüht, etwas präsentabler und begreiflicher zu werden.

Es hat mich alles durcheinander gefreut und beschämt, was Sie mir darüber geschrieben, obgleich das Schlimmste, das Sie so geärgert hat[3]), auf einer inneren Verstockung beruht, die vom Autor ausgegangen war und nicht zum richtigen Ausdruck gelangen konnte. Ein Hochzeitsroman hat es von Anfang an nicht

[1]) Von Donndorf.
[2]) „Züricher Novellen."
[3]) Der traurige Ausgang.

werden sollen, und als dann das eigentliche Komponieren gegen den Schluß angehen mußte, war ich mit dem Kopfe nicht mehr dabei. So mußte dann die mütterliche Tragik in allerhand Übertreibungen aushelfen. Selbsterlebte Empfindungen waren dabei im Spiele; denn ich hatte beinah ein Jahr lang nicht nach Hause geschrieben und glaubte zuweilen es nicht erleben zu können, heimzukehren. Nun, mein Mütterchen ist nachher zufrieden bei mir auf der Zürcher Staatskanzlei gestorben, was ihr in unseren Verhältnissen sogar stattlich vorkam. Ich vermute sogar, daß sie die Schwester mir heimlich zum Terrorisieren abgerichtet hat, da sie zuweilen so störrisch ist, wie nur Leute sind, die infolge höherer Instruktionen handeln. Da Sie aber einem ähnlichen Drucke geduldig nachzugeben behaupten, so wollen wir es in Gottes Namen gut sein lassen.

Ihre Unterschrift J. F. bringt mich soeben auf die Vermutung, die freilich falsch sein kann, daß Sie selbst neulich einen Artikel, der in der „Gegenwart" erschien, geschrieben haben[1]); jedenfalls hat er mich höchlich interessiert. Irre ich mich, so nehmen Sie es nicht so übel, wie die „erlauchte Witwe"[2]), die ja natürlich figürlich gemeint war; denn daß Sie den gräflichen Rang nicht führen, wußte ich wohl. Aber was kann ich dafür, daß Sie mir immer einen so imposanten Eindruck gemacht haben usw.

Ihr mit vielen Grüßen verharrender G. Keller.

353. An Marie Melos

Zürich, 31. Januar 78.

Verehrte, gütige und liebenswürdigste Fräulein und Freundin!

Sie haben nun gesehen, wie pedantisch ich im Briefschreiben bin und in der Dankbarkeit; ich will mich aber nicht lang rechtfertigen oder entschuldigen, zumal ich Ihnen zutraue, daß Sie es mich nicht entgelten lassen. Auch haben Sie einige Strafe verdient wegen der verdächtigen Flattusen, die Sie meinem alten Marterroman machen.

---

[1]) Kellers Vermutung war richtig.

[2]) Vgl. oben S. 219.

Den „Zürcher Novellen", die ich sogleich kunstreich zu verpacken gedenke, lege ich zwei Photographieen bei, wie Sie zur Hälfte befohlen haben; es ist aber keine natürlich und ungezwungen ausgefallen, die kleinere sieht aus wie ein Schulmeister und die größere wie ein Schuster; nur in der Verwitterung sind beide treu. Übrigens sehe ich soeben, daß ich das Papier verkehrt aufgelegt habe[1]).

Die Frau Ludmilla Assing habe ich letztes Jahr nicht sehen können. Sie zitierte mich brieflich auf eine bestimmte Zeit in den Gasthof, es war mir nicht möglich hinzugehen, und so verschwand sie denn wieder vom hiesigen Horizonte, ohne daß ich etwas weiteres vernahm.

Letzten Sonntag mußte ich an ein Leichenbegängnis in Hottingen und kam auf dem Wege an dem Hause oder den Häusern vorüber, wo im Jahr 1846 Freiligraths und Wilhelm Schulz gewohnt haben und eine gewisse Fräulein Marie Melos. Fast alles ist tot aus jener Zeit. Einen verrückten Lehrer Ludolf, der auch in dem Zangger-Hause wohnte, traf ich später in Heidelberg noch viel verrückter.

Die Geburtstagssitten kann ich hier nun nicht mehr ändern, und wenn ich aller Welt gratulierte, so würde mir es doch niemand tun, als Sie. Ich will mich daher lediglich an Sie halten in diesem Punkt und wir wollen, solange Sie mir noch gewogen bleiben, fleißige gegenseitige Gratulanten sein.

Soeben entdecke ich in Ihrem lieben Briefe wieder die anonyme Verehrerin, welche Sie zu kennen vorgeben. Behalten Sie mir dieselbe warm und den Namen für sich, so komme ich nicht in Versuchung.

Meine Schwester dankt höflich für den freundlichen Gruß und erwidert denselben herzlichst, d. h. so herzlich die nüchterne Person es mit gutem Willen imstande ist; denn sie hat niemals aus den himmlischen Quellen der oberen Bergpartieen getrunken, wo die Schafherden der Dichtersippschaften weiden und die Musen auf kleinen Melkstühlen sitzen.

Dafür füge ich aber um so feuriger meine eigenen Grüße bei als Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

[1]) Der Briefbogen ist auf der vierten Seite begonnen.

354. An Julius Rodenberg

Zürich, 18. Februar 78.

Was ich Ihnen, verehrter Freund, zu schreiben habe, könnte zwar ungeschrieben bleiben, da ich mir mit einigem Verstand die Antwort selbst geben kann; dennoch ist eine Bestätigung des Selbstverständlichen zuweilen von wohltätigem Einfluß. Ich denke nämlich jetzt, da die Frühlingstage und -nächte kommen, an die Zusammenstellung und teilweise Neufassung jenes Büschels Lyrika für die „Rundschau", von dem wir beiläufig gesprochen haben. Abgesehen von der gänzlichen Freiheit, die Ihnen bezüglich der Aufnahme im ganzen und einzelnen bleibt, wünschte ich einige kleine Wegleitung hinsichtlich allenfallsiger Störungen Ihrer Redaktionsinteressen resp. der Taktfrage gegenüber Ihrem Leserkreise zu erhalten, damit ich kein überzähliges Manuskript anzufertigen brauche und nicht Unpassendes zu versenden riskiere. Statt des weiteren gleich ein Beispiel. Es sind ein paar Liedchen mit dem Titel „Rheinisches" da, oder „Vom Rhein"[1]) usw. im leicht gemütlichen Ton; würde es Sie nun genieren, wenn eine Nummer dabei wäre, die auf den Kulturkampf anspielte, in der Weise, daß die „Pfaffengasse" figürlich dargestellt wäre, durch welche der altdeutsche reisige Herr „Pfaffenhaß" schreitet oder reitet, gemütlich und sinnend, aber immerhin unheimlich genug für die hinter den Fenstern Gaffenden ꝛc. Ich kann mir wohl denken, daß dergleichen direkte Adressen in Versen die Katholischen nicht in die erwünschte Laune gegen Ihre Unternehmung setzen könnten. Ferner: Ich habe eine Art ethisches Zorngedicht in Arbeit, welches die Verleumdung in öffentlichen Sachen, wie sie namentlich in der Gegenwart (nicht der Paul Lindauschen) in Presse und politischer Literatur grassiert und bei Euch wie bei uns geübt wird, zum Gegenstand hat und etwa den Titel: „Calumniator publicus"[2]) führen wird. Hier kann ich mir nun denken, daß Ihnen das zu schwerfällig oder zu grämlich oder sonst was wäre, vielleicht zu absonderlich im Stoff usw.

Daher die Frage: Ist es Ihnen vielleicht lieber, wenn der-

[1]) „Rheinbilder." Ges. Werke, Cottasche Jub.-Ausg. 9 S. 182 ff.

[2]) Die öffentlichen Verleumder" Ges. Werke, Cotta'sche Jub.-Ausg. 9 S. 297.

gleichen ins aktuelle Politische hinüberspielende Sujets überhaupt aus besagtem Bukett wegbleiben? Wenn Sie unverhohlen Ja sagen, so lege ich dieselben einfach zu anderer Verwendung zurück und befasse mich zunächst mit dem übrigen.

Ihr gütiger Neujahrsgruß, den ich dankbar empfangen, blieb unerwidert, weil ich über die ganze Zeit puncto Briefschreiben einen förmlichen Starrkrampf hatte und nicht eine einzige Karte absandte.

Ich hoffe, dieses Jahr jedenfalls auch eine Geschichte für die „Rundschau" zu erzielen. Ein autographisches Blatt für die Frau Doktorin Rodenberg wird mit dem ersten Manuskriptpäckchen abgehen, das zustande kommt; inzwischen empfehle ich mich zu freundlichem Andenken.

Können Sie mir nicht ein Wort schreiben, wie die Sachen des Franz Duncker stehen[1]), und wie es seiner Frau geht? Sollten Sie mit letzterer zusammentreffen, so bitte ich, sie von mir grüßen zu wollen.

Ihr alter und ältlicher G. Keller.

355. An Julius Rodenberg

Zürich-Enge, 18. März 78.

Da Sie behaupten, teuerster Mann, meine Episteln machen Ihnen keinen Verdruß, so will ich wieder eine solche abschießen; sie unterbricht mich gerade in der Bearbeitung der bewußten Gedichter, und sowie sie fertig ist, wird das Reimen fortgesetzt. Ich werde noch ein förmlicher Gottschall werden. Ihre Idee wegen des Maiheftes hat mich angeregt, und so denke ich Ihnen jedenfalls mit Ende des laufenden Monats (März) für acht bis zwölf Seiten Gereimtes zu übersenden, nach meiner ungefähren Schätzung, womit wir es für einstweilen dann wollen bewenden lassen[2]).

Hoffentlich hat Ihnen mein Verleger seither das Exemplar der „Züricher Novellen" geschickt, wozu ich ihm den Auftrag

[1]) Franz Duncker mußte damals sein Verlagsgeschäft aufgeben, vgl. Deutsche Rundschau, Novemberheft 1912 S. 233.

[2]) Die Gedichte erschienen erst im Juniheft.

gegeben, und das selbstverständlich für Sie persönlich bestimmt ist. Die Rezension des Herrn Professor Scherer[1]) gewärtige ich mit beklemmtem Herzen, da er namentlich über den „Hadlaub" als Fachmann den Bakel schwingen wird, wegen Verbreitung falscher Behauptungen.

Aus Ankündigungen habe ich gesehen, daß Sie einen neuen Roman[2]) geschrieben haben; Sie können sich denken, daß ich mit der gehörigen Begierde mich dahinter machen werde.

Die traurigen Nachrichten über Dunckers haben mich wahrhaftig betrübt, aber nicht ganz aufgeklärt. Ich hätte zu wissen gewünscht, ob die ökonomischen Verhältnisse Franz Dunckers rechtlich abgewickelt sind, resp. ob er dispositionsfähig ist bezüglich seiner Geschäftslage. Doch will ich Sie hiemit nicht weiter behelligen und vor allem aus zu keinerlei nicht vertraulichen Nachfragen oder Mitteilungen veranlassen.

Wenn Sie Ihrer angeblichen Sehnsucht nach unserer Gegend hoffentlich nachgeben, so richten Sie's so ein, daß wir auch was unternehmen können und nicht erst in der Dämmerung ein paar kurze Stunden herumflattern.

Vielste Grüße (ich hoffe, das vielst ist in Berlin noch nicht gebräuchlich) von Ihrem

E. Keller.

356. An Julius Rodenberg

Zürich, 8. April 1878.

Hier, verehrter Freund, ist eine Hälfte des lyrischen Reisigbündelchens, der Rest wollte sich noch nicht glücklich gestalten und muß verschoben werden. Wenn Sie für ein künftiges Heft noch eine Sendung wünschen sollten, so dürfen Sie nur disponieren.

Aber auch mit dem Vorliegenden haben Sie sich, wie gesagt, nicht zu genieren, wenn es Ihnen zu bedenklich scheint. Wenn das Büschel auch für eine isolierte und hervorragende Stelle nicht wetterfest genug befunden wird, so kann ich es für meinen mediokren Sammeltrog, genannt „Gesammelte Gedichte", später doch brauchen.

[1]) Sie erschien im Novemberheft.

[2]) „Die Grandidiers."

Könnte ich im Fall des Abdrucks nicht einen doppelten Revisionsbogen oder dann einen Separatabzug bekommen zum „Aufbewahren"?

Adieu derweil.

Ihr G. Keller.

357. An den Stadtrat Zürich

Herr Stadtpräsident, hochgeachtete Herren!

Es ist mir die Ehre und Freude vergönnt, Ihnen den Empfang der Urkunde vom gestrigen Tage ergebenst anzuzeigen, laut welcher die Bürgergemeinde von Zürich mir das Bürgerrecht der Stadt schenkungsweise verliehen hat.

Wenn Gemeinde und Behörden meinen literarischen Versuchen gegenüber hiebei eine zu nachsichtige Anerkennung haben äußern wollen, so muß sich hinwieder mein Dankgefühl für die erfahrene Auszeichnung durch den Umstand verdoppeln, daß jeder Dichter mehr oder weniger das Produkt seiner Umgebung, der Verhältnisse ist, aus denen er hervorgewachsen, sowie ich mir auch nicht verhehlen kann, daß der Gegenstand meiner letzten Arbeit, der die fraglichen Beschlüsse hervorgerufen zu haben scheint, zu reicheren und bedeutenderen Leistungen sich eignen würde, als sie in meinen leicht anstreifenden Bildern zu finden sind.

Ich habe mich stets als Angehöriger der Landschaft Zürich glücklich gefühlt und, ohne der Anhänglichkeit an die grundlegende Stadt und den Sinn für ihre geschichtliche Bedeutung zu entbehren, kein Bedürfnis empfunden, gerade auch Bürger derselben zu heißen. Um so unbefangener darf ich mich nun der freundlichen Aufnahme in Ihren Bürgerverband erfreuen und den hochlöblichen vorberatenden Behörden sowohl als der verehrlichen Gemeindeversammlung meinen aufrichtigen und herzlichen Dank geziemend darlegen.

Genehmigen Sie, Herr Stadtpräsident, hochgeachtete Herren Stadträte, den Ausdruck meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit.

Gottfried Keller.

Enge bei Zürich, 29. April 1878.

358. An Julius Rodenberg

Zürich, 31. Mai 1878.

Liebster Herr und Freund!

Ich habe das verhängnisvolle Juniheft empfangen, in welchem ich alter Unglücksmensch mich mit leichtsinnigen Versen produziere. Ehe die Strafe auf dem Fuße folgt, will ich die Zeit noch benützen, Ihnen für die freundliche und wohlmeinende Aufnahme zu danken, wie selbige sich in Ihrem letzten Briefe manifestiert hat.

Daß Heyse mit Sonetten folgen wird, freut mich über die Maßen, und ich werde Ihnen wenigstens des Scherzes wegen und um den geistigen Kontakt fortzusetzen, den Rest der „diesseitigen" Geduchte nächstens auch noch schicken, Brauchbarkeit und Ihre Konvenienz immer vorbehalten.

Ihren Roman habe ich vorläufig nicht benaschen können, da die auf hiesigem Lesezimmer aufliegende Romanzeitung eine andere als die Ihrige ist. Dagegen habe ich Ihr pompöses Bild in „Über Land und Meer" nebst Text mit Satisfaktion betrachtet und gehe damit um, dasselbe aus dem Blatt (das meine Schwester hält) herauszuschneiden, einzurahmen und so den Unfug heimzuzahlen, den Sie mit meinem Kontrafet getrieben zu haben behaupten.

Das Juniheft der „Rundschau" hat immerhin die Wirkung gehabt, daß Paul Heyse mir einen lange schuldig gebliebenen Brief, dadurch erinnert, in liebenswürdiger Weise geschrieben hat. Leider befindet er sich gemütlich und körperlich, wie es scheint, um nichts besser, als vor der italienischen Reise. Freilich, wenn er versichert, er könne nichts vornehmen und arbeiten, so kommen in der Regel gleich nachher auf verschiedenen Punkten Zeichen seines Fleißes zum Vorschein. Aber wir können allerdings nicht beurteilen, was er hervorbringen würde, wenn er sich froh und gesund fühlte.

Bestens grüßend Ihr alter G. Keller.

Die Briefe der Körnerschen Frauenzimmer[1]) interessieren mich sehr und amüsieren mich wegen der wunderlichen Rechtschreibung. Dieselbe ist kulturhistorisch merkwürdig, erstens wegen des Bildungskreises der Schreiberinnen, und dann, weil dieselben

[1]) Briefe der Familie Körner, „Deutsche Rundschau" Bd. 15 S. 461 ff. und Bd. 16 S. 115 ff.

schwäbischer Abkunft sind und in Sachsen leben und doch so schreiben, wie dazumal etwa eine Märkerin.

359. An Paul Heyse

Zürich, 7. Juni 78.

Dein Brief, lieber Freund, ist mir mit dem angebotenen Du ein rechtes Maigeschenk gewesen[1]). Du wirst gedacht haben: „Ich habe schon so viel für ihn getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt" usw. Nun, unsereins nimmt und frißt alles dankbarlich, was er bekommt, wie ein schmunzelndes Bettelweib. Deine leidenden Zustände will ich weder betrösten noch anzweifeln; wenn es Dir vergnüglich zumut wäre, würdest Du nicht klagen und jeder hat die Seite, wo ihn das Unheil packen kann. Ich kann mir auch denken, daß das Zuzweitsein von Mann und Frau gewisse Leidenskategorien verdoppelt, wenigstens erscheinen diese dadurch nach außen hin feierlicher und tiefer oder mit einer Art von Erhöhung usf. Gewiß ist nur, daß ich herzlich teilnehme und Besserung wünsche.

Indessen nimmt mich wunder, was Du schaffen willst, wenn Dir wieder wohl sein wird, da Du so schon fleißiger oder produktiver bist, als mancher gesunde Kaffer. Übrigens, was mich betrifft, bist Du ein bißchen ein Schmeichelkater mit nicht undeutlichen Krallen. Wenn ich alles habe, was Dir fehlt, so braucht Dir bloß nichts zu fehlen, und ich habe säuberlich gar nichts. Solche Vexierbuketts kann jeder dem andern unter der Nase wegziehen. So verhält es sich auch mit der Anführung meines Winterliedchens in Deinem meisterhaften Seeweib[2]). Das Buch kam mir erst vor vier Wochen in die Hände und als ich an die Stelle kam, war ich ganz verblüfft und dachte nur: Donnerwetter! Als aber nachher das Buch beiseite geschafft wurde in der Novelle, hatte ich genau das Gefühl eines hospitierenden Nachbarknäbleins, das wegen begangener Unnützlichkeiten aus der Stube gebracht wird und heult. Dessenungeachtet erfreute mich an den „Neuen Moralischen" der schon von Georg Brandes hervorgehobene Falke[3]),

[1]) Heyse war in seinem Briefe, ohne es zu merken, ins Du hineingeraten.

[2]) In den „Neuen moralischen Novellen" (1878).

[3]) H. verlangte von der Novelle eine starke, deutliche „Silhouette", wie sie Boccaccios Novelle vom Falken aufweise, vgl. Jugenderinnerungen 5. Aufl. II S. 72.

der wiederum durch alle diese Novellen so ungebrochen weiterfliegt.

Mit meiner letzten Zürcher Geschichte, der „Ursula", hat Dich der ahnungsvolle Engel nicht betrogen bezüglich des ersten Eindruckes. Das Ding ist einfach nicht fertig, die zweite Hälfte mit sehenden Augen nicht ausgeführt, weil mir der Verleger wegen des üblichen Weihnachtsgeschäftes auf dem Nacken saß. Der Versespektakel in der „Rundschau" wird sich leider noch einmal wiederholen, obgleich Du, wie mir Rodenberg schreibt, mit wohltönenden Sonetten dazwischenfahren wirst. Ich muß eben noch einiges der Art fortsündigen, damit ich eine Notausgabe meiner „sämtlichen Gedichte" zuwegbringe.

Die Verlobungsanzeige aus Rom[1]) habe ich seinerzeit erhalten und wünsche nun dem Fräulein und den Eltern das landesübliche Maß von Glück und noch eine gute Handvoll als Zugabe. Alle zehn Finger halte ich ausgespreizt wie eine Hökerin, die eine Metze Kirschen generös aufgetürmt hat. Nachher wünsche ich eine fröhliche Hochzeit.

Wenn Ihr Euch nicht vorher in der Schweiz sichtbar macht, so komme ich vielleicht im September für ein paar Tage nach München, wo ich inzwischen zu grüßen bitte, wer sich etwa hiefür darbietet, Fries, Schneegans ꝛc.

Vor allem aber die verehrten Inhaberinnen des Frauenzimmers.

Wegen der Berliner Ereignisse[2]) brauche ich nicht extra zu kondolieren, da man hier ebenso konsterniert und Böses fürchtend ist, als draußen im Reiche. In einem Bierlokal wurde dieser Tage ein sozialdemokratischer deutscher Literat, der sich in spöttischem Sinne äußerte, von hiesigen Bürgern hinausgeschmissen, tout comme chez vous. Viele Grüße.

G. Keller.

360. An Julius Rodenberg

Enge-Zürich, 24. Juni 78.

Hier ist nun, verehrter Freund, der lyrische Nachtrupp. Ich fürchte aber, ich komme mit meinen Versen überhaupt jetzt in

[1]) Von Heyses ältester Tochter.

[2]) Hödels (11. Mai 1878) und Nobilings (2. Juni 1878) Attentate auf Kaiser Wilhelm I.

eine ungünstige Zeit, da die Welt von andern Sorgen bewegt ist, als von den Velleitäten eines alten Zitherschlägers.

Auf das nächste Rundschauheft mit Heyses Sonetten bin ich begierig; ich habe anläßlich des letzten Heftes einen liebenswürdigen Brief von ihm erhalten, laut welchem es ihm jedoch fortwährend übel zumute ist. So hat jeder, auch der scheinbar Glücklichste, seinen Teil zu tragen.

Das Buch der Frau Wille[1]) ist eigentlich kein Roman, sondern soll die Geschichte ihrer Familie resp. ihrer Eltern sein, des bekannten Schiffsmakler- oder Reederhauses Sloman in Hamburg. Wenn es die eigentliche Memoirenform hätte, so würde es tiefer wirken; so scheint es mir an weiblicher Stilschwäche zu leiden.

Ich beginne jetzt auf eine Novelle zu denken, bin aber noch nicht mit mir einig, welches von den vorhandenen Fragmenten oder Sujets ich nehmen will. Vorderhand habe ich noch mit der Umarbeitung meines alten Sündenromanes, des „Grünen Heinrich", zu tun, der in neuer Ausgabe erscheinen soll.

Also auf Wiedersehen diesen Sommer! Viele Grüße an Gemahlin und Kind! Ich höre, daß Ferdinand Meyer einen Roman für Ihre Zeitschrift macht, ist das richtig? Ich habe den wunderlichen Gesellen nie mehr gesehen, seit Sie hier waren.

Ihr ergebener G. Keller.

361. An Wilhelm Petersen

Zürich, 25. Juni 78.

Ihr Pfingstbrief, lieber Mann und Freund, hat mich zu guter Stunde getroffen, und mir zugleich den kleinen Ärger wieder wachgerufen, den ich empfunden, als kaum zwei Tage nach Ihrer neulichen Weiterreise das Wetter hier in Zürich plötzlich so schön geworden war, daß das Land weit herum in einer kristallenen Bläue schwamm und das ganze Gebirge mit seinen hundert Gipfeln wie frische Milch glänzte. Diese jedesmalige Verhexung des Wetters, wenn Fremde kommen, ist darum so verdrießlich, weil das einzige, was man hier im ganzen und in hundert Einzelheiten zu zeigen hat und die Gemüter auftut, sich hartnäckig verbirgt und gar nicht

[1]) „Stilleben in bewegter Zeit" (1878).

existiert. Daß die guten Freunde zuweilen aus schöneren und reicheren Geländen herkommen, wie gerade bei Ihnen der Fall war, bringt man nicht in Rechnung.

Für den gütigen Gruß der Frau Gemahlin und Kinder danke ich herzlichst und bitte, denselben in meinem Namen ergebenst zu erwidern.

Von Paul Heyse habe ich fast gleichzeitig auch einen Brief bekommen, ebenfalls veranlaßt durch die holperigen Verse in der „Rundschau". Er schrieb, daß er im Juli nach St. Moritz gehen werde, ob er über Zürich fährt, weiß ich noch nicht. Vielleicht gehe ich im September einige Tage nach München. Leider befindet er sich, mit der Frau, immer noch nicht wohl. Der wiederholte Verlust heranwachsender Kinder scheint ihn gründlich anzugreifen, und es ist schmerzlich zu sehen, wie er das Gefühl des Unglücks und die Vergeblichkeit gut gemeinten Freundestrostes zu entschuldigen sucht.

Wegen meiner Altersgedichte war ich besorgt, daß man mich für einen alten Velleitäteneſel halten könnte. Nun ist es soweit noch gnädig abgelaufen; dennoch habe ich mit bösem Gewissen gestern noch einen Schub abgeschickt. Der „Has von Überlingen" scheint, wie ich mir halb und halb gedacht habe, nicht deutlich und notwendig genug zu sein. Der Stoff ist, wie der „Narr", aus der großen sogenannten Zimmernschen Chronik, die erst vor einiger Zeit vom literarischen Verein in Stuttgart publiziert wurde. Der Bürgersmann Has existierte wirklich und suchte, wie es scheint, den Tod, welcher alte Leute und Kranke gern mit den Temperaturveränderungen des Märzmonates heimsucht, durch eine echt germanische symbolische Handlung abzuwehren, nach altertümlicher Weise. Meine Meinung war nun, die poetische Nutzanwendung zu ziehen, daß Tapferkeit des Gemütes den Menschen am längsten aufrecht hält, freilich ohne daß er dadurch vor der endgültigen schließlichen Niederlage geschützt ist ꝛc. Daß Has seinen letzten Märzen auch noch überlebte, dann aber gleich am ersten April starb, steht auch in der Chronik und schien mir ein charakteristischer hübscher Zug zu sein. Aber wie gesagt, das Ding ist nicht prägnant und opportun genug.

Dagegen muß ich „Venus von Milo", wenn es der Mühe wert

ist, von dieser Kleinigkeit viel zu reden, etwas verteidigen[1]). Ich brauche schon aus formalen Gründen das dunkle und gemeine Gerümpel des Einganges, um den Gegensatz des Schlusses recht wirken zu lassen. Die innere Bedeutung soll sodann die sein: Ich habe beobachtet, wie überall von Philistern und Unberufenen jetzt mit Vorliebe die arme Frau von Milo aufgepflanzt wird, um Bildung und Schönheitssinn zu beurkunden, weil sie hören und sehen, daß die Figur so hochgehalten wird. Zugleich verschaffen sie sich dadurch ungestraft eine fortwährende banale Augenweide; denn jenen Zweck könnten sie auch durch Anschaffung der Juno Ludovisi, des Zeus von Otricoli oder einer andern schönen Antike erreichen. Aber das wissen sie eben nicht. „Die Meyers haben die Venus, so müssen se die Itzigs auch haben" usw. Biskuit (mattes Porzellan) und Zinn sollen die schlechten Gußmaterialien bezeichnen, mit welchen die edle Gestalt geschändet wird. Kurz, die Göttin soll aus einer obskuren und unwürdigen Umgebung heraus, den Glanz des Mittelmeeres und ihres ehemaligen Marmortempels sehen u. dgl. Doch genug davon!

Übrigens danke ich Ihnen gar schön für die wohlwollende Aufnahme der Gedichte. Ich muß eben sehen, wie ich mein Heu noch unter Dach bringe, da der „Andere" schon am Rande der Wiese seine Sense wetzt.

Mit besten Grüßen Ihr G. Keller.

362. An Theodor Storm

Zürich, 25. Juni 1878.

Lieber Freund!

Da die Johannisnacht glücklich überstanden ist und die Reben unter meinem Fenster zu blühen angefangen, will ich mir doch auch etwas Gutes gönnen und mich endlich wieder einmal vernehmen lassen. Wenn der „Jurist"[2]) zu Haus ist, so lass' ich denselbigen vor allem grüßen, und gratuliere Ihnen zur achtzigjährigen Mama, die meinige ist nur 75 geworden.

[1]) Gegen den Einwand, daß das Material der ersten beiden Strophen weniger vulgär gewählt sein möchte.

[2]) Storms Sohn Ernst.

Vergangene Nacht hab' ich rasch noch Ihren „Vetter Christian" betrachtet, um Ihnen seinetwegen antworten zu können. Ich fand freilich nur, was mir so schon vorschwebte, daß es ein ganz fertiges und erbauliches Werklein ist und daß ein vortreffliches häusliches Lustspiel darin steckt von der feinsten Sorte; man dürfte nur ans Szenarium gehen! Es ist alles aufs beste verteilt und vorbereitet bis auf die allerliebste Lehnken Ehnebeen. Freilich mag auch der Kontrast gegen Ihre poetischen, nordisch melancholischen Sachen dabei mitwirken. Beim Lesen passierte mir ein altes Übel aus dem Anfang meiner Amtszeiten. Wenn ich damals coram senatu ein Aktenstück vorzulesen hatte und dabei zerstreut war, so geschah es zuweilen, daß das Auge eine Anzahl Buchstaben zusammenraffte, ohne sie näher anzusehen, das Gehirn aber blitzschnell, ehe ich dazu kommen konnte, ein anderes Wort daraus konstruierte, zum bedenklichen Gelächter der Behörde. So las ich gestern im siebenten Band, S. 153 unten: „Inzwischen gingen die Israeliten ihren Gang. Die Rosen im Garten hatten ausgeblüht ꝛc." Erst in der fünften oder sechsten Zeile weiter, wo von verpichten Flaschen und Stachelbeeren die Rede ist, dachte ich, was Teufel war das denn vorhin mit den Israeliten? und schlug das Blatt wieder zurück.

Ihre neuen Novellen[1]) habe ich leider noch nicht gelesen. Das betreffende Rundschauheft ist mir, wie schon andere Hefte, nicht zugekommen, und die Westermannschen Hefte sind wohl auf dem hiesigen Museum, allein dort komm' ich nicht dazu, Novellen zu lesen. Ich muß also die Buchausgabe abwarten und werde alsdann Ihren Brief wieder vornehmen. Die Geschichte von der „Fränzchen" frappiert mich; es ist gewiß ein schönes aber seltenes Beispiel, daß ein Faktisches so leicht und harmonisch in ein so Poetisches aufgelöst wird.

Ich geriet dann über dem Blättern in Ihren hübschen Bänden aufgeregt plötzlich an meine eigenen alten Gedichte, die zu gelegentlichem Durchsehen auf dem Tisch liegen, und hantierte mit dem Bleistift bis gegen zwei Uhr morgens darin herum, fand

[1]) „Carsten Curator" (Westermanns Monatshefte 44 S. 1—38). „Renate" (Deutsche Rundschau 15 S. 1—42).

beſſere Schlußzeilen, ſtrich Strophen, wo es mich freute, ganze Lieder ohne Beſinnen, machte andere Überſchriften, kurz ich kam in den paar Stunden weiter, als ſonſt in einem halben Jahre, und das danke ich dem bloßen Kontakte mit dem Mann am fernen Nordmeer. Hier habe ich trotz der großen Bildungsanſtalten keine Seele, mit der ich in dieſer Beziehung verkehren kann. Schriftſteller und Literarmenſchen zu Dutzenden, Leute, die ſogar über mich ſchreiben, aber keinem iſt in concreto ein Wort aus dem Stockfiſchmaule zu locken. Freilich verſuch' ich es auch nicht.

Wegen der „Zürcher Novellen" hab' ich auch ein ſchlechtes Gewiſſen, ſie ſind zu ſchematiſch, und man merkt es gewiß. Die Urſula haben Sie richtig erkannt, ſie iſt einfach nicht fertig, und ſchuld daran iſt der buchhändleriſche Weihnachtstrafik, der mir auf dem Nacken ſaß; ich mußte urplötzlich abſchließen.

Das „Fähnlein", kaum 18 Jahre alt, iſt bereits ein antiquiertes Großvaterſtück; die patriotiſch-politiſche Zufriedenheit, der ſiegreiche altmodiſche Freiſinn ſind wie verſchwunden, ſoziales Mißbehagen, Eiſenbahnmiſere, eine endloſe Hatz ſind an die Stelle getreten. Wegen der Schützenrede fiel mir erſt neulich und zu ſpät die Auskunft ein, dieſelbe dem jungen Fant durch einen alten Gedankenredner, der ſelber nicht ſprechen kann, heimlich zuſtecken zu laſſen, wobei dann die rhetoriſchen Lehren und Ermahnungen der beiden Alten eine weitere komiſche Situation herbeigeführt hätten. Esprit de l'escalier.

Meine dummen Späße betreffend, hoffe ich immer noch, mich derſelben noch vor Torſchluß zu entledigen; ich würde es auch ſchon früher getan haben, wenn ich rechtzeitig meine Sachen nochmals hätte überarbeiten können. Nur Ihre Rüge des ſchwarzen Quaſts der Seldwyler[1]) ſcheint mir nicht ganz zutreffend. Es iſt das nämlich allerdings eine Erfindung, aber eine ganz analoge zu hundert ähnlichen und noch tolleren Vorkommniſſen der plaſtiſchen und draſtiſchen, wenigſtens der oberdeutſchen Vergangenheit[2]). Schon früher hat mir ein norddeutſcher Kritiker einen

[1]) Geſ. Werke, Cottaſche Jub.-Ausg. 5 S. 199.

[2]) Anſpielung auf die aus der Zimmeriſchen Chronik geſchöpften Balladenſtoffe, zum Beiſpiel „Has von Überlingen".

grotesken Fastnachtszug (Schneiderschlittenfahrt)[1]) als ganz unmöglich, ungeheuerlich und daher unzulässig bezeichnet, während hierzulande dergleichen nicht einmal auffällt, weil es jeder erlebt hat. Hiemit will ich aber keinerlei Rechthaberei verübt haben. Im Gegenteil bekommen mir Ihre kurzen sicheren Winke so wohl, daß ich Sie jetzt gleich wegen des „Grünen Heinrich" anbohren will, wenn es erlaubt ist. Ich habe, was von dem Gedruckten, circa $2^1/_2$ Bände, bleibt, jetzt durchkorrigiert und mit zahlreichen Streichungen verziert. Nun schreibe ich das, was in der dritten Person erzählt wird, um und lasse es auch von Heinrich in erster Person erzählen bis zum Tode der Mutter; das zuletzt angeknüpfte Liebesverhältnis verunglückt auch; das Problem alles dieses Mißlingens wird klarer und ausdrücklicher motiviert als eine psychologisch-soziale Frage (aber nicht pedantisch). Heinrich lebt still und dunkel fort bei einer anspruchlosen aber geregelten Tätigkeit, ungekannt und in der Erinnerung lebend (wie ein paar Ihrer Helden), alternd und durch einen Unfall der Hülfe und Pflege bedürftig. Hier tritt die Judith wieder ein, die als gemachte Person aus Amerika zurückkehrt, die den Teufel hat zähmen lernen, aber immer einsam geblieben ist. Sie erkennt den alten Heinrich an dem Lebensbuch, das er geschrieben. Ihm ist sie das Beste, was er erlebt hat, nach allem, eine einfache Naturmanifestation, und er hat ihr auch immer im Sinne gesteckt. So bildet sich noch ein kurzer Abendschein in den beiden Seelen.

Dieser Schluß notabene, vom Umfange weniger Bogen, würde nun an die Stelle des alten Einganges treten, so daß dann die einheitliche Autobiographie ohne weiteren Abschluß folgen würde.

Glauben Sie, daß das geraten sei? namentlich bei nachfolgenden drei bis vier Bänden Selbsterzähltem? Und doch glaube ich, der Eindruck einer gewissen Einheit bleibt eher gewahrt, wenn die Abweichung gleich im Anfang stattfindet, als wenn sie erst am Ende nachhinkt. Und wiederum wird Perspektive und Verständnis verschoben, wenn wir uns im Anfang für Leute interessieren sollen, die wir erst später kennen lernen. Wohingegen wieder zu helfen wäre, wenn besagter Anfangsausgang

[1]) In „Kleider machen Leute".

den Charakter einer selbständigen, an sich interessierenden Novelle erhalten könnte usw.

Wenn Ihnen kurzweg eine Ansicht aufspringt, so denken Sie ein bißchen an mich; aber beileibe machen Sie keine Umstände und am wenigsten nehmen Sie etwa die alte Schwarte selbst wieder vor bei diesem schönen Sommerwetter.

Da ich gerade dran bin, so will ich gleich noch was betteln. Ich habe neulich in der „Rundschau“[1]) ein paar Gedichte abdrucken lassen auf Rodenbergs Anregung. Wenn Sie dieselben gelesen haben, so sagen Sie mir, ob ich mit dergleichen Spätlingsgelüsten fortfahren soll, oder ob ich besser aufhöre? Diese Verübungen kosten mich, sofern es Neuentstehungen sind (welch schöne Worte!), so unbillig viel Zeit, daß ich das Wasserwerklein gern abstelle, wenn es nur Schaden anrichtet. Und dennoch empfinde ich einen gewissen Reiz dabei, indem man nämlich immer etwas zu spielen und zu tun hat, ohne daß man an dem verfluchten Manuskript sitzen muß, wie ein Leineweber.

Paul Heyse hat mir neulich geschrieben von München aus, fast wörtlich, wie Sie es vorausgesagt: „immer noch von Stimmen des Verlorenen umklungen und von fast spukhaften Gesichtern auf Schritt und Tritt begleitet“, und so zwei Seiten lang und beide kränklich. Dennoch glaube ich nicht, daß sie den Winter in München so gut ausgehalten hätten, wie in Italien. Ich kann nicht beurteilen, wie es einem zumut ist, wenn man ein Kind verliert; allein ich glaube doch, es würde mir gehörig unheimlich, wenn man mir so hinten herum eins nach dem andern, drei-, sechs-, zwölfjährig, wegholte. Da ist man ja wie der Hund im Kegelspiel!

Freund Petersen, der Regieriger und Dichterfreund, ist im Monat Mai wieder hier gewesen, leider bei schlechtem Wetter. Wir haben viel von Ihnen gesprochen, und nun leben Sie wohl, behalten Sie mir Ihre Gesinnung schön warm. Ihre neuen Geschichten will ich doch vorher nächstens noch lesen; ich bin ein Narr, daß ich so lange warten will, mir diese Kollation zu gewähren.

Ihr grußhafter G. Keller.

[1]) Juniheft 1878.

363. An Ida Freiligrath

Zürich, 27. Juni 1878.

Hochverehrte Frau!

Die Kunde von der Denkmalenthüllung[1]), die ich soeben mit großer Erbauung gelesen, mahnt mich, Ihnen meine herzliche Teilnahme zu bezeugen und mich zu diesem Ende hin mit einigen Zeilen zu melden. Ich sehe das Haupt des Verewigten im neuen Erzglanze und im Scheine der Junisonne leuchten; ich sehe das edle Bild aber im Geiste auch schon in der hellgrünen Patina schimmern, die dasselbe nach ein paar Jahrhunderten zieren wird, wenn wir andern alle längst dahin sind.

Möge es Ihnen von dieser neuen Zeitwende an noch recht lange wohl ergehen, wie auch Ihren Kindern.

Daß die Bibliothek nach Amerika wandert, ist einesteils bedauerlich; aber andernteils besser, als eine Zerstückelung und am Ende hat dies Schicksal auch einen gewissen symbolischen Sinn.

Mit diesen Zeilen will ich indessen nicht Ihren freundlichen Februarbrief beantwortet haben, für welchen ich Ihnen den Dank noch schuldig bleibe. Er liegt, wie derjenige der verehrten Schwester, noch immer auf meinem Schreibtisch bei den unerledigten Akten.

Fräulein Melos, welche vielleicht so gütig ist, Ihnen dies vorzulesen (falls die Augen noch leidend sind), bitte ich, sich gleich die besten Grüße vorweg zu nehmen.

Allerseits mit alter Gesinnung und Ergebenheit Euer

Gottfr. Keller.

364. An Marie Melos

Zürich, 18. Juli 1878.

Hochverehrtes Fräulein!

Da stehen wir wieder vor unserm 19. Juli oder wie man in der Schweiz sagt: Heumonat! Nun, auch Heu kann gewissermaßen noch zu den grünlichen Sachen gezählt werden, es ist meiner Ansicht nach doch eher grün als grau, auch läßt es sich gut darin schlafen. Sei dem wie ihm wolle, so finde ich mich, hoffentlich noch rechtzeitig, ein, um Ihnen für Ihren Anteil an dem merkwürdigen Tage meine herzlichsten Wünsche darzubringen und alle meine Hoffnungen dahin zu formulieren, daß dieselben

[1]) Vgl. oben S. 232.

Sie in voller Gesundheit und glücklich heiterer Gemütsverfassung antreffen mögen, auch daß wir uns zunächst noch ein kleines Jahrzehent regelmäßig so beglückwünschen können. Alsdann wollen wir weiter sehen, was zu tun ist, und eine Prolongation auszuwirken suchen, wobei ich unter Ihrem unschuldigen Fittich bei den höheren Lebensmächten mit durchzuschlüpfen gedenke.

Ich hätte Ihnen gern auf morgen ein Kistchen mit einem wohlfeilen aber zierlichen Geschenklein an schweizerischer Töpferware neuer Art geschickt; allein die mit den Zollschranken verknüpften Verumständungen haben das Projekt verhindert und ich muß Sie mit demselben etwas später überraschen, sobald ich einen Weg ausfindig gemacht habe, auf welchem ich Ihnen den Scherz ohne Belästigung ins Haus spedieren kann.

Alsdann werde ich auch Ihre gütige Mitteilungslust durch ausführlicheres Geschreibsel von neuem wachzurufen suchen. Ich bin die letzten Monate immer im Gedränge gewesen und auch heute abgehalten, ein zweites Böglein aufzulegen, so gerne ich noch weiter schreiben möchte. Gott sei Dank, hat er keine Zeit! werden Sie sagen. Geduld, ich höre auf, aber ich komme doch wieder! Also leben Sie morgen einen schönen frohen Tag durch, das Wetter ist jetzt ja prachtvoll, und hernach fahren Sie fort!

In Verehrung, Freundschaft und Ergebenheit Ihr getreuster

G. Keller.

365. An Jakob Moleschott

Enge-Zürich, den 28. Juli 1878.

Verehrter alter Freund!

Das zweite Exemplar Deiner Senatsrede vom 2. Juli[1]), das mir durch Deine Güte zukommt, läßt mich nicht länger mit der Abstattung meines herzlichen Dankes zögern. Ich wünsche Dir aufrichtig Glück zu der frisch-freien Tat und hoffe auch (was ich zufällig leider nicht weiß), daß sie ihre volle Wirkung erreicht habe.

---

[1]) Sull' insegnamento della ginnastica nelle scuole. Discorso del Senatore J. Moleschott (Roma, tipografia del senato 1878).

Mit Stolz und Beschämung habe ich in der Rede den Hinweis auf bezügliche schweizerische Verhältnisse bemerkt, und zwar wiegt die Beschämung vor, da die Sachen, genau genommen, nicht so hübsch aussehen. Wenigstens herrscht gerade jetzt eine große Unsicherheit und Unbehagen fast in allen Dingen, und kurioserweise fängt man von vorne an zu fragen, was eigentlich die Erziehung zu leisten habe.

Übrigens beginnt das sogenannte Kadettenwesen, der eigentliche Militärunterricht in den Schulen, abgeschafft zu werden; Zürich hat den Anfang gemacht, nur noch die größeren Schüler erhalten Schießunterricht, ganz im stillen. Dagegen wird der Turnunterricht obligatorisch über das ganze Land verbreitet mit spezieller Berücksichtigung der Bewegungsfähigkeit zur späteren Wehrpflicht. Aber alles liegt noch ganz in den Anfängen.

Es hat mich sehr gefreut, dieses Lebenszeichen von Dir zu erhalten, und ich hoffe, daß Dein persönliches und leibliches Wohlbefinden der grandiosen öffentlichen Stellung entspricht, welche Du so prächtig einnimmst. Was mich betrifft, so habe ich seit zwei Jahren meine Staatsschreiberei aufgegeben und lebe nur noch oder vielmehr wieder den sogenannten Musen, sitzend im obersten Stockwerk des hochgelegenen Hauses zum „Bürgli" (über der Bürgliterrasse) mit freier Aussicht nach allen vier Himmelsgegenden.

Meine besten Grüße folgen mit.

Dein ergebner G. Keller.

366. An Theodor Storm

Zürich, 13. August 78.

Lieber Freund und Richter!

Ich danke nachträglich herzlichst für die freundlichen Geburtstagswünsche, auf welche ich keineswegs hoffte und auch nicht dachte, daß man wohldortseits mit dem betreffenden Datum bekannt wäre. Ich werde mich ehestens behufs anständiger Reziprozität auf hiesigen Bibliotheken informieren, da mir im Hause alle lexikalischen Hilfsmittel schmählich abgehen.

Vorzüglich und ohne Scherz aber danke ich auch für die handwerklichen Ratschläge und Winke[1]), die mir gut bekommen. Die Reduktion von Juditths Lebensalter hat mir mit einem Male den Schluß des „Grünen Heinrich“ in eine hellere Beleuchtung gesetzt, und ich denke jetzt ein freundlicheres Finale zu gewinnen, ohne dem Ernste der ursprünglichen Tendenz Abbruch zu tun. Einzig wünschte ich noch zu wissen, ob nach Ihrer Meinung das Buch ohne weiteres mit Seite 91 des ersten Bandes beginnen kann (vorausgesetzt, daß charakteristische Kapitelüberschriften eingeführt werden), oder ob doch eine Art kleiner Einleitung in dieser oder jener Form nötig scheint. Scheint Ihnen ersteres tunlich, so schreiben Sie mir deswegen nicht extra, und auch im zweiten Falle nicht, wenn Sie irgend abgehalten oder nicht gelaunt sind.

Auch die wohltätigen kritischen Bemerkungen wegen der Gedichte werde ich mir zunutze machen; insbesondere die blinde Stelle mit der taubbekernten Nuß (im „Narren“)[2]) hatte ich schon vorher auf dem Korn, und ich habe mich nun überzeugt, daß zwei Halbstrophen weg müssen.

Auf Ihre neuen Verse freue ich mich außergewöhnlich und werde dieselben mit horchenden Augen besehen und sehenden Ohren behorchen. Indessen habe ich auch Ihre „Renate“ gelesen und zwar mit großem Genusse. Die Stimmungen in Land und Leuten sind wieder einzig, obgleich aus dem bekannten Schatzvorrat genommen. Die verjährte Sprache hat mich keineswegs gestört, sie eignet sich sogar besser für den erzählenden Helden, der geistig unter dem eigentümlich pikanten Mädchen zu stehen scheint. Ein dunkler Punkt liegt mir in der Hexengeschichte; während der alte Bauer offenbar ein aufgehellter Kopf und Zukunftsmann ist, geht doch ein mysteriöser Zug durch die Geschichte. Ein heimlicher Schrecken scheint auf der Renate zu lasten und der Leser sieht sogar selbst die Ratten ausfahren, wie wenn doch Hexerei vorhanden wäre. Der Wirkung tut indessen diese kleine Unklarheit keinen Eintrag.

Noch bleibt mir „Carsten Curator“ zu lesen, den ich mir

[1]) In bezug auf den „Grünen Heinrich“ und die Gedichte vgl. Köster, Briefwechsel[3] S. 35 ff. und 236 f.

[2]) „Der Narr des Grafen von Zimmern.“

nächstens erhältlich machen kann, da die neueren Hefte Westermanns jetzt in Umlauf kommen auf unserer Lesemühle. Soeben habe ich auch ein Zirkular erhalten, wonach Spielhagen als Herausgeber gewonnen ist. Da Westermann nach wie vor die Oberleitung behält und außerdem ein eigener Redaktor Karpeles bestellt ist, so fürchte ich, es handle sich für Spielhagen um eine bloße Namensausmietung à la Hackländer. Dergleichen Praktik ist doch verwunderlich in der besseren Gesellschaft. Es erinnert an die Gründerunternehmungen, wo Staatstitulare und Generale als Verwaltungsräte und Ehrenpräsidenten figurieren. Auch Bodenstedt läßt sich jetzt an die Spitze literarischer Publikationen[1]) setzen, ohne daß die Beitragenden ein Wort mit ihm zu verkehren haben oder von ihm vernehmen, usw.

Um noch einmal auf den verjährten Sprachstil der „Renate" zurückzukommen, will ich doch nicht verschweigen, daß mir über diese Angelegenheit im allgemeinen schon früher prinzipielle Skrupel aufgestiegen sind. Fast jeder[2]) hat in dieser Weise schon das eine und andere geliefert durch die Schreibarten der letzten Jahrhunderte zurück bis zum sechzehnten, allerlei Kabinettsstücklein, ganze Bücher und Episoden solcher. Nehme ich nun die verschiedenen Stammesdialekte hinzu, in welchen virtuos oder stümperhaft gearbeitet wird, von den Reuter, Groth, Hebel bis zu den bajuvarischen Quabblern und Nasenkünstlern, so scheint es mir doch, abgesehen von aller dargetanen Berechtigung und stattgefundener Erbauung, daß etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird, so daß das Gesamtvolk immer bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird, der Fremde aber ein gewiegter Philologe sein müßte, der sich durch alles hindurchschlagen könnte. Natürlich gewinnt die gesamte Nationalsprache, wenn die Stämme und Provinzen ihre Idiome kultivieren und festhalten; aber ich glaube, man sollte die Übung den Quernaturen überlassen, welche nicht anders können, selber

[1]) „Kunst und Leben". Der eigentliche Redakteur war Wilhelm Hemsen.

[2]) Auch Keller in der Meretleinepisode und in den Briefen, vgl. Nr. 239 und 288.

in seinem Hause alle möglichen Dialekte sprechen, aber schreiben nur in der einen und allgemeinen Sprache, wenn man sich dieser einmal gewidmet hat[1]). So mag's auch ein bißchen mit den Rokoko- und Chronikalformen sein. Es schwebt mir sogar innerhalb der lebenden Schriftsprache eine größere Einheit und Gleichmäßigkeit im Tempo und Marschschritt und -tritt vor, die noch zu erreichen wäre gegenüber dem willkürlichen Einzelgetue, und damit das Material zu dauerhaften Formen für großen Inhalt, zuletzt aber schwebt mir soeben auch vor, daß dies alles wohl eine Schrulle ist und ein überflüssiges Blatt Papier gebraucht hat. Auf die „Renate" soll es sich jedenfalls nicht speziell beziehen und wünsche ich diese gar nicht anders.

Freund Petersen will ich sogleich auch schreiben; er ist ein Satan mit Aquarellieren und glücklichem Enthusiasmuswesen. Paul Heyse und seine Frau sind ein paar Stunden in Zürich gewesen, als sie nach St. Moritz im Engadin reisten. Die Frau ist sehr leidend und es ist peinlich und schmerzlich, ein so anmutiges Wesen so zu wissen. Meister Paulus aber macht so viele hübsche Verse bei allem Nervenleiden, das ihn drückt, daß ich anfange, mein blutiges Mitleid etwas im Zaume zu halten. Sie sind etwas streng im Punkte der Lyrum-larum-Sachen[2]), und haben wohl recht auch betreffend das Bilderbuch[3]), obgleich wir beide so herrlich darin besungen sind. Vielleicht kommt auch erst die rechte lyrische Zeit für Heyse, wenn ihm die Reime einst nicht mehr so leicht fallen und dafür die Erinnerung mit ihrer Macht ins Leben tritt; es geht eben manchmal kurios zu in der Welt.

Schöne Sommertage wünsche ich Euch dort oben und unten, oder wie Ihr Euch plaziert, noch so manche als möglich, und denke, wir werden wohl irgendwo einmal einen kleinen Kongreß abhalten können. Ich denke z. B., auch wieder einmal einige Wochen in Berlin zuzubringen, wo sich, nach vorausgegangener Absprache,

[1]) Ähnlich äußerte sich Keller über die „alberne Titti-Tatti-Sprache" der Dialektdichter in der Vorrede zu der von ihm besorgten Ausgabe des „Schweizer-Bildungsfreundes", sowie an Kuh 28. Juni 1875.

[2]) Der Lyrik.

[3]) Das „Skizzenbuch" von Heyse (1877).

wohl etwas arrangieren ließe. Zuerst müssen aber die Attentäter[1]) und was damit zusammenhängt, wieder aus der Mode sein.

Gott zum Gruß oder was Euch für jenen gilt!

G. Keller.

Meine Dichterei, die noch einen Rückfall erlebt[2]), werde ich zunächst wieder eine Zeitlang schlafen lassen. Es war mehr ein Versuch, die Handgelenke zu probieren, ob noch die Kraft da sei, das Alte zu sammeln und zusammenzubinden mit einem Notreifen zum letzten Gange oder Gewatschel. Ich hoffe, diese Arbeit nächstes Frühjahr vornehmen zu können, und muß eben dann etwas geübt sein, da und dort im Fluge ein Neues oder Ergänzendes aufzuhaschen, wenn die Laune der früheren Tage wach ist und die Weisheit des Alters, oder deren berühmtes Gegenteil wenigstens, dabei steht. Inzwischen danke ich geziementlich für die genossene Aufmunterung und werde sie nur mäßig mißbrauchen.

D. D.

367. An Ferdinand Weibert

Zürich, den 28. August 1878.

Hochgeehrter Herr!

Ich muß es natürlich Ihrem Ermessen überlassen, ob eine neue Auflage der „Zürcher Novellen" angezeigt sei, wie Sie mit geehrtem Schreiben vom 26. dies mir mitteilen, und ebenso, ob ein so wenig umfangreiches Buch sich zur lieferungsweisen Ausgabe eigne. Indem ich mich mit dem vorgeschlagenen Modus einverstanden erkläre, erlaube ich mir nur noch die Bemerkung, daß nach meiner Ansicht die Distribution von Rezensionsexemplaren diesmal unterbleiben könnte. Ich glaube, man erreicht damit nichts weiter, als daß man durch die Vermittlung der Journalredaktionen manche hundert Leser mit Gratisstoff versieht, ohne daß meistens eine Zeile über das Buch geschrieben wird. Längst habe ich mich gewundert, wie selbst die teuersten Prachtwerke von den Verlegern in alle Winkel hin gratis versandt und dort von dem Redaktionspersonal einfach mit Behagen nach Hause

[1]) Hödel und Nobiling, vgl. oben S. 241 Anm. 2.

[2]) Die fünf Gedichte im Augustheft der „Rundschau".

geschleppt werden gegen Leistung weniger wertlosen Zeilen. Dieser Brauch muß ja wie eine immer zunehmende Last auf dem Buchhandel liegen.

Im vorliegenden Falle dürfte die ohnehin nötige Annoncierung der Lieferungsausgabe, die durch die Sortimenter überall wiederholt werden muß, genügende Aufmerksamkeit erregen. Dies nur meine unmaßgebliche Meinung, da Sie vor einiger Zeit die Absicht hegten, bei einer neuen Auflage die kleineren Lokalblätter mit Exemplaren zu bedenken, womit die Sache wohl etwas sehr ins Breite wachsen würde.

Auch mit der Auszahlung des Honorares erst nach Beendigung des Druckes bin ich einverstanden. Dieser Punkt veranlaßt mich jedoch zu einer weiteren Mitteilung betreffend den „Grünen Heinrich", die ich Ihnen dieser Tage zu machen vorhatte. Die Umarbeitung ist auf den Punkt gediehen, daß man jederzeit den Druck beginnen kann. Vor länger als drei Wochen habe ich endlich (nachdem ich die Sache hatte ruhen lassen, um mich nicht immer während der Arbeit zu ärgern) definitiv an Vieweg geschrieben, ungefähr in dem Sinne, wie Sie mir seinerzeit geraten. Ich verwies darauf, daß auf Grundlage des von ihm beigebrachten Briefes ein dauerndes Verlagsrecht nicht existiere, da er die darin erscheinenden Bedingungen nicht akzeptiert habe, daß überhaupt aus diesen Bedingungen bezüglich Umfang des Buches und Honorars im Verlaufe ganz andere geworden seien, ohne daß jemals eine zusammenfassende Regulierung des ganzen Verhältnisses stattgefunden habe. Dagegen anerbot ich 400 Mark als Entschädigung für die 120 inkompletten Exemplare, eine Summe, die wohl dem Nettoertrag gleichkommt, den er bei Wiederherstellung des fehlenden Bandes aus dem Verkaufe der 120 Exemplare ziehen würde, und den Betrag übersteigt, welchen er vor etwa neun Jahren aus der Verschleuderung von 100 Exemplaren (wie er angab) an Antiquare gezogen hat.

Eine Antwort habe ich bis heute nicht erhalten, und ich kann Viewegs nicht zwingen, eine solche zu erteilen, so daß die Sache nun so steht:

Seit länger als drei Jahren ist das Buch vergriffen resp. inkomplett, ohne daß Vieweg Anstalt macht, einen Neu-

druck oder eine Ergänzung der 120 Exemplare von sich aus zu unternehmen, obgleich das Buch gerade in neuerer Zeit häufig verlangt wird. Damit ist die Sache für mich abgetan, und es wird wohl schwerlich angehen, daß Vieweg durch bloßes Negieren mich hindern kann, das umgearbeitete Werk neu herauszugeben. Dazu kommt die unordentliche Basis seiner ganzen Behandlung: die variierenden Angaben über seine Rechtstitel, das antiquarische Verschleudern eines Teiles seines Vorrates, die fahrlässige Zugrunderichtung eines andern Teils; heut sind es 100 Exemplare, woran der erste Band fehlt, morgen 120 — kurz, eh' ich mit dieser Firma noch weitere Geschäfte machte, wollte ich lieber meine Manuskripte verbrennen.

Es bleibt mir höchstens noch übrig, die 400 Mark gegen Postquittung zu schicken und letztere als Beweismittel zu behalten, daß der Handel fertig sei. Obgleich auch dieses Opfer ungerecht ist. Die Firma hat immerhin 800 Exemplare für 7½ Reichstaler verkauft, bei einem geringen Honorar, und ist daher keineswegs am Schaden.

Da ich bezüglich der mir nötigen Geldmittel auf die neue Ausgabe des „Grünen Heinrich" rechnen muß und im Laufe des Monats September eine Anzahlung von ein paar tausend Franken zu beziehen wünsche, so kann ich mit dem Abschluß der Affäre nicht länger warten und bringe Ihnen daher alles Obige zur Kenntnis mit dem ergebenen Ansuchen, sich über die Stellung aussprechen zu wollen, die Sie zur Sache einzunehmen gedenken. Die Einheit in meinen Verlagsverhältnissen läßt es mir allerdings wünschbar erscheinen, das Buch auch in Ihrer Hand zu wissen. Sollte aber das Geschäft Ihnen nicht konvenieren, so sind Sie selbstverständlich nicht gebunden.

Zur Orientierung vorläufig die Notiz, daß das Buch um circa 16 Bogen kürzer wird und ich die übrigen 90 Bogen in fünf Bände zu etwa 18 Bogen einzuteilen gedenke, wovon die Hälfte in neuem Manuskript besteht, die andere Hälfte in durchgearbeiteten Exemplaren des alten Druckes.

Ihr mit ausgezeichneter Hochachtung ergebenster

G. Keller.

P.S. Ich habe noch beizufügen, daß ich Zeugnisse besitze, wonach der „Grüne Heinrich" vor zwei und drei Jahren an verschiedenen Orten erfolglos bei Buchhandlungen bestellt worden ist und diese Buchhandlungen von seiten Viewegs eine neue Ausgabe nicht in Aussicht stellen konnten.

368. An Anton und Marie von Frisch

Zürich, den 5. September 78.

Höchst wackeres Ehepaar!

Mit den besten Segenswünschen nahe auch ich der Wiege des neuen Erzwieners und bestimme überdies, daß dieser speziell ein Saufaus werden soll.

Von mir hätt' ich allerdings beinahe ein Sterbenswörtchen reden können. Als nämlich Herr Adolf Exner mit seinem Gemachel hier war, machte ich den Anlauf, einen Abendtee zu offerieren. Hiebei *vergiftete ich mich selbst*, ein Geniestreich, der nur mir passieren kann. Ich empfand am andern Tage so furchtbare Leib-, Kopf- und Rückenschmerzen, daß ich das Bett hüten mußte und erst am zweiten Tag ins Hotel Baur wanken konnte, voll Angst, das Pärchen mausetot anzutreffen. Natürlich hatte es aber dem Luderzeug nichts getan; sie waren schon ausgeflogen und saßen munter auf dem Rigi, gerade am einzigen absolut schönen Tage dieses Sommers. Das Gift meiner Gastfreundschaft hatte also nur mich selbst angegriffen, was mich nachdenklich machte und an jenen Hund erinnerte, der toll wurde, als er sich selbst in den Schwanz biß.

Um so angelegentlicher wünsche ich allen Dortigen die beste Gesundheit und den schönsten Verlauf aller Dinge.

Mit allen Grüßen Euer G. Keller.

369. An Wilhelm Petersen

Enge-Zürich, den 14. September 78.

Verehrtester!

Ein schöner vierseitiger Brief ist mir schon vor bald vier Wochen durch ein kaum fünf Zoll langes Kätzlein ruiniert worden,

das sein Pfötchen erst ins Tintenfaß steckte und dann über den Tisch weglief, auf welchem jener zum Falten bereit lag. Wenn daher auch doppelt verspätet, komme ich doch noch, für Ihre freundlichen Geburtstagswünsche und die pompöse Aquarellzeichnung herzlichst zu danken. Ich selbst hatte an den Tag gar nicht gedacht, der bei uns selten urgiert wird, und wurde daher förmlich überrascht durch Sie und Storm, so daß ich ein durch Eure Briefe gewürztes Frühstück vergnügt genoß. Daß Sie im Süden gehörig zu schweifen und zu schauen wissen, hat mir die gedruckte Probe bewiesen[1]), welche Sie mir seinerzeit unter Kreuzband zugesandt haben und für die ich Ihnen ebenfalls meinen besten Dank abstatte. Ich habe solche Schilderungen aus Neapel schon mehrfach gelesen und doch von Ihrer Darstellung wieder einen neuen Eindruck.

Ihre humoristische Betrübnis über die Dilettanten- und Meisterfrage in der edlen Kunst können Sie leicht etwas aufhellen durch eine gewisse Art von Fleiß, die auch den Liebhaber auf eine Stufe der Befriedigung führt; ich meine, Sie sollten weniger auf das schnelle Genießen des häufigen Hervorbringens mit möglichst leichten Mitteln ausgehen, sondern zuweilen eine ernstere Übungszeit eintreten lassen. Auch der Dilettant kann es zu einem gut ausgeführten Studienblatt bringen, an dem jedermann seine Freude hat. Ihre italienische Skizze ist sehr kräftig, sogar leuchtend in gewissem Sinne; allein es fehlt so sehr an jedem überlegten Hinsetzen der Formen und Tuschen, daß der Verdacht entsteht, es sei ein bißchen Scheu vor jener Lernarbeit vorhanden. Wenn Sie im kommenden Winter eine gute Lampe anstecken, den Bleistift zur Hand nähmen und eine Anzahl tüchtiger Vorlagen in Baumstudien und dergleichen beharrlich durcharbeiteten, so würden sich ein paar Dutzend Abende gewiß lohnen, besonders wenn Sie dann im Frühjahr ebenfalls mit dem Bleistift einige Naturstudien mit Lernzweck, nicht zum bloßen Vergnügen, folgen ließen. Wenn Sie sich einmal daran gewöhnt haben, die charakteristischen Formen im Handgedächtnis zu besitzen, so ist es Ihnen gar nicht mehr möglich, die unter dem Namen des Skizzierens umlaufende bloße Sudelei zu treiben. Die bessere, konzisere

[1]) Ein Nachmittag in Neapel.

Zeichnung wird dann von selbst auch eine feinere Wahl der farbigen Betonung mit sich bringen, da der erhöhte Wert der Form sofort eine vorsichtigere Färbung und Beleuchtung gebiert.

Wenn Sie dann reisen, so halten Sie sich der Sache zuliebe an Orten, wo Künstler sind, auch einige Tage auf und lassen Sie sich deren Mappen zeigen, so daß Sie die Studien und Skizzen derselben aufmerksam durchgehen können. In München z. B., wo Sie ja Paul Heyse als Anhaltspunkt haben, sollte das nicht schwer fallen.

Diese ennuyanten und pedantischen Schnödigkeiten haben Sie der Katze zu danken, die mich gezwungen hat, einen neuen Brief zu schreiben. Ich würde meine Weisheit auch für mich behalten, wenn ich nicht wüßte, daß Sie wohl noch erreichen können, was ich meine. Es kommt oft mit einem Mal, wie eine Erleuchtung, wenn man sich nur zugänglich hält. Übrigens brauchen Sie sich nicht zu kränken; ich habe neulich zum ersten Male Vervielfältigungen Goetheſcher Landschaftsgebilde gesehen, die gar keinen Wert haben, obgleich er fast ein Menschenalter lang von seinen Übungen spricht. Ich konnte nicht den mindesten Duktus herausfinden, der auch etwas künstlermäßig ausgesehen hätte. So wenigstens auf diesen Blättern.

Ist Ihre Lübeckerfahrt mit Storm und der Abend beim Dichterhäuptling Geibel gut ausgefallen? Storm schreibt mir, daß er an das Krankenlager seiner Mutter habe heimkehren müssen von seiner Villegiatur, leider ein Unausweichliches und so spät noch doppelt Wehmütiges.

Mit allen Grüßen Ihr Gottfr. Keller.

Herzlichste Empfehlungen und Grüße an Frau und Kinder.

370. An Ferdinand Weibert

Zürich-Enge, 28. Oktober 1878.

Hochgeehrter Herr!

Diesmal sehe ich mich veranlaßt, Sie mit den Angelegenheiten eines andern zu unterhalten. Der zürcherische Literator und Dichter Heinrich Leuthold, der lange Jahre in München gelebt und dort mit Geibel zusammen das bekannte Buch „Fünf Bücher fran-

zösischer Lyrik" herausgegeben hat, mußte vor einem Jahre ungefähr in die Heimat gebracht werden, wegen gänzlich gesunkener Gesundheit. Nicht gerade wahnsinnig, aber mit zerstörtem Nervenleben wird er in der hiesigen Irrenanstalt verpflegt und dieselbe wohl nicht wieder verlassen.

Unter diesen Umständen haben einige Freunde und Bekannte seine Sachen an die Hand genommen, um zu retten, was der Fortexistenz würdig scheint. Leuthold hat schon in den sechziger Jahren im „Münchner Dichterbuch" einige eigene Poesien veröffentlicht. Nun hat sich eine ziemliche Menge lyrischer Gedichte sowie Episches vorgefunden, und es handelt sich darum, daraus einen Band zu gestalten, welcher dem unglücklichen Poeten zu gutem Andenken gereichen und in sein letztes trübes Dasein noch einen freundlichen Lichtstrahl werfen würde. Professor Jakob Baechtold in Zürich, mit demselben sowie mit Hermann Lingg (welcher Leuthold ebenfalls nahe stand) befreundet, hat die Sichtung des Vorhandenen unternommen und mit strenger Auswahl ein Manuskript hergestellt, welches ein Bändchen von siebzehn bis achtzehn Druckbogen ergeben würde.

Hiefür ist nun ein Herr Verleger zu suchen. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß auf den Wunsch des Kranken zuerst Cotta, welcher denselben ja schon kennt, angefragt wurde und mit eifrigem Entgegenkommen sich hierauf das Manuskript schicken ließ, daß er aber die Übernahme dann wegen „mangelnder Originalität" der Gedichte ablehnte, obgleich dieselben weitaus besser und bedeutender sind, als manches, was Cotta schon verlegt hat. Die Signatur fraglicher Gedichte sind ein leidenschaftlich bewegtes subjektives Leben und eine ungewöhnliche Formschönheit in Platenschem Sinne.

Ein Dichter von durchaus neuem, ursprünglichem Gepräge wird allerdings nicht herausspringen, dagegen ein Büchlein von durchgehend reinem Wohllaut und gleichmäßigem Wert des Inhaltes entstehen und hiedurch doch etwas Neues sein, d. h. vorteilhaft abstechen gegen das meiste dieser Art, was der Tag bringt. Ich bin gebeten worden, Sie, hochgeehrter Herr, von der Sache in Kenntnis zu setzen und Sie anzufragen, ob Ihnen das Verlagsanerbieten nicht unwillkommen wäre und Sie das Manuskript

einsehen wollten? Bejahendenfalls würde Herr Professor Baechtold sich direkt mit Ihnen in Verbindung setzen[1]).

Da noch Raum ist, will ich Ihnen auch sagen, daß puncto „Grüner Heinrich" die Viewegs schon vor mehreren Wochen erklärt haben, daß sie auf dem Verlagsrecht nicht länger bestehen wollen, obgleich nach ihrer Überzeugung dasselbe im Sinn und Geist der gepflogenen Korrespondenz liege, und daß sie mir die hundert inkompletten Exemplare für 625 Mark abtreten wollen. Ich schwanke noch, ob ich auf dies Feilschen eingehen oder auf meinen 400 Mark bestehen soll. Am Ende ist es geraten, von den Herren definitiv loszukommen zu suchen.

. Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebener

G. Keller.

371. An Ferdinand Weibert

Enge-Zürich, 14. November 1878.

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen bestens für die freundliche Beantwortung meiner Anfrage in Sachen Leutholds. Es ist mir sehr begreiflich, daß Sie in gegenwärtigen Zeitläufen ein Honorar nicht riskieren mögen, auch würde der Kranke selbst nicht darauf sehen trotz aller Armut, oder vielmehr gerade wegen derselben, da er sowieso versorgt ist und wohl ahnt, daß er nicht mehr in die Welt kommt. Anders stellt sich die Sache für die Freunde, die für ihn handeln. Indem schweizerische Verleger da sind, die mit den Gedichten und ihrem Schicksal ein patriotisches Geschäft lokaler Natur zu machen hoffen und Anerbietungen gemacht haben, darf man der Vormundschaftsbehörde gegenüber, unter welcher Leuthold steht, dies nicht ignorieren, und so wird das Buch nun bei Huber in Frauenfeld erscheinen.

Ich schließe die Quittung für die unterm 4. d. Mts. mir gütigst übersandten 1000 Franken bei und werde mit Vergnügen Ihren so gefällig anerbotenen weiteren Geldsendungen entgegensehen, wenn erst eine geschäftliche Grundlage dafür gewonnen sein wird.

Mit vorzüglichster Hochachtung ergeben G. Keller.

[1]) Weibert lehnte den Verlag ab.

372. An Wilhelm Petersen

Zürich, 14. November 1878.

Verehrter Freund!

Wir tun Ihnen kund, daß soeben beim abendlichen Tee der letzte Sprottfisch aus nordischer See glücklich und heil und ohne Pelzrock bestattet worden ist und so wohl geschmeckt hat, wie der erste. Nun ist es auch anständig, für die neue Güte des Spenders zu danken und die Hände zu erheben! Mögen Ihnen die Seligen am Jüngsten Tage in neuen Silberkleidchen entgegenziehen und Ihnen voranschwimmen im Meere der ewigen Wonne!

Ich bin mit meiner Korrespondenz etwas durcheinandergeraten und weiß im Augenblick auf Ihre letzte freundliche Mitteilung nicht recht zu reagieren. In der vorletzten war es glaub' ich, daß Sie mir schrieben, Sie hätten nach dem alten „Grünen Heinrich" öffentlich Nachfrage gehalten; diesbezüglich kann ich Ihnen mitteilen, daß ich, um die neue Ausgabe abschießen zu können, dem alten Verleger noch 100 Exemplare abkaufen muß, an denen sämtlich ein Band mangelt (weil er das Recht hätte, diesen Band noch wieder herzustellen!). Welcher Band es aber ist, weiß ich nicht. Ich werde Ihnen also nebst dem neuen Buch seinerzeit drei Bände des alten Schmökers zustellen können, damit Sie Ihrer Liebhaberei frönen mögen, d. h. ich will mich doch noch bedenken, ob ich es tun soll!

Können Sie mir nicht Storms Geburtstag mitteilen (und zugleich Ihren eigenen)? Ich möchte doch gerne mich noch in alten Tagen der freundlichen Sitte anschließen, an den betreffenden Frühstückstischen mit einem Gruße zu erscheinen. Die „Neuen Novellen" Storms habe ich auch geknabbert wie Marzipan.

Die Zeit vergeht doch jämmerlich schnell! Nun werden Sie in wenigen Monaten schon wieder an Ihren Südflug denken dürfen. Hoffentlich werden wir bei Ihrem nächsten Ausruhen in Zürich einmal gutes Wetter haben.

Leben Sie mit den Ihrigen gesund und glücklich! Herzlichst grüßend

Ihr G. Keller.

373. An Justine Rodenberg

Zürich, 14. November 1878.

Hochverehrte Frau!

Mit drei Herzkammern danke ich Ihnen für Ihre reiche Gabe vom 15. Oktobris, für den gütigen Brief, mit welchem Sie meine Eitelkeit so freundlich einbalsamieren, für den Roman und für die Schererſche Rezenſion.

Den Roman[1]) habe ich in einem Zuge ausgeſchlürft und mich anderthalb Tage daran gelabt. Ich gratuliere dem Herrn Julius, Ihrem Rodenberger, von ganzem Herzen zu der tüchtigen und reifen Arbeit, die als Familiengeſchichte, als hiſtoriſcher Roman und als Zeitbild überall gleich typiſch iſt. Als ein Hauptkriterium möchte ich die Geſtalt der Helene betrachten; ſie iſt eine wahre Allegorie des elſäſſiſch-franzöſiſchen Weſens von 1870 und nachher und doch voll individuellſten Lebens, ſo daß ſie zur ganzen tragiſchen Wirkung kommt. Sie können ſich denken, wie ich mit all den Menſchen in Berlin herumſpaziert bin und den Sonnenſchein über den Spreewäldern mitgenoſſen habe und mich überdies freute, keinen Gründern und Halunken zu begegnen, da ja Herr Beſtvater der Schlimmſte iſt. Alle Berechtigung und Wohltat Juvenalſcher Werke in Ehren gehalten, iſt es mir poetiſch doch nur ganz behaglich, wo es menſchlich, aber ehrlich hergeht in ſolchen Hervorbringungen, und ich ſehe nicht ein, warum ich immer mit dem Geſichte eines Polizeikommiſſärs daſitzen ſoll, wenn ich einen Roman leſe.

Ihre Gelaſſenheit aber, verehrteſte Frau Doktorin, mit welcher Sie über die andern vom Metier ſprechen hören, iſt mir erklärlich durch die innere Gelaſſenheit, mit welcher der Herr Gemahl ſeine Geſchicke austeilt, wenn er ſchreibt. Das iſt auch eine Muſe, welche manchem fehlt.

Herr Profeſſor Scherer hat mich auch herrlich einbalſamiert und vor der Welt geehrt[2]); wenn er nur überall ſo recht hätte, wie bei dem „Hadloub", deſſen Unfertigkeit mir leider ſchon lange

[1]) „Die Grandidiers."

[2]) Mit der Beſprechung der „Züricher Novellen" im Novemberheft der „Rundſchau", abgedruckt in Scherers kleinen Schriften 2, S. 152 ff. (1893).

bekannt ist. Ich verspreche aber dem freundlichen Gönner und Gelehrten, zunächst nicht so bald wieder eine Schulstudie vorzunehmen, über welcher die Hauptsache verdunstet.

Hoffentlich sind Sie nun in vollem Zuge eines warmen und vergnügten Winterlebens, wozu ich der ganzen kleinen Familie alles Gute wünsche, Fleiß, Appetit und Lebenslust, Amen!

Mit Verehrung und Ergebenheit Ihr G. Keller.

374. An Friedrich Theodor Vischer

Zürich, 15. November 1878.

Verehrter Freund!

Durch Ihren Herren Verleger habe ich den „Auch Einer" empfangen und komme nun, Ihnen für die angenehme Überraschung meinen Dank darzubringen. Eine große Überraschung war es, weil ich lediglich eine Pfahldorfgeschichte erwartet habe und nun den monumentalen Bau eines Monologes vor mir sehe, wie ihn unsere Literatur kaum ein zweites Mal besitzt. Mit dem Ausdruck Monolog will ich jedoch keineswegs irgend eine Formbezeichnung riskieren; denn auch für den Namen eines Romans, den Sie umgangen haben, ist ja das Werk hinlänglich plastisch und schlüssig komponiert. Ich meine nur den testamentartigen Charakter des Buches, welches auf jeder Seite, nach allen Ausstrahlungen hin, das Wesen einer und derselben Person ausspricht. Außerdem aber verschmelzt ja der rhapsodisch bewegte Gang des Werkes die unmittelbare Erzählung des Dichters mit dem Tagebuch in einheitlicher Weise; es ist überall der gleiche stürmische Fluß der Darstellung. Ob die Einheit des nationalen Gepräges, welches dem Buch aufgedrückt ist, nicht etwas lädiert wird durch die Grabaufwühlung ꝛc. im zweiten Bande, welche mir in Viktor Hugosches Gebiet hinüberzugreifen scheint, und ob das ästhetische Problem der katarrhalischen Tragikomik in richtig abgewogener Mischung geraten ist, will ich nicht ergründen, da es mir nicht beifallen kann, Ihnen eine Rezension zu liefern, zumal ich über die Sache nicht mit mir einig bin, denn hier kann wieder die Monolognatur antreten und sagen: So ist's einmal mit dem treibenden Concretum beschaffen, welches sich hier manifestiert.

Ein Hauptkompliment muß ich Ihnen über die lyrischen Einlagen machen, das Ihnen wohl nicht neu sein wird. Das Lied oder die Romanze von der Nagelschmiedin könnte einen der besten Plätze in Mörikes Gedichten beanspruchen und damit auch in allen andern Büchern bester Lyrik. Um so verwunderlicher ist es mir, daß Sie sich damit amüsiert haben, die kleine Anleihe aus meinen windschiefen Gedichten zu produzieren; dafür fühlte ich mich um so geschmeichelter durch die mir zugeschriebene Abholzung des Druiden oder Pfaffen, wie denn kleine oder bucklige Leute immer darauf stolz sind, wenn man ihnen nachsagt, sie hätten einen durchgehauen. Wie sich mein Bardenkollege Ferdinand Keller[1]) über die ihm angewiesene Rolle gaudiert, weiß ich noch nicht, da ich ihn seit der Lektüre des Buches noch nicht gesehen habe. Jedenfalls nehmen Sie meinen eigenen Dank entgegen für die poetische Verherrlichung unserer Nebel- und Pfnüselgegend samt ihren Kutteln und andern Delikatessen, und möge Sie der böse Grippo diesen Winter verschonen! Selbst die milderen Gnadenwirkungen der Selinur wünschen wir in unseren Jahren immer seltener zu schmecken, da einen wirklich die Zeit für das verfluchte Nasenwischen zu reuen anfängt.

Mit 100 Grüßen Ihr ergebener G. Keller.

375. An Theodor Storm

Zürich, 15. November 1878.

Liebster Freund und Nordmann!

Tausendfachen Dank für die „Neuen Novellen", den ich nach der Welt Lauf erst abstatte, nachdem der Genuß augenblicklich genommen worden und das Maul längst gewischt ist. Dafür werde ich nächstens Ihre Bände nicht mehr ausleihen, weil sie zu den Sachen gehören, die ich öfter wieder zur Hand nehme und dann stundenlang drin fortzulesen pflege usw.

Der „Carsten Curator" ist ja ganz schön, durchsichtig und voll-

[1]) Vischer hat in der Pfahlbaugeschichte seines Romans „Auch Einer" auch dem zürcherischen Archäologen Ferdinand Keller (1800—1881), dem Entdecker der Pfahlbauten, ein Denkmal gesetzt. Im übrigen vgl. H. Kürbs, Die Pfahldorfgeschichte in Vischers „Auch Einer" (1915); Fr. Feilbogen, Fr. Th. Vischers Auch Einer (1916).

kommen fertig. Der diebische Junge war mir anfangs freilich zuwider in einer spezifisch poetischen Geschichte, wie es die Ihrigen sind; allein dem rechtschaffenen Kurator war nicht anders beizukommen, wenn das Thema, die Unterwerfung der schlichtbürgerlichen Pflichtmäßigkeit und Anspruchlosigkeit unter das dämonische Prinzip sinnlicher Schönheit, durchgeführt werden wollte. In dem neuen Berliner „Wochenblatt“[1]) hat Sie einer um dieser Geschichten willen unter die Pessimisten gesteckt (Nr. 5 vom 2. Nov.), und zwar einer, der dort überall mitzusprechen scheint. Es ist zuweilen, wie wenn lauter angetrunkene Fuhrleute durcheinander lärmten.

Mit Ihrer alten Mama scheinen Sie noch eine Gnadenfrist zu erleben, wozu ich herzlich Glück wünschen würde; denn je länger man ein solches Möbel, Mütterchen genannt, hat, um so weniger will man an ein Aufhören denken. Man merkt den eignen Niedergang.

Damit will ich aber nicht befürchten, daß etwas an einer Herzkrankheit sei, von welcher Sie mir in Ihrem letzten Briefe geschrieben. Die Andeutung hat mich unheimlich berührt, und hoffe ich, die geheimnisvollen Wissenden werden in der Tat nicht viel zu verhehlen haben.

Es ist ein ausnahmsweise hier schöner Novembertag, und ich will etwas spazieren, daher schließen.

Mit allen Grüßen Ihr Gottfr. Keller.

376. An Ferdinand Weibert

Enge-Zürich, 9. Januar 1879.

Hochgeehrter Herr!

Eine Reihe von Gefälligkeitsarbeiten und Betätigungen, mit welchen man meine vermeintlich freie Zeit hier zu belasten pflegt[2]), hat mir beinahe ein paar Monate gekostet, so daß ich meine Korrespondenz stille stehen lassen mußte. Jetzt habe ich aber der Sache ein Ende gemacht, sonst ginge es auch ins neue Jahr hinein so fort.

[1]) Herausgegeben von Fritz Mauthner.

[2]) Zum Beispiel mit einer Adresse an den in seiner Amtsführung angegriffenen Direktor der Zürcher Irrenanstalt Eduard Hitzig, vgl. Bd. 1 S. 634.

Ich danke Ihnen für die freundlichen Jahreswünsche, mit welchen Sie mich bedacht haben, und erwidere dieselben von ganzem Herzen.

Sodann bin ich Ihnen noch die Empfangsanzeige für die Freiexemplare der zweiten Auflage der „Zürcher Novellen" schuldig und statte sie hiemit mit ergebenstem Danke ab.

Ebenso danke ich Ihnen bestens für die übersandten Nummern verschiedener Zeitungen resp. Besprechungen fraglicher Novellen. Ich habe schon mehrmals vergessen, Sie zu fragen, ob Sie vielleicht solche Sachen jeweilig wieder zurückzuerhalten wünschen? in welchem Falle ich sie Ihnen sofort schicken werde.

Inzwischen ist es hohe Zeit geworden, den „Grünen Heinrich" vorwärts zu bringen, wenn er in der ersten Hälfte des Jahres erscheinen soll, zumal ich mich auch endlich andern Arbeiten zuwenden muß.

Auf das Zureden mancher Freunde habe ich doch nicht so viel gestrichen, als ich ursprünglich vorhatte, sondern im ganzen nur circa 16 Bogen, so daß das neue Buch ungefähr, d. h. höchstens 90 Bogen stark werden wird.

Diese 90 Bogen habe ich in fünf Bändchen à 18 Bogen eingeteilt, vorbehalten den Fall, daß der Verleger eine andere kleinere Bändezahl für zweckmäßiger hält. Zu lange Kapitel sind getrennt worden und jedes mit einer kurzen Überschrift versehen, damit ein Register angefertigt werden und der geneigte Leser die einzelnen Gegenstände leichter auffinden kann; auch verliert das Buch durch diese Manipulation den äußern Anschein monotoner Unbehülflichkeit, den es bis jetzt hatte.

Falls nun Ihre Geneigtheit, diese neue Ausgabe zu übernehmen, dieselbe geblieben ist, will ich meine Bedingungen nunmehr mitteilen.

Ich würde die gleichen Bestimmungen aufnehmen, wie in dem Kontrakt vom 4. August 1877 mit Ausnahme des Honorarpunktes, der so zu regulieren wäre, daß für den Bogen (Format und Ausstattung der „Zürcher Novellen") 80 Mark oder 100 Franken berechnet werden. Anzahlung von 5000 Franken oder 4000 Mark nach Beginn des Druckes und Auszahlung des übrigen Betreffnisses nach Vollendung desselben.

Drei Bände sind druckfertig, die zwei übrigen sind auf dem Wege es zu werden, bis die andern gedruckt sind, bzw. vorher, da das Eigentliche oder Neue daran schon getan ist. Immerhin muß ich bis längstens Ende März mit dieser Sache nichts mehr zu schaffen haben.

Ihr hochachtungsvoll ergebener G. Keller.

377. An Conrad Ferdinand Meyer

Enge, 15. Januar 79.

Verehrter Herr und Freund!

Paul Heyse schreibt mir von sich aus, daß er wegen Heinrich Leuthold nun beruhigt sei, „daß hinter der ganzen Sache nur eine Wichtigmacherei des Herrn Merhoff stecke" usw. Wer und wo dieser ist, weiß ich nicht; dagegen scheinen diesseitige Nachfragen nun unnötig zu sein[1]).

Ich soll Ihnen für Ihren letzten Brief an Heyse Dank sagen.

Indessen ist in der Beilage der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" von Mähly ein Aufsatz[2]) über den armen Leuthold erschienen, der ein so blödes und auf total unrichtigen Voraussetzungen beruhendes Geschwätz enthält, daß damit noch mehr Schaden gestiftet wird, als durch jenen schillerstifterischen Importunitätenkrämer.

Wir haben es herrlich weit gebracht, sogar unser bißchen Poesie und Literatur muß zum öffentlichen Verdächtigen und Herabreißen herhalten.

Beste Grüße. Ihr ergebener G. Keller.

378. An Jakob Baechtold

Enge, 16. Januar 79.

Ich habe freilich den Mählyschen Schmarren auch gelesen in der „Allg. Zeitung" und mich darüber geärgert, sonderlich da er

[1]) Meyer spendete 250 Fr. für Leuthold und stellte eine größere Summe zur Verfügung. Die deutschen Freunde Leutholds wollten sich an die Schillerstiftung wenden.

[2]) Allg. Zeitung 1879 Nr. 12 Beilage, vgl. Süddeutsche Monatshefte 1910 September, S. 308.

offenbar mit hämischer Absicht gezeuget und geschneuzt ist. Allein es ist schwierig, jetzt darauf zu erwidern. Die kritische Seite der Sache könnte nur dann zur Sprache gebracht werden, wenn die versteckten Angriffe auf Herausgeber und „Freunde" offener ausgespielt und von anderer Seite unterstützt würden. Und was die falschen Voraussetzungen und Anklagen wegen Leutholds Schicksal ꝛc. betrifft, so liegt die Schändlichkeit oder ich will annehmen Leichtsinnigkeit der Mählyschen Auslassung ja gerade darin, daß man sich nicht aussprechen und rektifizieren kann, während der arme Kerl noch lebt und leidet und natürlich alles zu Gesicht bekommt, was über ihn gedruckt wird.

Heyse hat mir geschrieben, daß der Wühlhuber puncto Schillerstiftung ein Merhoff sei; ich weiß aber nicht, wer das ist. Hingegen ist also der Übeltäter nicht hier herum zu suchen.

Wenn Sie Samstags abend auf die „Meise" kommen, so will ich den Brief mitbringen, der über Leuthold noch merkwürdige Worte enthält.

Ihr G. Keller.

379. An Jakob Baechtold

Enge, 27. Januar 79.

Alles, was in diesem Hertzschen Briefe[1]) vorgebracht wird, ist ja schon genau beantwortet in den Berichten, die Heyse in Händen hat, so die Lüge von der letzten Klasse. Ich habe ausdrücklich geschrieben, daß Leuthold stets sein eigenes gutes Zimmer habe, daß für jetzt genug Geld da sei ꝛc. Daß man nun auch noch einen König anbetteln soll für einige hundert Franken, setzt der Sache die Krone auf[2]).

Ich habe kein Recht, mich zu einem Ratgeber oder gar Disponenten aufzuwerfen, aber es scheint mir doch, daß Sie den Herrn Hertz ruhig zu Heyse schicken können, der eine Anzahl Briefe besitzt, unter andern auch vom Direktor Hitzig selbst.

Wenn Sie bedenken, daß in den Gedichten wiederholt Verhöhnungen der k. bayerischen Ordensverleihungen vorkommen,

[1]) An Baechtold über Leuthold.

[2]) Leutholds Münchener Verehrer dachten daran, den bayerischen König um eine Unterstützung für den unglücklichen Dichter anzugehen.

so werden Sie finden, man könnte bei einer Anbettelung des Königs mit Recht sagen, es sei niemand so unverschämt, als die Schweizer.

Mit Gruß Ihr G. Keller.

380. An Wilhelm Petersen

Zürich, 27. Januar 1879.

Verehrter Freund!

Fast ist der Januar vorüber, und ich fange erst an, meine wenigen Neujahrsbriefe abzusenden. Wenigstens beginne ich mit Ihnen, nachts halb zehn Uhr, um Ihnen für alle erwiesene Freundlichkeit zu danken und die guten Wünsche herzlich zu erwidern. Ihre „Korallenmoos"-Idylle[1]) ist allerliebst, und ich wünsche dem guten Beispiel, das Sie Ihren Mitbürgern im schönen Naturgenuß geben, besten Erfolg.

Für Ihre tatkräftige Hülfsmeinung wegen der alten unvollständigen Exemplare des „Grünen Heinrich" ebenfalls wärmsten Dank[2]). Allein ich muß es doch dabei bewenden lassen. Erstens kann es nicht in meinem Interesse liegen, die alte Unform neuerdings in Umlauf zu bringen, nachdem ich das Buch nach Vermögen umgearbeitet habe (es fallen übrigens bloß etwa 16 Bogen des alten Textes weg). Zweitens kann ich dem Verleger, der eine erhebliche Summe in das Unternehmen steckt, nicht sofort mit dem antiquarischen Ausbieten des alten Auflagerestes Konkurrenz machen, sowie mir selbst. Denn es würde immerhin einen unangenehmen Effekt machen, wenn das seit Jahren für vergriffen erklärte Buch hintendrein nun doch wieder in irgend einer Form zu haben wäre. Die Summe, die ich den Viewegs auszahle, muß ich eben am neuen Honorar (etwa ein Zehntel) einschlagen, und wenn Goeschen, was er regelmäßig zu tun scheint, es zu einer zweiten Auflage bringt, so ist ja die Sache alsdann verschmerzt, ebenso bei einer Gesamtausgabe meiner Schriften, an die ich allmählich denken muß.

Dieser Winter ist mir sehr langweilig und beschwerlich aus-

[1]) Gedicht von W. Petersen.

[2]) Petersen meinte, man sollte die Restauflage durch einen Berliner Antiquar verwerten lassen.

gefallen. Ich habe mich bei meiner leiblichen Unförmlichkeit von der freien Natur abdrängen lassen; bald verhindert mich das Glatteis, auf unserm hügeligen Terrain herumzuwatscheln, bald, wenn Schnee und Tauwetter ist, der eigensinnige Mangel an geeignetem Schuhwerk und Kostüm. So sehnt man den Frühling herbei und verhunzt inzwischen Lunge und Gliedmaßen durch Stillsitzen. Ich habe mancherlei Gedichte gemacht oder entworfen, um das Sichtungsmaterial für die bevorstehende lyrische Testamentsbestellung etwas reichlicher zu gestalten. Es gibt eine gewisse Zahl Gegenstände, die einem jungen Poeten nicht einfallen können, sonst würde ich diese Nachernte mir nicht erlauben. Tröstlich ist wenigstens bei all diesen Verspätungen, daß ich bis an mein Ende zu tun und mich zu wehren habe und meine kleine Herrlichkeit nicht um Dezennien zu überleben brauche et après nous le déluge!

Fahren Sie mit Ihren jungen Jahren fort, so natur- und kunstfroh mit den Ihrigen, die ich herzlichst zu grüßen bitte, das Leben zu zwingen! Freund Storm werde ich dieser Tage auch schreiben. Dieser Tage schicke ich Ihnen ein Bändchen Gedichte von einem andern Zürcher, der lang in München gelebt hat und jetzt hier im Irrenhause sitzt[1]).

Ihr ergebener G. Keller.

381. An Ferdinand Weibert

Zürich, 15. Februar 1879.

Hochgeehrter Herr!

In Beantwortung Ihres verehrlichen vom 13. vor. Mts. erkläre ich mich damit einverstanden, daß die neue Ausgabe des „Grünen Heinrich" in vier Bänden erscheint. Sechs Bände würde mir zu ungeheuerlich klingen; wenn es auch kleine Bände wären, so würde die große Zahl doch haften bleiben in den Mäulern.

Ich habe das Buch nun neu eingeteilt und sende Ihnen zwei Bände mit dem Ersuchen, mir zu berichten, ob Sie die Anfertigung einer Reinschrift für die Setzer für nötig halten.

Denn es wird jedenfalls sorgfältig verfahren werden müssen wegen der vielen Korrekturen und Marginalnoten. Falls Sie das

[1]) Heinrich Leuthold.

Buch definitiv übernehmen, können Sie den Satz nach Belieben sofort beginnen lassen, da die zweite Hälfte jedenfalls druckfertig sein wird, bis die zwei ersten Bände vorgerückt sind. Nur während der nächsten vier Wochen wäre es mir doch lieb, nicht mehr als einen Revisionsbogen täglich zu erhalten.

Ich bin begierig, was diese neue Phase des alten Schmökers für ein Schicksal haben wird; denn inklusive Ihr und Viewegs Verlagsangebote habe ich sukzessive wunderlicherweise nun sechs Verlagsanfragen erhalten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebener

G. Keller.

382. An Theodor Storm

Zürich, 26. Februar 1879.

Ihr Brief, liebster Freund, so willkommen er mir ist, hat mich doch in ärgerlicher Weise an meiner Saumseligkeit ertappt, mit welcher ich seit Monaten mit einem Briefe an Sie laborierte. Der Winter ist mir zum erstenmal fast unerträglich geworden und hat fast alle Schreiberei lahmgelegt. Immer grau und lichtlos, dabei ungewöhnlich kalt und schneereich, nach vorangegangenem Regenjahr, hat er mir fast täglich namentlich die Morgenstunden vereitelt. Ein einziges Mal hatte ich neulich ein Frühvergnügen, als ich eines Kaminfegers wegen um vier Uhr aufstehen mußte, der den Ofen zu reinigen hatte. Da sah ich das ganze Alpengebirge im Süden, auf acht bis zwölf Meilen Entfernung, im hellen Mondscheine liegen, wie einen Traum, durch die vom Föhnwinde verdünnte Luft. Am Tage war natürlich alles wieder Nebel und Düsternis.

Schon seit dem Herbste habe ich den Salomon Geßnerschen zweiten Band für Sie bereit, den Sie einmal gewünscht haben[1]). Das Jahrhundert, das seit seinem Erscheinen verflossen war, und das ich durch die schöne Dedikation[2]) markiert habe, ist nun schon überschritten. Gleichwohl lasse ich's stehen und sende Ihnen das Buch zum freundlichen Angedenken und Vergißmeinnicht.

[1]) Vgl. Köster, Briefwechsel, 3. Auflage, S. 230. Vgl. oben S. 231.

[2]) Unten am Titelblatt des Bandes von 1778 hatte Keller geschrieben: Seinem Freunde Th. Storm in Husum G. Keller in Zürich MDCCCLXXVIII.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Landkaufe[1]) und Baumpflanzen; wer die Mutter noch hat, darf wohl noch Bäume setzen; warten Sie aber, womöglich, nicht zu lange, bis Sie bauen. Die Gesetzänderungen, welche Ihnen so mal à propos noch auf den Hals fallen, soll auch der Teufel holen, so zweckmäßig sie sein mögen. Ich habe vor zehn Jahren etwas Ähnliches erfahren: Gerade als ich in mein Amt so voll eingeschossen war, daß ich Aussicht hatte, etwas Muße zu gewinnen, gab's eine trockene aber radikale Staatsumwälzung[2]), eine neue Verfassung wurde gemacht, infolgedessen eine Reihe neuer Gesetze, so daß ich neben den laufenden Geschäften zwei Jahre lang fast Tag und Nacht Schwatzprotokolle zu schreiben hatte, die nachher zur Interpretation dienen sollen, wenn die Esel nicht mehr wissen, was sie gewollt haben. Da war es denn mit der Dichterei wieder fertig, besonders da die zweite Staatsschreiberstelle auch abgeschafft wurde[3]) und ich als einziger und unteilbarer Skribax dastand, weshalb Ihre Adressen auch nicht mehr richtig sind. Ich möchte Ihnen bei diesem Anlasse auch belieben, fragliche Titulatur überhaupt abzuschaffen, sintemalen dieselbe in der knauserigen Republik keine Pension einträgt.

Sie sind aber ja ein Hexenmeister von Fleiß, wenn wir drei neue Arbeiten zu gewärtigen haben; sie sollen und werden Ihrem guten Namen nichts schaden, da Sie ja das Vermögen nicht besitzen, absichtlich unter sich selbst herabzusteigen, wie gewisse Industrielle, und unabsichtlich hat es doch auch seine Mucken.

Den koketten Rhapsoden Jordan[4]) hab ich vor Jahren hier auch gehört, und zwar in den gleichen Kapiteln; gar wunderbar war es, das kränkliche Knäblein der Brunhild (welch modernes Romanmotiv!) zu Siegfried sagen zu hören: „Du bist lieber als P a p a." Jordan ist gewiß ein großes Talent; aber es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu schieben. Jenes Nibelungenlied wird mir auch

[1]) In Hademarschen.
[2]) Die demokratische Bewegung, vgl. Bd. 1 S. 415 ff.
[3]) 1871.
[4]) Vgl. Storm an Keller, 18. Febr. 79.

mit jedem Jahre lieber und ehrfurchtgebietender, und ich finde in allen Teilen immer mehr bewußte Vollkommenheit und Größe. Als man nach der besagten Vorlesung in Zürich aus dem Saale ging, hatte sich der Rhapsode unter der Türe aufgestellt, und jeder mußte an ihm vorbeigehen. Vor mir her ging Kinkel, auch ein Vortragsvirtuose und „schöner Mann", und nun sah ich, wie die beiden sich kurz zunickten und lächelten in einer Weise, wie nur zwei Frauen sich zulächeln können. Ich wunderte mich, wie zwei so lange Kerle und geriebene Luder sich gegenseitig so schofel behandeln mögen. Wahrscheinlich verdirbt das reisende Deklamierwesen etwas die Poeten.

Über Paul Heyses dramatischen Unstern[1]) weiß ich nichts Sicheres zu sagen, da ich mehrere seiner Stücke noch nicht gelesen und noch gar keines aufgeführt gesehen habe. Was ich kenne, ist mir mit ein paar Ausnahmen sympathisch; allein ich habe auch das Gefühl, daß er keine glückliche Hand mit den Stoffen hat; sie scheinen keine rechte Nötigung in sich zu haben. Es wäre vielleicht aber auch möglich, daß seine Sachen für die jetzigen Zustände einfach zu gut sind; doch wie gesagt, ich muß sie erst einmal recht durchlesen.

Ich für meine Person bummle jetzt im Geiste oft in seiner Nähe in München herum, da ich in der Tat mit dem Ende des grünen Menschen beschäftigt bin. Der Druck hat dieser Tage begonnen. Ich kann Sie, da Sie es wünschen, gleich um einen weitern guten Rat angehen. Der Titel „Der grüne Heinrich" scheint mir nämlich immer an Skurrilität oder unfreiwilliger Komik zu leiden; auch erinnere ich mich wohl, wie sehr ein malitiöser Kritiker gesagt hatte, der Held dieses Romanes sei allerdings ein sehr grüner Junge usw. Hielten Sie es nun für tunlich, den Titel zu ändern und etwa zu sagen „Heinrich Lee" oder „Das Leben des grünen Heinrich", mit welch letzterer Wendung dann wenigstens das Wort „Roman" wegfallen könnte und das Ding schlechtweg ein Buch wäre. Oder hat Sie der bisherige Titel nie gestört?

Petersen ist ja eine fürsorgliche edle Seele; wenn es auf ihn ankäme, so ließe er uns den Verlegern schön mitspielen, daß ihnen Hören und Sehen verginge. Indessen schenken wollen wir den Herren gerade auch nichts. Ich habe bisher nur in der „Rund-

[1]) „Elfriede" hatte in Straßburg nur einen Achtungserfolg erzielt.

schau" Novellen gehabt und 300 Mark für den Bogen bekommen, also 100 Taler. Auf Rodenbergs Wunsch habe ich allen andern Zeitschriften abgeschlagen, wenn Sie also meinen, daß das Verlangen von 200 Talern bei nächster Gelegenheit nicht zu viel Goldgier verrate, so wäre das mir freilich lieb. Ich habe mich seinerzeit wohl etwas über die Honorarverhältnisse erkundigt, aber keine bestimmten Zahlenangaben erhalten, da man nicht zu indiskret sein kann.

Von dem Verleger der Buchausgabe erhalte ich ungefeilscht 80 Mark oder 100 Franken für den Druckbogen bei 1200 Auflage und zwar von einem Verleger, der es immer als eine Güte und Ehre preist, die Sachen zu bekommen. Sollte das etwa nach Ihrer Meinung auch zu wenig sein, so bitte ich ergebenst, mir es auch melden zu wollen; denn Sie machen mir sofort ein Geschenk damit von dem Betrag der Differenz. Doch wird es wohl hier sein Bewenden haben; denn der Buchverleger muß auch was verdienen.

Da wir an Geldsachen sind, so will ich gleich noch einen wichtigen Punkt zur Sprache bringen. Sie haben nämlich schon einige Male Ihre Briefe mit Zehn-Pfennig-Marken frankiert, während es nach außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedesmal, wenn sie das Strafporto von vierzig Pfennigen in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stockes hinunterläßt, das Zetergeschrei erhebt: „Da hat wieder einer nicht genug frankiert!" Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von weitem: „Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert!" Dann wälzt sich der Spektakel in mein Zimmer: „Wer ist denn da wieder?" (An Ihren Beraubungen haben Sie nämlich Konkurrenz in den österreichischen Backfischen, die an alle Dichter der letzten jeweiligen Weihnachtsanthologie um Autographen schreiben, sofern der Wohnort des betreffenden Klassikers aus dem Buche ersichtlich ist.) „Den nächsten Brief dieser Art," schreit die Schwester fort, „wird man sicherlich nicht mehr annehmen!" — „Du wirst nicht des Teufels sein!" schrei ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber,

da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbssuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme, was sonderlich für den Fall eines Besuches angenehm ist. „Raus mit der Suppe!" heißt's jetzt, „und stell sie in deinen Ofen!" „Dort steht schon ein Topf, mehr hat nicht Platz, weil der Boden abschüssig ist!" Neuer Wortkampf über die Renovation des Bodens, endlich aber segelt die Suppe ab, und die Portofrage ist darüber für einmal wieder vergessen; denn mit der Suppe hat Angriff und Verteidigung, Sieg und Niederlage gewechselt.

Haben Sie also die Güte, der Quelle dieser Kriegsläufte nachzugehen und sie zu verstopfen. Machen Sie es aber nicht wie Paul Lindau, der mir seinerzeit nach einer Reihe von halbfrankierten Mahnbriefen um irgend einen Geschäftsartikel schnöd bemerkte, so was könne bei ihm gar nicht vorkommen; höchstens könne es sich um ein einmaliges Versehen seines Sekretärs handeln, er bitte deshalb um Nachsicht wegen des unliebsamen Vorfalls usw. Da hatt' ich von diesem Humoristen mein Teil weg!

Grüßen Sie mir biedermännisch Ihre beiden liebenswürdigen Kinder[1]), denen ich für ihre gewogene Gesinnung alles Wohlergehen anwünsche, vor allem natürlich der Verlobten. Ich habe schon seit Jahren ein Novellenkränzchen[2]) projektiert, dessen Hauptträgerin Lucie heißt, d. h. vorläufig. Ich werde nun den Namen zu Ehren der Gönnerin der armen Ursula stehen lassen müssen, da es so schon eine kluge Person werden sollte und nun um so eher wird. Den „Finger"[3]) will ich Ihnen dafür doppelt rühmen.

Ich danke für Ihre Jahreswünsche gar herzlich und hoffe, daß ich in der Tat einen Ruck vorwärts tue mit meinen Lebensrestanzen; denn der Handel fängt doch an, unsicher zu werden, und ein Altersgenosse nach dem andern wird kampfunfähig oder segelt gar von dannen. Ihnen wünsche ich gleichfalls das Beste, vor allem Beruhigung wegen des mysteriösen Übels, von dem Sie

[1]) Ernst und Lucie.

[2]) „Das Sinngedicht".

[3]) Früherer Titel der Novelle „Im Brauerhause".

mir schrieben[1]), und an das wir vorderhand nicht glauben wollen. Mögen Ihre Bäume lustig gedeihen und zugleich die Mama noch gute Frist gewinnen, daß Sie nicht wegziehen; so ist die richtige Spannung vorhanden, wie mir scheint. Ihr G. Keller.

383. An Julius Rodenberg

Zürich, 22. März 1879.

Liebster Freund!

Nicht Sie mir, sondern ich Ihnen bin noch ein Skriptum schuldig wegen Ihres guten Berliner Musterromanes[2]), zu dessen schönem Erfolg, soweit ich beobachten konnte, ich Ihnen Glück wünsche. Daß bei der gediegenen Simplizität der Arbeit kein eigentlicher Straßenlärm entsteht, ist nur in der Ordnung.

Ich bin Ihnen auch verpflichtet für den angemessenen und gesunden Ton, in welchem Sie Ihren Nachruf betreffend den Tod Gutzkows in der „Rundschau" gehalten haben. Sie haben ihm sein Recht angedeihen lassen, ohne in die unverschämte Heuchelei mancher Nekrologisten zu verfallen, die dem Lebenden kein gutes Wort gegönnt hätten.

Das verlorene Poema will ich Ihnen gern nochmals abschreiben und mit ein paar andern zuschicken, obgleich es schlimm ist, mit Paul Heyses virtuosischen und graziösen Poesieen gewissermaßen zu konkurrieren. Auch setze ich immer voraus, daß Sie als Selbstmann und Künstler weglassen, was Ihnen Bedenken erregt resp. nicht gefällt.

Die bewußten Novellen[3]) werde ich in die Mache nehmen, sobald ich mit dem „Grünen Heinrich" zu Rande bin, dessen Druck begonnen hat. Ich muß aber diesmal das Ding bis zum letzten Tüpfchen fertig haben, ehe ich etwas aus der Hand gebe; denn wenn solche leichtsinnigen Sachen nicht wirklich reif und

[1]) Ein Herzleiden, vgl. Storm an Keller 29. August 1878.

[2]) „Die Grandidiers".

[3]) J. Rodenberg an G. Keller, 14. März 1879: „Sie melden mir wohl mit einem Wort, ob jene lieblichen Gebilde, von denen Sie einige in der Tonhalle in Zürich an uns vorübergaukeln ließen, noch nicht angefangen haben, sich zu verdichten. Meine Frau und ich haben das Geheimnis streng bewahrt." Gemeint sind die Sinngedichtnovellen.

fertig erscheinen, so bleibt gar nichts mehr daran. Ich habe diesen Winter, dessen lange Unfreundlichkeit und Kälte mich außergewöhnlich geplagt und geärgert hat, nur wenig geschrieben, werde dagegen den übrigen Teil des Jahres einmal durchbüffeln, um vorwärts zu kommen.

Mit Franz Duncker bin ich jetzt beinah im reinen; es ist aber doch gut, wenn er noch nicht erfährt, daß die Novellen demnächst geboren werden sollen, weil er (wie auch die Frau) dem Sohne soviel möglich zuwenden wollen, für welchen in Leipzig die alte Firma aufgehoben wird, bis sie wieder erstarkt ist, und da könnte der Teufel noch im letzten Augenblicke den Rappel bekommen. Ich habe aber kein Vertrauen mehr zum Stern dieses Hauses. Unter uns. Empfehlen Sie mich der Frau Doktorin mit besten Grüßen als Ihren alten

G. Keller.

384. An Theodor Storm

Zürich, 25. März 1879.

Schon seit Wochen habe ich Ihre „Wald- und Wasserfreude" genossen, liebster Freund, und noch immer fällt es mir plötzlich ein, daß die arme Kätti ja in der Welt herumirre, und wie es ihr wohl gehen möge? Dieses spurlose Verschwinden der Heldin Ihrer Geschichte ist echt tragisch und zugleich neu, auch allseitig richtig herbeigeführt; wäre der Wulf Feddersen etwas kernhafter und interessanter oder der Vater Zippel weniger lächerlich, so wäre der Verlauf ein anderer geworden, damit aber die Geschichte um die Pointe gekommen. Da also das alte Rätsel des Warum? wieder neu illustriert ist und die Geschichte sich im einzelnen gut und kurzweilig, sogar mit Spannung liest, so hätten Sie nach meiner Meinung das melancholische Motto weglassen sollen. Dasselbe ist übrigens selbst ein gutes Zeichen; denn sobald einmal der Schriftsteller schwach wird, so wird er's erst recht nicht eingestehen und hütet sich, solche Andeutungen zu machen. Nun wollen wir den „Finger" noch erwarten.

Für den ersten Band des Geßner müssen Sie keinen Buchbinder tribulieren. Ich habe denselben und werde ihn nachsenden, sobald ich in der Laune bin, ein Paketchen anzufertigen, was nicht immer der Fall ist. Ich glaubte Sie im Besitz eines gebundenen

Exemplares gleicher Art und Abstammung; da das meinige, das ich aufgetrieben, wie an den ursprünglichen Schutzpapierchen vor den Radierungen zu sehen, offenbar nie gelesen worden, so nahm ich an, es habe seinerzeit eine gebundene Auflage existiert, sintemal ich schon lang ein ähnliches Exemplar hatte.

Die Titelfrage des „Grünen Heinrich" hat mein Verleger unversehens gelöst, indem er den ersten Band fertigstellte samt dem alten Aushängezeichen.

Ich danke Ihnen bestens für die freundliche Honorarkonsultation. Natürlich werde ich bei deren Benutzung kein Wort von Ihnen verlauten lassen, wie ich ja überhaupt das Recht habe, mich lediglich auf das Prinzip von Angebot und Nachfrage zu berufen.

Jetzt wünsche ich Ihren Pflanzungen guten Frühlingsanfang und so viel Strebsamkeit, daß Sie noch unter dem Schatten der jungen Baummannschaft dichten und trachten können.

Herzlichst grüßend Ihr G. Keller.

385. An Franz Duncker

Zürich, 16. April 1879.

Verehrter Herr und Freund!

Endlich bin ich in der Lage, die Angelegenheit unseres gescheiterten Novellenprojektes abzuschließen.

Die 23 Jahreszinse à 5 Prozent, welche Ihnen zu dem Vorschusse von 250 Talern zu erstatten sind, betragen zusammen 288 Taler, mithin habe ich zu bezahlen:

538 Taler = 1614 Mark
bis jetzt bezahlt 1200 „
bleiben 414 Mark,

welche ich Ihnen im Anschlusse mit dem herzlichen Danke für Ihre lange Nachsicht und freundschaftlich gütliche Auseinandersetzung übermache.

Ich darf Sie vielleicht noch bitten, mir mit ein paar Zeilen eine Entlastung von dem verunglückten Vertragsverhältnisse zukommen lassen zu wollen, um bei meinen keineswegs sorgenfreien Zuständen und für den Fall meines heute oder morgen möglichen

Todes, meine Schwester vor Anforderungen gesichert zu wissen, welche nachträglich von dritter oder vierter Seite her auf Grund jenes Kontraktes von 1855 erhoben werden könnten.

Es ist mir erfreulich gewesen, von Ihnen zu vernehmen, daß sich Ihre Lage besser gestaltet hat und Ihnen die Hoffnung auf eine lohnende und wirkungsreiche Tätigkeit wieder eröffnet ist. Möge sich alles aufs beste erfüllen und ich dereinst, wenn ich wieder einmal nach Berlin komme, vergnüglich auf den von Ihnen beherrschten Wagen einherfahren[1]).

Inzwischen wäre es uns hier doch erwünscht, noch ein paar Zeitungsberichte von Ihnen lesen zu dürfen[2]); gestern kam in der „Zürcher Zeitung" eine Berliner Korrespondenz, welche eine nicht gefährliche Abwickelung der Zollpolitik in Aussicht stellt, der wir aber nicht recht trauen.

Mit bestem Gruße Ihr ergebener G. Keller.

386. An Jakob Baechtold

Mittwoch, 25. Juni 79.

Erst gestern abend, als ich das Montagsblatt an Sie adressierte, fiel mir der Überfall wegen des 60. Geburtstages wieder ein. Ich bitte Sie und die Miturheber nun, den Handel abzustellen und bereits Eingeladenen einfach zu sagen, ich wolle nicht.

Die Annahme solcher Freundlichkeiten, die man sich etwa einmal kann zu schulden kommen lassen, wird bei der Wiederholung nur ein Akt der Selbstgefälligkeit und Selbstüberschätzung, und so würde, was mir vorgestern lediglich als ein annehmbares stilles Nachmittagsvergnügen erschien, schließlich doch den Beigeschmack dieses Vorwurfes für mich bekommen, insbesondere gegenüber gleichaltrigen Freunden und Teilnehmern. Das wohltuende Zeugnis freundlicher und aufmunternder Gesinnung habe ich jetzt schon mit dem Projekt dankbarlichst einheimsen können, so daß ja die Hauptsache bereits abgetan ist und die

[1]) Duncker war Mitglied des Aufsichtsrates einer Berliner Pferdebahngesellschaft geworden.

[2]) Keller hatte Duncker die Stelle eines Korrespondenten der „Neuen Zürcher Zeitung" vermittelt.

praktische Strapaze erspart bleibt. Wickeln Sie also die Sache unter Kundgebung meines herzlichen Dankes in diesem Sinne ab und verbinden dadurch Ihren alten G. Keller.

387. An Marie Melos

Zürich, 11. Juli 1879.

Höchstverehrte Damen und Gönnerinnen,
insonders verehrte Geburtstagsgenossin!

Tausendmal Dank für Ihre unermüdliche Güte, mit der Sie meine Unart des langen Schweigens erwidern, für die Gratulation, für die Photographie, die nicht in ein Album kommt, sondern neben dem Denkmal Ferdinands auf einem Tischchen stehen soll. Aber auch jetzt bin ich nicht imstande, in gehöriger Art und alles zu schreiben, was ich möchte, und ich schicke diese flüchtigen Zeilen nur auf Abschlag hin, da Sie verreisen wollen. Der lange und harte Winter und ein verdächtiges Unwohlsein im Anfange desselben (ich bekam kuriose Schwindelgefühle und ein leichtes aber andauerndes Kopfweh) machten mir die Arbeit schwierig und ließen mich alles Briefschreiben über Bord werfen. Längst ist das Unwohlsein vorüber, dessen Ursache wahrscheinlich in einem ungesunden Wein lag, den ich abends trank. Wenigstens besserte es sofort, als ich hierin änderte. Ein Sumpf von Briefschulden an die besten Freunde aber ist geblieben; ich habe die Aufräumung bis nach Abwicklung der Grünen-Heinrichs-Angelegenheit verschoben und werde alsdann mich auch in Cannstatt vergnüglich einstellen. Ich habe vor, im Herbst nach München zu gehen und auf dem Rückweg über Stuttgart zu ziehen, wobei meine Vorstellung sogar persönlich stattfinden würde. Herrn Weibert habe ich glücklicherweise eben ein Päckchen Manuskript zurechtgemacht, als Ihre diesfälligen Rüffel anlangten, sonst hätte ich den Schreck nicht überlebt. Ich ging stracks selber damit auf die Post.

Die Briefe Ferdinands (es sind aber nur wenige und kurze) werde ich auf den Herbst bereit machen. Die frühsten muß ich aus einer noch ungeordneten Masse aus den fünfziger Jahren hervorsuchen, eine Arbeit, die ich schon lange vorhabe.

Ihnen, teuerwerte Fräulein Marie, wünsche ich natürlich alles Schönste und Beste auf den 19. Juli oder Heumonat, wie man hier sagt, und ermahne Sie bei diesem Anlaß, doch die Ruhm- und Lorbeertrompete an die Wand zu hängen, die Sie immer hervornehmen, wenn Sie mir schreiben[1]). Es ist zwar verzeihlich, wenn man selbst in einer dichten Lorbeerlaube wohnt, daß man andere auch durch die Zweige hindurch so anguckt; aber diese andern [werden] dadurch nicht besser, als sie sind, zumal wenn es kleine Spottvöglein sind, die im Schatten solcher Lauben zwitschern. Beiden Damen wünsche ich herzlichst glückliche Reise und schöne Sommerzeit, ob sie sich trennen oder zusammenbleiben. Hier scheint es wieder einen Regensommer abzusetzen, denn seit drei Tagen hört es gar nicht auf und ist kühles Wetter.

Also bitte ich um gnädig-freundliche Stundung für den Rest meiner diesmaligen Schulden und verspreche heilig, mich zu bessern und sogar ganz großartig aufzutreten als ein wahrer Briefheiliger.

Ihr verehrungsvoll und anhänglich ergebener

Gottfr. Keller.

388. An Ida Freiligrath

Zürich, 13. Juli 79.

Hochverehrte Frau Freiligrath!

Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie auch an der Renommee arbeiten wollen, die Fräulein Marie Melos so fleißig für mich konstruiert, wie sie an mich schreibt[2]). Um nicht undankbar zu scheinen, zeichne ich nochmals die langweiligen Data auf, wie ich sie wiederholt für die sogenannten Konversationslexika liefern mußte (auch für Brockhaus vor circa zwei Jahren). In der „Biographie contemporaine" bin ich sogar seit zehn Jahren schon tot. Nicht in der „Rundschau", sondern in der „Gegenwart"

[1]) Marie Melos, 8. Juli 79: „Ich werde nicht verfehlen [zum 19. Juli] auf den allerdichtesten grünsten Lorbeer anzustoßen, der noch lange Ihre Stirne schmücken soll."

[2]) Frau Freiligrath wünschte für Helene Zimmern, die einen Aufsatz über Keller zu schreiben beabsichtigte, einige biographische Notizen. Der Aufsatz erschien unter dem Titel: „A Swiss Novelist, or Gottfried Keller" in „Frasers Magazine", Aprilheft 1880.

habe ich seinerzeit eine autobiographische Belustigung gehabt, die mir Paul Lindau abgepreßt; ich finde sie in diesem Augenblicke nicht; es wird aber wohl das sein, was Fräulein von Zimmern schon kennt. Ist diese vortreffliche Dame eine Abkömmlingin derjenigen Zimmern, deren Narr ich vor einem Jahre in einem Gedichte in der „Rundschau" besungen habe?

Was den „Grünen Heinrich" betrifft, so müßte ich natürlich meinerseits dringend wünschen, daß die neue Auflage einer allfälligen Kritik zugrunde gelegt würde; denn es wäre ja gewiß unbillig, wenn die groben Fehler der alten Gestalt, die ich durch Ausmerzung selbst eingestanden, wieder vorgeführt würden; es bleibt auch in der neuen noch genug Schwachheit des Geschriebenen wie des Schreibers.

Gestern und heute vormittag war es hier schön, jetzt regnet es schon wieder. Meine Schwester murrt, daß ich sie nicht spazieren führen kann trotz des Sonntags. Sie erwidert höflich die gesendeten freundlichen Grüße. Ich füge feurige Gesundheitswünsche und erneuten Reisesegen für das edle Schwesterpaar bei. Falls die Tochter, zu der Sie gehen, diejenige ist, die ich vor einigen Jahren mit Ihnen und Ferdinand hier gesehen, so bitte ich, mich derselbigen grüßend zu empfehlen. Apropos, habt Ihr damals Euere Schirme wieder bekommen, die Ihr im Hotel Bellevue stehen ließet? Doch nun genug und adieu. Ihr alt ergebener G. Keller.

P.S. Von meinen gereimten „Werken" ist zurzeit nichts zu bekommen und nichts genießbar. Das nächste Jahr hoffe ich sie endlich zu putzen und in einem anständigen Zustande sammeln zu können. G.

389. An Fritz Mauthner

Zürich-Enge, 9. August 1879.

Verehrter Herr!

Wenn ich mich auch nicht sonst an Ihren freundlichen Besuch erinnert hätte, so würden Ihre seitherigen Taten dafür gesorgt haben, daß mir das Gedächtnis wieder erwacht wäre.

Was nun den angeregten Artikel über Heinrich Leuthold betrifft, so hat zwar der Herausgeber seiner Gedichte, Dr. Jakob

Baechtold, in der Beilage der „Allg. Augsburger Zeitung“ vom 2. August so Ausreichendes und Zuverlässiges gesagt, daß es etwas schwierig ist, sich in Sachen vom nämlichen Ausgangspunkt aus nochmals hören zu lassen. Dennoch ließe sich noch einiges hinzufügen und anderes etwas allgemeiner behandeln, insonders auch bezüglich der wunderlichen Legendenbildung und Urteilsschwäche, welche sich in diesem Fall mit so ungewohnter Rapidität verbreitet haben. Ich hätte daher wohl ein Interesse, mich auch in einer Darstellung oder Würdigung des Abgeschiedenen mit allfälliger Nutzanwendung zu versuchen, wenn es nicht zu sehr eilte. Denn in den nächsten Wochen würde ich die Zeit nicht dazu aufbringen können.

Kann das „Montagsblatt“[1]) daher etwas zuwarten, so werde ich inzwischen an die Sache vorbereitend denken und sie dann abschließen, und es brauchte in diesem Falle keine weitere Zwischenäußerung von Ihrer Seite. Wünschen Sie aber die Arbeit sogleich zu erhalten, so muß ich ablehnen, und ich würde nur um zwei Worte auf einer Postkarte bitten, damit ich den Gegenstand kann fallen lassen.

Ihr achtungsvoll ergebenster Gottfr. Keller.

390. An Fritz Mauthner

Zürich, 23. August 79.

Verehrter Herr!

Ihre neue freundliche Aufforderung vom 11. d. Mts., einen Artikel über H. Leuthold betreffend, kann ich leider nicht in entsprechendem Sinne beantworten und sehe mich sogar genötigt, meine Absicht ganz aufzugeben.

Ich habe nämlich zufällig erfahren, daß gleichzeitig mehrere Publikationen über denselben Gegenstand von Stapel laufen; da geht es mir aber wider den Strich und ich ziehe vor, meine Weisheit bis auf weiteres aufzusparen. Sie werden zwar, der gewöhnt ist, mitten im Gefechte zu stehen, solche Art nicht billigen, allein Sie wissen ja auch, daß jedem nur in seiner eigenen Haut wohl ist.

Ihr hochachtungsvoll ergebener G. Keller.

[1]) Mauthner vertrat den Chefredakteur des Berliner „Montagsblatts“.

391. An Eduard Münch

Enge-Zürich, 12. Oktober 1879.

Lieber alter Freund!

Immer mit Buchschreiben beschäftigt (das ich aber nicht mit Dampf betreibe), bin ich dies Jahr mit allen meinen Briefen in Rückstand geraten und habe auch Dich über Gebühr warten lassen, obgleich die Schwester oft genug gemahnt hat. Deine Briefe und Photographieen haben wir jedesmal mit Freude und Dank erhalten und das um so herzlicher, als uns allmählich alles entschwindet, was wir in der Jugend gekannt haben. Wir haben auch mit Befriedigung erfahren, daß es Dir mit den I. Deinigen wohl ergeht und Du gesund und munter bist.

Unsere Mutter ist im Jahr 1864 gestorben, siebenundsiebzig Jahr alt, in der Zürcher Staatskanzlei, wo wir die Amtswohnung hatten. Im Jahr 1876 habe ich nach fünfzehnjähriger Besorgung des Amtes die Stelle aufgegeben, um noch einige Jahre lediglich der Literatur widmen zu können, die uns jetzt bequem erhält. Leider werden wir den vollen Nutzen des „Gewerbes" kaum noch selbst genießen können. Doch wenn ich vor der Regula sterbe, so kann sie jedenfalls existieren, so lange sie noch lebt, sei es durch den Gesamtverkauf meiner Sachen oder durch eine zu stipulierende Jahresrente. An Verlegern fehlt es mir nicht. Längst hätte ich Dir einige meiner Bücher geschickt, wenn ich nicht gedacht hätte, der Zoll würde Dich mehr kosten, als sie wert sind. Jüngst habe ich aber gelesen, daß eine Erleichterung eingetreten sei durch den Weltpostvertrag und in Amerika Bücher als Kreuzbandsendungen gleich den übrigen Sendungen dieser Art zollfrei sein sollen. Sobald ich dessen sicher bin, werde ich Dir die Sachen stückweise so zuschicken. Ein verschlossenes Paket müßte immer noch verzollt werden.

Ich bin leider dick und rund, sonst aber gesund; Regula dagegen ist nicht am stärksten. Sie leidet etwas an Blutarmut und infolge früheren dicken Halses, der sich nach innen gezogen hat, an zunehmender Verengerung der Halsröhre, was ihr jetzt beim Treppensteigen schon Atemnot verursacht und noch gefährlicher werden kann. Die Mutter ist auch an diesem Übel gestorben. Ich selbst werde meiner Komplexion nach die Wasser-

sucht bekommen oder ein Schläglein erwischen. Übrigens besorgt die Schwester noch alle Hausgeschäfte und läuft auch selbst auf den Markt. Wir wohnen auf einer Anhöhe, dem sogenannten Bürgli, in Enge, 20 Minuten von der Stadt, ganz allein in einer geräumigen Wohnung von sechs Zimmern mit prächtiger Aussicht ringsum. Ich habe an meinem Arbeitstische den ganzen See mit Gebirge vor mir, sehe über die Stadt weg. Gegen Baden hinunter, in das Sihltal und an den Ütliberg hinüber sieht man von den andern Fenstern aus. Wir zanken zuweilen über die Häuslichkeiten. Regula will keine Dienstboten leiden, und doch ermüdet die Sache sie zu sehr, und kann es jedenfalls nicht lange mehr so fortgehen. Neulich hatte sie ein schönes Stück Arbeit. Meine Freunde hatten zur Feier meines sechzigsten Geburtstages ein üppiges Mittagessen in einem Gasthause veranstaltet, das von 2 Uhr bis 10 Uhr abends dauerte. Die ganze Gesellschaft, jung und alt, 18 Mann, war schließlich besoffen. Ich fuhr als der allerletzte nach Haus und verschmähte jede Begleitung. Als ich aber am Fuße unseres Hügels ausstieg, regnete es in Strömen, und ich purzelte auf dem kurzen Wege bis zum Hause drei- oder viermal in den Dreck, so daß die Regula den Rock auswaschen und herstellen mußte und fortwährend schimpfte, ich hätte nicht den besten anzuziehen gebraucht. Da hast Du ein kleines Bildchen unserer Lebensart.

Die Onkelsche Scheuchzerfamilie in Glattfelden, wo niemand mehr und das Haus von einem Bauern bewohnt ist, hat verschiedene Schicksale. Der älteste Sohn Heinrich, Arzt in Eglisau, circa 69 Jahr alt, hat Schlaganfälle und liegt gelähmt im Bette. Seine Kinder haben ihr Muttervermögen herausverlangt, was ihm Verdruß machte. Die älteste Tochter Setti ist als altes Weib in der Armut gestorben, weil sie einen liederlichen Mann geheiratet. Der mittlere Sohn Jacques lebt als pensionierter Schiffsmaschinenmeister, nachdem er seit 30 Jahren das Mittelländische und Schwarze Meer befahren, in Triest. Siegmund ist ökonomisch zugrunde gegangen und lebt gegenwärtig als Taglöhner in der Nähe von Zürich; er hat sein und seiner Frau Vermögen verunschickt, wie man hier sagt. Der jüngste Sohn Fritz (50 Jahr alt) hat sich durch politische Stürme, als demokratischer

Wühlhuber und Volksführer emporgebracht. Er ist Gerichtspräsident, Nationalrat, Kantonsrat, Zeitungsbesitzer und -schreiber und weiß Gott was und lebt in Bülach, wo er sonst Arzt war.

So viel für einmal. Wenn ich die Bücher schicke, will ich wieder schreiben, was Du auch tun kannst. Die Briefe sind jetzt ja wohlfeil. Regula grüßt bestens, sie schreibt so wenig als möglich, da sie's nie recht gelernt hat.

Also sei mit den Deinen gegrüßt von G. Keller.

392. An Wilhelm Petersen

Zürich, 11. November 1879.

Verehrter Freund!

Empfangen Sie zuvorderst meinen Dank für die unverbrüchliche Nachsicht und Freundschaft, mit welcher Sie meine Nachlässigkeit erwidern! Und glauben Sie nur, daß ich alle Ihre Mitteilungen mit doppeltem Interesse erhalten habe, je fauler ich selbst war. Nachträglich beglückwünsche ich Sie wegen der im Süden verbrachten Tage und danke auch tausendmal für die schönen Photographieen. Die Capuanische Venus[1]) habe ich gleich in ein Rähmchen über dem Schreibtisch gesteckt. Wenn die Arme abgeschlagen wären, so würde sie dem Reiz der Venus von Milo ganz nahe kommen.

Nun muß ich aber gleich fragen, was das für ein Unglück mit Storms Sohn sei? Ich weiß gar nichts davon, und längst hätte ich Sie gern näher befragt. Ein mysteriöses Gedicht in der „Rundschau"[2]) habe ich auch darauf bezogen. Wenn es sich um moralische Dinge handelt, so tut es mir sehr leid. Derartiges muß einem Charakter wie Theodor Storm doppelt weh tun. Indessen muß man bei jungen Leuten nie an der Zukunft verzweifeln.

Ich schicke Ihnen endlich das Gedichtbändchen, wovon ich Ihnen gesprochen. Der Verfasser[3]), ein großes Formtalent und

[1]) Aus dem Museum in Neapel.

[2]) „Einem Toten", Deutsche Rundschau, Aug. 1879 S. 322, vgl. Storm an Keller, 27./30. Dez. 79, Köster S. 79 und unten S. 297.

[3]) Leuthold.

mit echt lyrischer Stimmung begabt, aber ohne genugsamen eigenen Gehalt, hat die Lücke durch ein dissolutes Leben ersetzt und ist letztes Frühjahr hier gestorben, nicht eigentlich wahnsinnig à la Lenau oder Hölderlin, wie gesagt wird, sondern eben einfach erschöpft, paralytisch geworden.

Sie werden mit Vergnügen bemerken, wie rüstig Freund Heyse trotz seiner Nervenleiden fortwährend arbeitet. Seine „Verse aus Italien" sind ja so schön und geistvoll wie die Produkte eines frischen Genius in besten Jahren, und gleich ein ganzes Buch!

Was meine neuerlichen Gedichte in der „Rundschau" betrifft, so erquickte mich Ihre und Storms Freude über das Abendliedchen ganz herrlich[1]); so habe ich doch wieder eine unbedenkliche Seite für die Sammlung, an die ich nächstes Frühjahr endlich zu gehen hoffe.

Den „Grünen Heinrich" werde ich Ihnen schicken, sobald er ganz ist. Der dritte Band ist gedruckt, und nun geht's an den vierten, der leider noch nicht abgeschlossen, aber es nächstens werden soll. Die widerwärtige Affäre hat mich gegen Erwarten das ganze Jahr 1879 bis auf ein Viertel gekostet, oder wenigstens hingehalten, da nur durch öfteres Liegenlassen ich wieder Geschmack und Geschick dafür gewinnen konnte. Von der alten Ausgabe kann ich Ihnen die vorhandenen drei ersten Bände schicken, wenn es Ihnen Spaß macht; ich habe ein Dutzend Exemplare zurückbehalten, das übrige wandert sukzessive in den Ofen. Vielleicht kann ich den vierten Band auch noch auftreiben durch Austausch eines neuen Exemplars. Daß Sie das italienische Wesen in Verbindung mit Kunstgeschichte ernstlich vor-

[1]) Petersen erzählte Keller (16. September 1879) von einem Besuch, den er bei Storm gemacht: „Da holte er denn ‚Die Rundschau' hervor und las mir Ihre vier Gedichte vor. Das ‚Abendlied' und die Zwiesprache las er zweimal, und als wir später gehen wollten, las er nochmals stehend das ‚Abendlied'. Er hatte eine kindliche Freude dabei und besonders ‚Das Abendfeld' hatte es ihm angetan, desgleichen die ‚Irisbälle' [in ‚Tod und Dichter']. Wie herrlich die beiden Lieder ausklingen! Als ich am Abend in sein Zimmer trat, saßen die drei älteren Töchter im Sofa und erzählten mir, Papa habe ihnen dreimal das Abendlied vorgelesen. Dann seufzte er: ‚Könnte ich doch auch noch ein paar solcher Lieder machen!'"

nehmen, ist gewiß ein ebenso glückbringendes als kurzweiliges Vorgehen. Ich habe neulich wieder J. Burckhardts „Kultur der Renaissance" durchgelesen und aus seinem homogenen Geiste ein Heimweh nach jener Welt davongetragen, die freilich nicht die unsrige ist.

Der Herr Oberamtsrichter von Husum wird also demnächst sein otium cum dignitate antreten; nach seinen neuen Novellen zu urteilen, werden wir davon noch Gutes zu genießen bekommen.

Wir haben hier einen schönen Oktober gehabt, leider zu spät. Jetzt naht langsam der Winter; ich hoffe aber, es werde nochmals schön, ehe Schnee und Eis bleibend anrücken. Die kleinen Unbehaglichkeiten vom letzten Winter sind verschwunden; ich glaube, es lag an einem weißen Pfälzerwein, den ich damals auf der Ihnen bekannten „Meise" trank und der wahrscheinlich nicht sauber war. Das viele Laufen durch dick und dünn im Winter, das Sie mir verschreiben, kann ich nicht so schlechthin durchführen, weil es mich mehr stört und abzieht, als es wert ist. Indessen gibt's immer Gelegenheit, sich Bewegung zu machen, wenn auch nicht jeden Tag. Ihrem Schlafen bei offenem Fenster kann ich kein Vertrauen schenken. Vor zwölf oder fünfzehn Jahren gab es hier eine Gruppe vierzig- bis fünfzigjähriger Männer, die den Winter durch kalt badeten und sich am See täglich das Eis aufschlagen ließen. Sie wollten urgesund und uralt werden; jetzt lebt kein einziger mehr davon. Einige davon rannten im Sommer täglich, manchmal zweimal, im Winter wöchentlich zwei- bis dreimal auf den Ütliberg; sie sind, wo die andern.

Ich stecke zwei Photographien in den Kreuzband, da Sie von solchen gesprochen haben, obgleich ich kein guter Sitzer bin und immer zu wüst und starr gerate, zumal die Photographen auch nichts können. An der größeren ist der Bart durch schlechtes Retuschieren noch ganz abscheulich geworden, abgesehen von dem verkümmerten Ausdruck.

Ich wünsche Ihnen und Ihrer Familie einen glücklichen und gesunden Winter, werde aber bälder wieder von mir hören lassen, als bisher geschehen. Mit herzlichem Gruße Ihr G. Keller.

393. An Wilhelm Petersen

Zürich, 14. November 1879.

Verehrter Freund!

Kaum hatte ich meinen Brief fortgeschickt, so entdeckte ich Ihre hübsche Geburtstagsepistel vom 17. Juli d. J., die ich nie beantwortet habe. Es wäre denn doch zu kanibal- oder, will ich schreiben, kalibanisch, wenn das so bleiben sollte. Der Grund meines Schweigens lag in der Vergessenheit, welche mit dem Tage selbst mich befiel. Es hatten nämlich achtzehn alte und junge Freunde die Verschwörung gemacht, mich in einen Hinterhalt zu locken, um mein sechzigstes Jahr zu betrachten, was von nachmittags zwei Uhr bis Mitternacht geschah in einem hübschen Rokokosälchen in dem Ihnen sattsam oder vielmehr noch zu wenig bekannten Meisenzunfthause. Ich blieb als einer der letzten auf dem Platz, wobei dann der Schluß so toll wurde, daß ich über den Folgen alles Vorhergegangene vergaß, zumal Ihr Brief sich inzwischen verschob. Empfangen Sie also meinen nachträglichen herzlichen Dank. Hiebei möchte ich Ihnen aber doch raten, sich nicht nach der Erreichung meines Zieles zu sehnen und Ihre vierzehn Jahre noch ganz bedächtlich und ruhig abzuwickeln; denn sind sie einmal fort, so ist's, wie wenn der Teufel sie geholt hätte, und immer geht es schneller, rasender mit der Zeit, nach jedem verflossenen Tage, man mag etwas tun oder nichts tun!

Am unheimlichsten ist diese Zeitflucht in einem Säkulum, wo nichts als Mord und Totschlag ist und kein Ende abzusehen. Da rennt man so mit, ohne des Lebens recht inne zu werden.

Beste Grüße nochmals Ihr Gottfried Keller.

394. An Adolf Frey

Zürich, 6. Dezember 1879.

Verehrtester Herr!

Es hat mich gefreut, seinerzeit von Ihrem Wohlergehen und Ihren guten Studien zu vernehmen. Es ist gewiß gut, wenn von Zeit zu Zeit jemand die ganzen deutschen Studien betreibt und sich nicht bloß auf das bißchen moderne Literaturgeschichte und Tagesliteratur verläßt.

Wie ich Ihnen so viel erinnerlich schon gesagt habe, rechne ich Ihre Arbeit über Haller[1]) nicht zum leichten Genre dieser Art und danke Ihnen daher herzlichst für die Zusendung der erweiterten Ausgabe, welche des Anregenden und Belehrenden manches, ja vieles für mich enthält. Sie haben leider vergessen, eine Inhaltsübersicht beizufügen, was Sie sich für die Zukunft abgewöhnen müssen.

Der Unglücks-X. hat sich mit seinen Lügen und einfältigen Matrosenpossen für sein unnützes Fahrzeug in eine förmliche Kalamität hineingearbeitet, so daß Y. zurücktrat und die Sache überhaupt zu unterbleiben scheint. Im übrigen scheint diese Krankheit auch bei uns immer noch im Wachsen begriffen. Fastenrath hat immer größeren Zuzug, so daß er sich einen Gehülfen beigelegt in Gestalt eines St. Galler Doktors, dessen Name mir entfallen. Derselbe bereist deutsche Fürstlichkeiten und hohe Adelsdamen, um Protektoren und Protektricen zu suchen und deren Namen an die Spitze der Unternehmungen stellen zu können ꝛc. ꝛc.

Meyers Thomas Becket, der jetzt aufgetreten ist[2]), erfreut mich ordentlich; es ist eine wahre Prachtarbeit in Vertiefung, Ausführung und guter Schreibart; nur stört mich, wie im Jenatsch der verfluchte Beilschlag am Schlusse, hier am Anfang der unschöne Notzuchtsfall, auf den das Ganze gebaut ist; denn juristisch würde eine Kindesverführung dieser Art kaum anders genannt werden.

Ihre neuliche Besprechung der Blüthgenschen Novellen[3]) habe ich mit Interesse und Einverständnis gelesen. Ich kannte dieselben teilweise von früher her und werde nicht ermangeln, den Rest demnächst mir zu Gemüte zu führen. Bei gegenwärtigem Eis- und Schneewetter tut ein Gläschen besseren Weines immer gut.

Eine solche Erwärmung, wörtlich verstanden, werden Sie sich in dieser Winterzeit, besonders auf die kommenden Festtage,

[1]) Albrecht v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Leipzig 1879.

[2]) „Der Heilige", Deutsche Rundschau, November und Dezember 1879.

[3]) Neue Zürcher Zeitung, 29. Nov. 1879.

bei allem Fleiße wohl auch noch gönnen, und so wünsche ich Ihnen ferner ein gesundes und heiteres Lebenswetter als Ihr ergebener

G. Keller.

395. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 18. Dezember 1879.

Liebster Freund und Herr!

Sie haben mir durch Ihre, obschon nur halbe Zuwendung eine große Freude gemacht. Beim Anblick des Titels „Oenone" wollten mich zwar die alten Bedenklichkeiten beschleichen, die sich immer gegen die sogenannten Iliaden post Homerum erheben, d. h. gegen den Konkurs mit dem längst Ausgereiften und Geschlossenen. Allein wie jedesmal in solchem Falle des Gelingens verstummten die Skrupel über dem Vorrate von neuen Schönheiten und den Ergebnissen der schönen Geistesübung. Und es handelt sich hier nicht nur um eine Anzahl aufgereihter Perlen, sondern um eine trefflich durchgeführte Handlung, sowie um die wirkungsvollsten und ergreifendsten Szenen, die in prächtig notwendiger innerer und äußerer Symmetrie sich auf- und ausbauen. Der Tod des Paris, die Vorgänge an seiner Leiche mit dem Dialog zwischen Helena und Oenone, dies und viel anderes gehören zum Besten. Die Helena haben Sie kostbar zu gestalten gewußt. Was die Komposition betrifft, so kommt nur einzig Philoktet, der von den Alten her einen heroischen Nimbus hat, am Schlusse etwas zu schlecht weg, etwas zu sehr als abgefahrener Jagdjunker. Sollte ich mich über irgend etwas beklagen, so wäre es aber ein gewisser Dualismus, der nach meinem Gefühl im Tenor des Ganzen steckt: ich meine ein etwelches Auseinandergehen antiker und moderner Diktion, die stellenweise ins heutige Konversationswesen übergeht, wie die Worte „Flausen", „Teufel", „verzweifelt lang" usf. Doch diese Splitter sind Nebensache, wichtiger wird es in den Reden des Thersites z. B. S. 75, wo er sich ganz in antizipiert moderner Weise über das Griechentum ausspricht, wie es nur Goethes Mephisto oder Heine etwa tun könnte. Je geistreicher dergleichen klingt, um so energischer stört es die Einheitlichkeit eines Kunstwerkes.

Ich erlaube mir diese Bemerkungen nur, weil ich selbst an

meinem geringen Orte von jeher mit Willkürlichkeiten dieser Art zu kämpfen hatte und täglich von neuem sehe, wie unsere Großen, die Goethe und Schiller, immer mit heiligstem Ernst zu Werke gingen und in ihren Hauptsachen jede Spaßhaftigkeit sogar aus den Gedanken verbannten.

Doch genug hievon. Herzlichen Dank nochmals. Die Zenobia[1]) werde ich nächstens durchlesen, ich kann sie mir von einem Bekannten holen und hoffe mich auch an ihr zu ergötzen.

Ich kann hier den alten Wunsch nicht unterdrücken, daß wir doch einmal in den Besitz einer gleichförmigen Oktavausgabe Ihrer Werke gelangen möchten. Diese kleinen Büchelchen kann man nicht auf Repositorien unterbringen, und so bleibt nichts übrig, als sie haufenweise im Staube liegen zu lassen oder in Schachteln zu vergraben. Jedenfalls ist man sicher, es in der nächsten halben Stunde nicht zu finden, wenn man eines sucht. Gott bessere es! Auch Ihnen wünsche ich gute freundliche Feiertage als Ihr alter hochachtender

G. Keller.

396. An Theodor Storm

Zürich, 20. Dezember 1879.

Es ist nun genug des Ärgernisses, liebster verehrtester Freund, und ich will mich endlich hinter das Packen machen. Dem Geßnerschen Bande fehlt leider ein Rückenschildchen, das Sie selbst etwa dem andern Bande konform herstellen lassen können. Ihren broschierten Band geben Sie natürlich dem Herrn Bruder, ich brauche ihn nicht.

Jetzt lassen Sie mich zuvörderst meine herzliche Teilnahme an dem Verlust Ihrer sel. Frau Mutter aussprechen. Sie ist um so aufrichtiger, als ich annähernd ähnlich erlebt habe, was man bei solchem Todesfalle in eigenem vorgerücktem Lebensalter empfindet. Die lange Gewohnheit des Besitzes, der nun doch ein Ende nimmt, verbunden mit der Gewißheit der nun näherrückenden Nachfolge, läßt uns alte Waisenknaben die Situation ernster ansehen, wenn wir auch nicht so viele Tränen

[1]) Die Königin des Ostens. Schauspiel in fünf Aufzügen von J. V. Widmann (Zürich 1880).

vergießen, wie die jungen. Gerade weil wir längst der materiellen Hülfe des Mütterchens nicht mehr bedurften, wirkt das Wesen des Abscheidens um so reiner und energischer auf uns ein.

Der Verkauf des Familienhauses will mir, der ich mich in Mietwohnungen herumtreiben muß, nicht recht einleuchten. Ich habe als Beamter fünfzehn Jahre lang in solch altem Hause eine Dienstwohnung gehabt und mich der weitläufigen Flure, alten Öfen u. dgl. erfreut und wäre gern darin geblieben. Allein Ihr tapferer Entschluß steht jedenfalls höher, als jene Romantik, und Ihnen ist die Landschaft, die Sie beschreiben, sowie die freie Himmelsluft doppelt zu gönnen. Ich wünsche Ihnen volles Glück zum letzten Abschnitt Ihres Lebens. Möge der Vorhang spät fallen!

Wie Ihre Popularität bereits zu Abenteuern Anlaß gibt, können Sie aus beiliegender Nummer eines hiesigen Blattes sehen, das ich Ihnen aufbewahrt habe: Sie werden schon von Fälschern aus dem Dänischen übersetzt und von in der Diaspora lebenden Verehrern erkannt. Dergleichen passiert einem Unpopulären nicht![1])

Ich habe Ihnen noch nichts über den „Finger" geschrieben, den Sie nun umgetauft haben. Im Anfang dünkte mich das Biergeschäft, das zugrunde liegt, etwas prosaisch; allein die stramme Komposition und die sehr gute Peripetie der Novelle ließen mich das bald völlig vergessen und alles als sachlich zugehörig und harmonisch ansehen.

Der „Eckenhof" vollends läßt Ihre Kraft im ungebrochensten Lichte erscheinen bezüglich der Färbung, Stimmung sowohl als der Erfindung, Durchführung und Charakteristik. Da Sie öfter einzelne Arbeiten dieser Art herausgeben, so hätte ich nur gewünscht, Sie hätten einiges, das Sie unterdrückten, doch in die Ausführung aufgenommen und das Werklein dann als einbändigen Roman für sich publiziert. In Summa, die Aussichten Ihrer gewonnenen Mußezeit scheinen mir auf gute Sterne

[1]) Der Feuilletonredaktion der „Neuen Zürcher Zeitung", die damals J. Baechtold besorgte, war von einem G. Festersten in Luzern eine „aus dem Dänischen übersetzte" Novelle „Agnes" eingereicht worden, die sich als eine Abschrift von Storms „In St. Jürgen" erwies.

gerichtet zu sein. Lassen Sie mich auch ein bißchen nach denselben mitgucken!

Die Aufnahme meines kleinen Abendliedes[1]) bei Ihnen hatte mich schon in einem Berichte unsers Freundes Petersen vergnüglich angesprochen und mich, wie die menschlichen Dinge sind, um so mehr gefreut, je müheloser und aus sich selbst die paar Ströphchen entstanden sind. Wir können nun aber nicht, wie Sie kritisch verlangen, mit fünf oder sechs dergleichen Lufttönen allein durchs Leben kommen, sondern brauchen noch etwas Ballast dazu, sonst verfliegen und verwehen uns jene sofort. Ich muß daher bei allem Danke für Ihre freundlichen Winke noch etwas von dem übrigen zu retten suchen. Die Schwurgerichtsgeschichte[2]) soll keinen kriminalwissenschaftlichen Fall darstellen; es handelt sich nur um den erbärmlichen Tod des friedlichen Jüngelchens, das musizierend durch den Wald ging; dies schien mir poetisch, und soll's darüber hinaus noch eine Pointe geben, so ist's der unbefriedigt gebliebene Spieltrieb eines finstern Bengels, der so unbedenklich zum Morde greift, wie ein Macbeth ꝛc., denen es um Thron und Krone zu tun ist.

Das Machwerklein mit dem Tod[3]) ist eine harmlose Neckerei gegen das schöne Geschlecht, ein kleines Vexierzeug. Der Dichter schickt den Tod einfach in die Erdbeeren, wie man hier sagt, nämlich dahin, wo man weiß, daß das Gesuchte nicht zu finden ist. Wollen wir solche Scherze zergliedern, so hört der Spaß natürlich auf. Was den Tod als Richter betrifft, so wird er in dem Passus ja absichtlich pluraliter angeredet, also mit und in ihm die Mächte, die hinter oder über ihm stehen. — Der Bartstutzer[4]) ist mißraten, weil ich das ursprüngliche Motiv im Stiche ließ. Es sollte nämlich der Gute, indem er die weißen Bartflocken (nicht etwa Rasierschmutz!) dem Winde gibt, sich seufzend gestehen und geloben,

[1]) „Augen, meine lieben Fensterlein", „dies reinste Gold der Lyrik". Storm an Keller, 20. Sept. 79.

[2]) „Ein Schwurgericht" (Ges. W., Cottasche Jub.-Ausg. 10 S. 163 ff.).

[3]) Tod und Dichter. Ges. W., Cottasche Jub.-Ausg. 10 S. 123 f.

[4]) „Stutzenbart" (Ges. W., Cottasche Jub.-Ausg. 10 S. 137 f.) hatte Storm nicht gefallen. Die hier genannten vier Gedichte waren in der „Deutschen Rundschau" 20 S. 451 ff. erschienen.

nun sei es mit aller Lieb' und Buhlschaft vorbei, worauf die Vögel kommen, und das fliegende Bartwesen zum Nestbau holen. Ich fürchtete aber, man könnte mir diese Wendung als eine subjektive törichte Empfindung auslegen, und ließ sie fahren. Warum soll aber das Ding unappetitlich sein? Ist denn der Nesterbau der lieben Vöglein nicht hundertfach Gegenstand zierlicher Idyllen und Liedlein? Oder denkt man denn gleich an beschmutzte Wäsche, wenn man das weiße Linnen eines Brautschatzes besingt? Da sehen Sie nun! Hätten Sie nicht Ihre Kritik mit einer logischen Daumschraube abgeschlossen, so würde ich mich jetzt nicht so lächerlich geschwätzig aufführen! Aber ich hoffe, Sie fahren ein andermal fort! Hier habe ich gar niemand, der mir was sagen kann.

Paul Heyses Zustand ist mir rätselhaft; er hat in ungefähr Jahresfrist einen Band der schönsten Verse[1]) gemacht, und doch soll er fortwährend krank sein. Vielleicht bringt eben das angegriffene Nervenwesen eine solche selbstmörderische Fähigkeitssteigerung mit sich. In diesem Falle habe ich gute Nerven, bin dabei aber ein ungeschickter Kopf. Spaß beiseite, glaub' ich fast, es räche sich, daß Heyse seit bald dreißig Jahren dichterisch tätig ist, ohne ein einziges Jahr Ableitung oder Abwechslung durch Amt, Lehrtätigkeit oder irgend eine andere profane Arbeitsweise genossen zu haben. Ein Mann wie er, der wirklich zu konsumieren hat, wird und muß hiebei selbst mitkonsumiert werden; es ist nicht wie bei einem Drehorgelmann. Aber man darf ihm nichts sagen; es ist zu spät; er muß sich trotz alledem erholen oder aufbrauchen. Auch Tieck und Gutzkow ist diese Lebensart nicht gut bekommen, ohne daß ich übrigens unsern idealen Paulus mit solchen literarischen Erzpraktikern vergleichen will.

Sie haben auch ein mysteriöses, wenigstens mir unverständliches Gedicht[2]) in der „Rundschau" gehabt, fällt mir eben ein, das mir aber trotzdem gefiel und imponierte; ich hab' es mir auf meine Weise zurechtgelegt.

Mein alter Roman zieht sich mit dem Schluß noch in den Januar hinüber. Drei Bände sind erschienen; die Kälte macht

[1]) Verse aus Italien, 1880.

[2]) Vgl. oben S. 288.

mir seit Wochen eine Unterbrechung im konstanten Schreiben, sonst wäre ich jetzt mit allem fertig, so kann ich nur peripatetisch so etwas tun, ich bringe meine luftige Wohnung dies Jahr kaum auf zehn Grad R., was der Teufel nicht ahnen konnte, als ich sie vor fünf Jahren mietete. Ich mag niemanden über das Buch befragen und schick' es auch Ihnen erst, wenn's fertig da liegt, ohne daß Sie's zu lesen brauchen. Die Novellen werden schwerlich vor dem April künftigen Jahres erscheinen. Natürlich habe ich inzwischen vieles daran gedacht und projektiert, auch ist ein artiges Stück Schrift vorhanden.

Verleben Sie mit den Ihrigen eine schöne Julzeit. Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen bestens und hat mit Befriedigung das richtige Porto Ihrer Briefe wahrgenommen. Leider hat sie jetzt andre Kämpfe; sie muß mit mir über das in die Öfen zu steckende Holz sich herumzanken, damit sie ihres Triumphes nicht verlustig geht, die einzige im Hause zu sein, die im Sommer noch ein „schönes Restchen Holz" vom Winter übrig habe. Und das in einem solchen Mordswinter! Sie friert natürlich nie, weil sie nie still sitzt.

Ihr G. Keller.

397. An Marie von Frisch

Zürich, Weihnacht 1879.

Verehrteste Frau Professorin!

Ich will diesmal Ihnen a tempo antworten, damit es überhaupt geschieht; denn seit einem Jahre habe ich einen förmlichen Briefbankerott gemacht und wickle mich nur langsam aus demselben heraus. Es würde vielleicht auch jetzt noch nicht besser, wenn die Briefe auf diese Art schließlich nicht auch ausblieben, d. h. die, welche ich bekommen soll, und das würde mir nicht konvenieren. Es ist daher artig von Ihnen, daß Sie mich dennoch mit einem Ihrer Schwalbenschwänze bedacht haben, wie Dilthey Ihre Briefchen nennt, und ich will das Beste versprechen, vorläufig Ihnen und Euch allen anwünschen auf den Jahreswechsel. Dem Adolf will ich schreiben, sobald ich die Zeichnung fertig habe, die ich ihm versprochen. Einige Stunden werden sich wohl endlich finden, sobald ich den dämonischen Simpel, den

„Grünen Heinrich", aus dem Hause habe, der mich seit einem Jahr bald melancholisch macht mit der Überarbeitung. Wenn ich auch so eine Menge Zeit verliere, so mag ich doch aus Gewissenhaftigkeit das Malzeug nicht hervorkramen, solang eine verakkordierte Arbeit nicht fertig ist; es ist eine Marotte, aber es ist so; denn ich hätte dabei ein Dutzend Zeichnungen machen können.

Mit Vergnügen vernehme ich, daß Sie mit Mann und Kindern wohlauf sind. Zu demjenigen, was das Adolfsche Paar aufgebracht hat, lasse ich nachträglich Glück wünschen; mein Segen bleibt ihm aufgehoben.

Was mich betrifft, so habe ich einen schlechten Winter zu bestehen seit bald vier Wochen, da unsere Wohnung bei der ungewöhnlichen Kälte, zum erstenmal seit fünf Jahren, sich als unträtabel erweist und zudem die bewußte Schwester von Sorrent glauben würde, die Welt ginge unter, wenn wir das schöne Holz, das im Sommer schon zu diesem Behuf zugefahren wurde, jetzt wirklich aufbrauchen würden. Dafür ist ihr ein Fäßchen Sauerkraut, das sie im Herbste eingemacht hat, zugrunde gegangen, was sie gestern entdeckte, als sie in den Keller ging, um auf heute am Weihnachtstag zum erstenmal davon zu kochen. Es sei ganz schwarz, sagte sie, und nicht zu brauchen. Ich riet ihr, es im Sommer auf die Bleiche zu geben, vielleicht könne man es spinnen und nachher weben!

Ich danke, wenn auch nach Jahresfrist, noch schönstens für das zierliche Kalenderchen und die Briefe von dazumal. Vielleicht läßt sich wieder einmal ein Aufenthalt im Gebirge verabreden. Wenn nur das Regenwetter nicht wäre. Jedenfalls komme ich wieder einst nach Wien, wobei aber die Logierfrage zum voraus nicht in Betracht kommen soll.

Was macht auch der Herr Hofrat Mozart? Ich denke, Sie werden ihn jetzt auch rasieren, nachdem Sie ihn sonst so hübsch frisiert haben? Ich möchte sehen, wie Sie ihn einseifen und dabei die Buben in Ordnung halten! Und die graziösen Bewegungen, wenn Sie das Messer abziehen!

Sempers Tod wird Euch auch betrübt haben; ich kann mich jetzt noch nicht recht darein finden, wenn ich daran denke, wie

oft er einem so unbefangen und anspruchslos nahe gewesen ist, inmitten einer aufgeblasenen Welt.

Leben Sie, versehen mit meinen besten Wünschen, samt Haus und Hof wohl und glücklich ins neue Jahr hinüber, und behalten Sie die wohlwollende Gesinnung gegen Ihren alten

G. Keller.

398. An Marie Melos

Zürich, 26. Dezember 79.

Hochverehrte Freundin!

Da die seit vier Wochen herrschende Kälte nicht weichen will, so muß ich als der Gescheitere nachgeben und mich mit krummen Fingern endlich ans Briefschreiben machen; und da stehen Sie, respektive das edle Schwesterpaar am Neckar, in erster Linie. Vorerst zur glücklichen und zufriedenen Rückkehr von den Sommerzügen Glück wünschend, eröffne ich sodann mit ebenso großer Feierlichkeit als Herzlichkeit meine Wünsche für das kommende neue Jahr, die natürlich alle nur auf das Angenehme und Nützliche gerichtet sind, vor allem auf die Fortdauer guter Gesundheit.

Nun muß ich mit großer Zerknirschung der Flegelei gedenken, die ich mir habe zu schulden kommen lassen in bezug auf ein Autograph, welches Sie für einen jungen Bekannten von mir wünschten. In Ihrem vorletzten Briefe gedachten Sie des nicht erfüllten Wunsches, ohne daß ich mich der Natur desselben erinnern konnte, und erst als es Ihrer Abreise wegen zu spät war, ersah ich aus einem früheren Briefe, um was es sich handelt. Daß ich die Sache so augenblicklich und total vergessen konnte, mag daher rühren, daß dergleichen Aufforderungen heutzutage von noch im Kindesalter befindlichen Personen, aus Pensionen und Gymnasien, an uns Dutzendschriftsteller gerichtet werden, so daß augenscheinlich solche Sammlungen an die Stelle oder die Seite der Briefmarkensammlungen getreten sind. Man sieht sogar an den vielfach gleichlautenden Adressen der Briefe, daß dieselben lediglich einer Anthologie oder sonstigem Lesebuch entnommen und auf Geratewohl geschrieben sind. Es versteht sich von selbst, daß ich unsern Fall nicht hieher zähle, und ich lege den betreffenden Papierschnitzel mit hunderttausend Entschuldi-

gungsbitten bei. Ist es zu spät, ihn unterzubringen, so zerreißen Sie denselben.

Frau Ludmilla Assing habe ich gesehen. Sie hat die Unsitte, mich jedesmal in den Gasthof zu zitieren, wenn sie hier ist, als ob es unschicklich wäre, unsereinen im Hause aufzusuchen. Ich ging jedenfalls zum letztenmal hin; denn sie machte mir einen unerträglichen Eindruck. Sie hatte ein goldene Brille auf der Nase, renommierte, daß sie Latein treibe, warf die Gegenstände auf dem Tisch mit barschen Mannsbewegungen herum, heulte dazwischen, rückte mir auf den Leib, immer von sich sprechend ꝛc. Es ist ein Glück, daß sie zu leben hat, sonst würde sie noch die unseligste Person der Welt werden.

Daß ich nicht in München und Stuttgart war, werden Sie in Cannstatt wahrgenommen haben. Das Nichtfertigwerden des schrecklichsten aller Bücher hat mich daran gehindert; denn ich mochte nicht herumreisen, während der Verleger zappelte. Auch jetzt bin ich noch nicht fertig, da seit vier Wochen die ungewohnte Kälte mich fast bewegungslos macht und unsere luftige Wohnung nicht zu erheizen ist. Wir bringen es nie über 8 Grad Réaumur in meiner Stube. Bei meiner Schwester gar nur auf 4 Grad, so daß ich beim Essen einfriere.

Die Briefe Freiligraths habe ich noch nicht beisammen[1]). Wenn sie noch brauchbar sind, so will ich sie aber doch mit einer Gewaltanstrengung zusammensuchen, wobei es steife Finger geben wird. In der „Gegenwart" lese ich eifrigst die Mitteilungen Buchners und freue mich, wie Ihr denken könnt, über jede Zeile. Der verehrten Frau Ida werde ich demnächst einen ehrerbietigen Brief alleine schreiben. Hat Herr Weibert die drei erschienenen Bände des „Grünen Heinrich" zugestellt? Mit tausend Grüßen der getreue

Gottfr. Keller.

399. An Julius Rodenberg

Zürich, 29. Dezember 1879.

Bester und verehrtester Freund!

Belieben Sie zunächst meine herzlichen Glückwünsche für Sie und die verehrte Frau Gemahlin und Tochter zum Jahreswechsel

[1]) Zur Buchnerschen Freiligrath-Biographie.

freundlich zu empfangen. Möge Ihnen der Lebenswagen ohne Ruck hinüberrollen, so glatt und sänftlich wie gewohnt.

Sodann danke ich für die gute Rückäußerung wegen Professor Breitinger[1]), ohne im übrigen die kleinste Abweichung im eigenen Gutfinden und freisten Verfügungsrecht zu beanspruchen.

Hauptzweck dieser Zeilen ist der gewünschte Nachweis über die neuen Novellen, oder wie das Ding zu nennen sein wird[2]). Durch die sibirische Kälte bin ich in meinen Arbeiten zurückgestellt worden, da auf meiner luftigen Höhe mir die Gedanken eingefroren und die Finger krumm geworden sind. Ich werde daher kaum vor Ende Februar resp. für das Aprilheft einen Teil abliefern können; dagegen ist dann die Fortsetzung je nach Wunsch leichtere Sache. Die Schwierigkeit besteht nun darin, daß es sich wiederum um einen Zyklus handelt mit einer Rahmenerzählung und es sich also fragt, ob eine Unterbrechung zu machen ist oder das Unheil seinen Lauf ungehemmt fortsetzen soll. Die einzelnen Stücke sind immer kürzerer Natur, so daß immer mehrere zusammen folgen könnten oder jedenfalls eines ganz.

Leider muß ich, um das Unangenehme nicht hinauszuschieben, noch einen prosaischen Punkt berühren. Das überall um sich fressende Verhältnis von Angebot und Nachfrage, das mich an meinem geringen Orte ebenfalls plagt und in der Ruhe stört, nötigt mich, zumal bei der Spärlichkeit meiner Hervorbringungen, eine Honorarerhöhung für novellistische Beiträge anzustreben; ich bin eben nicht in der Lage, diesfallsige Anmutungen beharrlich zu ignorieren. Sie würden mich daher verbinden, wenn Sie sich mit Ihren Herrn Verlegern hierüber besprechen und mir ganz gelegentlich die sich ergebende Meinung mitteilen wollten[3]).

Ferdinand Meyers „Heiliger" ist doch eine sehr schöne ausgetiefte Arbeit. Wenn der selbst wunderlich heilige Herr nicht immer unsichtbar wäre, so würde ich ihm sagen, daß mich einzig

[1]) Professor Heinrich Breitinger in Zürich (1832—1889) wünschte einen Artikel in die „Deutsche Rundschau" zu geben.

[2]) „Das Sinngedicht".

[3]) Kellers Bitte um Erhöhung des Honorars erfolgte auf Petersens und Storms Mahnungen, vgl. oben S. 275 f. und 280.

das unreife Alter der Kanzlerstochter, das eine Art Notzuchtsfall bedingt, als eine harte Stelle anstößig berührt; sonst aber liest sich die Novelle wie Kuchen!

Das hoffe ich auch von Ihrem Romane, in dessen Verarbeitung Sie so planvoll und gemächlich vorgehen; insbesondere hiezu gratuliere ich Ihnen aufrichtig.

Soeben, indem ich dies schreibe, fängt ein ungewohnter Wind an zu brausen; es scheint der Südwind zu sein, da zugleich das Gebirge sichtbar wird, und somit würde die Kälte brechen. In dieser Hoffnung will ich schließen und Ihnen nur noch ein Prosit Neujahr zurufen! Ihr ergebener Gottfr. Keller.

400. An Ida Freiligrath

Zürich, 9. Januar 1880.

Hochverehrte Frau Freiligrath!

Nicht mehr als vier Briefe[1]) finde ich und glaube nicht, daß ich einen verloren habe; die Vorstellung von einer größern Zahl rührt wahrscheinlich davon her, daß Ferdinand bei Schenkung und Zusendung seiner Werke die Exemplare stets mit einer geschriebenen Dedikation schmückte, was in der Erinnerung sich mit einem Briefe verwechselte. Auch sagte er mir, solange Wilhelm Schulz lebte, manches in den an diesen gerichteten Briefen. Frau Schulz muß eine Anzahl Briefe von dem Hochseligen haben. Sie hat aber ihr Institut in Zürich vor etwa zwei Jahren verkauft und die Gegend ohne Abschied verlassen. Sie soll in einem Städtchen oder Dorfe an der Rheingrenze im Aargau leben[2]) und ist, glaube ich, eine morose Zeitfeindin oder so was geworden. Es fragt sich, ob sie die Masse von Briefschaften, die sie von der Zeit ihres Mannes und der ersten Frau her besitzen mußte, überhaupt nicht vertilgt hat. — Beim Hervorsuchen beiliegender vier Briefe ging mir so viel durch die Hände, was mir fast das Herz schwer machte, daß ich froh war, am Ende zu sein. Und wie bald, dachte ich, werden fremde Hände den Kram durchwühlen!

[1]) Vgl. oben S. 301 Anm.

[2]) In Zurzach.

„Die Grenzboten[1])" werden leider auf unserm Museo nicht mehr gehalten, weshalb ich mich wegen der autobiographischen Briefe gedulden muß. Den Brentanoschen Brief hat mir Freiligrath, als Ihr in Zürich wart, einst auf seiner traulichen Stube, in seinem roten Schlafrock vorgelesen[2]). Ich erinnere mich noch deutlich des Lobes der „Sandlieder".

Die Buchnersche Arbeit gefällt mir bis jetzt wohl, d. h. bis auf einen gewissen Mangel an spezifischem Ton. Es fehlt in der Diktion etwas von der freien Sonnenluft und der persönlichen Lebensglut, die in Freiligraths Wesen lagen, die ihn von den andern unterschieden. Doch wäre es nicht ratsam, den Biographen zu einer gefährlichen Stiländerung zu veranlassen. Der Mangel wird am Ende durch das Faktische und die Werke selbst ergänzt. Die verehrte Fräulein Maria Melos mag sich in ihrem „alten Hasen" nicht zu mausig machen mit ihren Ludmillianischen Späßen, sonst werde ich, wenn ich einmal an den Neckar komme, ihr Dinge vortragen, daß ihr die Haare zu Berge stehen. Inzwischen bitte ich Sie, Herrn Walesrode mich bestens bei Gelegenheit zu empfehlen und ihm zu sagen, wie sehr ich damals bedauert habe, nicht zu Hause gewesen zu sein. Die kläffenden Hunde sind leider immer noch da, beißen aber nicht; dagegen hat Herr Walesrode offenbar die Nachbargehöfte durchbrochen, statt den ordentlichen Fahrweg zu suchen, der zu mir hinaufführt. Auch liegt der Hügel nicht an der Limmat, sondern am See, genau in der Höhe der „hohen Promenade", welche gegenüber am andern Ufer liegt und über die Ihr vom Zeltwege aus gewiß manchesmal gegangen seid[3]). Das wärmere Wetter ist hier

[1]) Buchner veröffentlichte dort vorläufig eine Anzahl Freiligrath-Briefe.

[2]) Buchner druckte denselben in Westermanns Monatsheften, Februar 1880, ab. Vgl. W. Buchner, F. Freiligrath 1, S. 356 ff.

[3]) Marie Melos gab am 6. Januar 1880 Keller den Bericht eines Bekannten, Walesrode, über seinen Besuch bei dem Dichter wieder: „Keller wohnt ganz außerhalb Zürich (ob auf der rechten oder linken Seite der Limmat, wußte Walesrode nicht anzugeben) auf einer Höhe, zu deren Ersteigung ein Alpenstock vonnöten wäre. Nicht ohne mancherlei Gefahren kann man sich seiner Wohnung nahen. Ist man ungefähr schon auf der Hälfte des Weges, so steht man an einer Umzäunung, die eine Tafel mit folgender Inschrift trägt: ‚Wer unbefugt diesen Weg betritt, zahlt 5 Fr. Strafe'. Da ich mich indessen nicht ganz unbefugt fühlte,

mit dem letzten Tage des Jahres auch eingetreten und seither schon wieder etwas abgekühlt. Doch kann man jetzt mindestens mit Heizen nachkommen. Die Briefe bekomme ich wohl wieder? Jetzt kommt die alte Ehrerbietung, mit welcher ich verharre als Ihr getreuer G. Keller.

401. An Julius Rodenberg

Zürich, 21. Januar 1880.

Verehrter Freund!

Mit krummen Fingern mach' ich mich endlich ans Antworten, da die infame Kälte, die mich diesen Winter auf meiner Windmühle erheblich zurückgestellt hat, wiedergekehrt ist. Ich getraue mir nicht, für das Aprilheft die Novellen in Aussicht zu stellen. Wenn auch für ein Heft jetzt schon vorgesorgt ist, so mag ich diesmal doch die Fortsetzungen nicht ins Unsichere schieben und habe daher beschlossen, das Ganze fertigzubringen, eh' ich es Ihnen vorlege; Sie können es dann damit halten, wie Sie wollen. Soviel ich sehe, wird das Buch ziemlich den Umfang der „Zürcher Novellen" haben, soweit sie in der „Rundschau" erschienen sind, und jetzt den ersten Band ausmachen.

Das Honorar betreffend, so ist mir das Doppelte dessen angetragen, was ich bisher erhielt, also etwa 600 Mark. Da es aber wohl nur geschieht, um wenigstens einen einmaligen Beitrag zu erzwingen, so bin ich gern erbötig, die noch bestehende Differenz zu teilen, sofern das den Herren Verlegern konveniert, und den Bogen zu 500 Mark zu berechnen. Dieses Honorar würde mich dann auch in Zukunft befriedigen, wo ich vorhabe, dann und wann eine einzelne Novelle, mit weniger beschwerlichem Anlaufe, von

---

so setzte ich meinen anstrengenden Weg weiter fort. Kaum aber war ich glücklich dieser Scylla entgangen, so fiel ich in die Charybdis gefährlich klaffender, bellender Hunde, die mir den Weg versperrten. Erst nachdem ich mich ihnen als besonderen Tierfreund und Beschützer derselben vorgestellt hatte, ließen sie mich passieren, und so gelang es mir denn endlich, alle Gefahren glücklich zu überstehen und die Höhe des Berges zu erklimmen. Auf dieser Höhe nun steht Kellers Haus, und in diesem Hause bewohnt er auch noch die höchste und luftigste Etage. Wenn er dort oben bei dieser strengen Kälte ganz zum Eisklumpen gefroren wäre, so würde ich mich nicht wundern."

Stapel gehen zu lassen und mich nach wie vor freuen würde, mein Absteigequartier beim Wirt zur „Deutschen Rundschau" zu haben. Doch dies wird hoffentlich geschehen können, „geh es, wie es wöll'".

Mit besten Grüßen Ihr in jedem Sinne alter G. Keller.

402. An Conrad Ferdinand Meyer

Enge, 18. Februar 1880.

Verehrter Herr Doktor (um Ihnen gleich eingänglich zu gratulieren[1])! Es ist mir sehr leid, daß ich gestern Ihren freundlichen Besuch verfehlt habe, und noch leider, daß Sie noch immer wegen der Hellerschen Sache[2]) beunruhigt sind. Ich hatte seinerzeit versäumt, Ihre Zeilen aus Pontresina zu beantworten, weil ich das betreffende Zirkular nicht gesehen und also nicht wußte, was darin steht. Indessen war ja Ihre Hinweisung auf jene schon gedruckten Gedichte in keinem Fall etwas zum Übelnehmen, was mir auch nicht einfiel.

Auch die notorischen Lügen und die beleidigende Aufdringlichkeit des jungen Menschen, die der letzten Phase voraufgegangen, sind ohne mein Wissen und Zutun publik geworden. Was die Sache an sich betrifft, so lasse ich mich einmal nicht von jedem unerzogenen und rohen Gesellen, der noch nichts geleistet, ins literarische Schlepptau nehmen, und wenn Faiseur- und Intrigenwesen, die sonst mit Jugend und Poesie nicht verbunden zu sein pflegen, sich dafür ausgeben, so werden sie mir doppelt zuwider. Man hat sonst genug Störung durch alle die Velleitäten und Lumpeninteressen der alten Intriganten, die einem das bißchen Leben verderben.

Doch genug des Gepolters! Lassen Sie sich, lieber Herr, also ja nicht mehr durch die Idee beunruhigen, daß ich wegen der Hellerschen Geschichte Ihnen etwas zugerechnet hätte, was an sich übrigens ja höchst harmloser Natur wäre und wenig zu sagen hätte! Eigentlich aber wollen wir jetzt lieber dem Frühling

[1]) Für den Titel eines Ehrendoktors der Universität Zürich.

[2]) Ernst Heller (1856—1913) veranstaltete damals eine Anthologie: „Sänger aus Helvetiens Gauen".

aufpassen, der endlich über den Glärnisch herabzusteigen scheint. Hiezu wünsch' ich Ihnen die beste Disposition. Ihr ergebener

G. Keller.

403. An Jakob Baechtold

Enge, 9. April 80.

Ich könnte dem mitgeteilten Fragment[1]) nur zustimmen und wüßte nichts beizufügen. Vielleicht würde ich, wenn ich die Vorrede zu schreiben hätte, die Frage noch etwas entschiedener zuspitzen, ungefähr so (d. h. nicht so weitläufig). Klassisch im höchsten Sinne sind ausgemachtermaßen nur Schiller und Goethe und auch diese unbedingt nur in einem Teile ihrer Werke. Das bringt mit sich, daß es endlich an der Zeit ist, diese Werke in eigenen Ausgaben oder sonstwie für sich zu Schulbüchern zu machen, wie das schon längst mit den Alten geschehen ist.

Das vorausgesetzt, was bliebe dann übrig für das deutsche Lesebuch, im Sinne der Rigoristen? Nichts! Denn die humanistisch-theoretische Vorbereitung der Lessing und Herder deckt das Bedürfnis des Lesebuches nicht, die poetische Vollkommenheit steht derjenigen der beiden ersten schon entfernter und Wieland vollends erhebt sich wohl historisch, aber nicht mehr sachlich qualitativ über den Strom der deutschen Literatur, wie sie in ihren guten und charakteristischen Erzeugnissen vorher und seither fortgelebt hat. Diesen Strom nun für die Schule beliebig und willkürlich abzuschneiden, geht nicht an. Die Jugend soll schon in der Zeit des Lernens des lebendigen Flusses der Sprache und damit des Denkens und Fühlens inne werden, um nicht nachher plötzlich einem Fremden, Unbekannten gegenüberzustehen; es handelt sich also nicht um eine bloße Toleranz gegenüber den Neuern, sondern um eine pädagogische Pflicht ꝛc. Daß manche Momente in Leben und Kultur des allgemeinen Verlaufs der Geschichte wegen erst nach Schiller und Goethe einen prägnanten Ausdruck haben finden können, wird nicht besonders nachgewiesen zu werden brauchen.

Ich weiß nicht, ob aus diesen vielen Worten noch etwas für

[1]) Aus dem Vorwort zu Baechtolds Deutschem Lesebuch für höhere Lehranstalten der Schweiz, obere Stufe (Frauenfeld 1880), bei dessen Zusammenstellung sich Baechtold von Keller beraten ließ.

Ihren Zweck abzuzapfen ist. Das Wort „strahlend“ würde ich vermeiden und etwa mit „vortrefflich“ oder „mustergültig“ ersetzen. Denn strahlen tut allerdings jetzt niemand und seit geraumer Zeit nicht. Besten Gruß Ihr G. Keller.

404. An Conrad Ferdinand Meyer

Enge, 13. April 1880.

Meinen herzlichen Dank, verehrter Herr und Freund für den „Heiligen“, der mit seiner Glorie bei mir eingezogen ist, um seine Rätselhaftigkeit noch weiter zu tragieren.

Ihre Unzufriedenheit mit dem Erreichten kann ich mir nicht zurechtlegen, es müßte denn die Unmöglichkeit betreffen, einen nach bisheriger Ansicht großen historischen Romanstoff (oder auch Dramenstoff) in einer Novelle auszubreiten. Allein die Zeit der dicken Bücher geht vorüber auch auf diesem Gebiet, sobald die Leute erst einmal merken, daß jeder, der eine Mehrzahl beleibter Romane in die Welt stellt, an seinem Selbstmorde arbeitet, und wenn jene noch so gut geschrieben sind.

In der Form der einbändigen historisch-poetischen Erzählung oder Novelle haben Sie nun ein treffliches Mittel gefunden, wieder ein eigentliches Kunstwerk herzustellen und einen Stil zu ermöglichen, nachdem der Ballast der bloßen Spannung, Beschreibung und Dialogisierung, der die Dreibänder zu füllen pflegt, über Bord geworfen ist.

Die Krankheit des Adolf Frey scheint sich doch länger hinzuziehen, als nach den Berichten anzunehmen war. Möge ihm das Berliner Sommersemester doch noch gerettet bleiben. Ihr

Gottfried Keller.

405. An Jakob Baechtold

Enge, 23. Mai 80.

Wegen der Johannisnacht brauchen Sie ja keine Erlaubnis[1]), da die Aufnahme kleinerer Stücke in Sammelwerke, Schulbücher ꝛc. gestattet ist. Bei Weglassung der zwei Verse des faulen Hundes müssen auch die zwei vorhergehenden weggelassen werden, da sie die Voraussetzung der ersteren sind und unfertig abbrechen würden. Der Vers mit dem Schluß „wohlbeleibt“ schließt besser.

[1]) Zur Aufnahme ins „Deutsche Lesebuch“.

Indessen ist der ganze Passus betreffend Brun, wenigstens wo es heißt: „In jeder wohlbesorgten Stadt" usw. bedenklicher Natur und geht über das Verständnis der untern Klassen hinaus, ist jedenfalls zu satirisch für dieselben.

Es frägt sich auch, ob dieser spezifisch zürcherische Gegenstand dem Buche in den andern Kantonen nicht schadet, da dieselben jeweilig nur ihre eigene Geschichte angenehm finden.

Meine Gotthelfrezensionen erstrecken sich über vier Jahrgänge der „Blätter für literar. Unterhaltung" und sind sehr ungleich, zum Teil unüberlegt und flüchtig. Ich habe daher vor, zu jener Zeit, wo ich einst einen Band noch extra zu schreibender, kritischer und kontemplativer Aufsätze zusammenstellen werde (wozu ich ein Bedürfnis empfinde) fragliche Artikel durchzusehen und in einen zusammenzuschweißen. Unter diesen Umständen geschieht mir gerade kein Gefallen, wenn das Zeug jetzt aufgestört wird.

Euer lokale Penny-a-liner hat sich recht mystifizieren lassen mit der Ente wegen der Strafklage gegen Hafner[1]). Man sollte sich doch überzeugen, ob dergleichen auch möglich ist, eh' man so alarmierende Gerüchte verbreitet, und brauchte nur die Nase in das Strafgesetzbuch zu stecken. Die kürzeste Verjährungsfrist beträgt ja fünf Jahre. Nebst Gruß Ihr G. Keller.

406. An Theodor Storm

Zürich, 13. Juni 1880.

Liebster Freund!

Schönen Dank für Ihren Brief und die schöne Gabe, die ich vergnügt neben die übrigen Stormssöhne stelle. Eigentlich war ich Ihnen einen Brief schuldig; denn Sie haben mir zuletzt eine Korrespondenzkarte geschickt. Um so liebenswürdiger ist es, wenn Sie nicht so genau nachrechnen.

Ich wünsche Ihnen Glück zu allem Guten, was Sie erleben: Hausbau[2]), Richtemahl, Freiheit der Muße, Selbständigkeit des Sohnes, für dessen freundliche Gesinnung ich dem Herrn Assessor

[1]) Die „Neue Zürcher Zeitung", an der Baechtold Redakteur war, brachte am 24. Mai die Notiz, daß die Klage gegen den wegen Unterschlagung eingeklagten Statthalter Hafner wegen Verjährung nicht zugelassen werde. Die falsche Notiz ist in der Nummer vom 25. Mai berichtigt.

[2]) In Hademarschen.

wiedergrüßend danke. Möge er ein glücks- und ehrgesegneter Magistratsherr werden! Wenn Petersen Sie zu einer heiteren Novelle veranlaßt hat, so sei er dafür gelobt; denn Ihre heiteren Geschichten sind ebenso anmutig vollendet wie die melancholischen, und das ist ja der Spaß in der Sache.

Meine Novellen[1]) sollen im Oktober in der „Rundschau" anfangen, weshalb ich auch schwerlich im August nach Berlin kommen werde, so verlockend es wäre, mit Ihnen dort zusammenzutreffen. Ob ich Ihren Ludwig Pietsch kenne, weiß ich nicht recht. Vor 25 Jahren habe ich einen Maler Pietsch im Hause des Franz Duncker gesehen, aber ich bin nicht gewiß, ob es mit dem seither renommiert gewordenen Zeichner und Schriftsteller die gleiche Person ist, scheint es aber nun doch zu sein[2]).

Mein Schicksalsbuch rückt endlich doch seinem Abschluß entgegen; der vierte Band ist im Druck, mit den Korrekturen freilich noch der definitive Schluß in meiner Hand. Nachdem der abnorme Winter vorbei und kein Grund mehr da war, nicht an dem Zeug zu arbeiten, befiel mich erst wieder eine krankhafte Widerwilligkeit und Scheu, in dem übel angelegten Wesen fortzufahren. Die Arbeit war nicht sowohl schwer als trübselig, mit offenen Augen an dem Unbedacht und der nicht zu verbessernden Unform eines längst entschwundenen Lebensalters herumbasteln zu müssen, anstatt sich dem Neuen zuzuwenden. Der bloße Gebrauch von Blaustift und Schere wäre das Einfachste und Glücklichste gewesen; allein es wird ja gar nichts Fragmentarisches mehr gelitten und selbst gegen das verzögerte Erscheinen eines Schlusses erfährt man das roheste materielle Räsonnieren und Drängeln von seite derer, die den Anfang mit ihrer Aufmerksamkeit beehrt haben. Das war vor hundert Jahren doch anders. Ein Goethe durfte den „Wilhelm Meister" liegen lassen, ein Schiller den „Geisterseher" ganz abbrechen, ohne so geplagt zu werden, und man vergnügte sich an dem, was da war. Ich weiß freilich, daß man sich nicht mit den beiden vergleichen soll; allein sie waren ja noch nicht die unnahbaren Herren, die sie jetzt sind.

[1]) „Das Sinngedicht".

[2]) Vgl. Ludwig Pietsch, Wie ich Schriftsteller geworden bin 1 S. 110 f. und Bd. 1 S. 241.

Doch ist es undankbar, daß ich Sie in Ihrem Gartenleben bei Harke und Gießkanne jetzt mit schlechten Literaturlaunen belästige. Es geht mir sonst gut, und ich lasse mir an der Gesundheit nichts abgehen. Petersen hat sich bis jetzt nicht sehen lassen, ist also wohl zu Hause geblieben. Nächstens werde ich ihm auch schreiben. Da ich doch noch die See sehen sollte und von jeher ein Gelüste nach der Nord- und Ostsee, besonders wo die Ufer bewaldet sind, empfand, so ist es allerdings nicht unmöglich, daß ich einmal bei Euch beiden auf einen Tag vorbeispringe. Indessen will ich mich nicht mit unbestimmten Projekten beladen.

Heute war der junge Dr. Töniges[1]) (so, glaub' ich, nannte er sich) bei mir und brachte mir Ihren Gruß. Er kam bei kühlem Regenwetter, hoffentlich wird's morgen besser.

Ich will Ihnen doch dieser Tage die drei erschienenen Bände des „Grünen Heinrich" schicken, da der vierte bald kommt, ohne daß ich Sie damit im Unterrichten Ihrer Töchter stören will, dem ich besten Erfolg wünsche. Die eigentliche Neuschreibung beginnt mit dem neunten Kapitel des dritten Bandes, S. 120, sofern Sie etwa doch hineinsehen wollen.

Heute steht in der Zeitung, in Berlin gehe das Gerücht von Bismarcks Demission. Für die auswärtigen Freunde und ideellen Anhänger des Reiches fängt es doch an beunruhigend zu werden, daß die Dinge sich nicht schicken zu wollen scheinen und keine durchschlagende Geistes- und Gemütseinigkeit aufkommt, zumal bei dem albernen Wesen, dem die Hauptstadt zu verfallen scheint. Dazu die fortglimmende Kommune in Frankreich usw., so daß mich zuweilen die trübe Befürchtung ankommt, unser beider Dichten und Trachten könnte des gehofften sonnigen Nachsommers verlustig gehen. Doch sind das egoistische Schrullen, die Dinge müssen durch- und ausgelebt werden!

Meine Schwester bedankt sich höflich für Ihren freundlichen Gruß. Meinerseits bitte ich, mich den weiblichen Genien Ihres Hauses und Gartenlandes empfehlend weiß anstreichen zu wollen und samt wohldenselben frisch und munter zu bleiben.

Ihr getreuer Gottfr. Keller.

[1]) Ferdinand Tönnies.

407. An Jakob Baechtold

Enge, 23. Juni 80.

Ich danke bestens für die übersandten Schriften, wovon ich übrigens den Holberg schon besitze.

Sollten Sie die Idee, meine kleine Anzeige der Leutholdschen Gedichte[1]) in der Einleitung zur neuen Ausgabe zu verwenden, noch herumtragen, so würde ich Sie bitten, dieselbe fallen zu lassen. Ich bin für die wenige Berührung, die ich mit Leuthold hatte, schon zu viel genannt worden, und jage keineswegs danach, mitzufigurieren, wo ich nichts gewirkt habe. Schließlich aber wünschte ich auch durch solche Fixierung eines flüchtig abgegebenen Urteils mir den Mund nicht für die Zukunft verschlossen zu wissen, abgesehen davon, daß auch die mildeste Einschränkung unbedingten Lobes, wie ich sie handhabte, in der Edition eines Autors, der noch Zeitgenosse ist, sich nicht wohl ausnimmt. Man ist gewissermaßen in *seinem* Hause und kann schicklicherweise nicht sagen, was einem einfällt.

In dieser Beziehung werden Sie, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, sich noch besinnen müssen, was Sie selbst über Leuthold sagen wollen. Die Wahrheit zu entstellen, wird Ihnen wohl widerstreben; auf der anderen Seite wird es nicht angehen, Dinge zu sagen, welche in irgend einer Weise die Verehrer und Käufer des Buches gegen dessen eigenen Urheber einzunehmen und sie zu enttäuschen geeignet wären. Ich hielte dafür, daß die Gedichte Leutholds ihren jetzigen Nimbus am sichersten bewahren, wenn die lakonische Erscheinungsform die alte bleibt, mit Ausnahme der Beisetzung des Herausgebers. Doch alles dies soll keine Einmischung sein; tun Sie, was Sie für gut finden!

Der Widmannsche Niggelerartikel[2]) ist doch ein trostloser Unsinn! Das wird sauber herauskommen, wenn die Mühle so fortläuft.

Ihr G. Keller.

---

[1]) In der „Neuen Zürcher Zeitung" Nr. 583, 12. Dezember 1878, wieder abgedruckt in den Nachgel. Schriften S. 198 ff.

[2]) Im „Sonntagsblatt des Bund" 1880 Nr. 19 u. 20 steht, von Stephan Born verfaßt, eine Besprechung der 2. Auflage von Rudolf Niggelers (1845—1887) Gedichten.

408. An Julius Rodenberg

Zürich, 27. Juni 1880.

Verehrter Freund und Obmann!

So müssen wir Sie nennen, wenn Sie die botmäßigen Beisassen Ihrer Rundschau-Innung immer als Meister anreden. Es ist Zeit, daß ich Ihnen endlich für Ihre zwei letzten Briefe danke, den ersteren, mit welchem Sie mir so freundlich die Erfüllung meiner Honorarwünsche angekündigt haben, und denjenigen vom 1. Mai mit seiner lenzhaften Stimmung.

Anbelangend die Honorarfrage, habe ich nun nach vollbrachter Übeltat ein böses Gewissen, in der Furcht, daß die neuen Novellen abfallen und das Geld nicht wert sein könnten; doch soll es in diesem Fall dann die letzte Sünde sein.

„Der grüne Heinrich" ist jetzt in tumultuarischer Abreise begriffen. Wenn Herr Professor Scherer sich wirklich mit demselben noch abgeben will, so bin ich gespannt, was er davon sagen wird. Ich fürchte, ich habe die Besprechung des Buches durch das von mir nicht beabsichtigte unterbrochene, stückweise Erscheinen verunschickt, wie man schweizerisch sagt für ungeschickt anstellen.

Auf den 1. September werde ich Ihnen für zwei Hefte Novellen senden, wobei Sie dann bestimmen mögen, ob die Fortsetzung gleich folgen, oder wie bei den „Zürcher Novellen" eine Unterbrechung stattfinden soll. Ich denke, es werden wohl vier Hefte in Anspruch genommen werden, wenn ich nicht etwa aus Billigkeitsrücksichten gegen Ihre Abonnenten früher abschließe. Sie werden gewiß so viel Wind bekommen, daß Sie mir nötigenfalls einen Wink geben können. Vorbehalten muß ich einzig puncto Rechtzeitigkeit eine unglückliche force majeure, wie Krankheit u. dgl., in welcher Beziehung indessen kein Projekt vorliegt.

Herzlich wünsche ich Ihnen Glück zur neuen Auflage Ihrer blühenden Gedichte. Sie fahren Ihren klaren Strom gelassen dahin ohne die krampfhaften Ruderschläge und Schifferausrufe, mit denen manch andere sich so abmüden. Ich habe auch mit Vergnügen Ihre Pariser Taten und Abenteuer gelesen, die Zusammenkunft mit Daudet usw. und mich über die Menschenfreundlichkeit gefreut, mit welcher er mit den deutschen Autoren verkehrt, die er nicht lesen kann. Übrigens genieße ich ihn stets

mit allem Respekt; der hat viele Register an seiner Orgel, obgleich er zuweilen zu stark auf dem einen trampelt.

Paul Heyse hat mir auch geschrieben seinerzeit, er befinde sich besser und hoffe, wieder ungestraft arbeiten zu können.

Fast hätt' ich Ihren Pariser Bericht[1]) vergessen im letzten Rundschauheft. Ich bedanke mich speziell für die geistvolle Darstellung und den interessanten Inhalt, hätte nur gewünscht, daß Sie Ihrer Bemerkung über die vielen Zola-Exemplare in den deutschen Schaufenstern die der moralisch-kritischen Entrüstung auf dem Fuße folgende (oder Hand in Hand mit ihr gehende) Tatsache hinzufügten, wie eine Reihe unserer stimmführenden Journale und Zeitschriften sich um die Mitarbeiterschaft Zolas bewarben und sich damit förmlich aufgespielt haben. Da müßten die Franzosen ja Narren sein, wenn sie anders wären, als sie sind.

Genug des Geträtsches, und denken wir lieber an die schönere Hälfte Europas, indem ich Sie ersuche, mich der verehrten Frau Doktor Rodenberg recht angelegentlich zu empfehlen.

Ihr altgesinnter und ergebener Gottfr. Keller.

409. An Marie Melos

Zürich, 18. Juli 1880.

Hochverehrte Dame und Freundin, auch Fräulein Mariechen!

Im letzten Augenblicke fällt mir ein, daß morgen unser Geburtstag ist. Nur Sie allein sind schuld, daß ich erst in meinem Alter gelernt habe, auf diesen kuriosen Tag zu achten; es nützt nur nicht viel.

Item, ich wünsche Ihnen also auch diesmal, was Sie schon wissen, und noch etwas dazu, was Sie selbst bestimmen mögen. Sie können es sich auf meine Rechnung beim Herrgott bestellen und ihm sagen, ich käme gelegentlich vorbei, um zu zahlen.

Meine übrigen Briefschulden, auch an die verehrte Frau Schwester, werde ich binnen kurzem abtragen, da ich nächstens mit dem Unglücksbuch fertig bin; ich glaubte es diese Woche

[1]) „Bemerkungen über Paris." „Deutsche Rundschau" 1880, Bd. XXIII, S. 440 ff.

schon werden zu können. Allein immer gibt es wieder Tage, wo ich fast lieber erkranken möchte, als an der Bestie arbeiten, so zuwider ist sie mir geworden. Und doch gilt es, durch Geduld daran zu retten, was zu retten ist.

Wahrscheinlich werden die beiden Freilichträthinnen nächstens ausfliegen oder schon geflogen sein? Dazu wünsche ich Glück und schönes Wetter. Da dies nur ein Mogelbrief sein soll, was den Umfang betrifft, so will ich jetzt ohne Umschweife schließen und Sie, sowie die Schwester mit aufrichtigem Herzen schließen[1]) grüßen.

Auch meine Schwester empfiehlt sich den Damen, ärgert mich aber nach wie vor mit ihren Staublumpen und Scheuerbesen. Ihr

Gottfr. Keller.

410. An Julius Rodenberg

Zürich, 23. September 1880.

Vor einiger Zeit war Paul Heyse hier und sagte, er habe eine Novelle für die „Rundschau", die im November kommen solle. Ich sagte zwar, das gleiche sei der Fall mit meinen Geschichten, fand aber, als meine Seelenqual, „Der grüne Heinrich", nochmals rückfällig wurde, es sei gerade gut, wenn Sie das Novemberheft dem Paulus widmen. Wollen Sie meine Novellen im Dezemberheft beginnen lassen, so kann ich Ihnen spätestens auf 15. Oktober das Manuskript für ein paar Hefte schicken und das folgende am 15. November. Dies wird verläßlich sein, da mir diese Arbeit eine Erholung ist gegenüber dem alten lecken Faß des „Heinrich", das überall durchsickerte trotz aller Küferarbeit.

In letzter Stunde bin ich wegen des Titels verlegen. Ich möchte gern setzen:

„Das Sinngedicht, Novellen von N. N."

Allein es schwebt mir immer vor, als ob es ein neueres Buch belletristischen Inhalts mit diesem Titel gäbe, oder ist es nur eine Halluzination? Wollen Sie nicht so gut sein, es mir zu sagen, wenn Sie etwas Bestimmtes vom Existieren eines solchen Titels wissen?

Ich glaube Ihnen gesagt zu haben, daß der Held der Rahmenerzählung mit dem Distichon:

[1]) Durchgestrichen. Darunter steht: (Esel).

„Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küss' eine weiße Galatee, sie wird errötend lachen"

in die Welt ausläuft, und daß am Schluß des Ganzen die Aufgabe gelöst wird. Es wäre daher schade, wenn ich die Überschrift nicht wählen könnte.

Ein Titel „Der Versuch" wäre zu klanglos und blöde.

Beste Grüße. Ihr ergebener G. Keller.

Es tut mir leid, daß ich Ihren wohlwollenden Rezensionsdispositionen in die Quere gekommen bin; allein man kann sich in Gottes Namen nicht nach den Ferienzeiten der Hochschulen richten ꝛc.

411. An Wilhelm Petersen

Zürich, 23. September 1880.

Nun will ich endlich anfangen, meine Briefschulden abzustoßen, und bei Ihnen beginnen, verehrter Herr und Freund! Das Buch Heinrich werde ich Ihnen wohl nächstens nachsenden können, da ich die letzten Aushängebogen erhalte. Als ich den vierten Band erst von Seite zu Seite durchging, was ich früher versäumt hatte, fand ich den Bestand desselben so schundvoll und häufig albern, daß ich nicht fortfahren konnte und auf Monate stecken blieb. In solchen Zuständen aber schiebt man auch das Briefschreiben auf, da man sich doch scheut, sich mit Scheinarbeit zu betrügen. Denn Briefe soll man wie jedes Vergnügen, nach getaner Arbeit sich gestatten.

Ich danke Ihnen herzlich für das freundliche Gedenken meines Geburtstages und für die Photographien[1]), die wie von starker Seeluft zusammengeweht sind. Die Italiäner sehen aus wie aus der Odyssee; die Kleine aus Chioggia ist eine wahre kleine Meduse, der kleine Nordländer Knirps aber gar wie aus dem Salzwasser zusammengeronnen. Sie sind doch gewiß vergnügt bei so schönen und mannigfachen Talenten, welche Sie so frei handhaben und genießen dürfen.

Auch das Winterwaldgedicht hat mich sehr ergötzt, obgleich ich als unwissender Hagestolz, der gern lang im Bette liegt, nur

[1]) Von Petersens Fischerköpfen.

das sanitarische Bedenken habe, ob es auch gut für so junge Kinder sei, im Winter vor Tag aus dem Bette genommen und in den Wald geführt zu werden? Ich wenigstens ginge nicht mit, besonders wenn ich Samstags nachts erst um ein Uhr nach Haus gekommen bin. Meine Schwester beauftragt mich, Ihnen auch noch für die kleinen Fischvölker vom letzten Jahre zu danken, welche am Teetisch mit großer Gesellschaftlichkeit verspeist wurden, da die Katze dabei saß und auf die Abfälle paßte, auch nachher die Teller so sauber leckte, als ob Ambrosia darin gewesen wäre.

Sie haben mir auch über den mißlungenen Sohn Storms geschrieben und daß derselbe als Schiffsarzt nach Brasilien gegangen sei. Das brachte mir zur Erinnerung, daß schon mehrere Schweizer resp. Zürcher, die hier kein Examen zustande brachten und verbummelt waren, in Brasilien durch die Schweizer und deutschen Kaufleute zu soliden und wohlbestellten Ärzten geworden sind. Das Saufen hört nämlich dort aus Mangel an Landesüblichkeit von selbst auf, und wer es nicht läßt, geht bald zugrunde.

Daß Sie den paradoxen Sulzer gesehen haben, war mir interessant; es ist einer der geistvollsten und zugleich verbohrtesten Schweizer. Vor zwanzig Jahren trat er aus der hiesigen Regierung, weil man seinen wirtschaftlichen Liebhabereien (Domänenbesitz, indirekte Steuern u. dgl.) nicht Folge genug leistete und anfing z. B. den Soldaten Beiträge an die Kosten ihrer Ausrüstung von Staats wegen zu zahlen. Zehn Jahre später trat er an die Spitze einer sozialdemokratischen Bewegung, infolge deren nun alle Lasten und Ausgaben auf das Vermögen und Einkommen verlegt sind. Um die Kantonshauptstadt Zürich herunterzubringen und seine Vaterstadt Winterthur herauf, führte er ein verrücktes Eisenbahnnetz durch, wodurch die reiche Stadt an den Rand des Bankerotts kam und alle umliegenden Gemeinden ebenfalls auf lange Jahre hinaus verschuldet wurden. Die alten schönen Forsten der Stadt, die sie mit dem Stadtrecht noch von dem Grafen Rudolf von Habsburg hatte, wurden abgeschlagen und zum Teil ganz verkauft, während Sulzer, der Urheber, sein Augenlicht einbüßte, weil er aus kameralistischer

Leidenschaft tagelang im Schnee einen Staatsforst begangen hatte, der ihn nichts mehr anging, usw.[1])

Über Ihre Gesundheitszustände hat mir Storm auch schon geschrieben. Ich bekam aber den Eindruck, als ob jeder von Euch zweien den andern ein bißchen als Malade imaginaire betrachte. Nun scheint es aber mit Ihnen doch etwas bedenklich zu stehen, wovon wir hoffen wollen, daß das Übel sich mit der Zeit wieder stille davonschleicht.

Im Dezember wahrscheinlich wird in der „Deutschen Rundschau" ein kleiner Novellenzyklus von mir beginnen, der durch vier bis fünf Hefte gehen mag. Einige Lyrika habe ich für ein Jahrbuch „Kunst und Leben" abgegeben, das diesen Herbst in Stuttgart erscheint.

Ihr Freund Thaysen, oder wie er sich schreibt, ist neulich bei mir gewesen als Exekutor Ihrer Nachforschungsaufträge. Ich wußte gar nicht, daß derselbe schon so lang hier ist und eine Zürcherin geheiratet hat.

Nun wünsche ich Ihnen rasche Befestigung der Gesundheit und schöne Herbsttage, werde Ihnen auch bälder wieder schreiben und empfehle mich Ihrem verehrlichen Hause als

Ihr allezeit ergebener G. Keller.

412. An Julius Rodenberg

Zürich, 1. Oktober 1880.

Verehrter Freund!

Es tut mir leid, daß ich Ihnen um diese Zeit, wo alle Schwalben heimwärts ziehen, noch nach Karlsbad schreiben muß; denn das verkündet, daß Sie sich nicht der wünschbarsten Gesundheit erfreuen. Möge das Übel so unbedeutend als möglich und die Kur so glücklich als möglich sein!

Für Ihren Bericht wegen der Novellen danke ich bestens. Die Hinausschiebung auf Januar 1881 ist mir gar nicht unwillkommen, da man besonders für den Abschluß eines Opus nie zu

[1]) Sulzer ist der Bd. 1 S. 415 ff. genannte Johann Jakob Sulzer. Die Bahn, die er gründen half, war die Nationalbahn. Im übrigen sind Kellers Mitteilungen von Parteileidenschaft gefärbt und zum Teil unrichtig. Vgl. auch Bd. 1 S. 633 f.

viel Muße haben kann. Ich hatte nur vom Dezember gesprochen, weil Sie selbst zuerst den Oktober und dann den November in Aussicht genommen hatten. Allerdings bin ich in Ansehung der pekuniären Seite, durch die unverhoffte lange Zeit, die seit dem Abkommen mit Duncker verflossen ist, mit dieser Geschichte, auf die ich zu rechnen hatte, in Rückstand gekommen[1]). Da wäre mir nun nicht sowohl durch einen Vorschuß, dergleichen ich nie mehr zu erleben wünsche, als durch den Mittelweg geholfen, daß die Herren Verleger Paetel gleich bei Empfang einer Manuskriptsendung einen ungefähren Überschlag des Druckergebnisses machten und mir einen entsprechenden Honorarbetrag unter Vorbehalt der Schlußberechnung zukommen ließen. Da ja schon die löbliche Gewohnheit besteht, die Honorare gleich heftweise beim Erscheinen jedes Heftes auszuzahlen, so würde die Differenz nicht so stark sein. Ich aber würde nichts beziehen, als wofür ich die entsprechende Arbeit schon geleistet hätte, und würde mit mehr Munterkeit der nächsten Rate entgegen schmieren, als wenn ich einen Vorschuß verschlungen hätte.

Damit hängt nun aber zusammen, daß ich einen Teil des Manuskriptes doch schon ungefähr Mitte oder bis 20. Oktober absende; sind aber etwa zwei Hefte der „Rundschau" absolviert, so kann alsdann für den Rest das gewohnte Verfahren eintreten, da ich über die kleine Untiefe hinweg sein werde. Doch ist der ganze Handel nicht von Wichtigkeit.

Was augenblicklich mit meinem Roman geht, weiß ich nicht. Ich erwarte jeden Tag den vierten Band; sollte er bis Mitte Oktober anlangen, so werde ich Ihnen ein Exemplar des ganzen Wälzers unter Band nach Karlsbad schicken, vielleicht hilft es zur Verdünnerung Ihres Blutes.

Ich danke Ihnen auch schönstens für die freundliche Bemühung wegen des Titels der neuen Novellen und bin froh, daß „Das Sinngedicht" bleiben kann. Ich glaube auch, daß es leicht und flüssig klingt.

Nun lassen Sie sich's wohl sein und seien Sie bestens gegrüßt von Ihrem Altschüler

G. Keller.

---

[1]) Vgl. oben S. 280 f.

413. An Wilhelm Petersen

Zürich, 21. Oktober 1880.

Verehrter Freund!

Ich gebe heut endlich den „Grünen" auf die Post und wünsche ihm glückliche Reise und nachsichtigen Empfang. Daß die Judith am Schlusse noch jung genug auftritt, statt als Matrone, wie beabsichtigt war, hat sie Ihren derselben so gewogenen Worten zu danken. Ich wollte mich selbst nochmals am Jugendglanz dieses unschuldigen, von keiner Wirklichkeit getrübten Phantasiegebildes erlustieren. Gern hätte ich sie noch durch einige Szenen hindurch leben lassen; allein es drängte zum Ende und das Buch wäre allzu dick geworden.

Jetzt mach' ich Novellen, die im Januarheft der „Deutschen Rundschau" beginnen sollen. Auf den 1. April 1881 habe ich die jetzige Wohnung gekündigt und werde Sie in einer andern empfangen müssen, die noch nicht gewählt ist. Die Lage war meiner Schwester zu beschwerlich, und ich selbst habe manches versäumt, da ich mich immer nur ungern zum Gange nach der Stadt entschloß. Es hat etwas Unbequemes, in diesen Jahren so herumwandern zu müssen; allein das Ganze ist ja doch nur ein Bummel, und am Ende kommt die Ruhe. Ich habe mich einem Leichenverbrennungsverein angeschlossen, es will aber nichts daraus werden. Ich glaube, die Lumpen fürchten am Ende, es mache zu heiß, daß sie's noch verspüren könnten!

Leben Sie mit den Ihrigen einen guten Winter, wozu ich hübsche Morgenröte und warme Abendstunden wünsche. Was mich betrifft, so gedenke ich etliche vergnügte Schoppen bei biederem Gespräche auszustechen!

Paul Heyse ist jüngst mit seiner schönen und feinen Frau zweimal durchgereist; wir brachten jedesmal einige Stunden miteinander zu und gedachten auch eines gewissen Herren Regierungsrates im Norden.

Seien Sie herzlichst gegrüßt und bleiben gewogen Ihrem ergebensten

Gottfr. Keller.

414. An Theodor Storm

Zürich, 1. November 1880.

Lieber Freund und Tempesta!

Ich muß doch die vier Bändchen[1]) endlich abschicken, ehe sie zu altbacken werden, was zum zweiten Male sich nicht reizend ausnimmt.

Wie haben Sie in Berlin und seither zu Hause gelebt? Gewiß vergnügt und gesund, und hoffentlich ist Ihr Tuskulum auch für Herbst und Winter gut, d. h. mit den entsprechenden Reflexfähigkeiten versehen. Mit den „Söhnen des Senators" habe ich mich vergnüglich wieder einige Stunden in Haus und Garten der bekannten Biederstadt Husum aufgehalten und zu meiner Zufriedenheit von neuem gesehen, wie Sie an Straffheit und Kraft der Komposition und Darstellung eher zu- als abnehmen. Immer empfinde ich das Gelüste, einmal in solcher Weise etwa eine einbändige längere Geschichte von Ihnen zu lesen, freilich nur aus dem materiellen Grunde, länger dabei sein zu können. Denn sonst sind dergleichen Wünsche töricht und unberechtigt.

In meinem monotonen Roman werden Sie sehen, daß ich die Judith noch etwas jünger gemacht, als Sie mir geraten haben, um die Resignation, die schließlich gepredigt wird, auch noch ein bißchen der Mühe wert erscheinen zu lassen. Von den neuen Novellen habe ich schon ein Stück Manuskript an Rodenberg gesendet. Er will im Januar damit anfangen.

Paul Heyse ist im September und Oktober zweimal einen Abend hier gewesen mit Frau und Kind. Er war ziemlich gesund und munter, dagegen klagbar über den schwachen Erfolg seiner dramatischen Tätigkeit. Es ist allerdings nicht recht begreiflich, wie mehrere seiner Gestalten nicht begierig von den Schauspielervirtuosen kultiviert werden, was gewiß nur zu ihrem eigenen Vorteile gereichen würde. Allein man kann nicht alle Sterne zwingen.

Dann habe ich mich über eine andere Klage gewundert: nämlich daß in Deutschland die lyrische und andere Poesie jetzt

[1]) Des „Grünen Heinrich".

wirklich mißachtet und ignoriert sei, Männer geradezu sich schämen, Gedichte zu lesen ꝛc. Ich hielt das für einen Jammer junger und alter Poetaster, angesichts der furchtbaren Dichterhallenwut, erfahre aber nun, daß Heyse von Zeitschriften schon Dichtungen zurückgewiesen worden oder wenigstens schwierig behandelt worden sind, weil die Verleger in ihrer Schlauheit der „Zeitstimmung" Rechnung trügen.

Dergleichen Mißstände rühren mich allerdings nicht besonders; mögen die Leute es halten, wie sie wollen. Allein ich begreife, daß ein Mensch wie Heyse, der so viel Freude an glücklicher Produktivität hat, [sich] durch so schnöde Teilnahmlosigkeit verletzt sieht.

Grüßen Sie mir bestens Ihr junges Volk, was sich davon vorfindet, und auch sich selbst in meinem Namen als Ihr dermalen leidlich lebender G. Keller.

415. An Wilhelm Hertz[1])

Zürich, 10. November 1880.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für das freundliche und wohlwollende Verlagsanerbieten, welches Sie mit Ihrem Geehrten vom 6. d. Mts. bezüglich der in der „Rundschau" demnächst erscheinenden Novellen mir gemacht haben.

Ich habe noch keinerlei Bestimmungen wegen dieser Separatausgabe getroffen; auch schreibe ich noch an den Novellen. So sehr mich nun Ihr Anerbieten beehrt und freuen muß, wünsche ich doch, das Buch sich etwas mehr ausgestalten zu lassen, ehe ich an die Ausgabe denke und darüber verhandle. Indessen erscheint mir der Gedanke, einmal neben den Werken meines Freundes Paul Heyse auch eines meiner Büchlein in Ihrem Verlage und unter Ihren Auspizien erscheinen zu sehen, schon jetzt verlockend, und wenn ich so weit bin, mich entscheiden zu müssen und nicht ältere Rücksichten alsdann auftauchen und nicht zu umgehen sind, so werde ich nicht ermangeln, mich behufs näherer Orientierung an Sie zu wenden. Mit anderen Worten,

[1]) Den Chef der Besserschen Buchhandlung in Berlin.

ich werde in dieser Sache vor der Hand keine anderweitige Anfrage an irgend jemand richten.

Ihr hochachtungsvoll ergebener Gottfr. Keller.

416. An Lydia Escher

Hochverehrte Gönnerin und dame incomprise!

Mit dem entzücktesten Danke für die gütig übersandten Photographieen wage ich es nun, die versprochenen meinigen zu überreichen, welche so schofel geraten sind (vor zwei oder drei Jahren), daß sie eher das Bild eines alten Vorsingers und Schnapsbruders vorstellen, als dasjenige des ersten Schöngeistes und Arbitri elegantiarum des Jahrhunderts.

Sie haben wohl die fernere Güte, das Urbild dieses Greuels dem Herren Präsidenten Vater als dessen und Ihren

hochachtungsvoll ergebenen G. Keller
[zu empfehlen].

Enge, Freitag nach Martini. A. D. 1880.

417. An Marie von Frisch

Zürich, 21. November 1880.

Verehrte Frau Professorin!

Mit einer Zigarre bewaffnet, am dunkelsten Sonntagmorgen, mache ich mich endlich daran, Ihre große Freundlichkeit, die gar nie daneben trifft, mit einem schwachen Versuch der Dankbarkeit zu beantworten. Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie sich durch meine Schreibfaulheit nicht abhalten lassen, meiner zu gedenken, und Sie können sicher sein, daß ich es im stillen stets verdiene, soweit ein alter Schlingel, der noch allwöchentlich einmal die Nacht durchkneipt, überhaupt etwas verdienen kann. Die Blümchen, die Sie mir letzte Weihnachten gesandt, standen den ganzen Januar auf meinem Schreibtische, und das grüne Regenbogenkrügelchen beherbergte seither einmal drei schöne Narzissen, ein andermal eine Levkoje usw. Ich danke Ihnen auch schönstens für die zierliche Photographie Ihrer Vermummung mit dem allerliebsten Läusemützchen, das Profil ist noch ganz so fein wie

vor acht oder weiß Gott wieviel Jahren, beinah' noch jünger; es tut aber nichts, der Totenkopf wird schon noch kommen, eh' wir's uns versehen.

Beiliegendes Bildchen hat folgende Bedeutung:

Vor ca. sechs Jahren sandte mir Meister Adolf, der Bruder, eine größere Photographie des gleichen Gegenstandes aus Italien, angeblich aus dem Gebirge, wo er bei den Leuten des Mädchens wohne[1]). Er habe die Photographie extra für mich machen lassen, damit ich eine Paul Heysesche Novelle dazu schreibe. Neulich kaufe ich nun hier in Zürich ein Schächtelchen Wachszünder, und als ich eine Pfeife anstecken will und es näher besehe, finde ich die römische Gebirgsmaid, die Tamburinschlägerin, die Saltarellotänzerin, die leidenschaftliche Nina oder Teresita oder Marietta als einfache Arbeiterin irgend einer Mailänder Filanda oder Seidenspinnerei, deren Konterfei der Schwindelhuber natürlich am Markte dort gekauft hat.

Übrigens lasse ich ihn bestens grüßen. Wollen Sie die Güte haben, mir gelegentlich seine jetzige Adresse mit zwei Worten kund zu tun oder ihn selbst dazu zu veranlassen, so wäre ich dafür dankbar; ich muß ihm ein Paketchen schicken, das ich nicht gern möchte verloren gehen lassen.

Es tut mir sänftlich wohl, daß Ihnen der „Grüne Heinrich" nicht mißfällt in seiner jetzigen Gestalt, nachdem ich ihn mühsam genug gewaschen und gestriegelt habe. Sonst scheint mir nicht viel Vergnügen daraus zu erwachsen; denn nun kommen die sogenannten Kritiker, und anstatt das jetzige Buch aus sich heraus zu beurteilen, vergleichen sie es in philologischer Weise mit dem alten, um ihre Methode zu zeigen, und zerren so das Abgestorbene herum und lassen das Lebendige liegen, denn das verstehen sie ja einmal. Es ist ungefähr die Situation, wie wenn man im Garten einen alten Mops begräbt, und es kommen nächtlicherweile die Nachbaren, graben ihn wieder heraus und legen das arme Scheusal einem vor die Haustüre usw.

Dagegen entnehme ich mit Vergnügen Ihrem Briefe, daß der Herr Professor und die Knaben gesund und frisch sind. Ich gebe den Gedanken nicht auf, nochmals im Sommer einen Gebirgs-

[1]) Vgl. oben S. 116.

aufenthalt mit Euch zu machen. Jagen kann ich zwar immer noch nicht, auch das Kegelschieben geht nicht besser. Aber ich bin inzwischen Ehrenmitglied einer uralten Gesellschaft von Artillerieoffizieren geworden, die jeden Sommer ein feierliches Bombenschießen abhalten. Da muß ich auch meinen Schuß tun, den Mörser ausputzen, Pulver hinein und eine Bombe wie ein Kindskopf draufsetzen und anzünden. Das erstemal, wo sie mir das Geschütz sorgfältig richteten, gewann ich die erste Ehrengabe; das zweitemal, wo ich einen Mörser, den „Iltis", selbst richtete, bekam ich nichts als einen Katzenjammer vom nachfolgenden Bankett![1])

So wickelt sich das Leben in verschiedentlich dankbarer Tätigkeit ab, wobei wir es bis auf weiteres wollen bewenden lassen. Leben Sie recht froh und gesund mit allen Ihrigen, die ich herzlich grüße, und bleiben Sie stets gewogen Ihrem G. Keller.

Auch dem Herrn v. Mozart empfehle ich mich, der immer noch zu leben scheint zu meiner stillen Freude.

418. An Lydia Escher

Ich bitte, verehrte Gönnerin, mir nicht mit Pessimismus und dergleichen Schnickschnack zu kommen. Diese Modetorheit mit ihrem Jargon steht jungen Damen noch schlechter an, als den preußischen Gardeleutnants, die sie auch mitmachen, besonders wenn sie unglücklich gespielt haben usw.[2]).

2. Dezember 1880.

419. An Julius Rodenberg

Zürich, 2. Dezember 1880.

Verehrter und wohlwollender Freund!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundlichen Briefe. Sie haben alles nach Wunsch angeordnet, und die erste Geldsendung

[1]) Vgl. Zürcher Freitagszeitung 1878 Nr. 29. Das Artilleriekollegium hatte Keller wegen der Rahmenerzählung der „Züricher Novellen" zum Ehrenmitglied gemacht.

[2]) Anfang und Schluß des Briefes fehlen.

ist mir ganz in der Weise, wie ich ungefähr gedacht, seinerzeit zugekommen. Um zuerst das Geschäftliche abzutun, so muß ich wünschen, daß die in Korrektur befindliche Partie, die ich mit diesem Briefe zurückschicke, d. h. die 37 Seiten, so bleibt, wie sie ist; denn wenn wir nicht jedesmal zwei bis zweieinhalb Bogen nehmen, so werden wir mit vier Heften nicht fertig, was den Abonnenten langweilig werden dürfte.

Auf Mitte dieses Monats werden Sie das Manuskript für das Februarheft erhalten. Nachher geht es rascher.

Zunächst kommt der Schluß der „Regine" und eine andere Geschichte ganz. Es sind fünf der eingeschalteten Erzählungen, und am Schlusse muß zwischen den beiden Hauptpersonen auch noch etwas vorgehen.

Ich habe im Haupttitel unter Sinngedicht das Wort „Novelle" in den Pluralis versetzt.

Sollte der Singular aber von Ihnen gewollt sein, so bitte ich, es wieder zu singularisieren. Ich hatte auch einmal gedacht, ob man nicht sagen könnte: „Erzählendes"; allein das klingt zu preziös.

Ich lebe jetzt in der Befürchtung, daß die ganze Erfindung als zu leer und skurril erscheinen könnte. Theodor Storm nennt diese Art meiner Spezialerfindungen Lalenburger Geschichten; dennoch bin ich der Ansicht, daß man ab und zu die Freiheit der unmittelbaren Poesie, sozusagen das reichsunmittelbare Genre, wahren oder wiedererobern sollte.

Lassen Sie den „Grünen Heinrich" noch lange ruhig unter der Obhut Ihrer Frau Gemahlin, welcher er mit seinen kleinen sanften Leiden ferner einen milden glücklichen Schlaf herbeiführen möge. Mein Leiden besteht jetzt darin, daß die Leute erst recht von dem alten Buche sprechen und dabei weislich umgehen, was in und mit dem neuen gesagt ist.

Das neue Heft der „Rundschau" habe ich zur Stunde noch nicht erhalten und kenne also die Rezension desselben nicht; doch bin ich schon auf die philologische Methode vorbereitet, mit welcher die Herren Germanisten sich auf die Literatur der Lebenden zu werfen beliebten. Es liegt hierin ein tiefgehendes Mißverständnis der kritischen Aufgaben, welches sich gelegentlich wohl aufklären wird, wenn der Vorgang selbst eine kompetente

kritische Untersuchung erfährt. Ich für meine Person bin indessen auch für philologisch begründetes Lob dankbar, wenn Paula Erbswurst es ungelogen sein ließ. Daher geharre ich demütigst der „Rundschau" und danke Ihnen und dem mir unbekannten Herrn Oberrichter[1]) zum voraus für gnädiges Urteil.

Meine herzlichsten Grüße und Empfehlungen an die verehrte Frau Doktorin von Ihrem getreuen Vasallen G. Keller.

420. An Ida Freiligrath

Zürich, 20. Dezember 1880.

Hochverehrte Frau und Freiligräthin!

Da ich Ihre Briefe hervornehme, um Ihnen zu schreiben, sehe ich zu meinem Schrecken, daß dieselben schon vom April und Juli her datieren, so schnell geht die Zeit vorüber! Ich habe Ferdinands Briefe, für deren Rücksendung ich schönstens danke, nun gleich bei den Ihrigen und denjenigen Ihrer melosischen Schwester gelassen. Die Biographie kommt, scheint es, dies Jahr nicht mehr heraus. Meine Mühe war nicht beträchtlich; dennoch stieß ich beim Suchen allerdings auf ein paar vergilbte Briefe, die mir nach vierzig Jahren noch Verdruß machten. Sehr hat mich interessiert, was Sie mir von den Briefen der sel. Freiligrathsmutter schrieben[2]).

Dieser Winter läßt sich besser an, als der vorige. Beinahe hätte man noch nie zu heizen gebraucht; aber dankbar hilft man doch ein wenig nach, und so ist's ganz behaglich. Grad jetzt scheint wieder die Sonne warm über den See. Den Aufsatz der Helen Zimmern, Frau oder Fräulein, hab' ich seinerzeit bekommen und schändlicherweise noch nie geantwortet. Sollte er Sie interessieren, so würde ich Ihnen die Blätter

[1]) Es war Otto Brahm.

[2]) Freiligraths Abneigung vor alten Briefen sei so stark gewesen, daß er selbst ein Paket der allerschönsten ihm geschenkten Briefe seiner Mutter an ihre Schwester in Elberfeld (Frau von der Heydt) nie zu öffnen gewagt habe. „Die Mutter — schreibt Frau Ida — muß eine gar herrliche Frau gewesen sein, sehr fromm, orthodox fromm, und so früh sie auch aus dem Leben gerufen wurde und ihren Knaben verlassen mußte, so hat sich doch vieles tief in dessen Gemüt geprägt und seiner Poesie die Richtung gegeben, wie ja auch Auerbach in seiner Rede über Freiligrath richtig bemerkt, daß diese im biblischen Orient wurzle."

ſchicken. Letzthin bekam ich einige Bogen „Halfhours with foreign novelists“[1]), worin ein paar Fragmente[2]) aus meinen Sachen überſetzt ſind. Als Herausgeberinnen erſcheinen aber zwei Damen Zimmern; wenn das ſo fortgeht, ſo werden es bald vier, dann achte uſw. ſein, und ſobald es zweiunddreißig ſind, möchte ich einmal einen Kaffee mit denſelben trinken. Jener Aufſatz iſt ſehr wohlwollend geſchrieben und hat nur den Fehler, wie auch die Arbeit in den „Half-hours“, daß er meine Wenigkeit als eine ſpezifiſch ſchweizeriſche Literaturſache behandelt, während ich mich gegen die Auffaſſung, als ob es eine ſchweizeriſche Nationalliteratur gäbe, immer auflehne. Denn bei allem Patriotismus verſtehe ich hierin keinen Spaß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen ſoll, ſo habe ſich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört. Die Engländer vollends werden durch eine ſolche Einteilung nur verleitet, ein ſchweizeriſches Buch zu den Berner Oberländer Holzſchnitzereien, Rigiſtöcken mit Gemshörnern uſw. zu zählen. Doch werde ich der fleißigen Schriftgelehrtin hievon nichts ſagen, wenn ich ihr nächſtens ſchreibe.

Ihr Gebot de mortuis nil nisi bene, das Sie beim Ableben der Ludmilla Aſſing ausgeſprochen, iſt nur halbwegs gehalten worden, am wenigſten von der eigenen Schweſter der Seligen. Es hat eine hieſige Familie von der in Neuyork lebenden Dame einen Brief erhalten, der einen graulichen Einblick in ein gebildetes und literariſch berühmtes Schweſterleben gibt. Nichts als Verwünſchungen und Schmähungen über die faſt völlige Enterbung, welche Ludmilla gegen die teure Schweſter verübt habe, und zwar nicht nur im letzten, ſondern auch in einem früheren Teſtamente, das bei dieſem Anlaß zutage gekommen ſei. Sie ſei ſelbſt, die Ludmilla, von jeher eine Erbſchleicherin und Heuchlerin, eine von Eitelkeit und Größenwahn beſeſſene Furie und noch Schlimmeres geweſen, ſie wolle es ſchon noch ſagen ꝛc.[3]).

Was aus dem literariſchen Nachlaß geworden, weiß ich nicht.

---

[1]) By Helen and Alice Zimmern. London, Remington & Co. 1881.

[2]) Aus dem „Grünen Heinrich“ und aus „Kleider machen Leute“.

[3]) Ottilie Aſſing, Lehrerin in Amerika, endete 1882 in Paris durch Selbſtmord. Ludmilla war am 25. März 1880 in Florenz nach Anfällen von Irrſinn und Tobſucht geſtorben. Näheres bei Feodor Wehl, Zeit und Menſchen 2, S. 1—100 (1889).

Bekanntlich hat Ludmilla die Bestimmung getroffen, daß derselbe (inklusive die ganze Varnhagensche Masse) der Berliner Bibliothek zufallen soll, insofern die absolut freie Benutzung der Schätze gestattet werde; wo nicht, so solle derselbe der Bibliothek in Zürich zukommen. Die Berliner aber werden das Geschenk gründlich prüfen wollen, eh' sie es annehmen, und so dürfte es noch eine Weile dauern, bis man weiteres hört. Jedenfalls werden am einen oder andern Ort die Briefe Ferdinand Freiligraths seinerzeit zu finden sein.

Plötzlich fällt es mir jetzt schwer aufs Herz, daß dieser Brief vielleicht erst am Neujahrstage bei Ihnen anlangt und obige häßliche Geschichte schlecht dazu paßt.

Um so feierlicher will ich Ihnen noch schnell meine herzlichsten Glückwünsche darbringen und die Hoffnung aussprechen, daß von Jahr zu Jahr Sie immer gleich gesund, froh und Ihrer Kinder sich erfreuend dastehen werden, bis alle Alten grüßend bei Ihnen vorbeispaziert sind und die Jungen selbst zu altern anfangen.

Ihr ehrerbietig ergebener Gottfr. Keller.

421. An Marie Melos

Zürich, 29. Dezember 1880.

Hochverehrte Fräulein und teuerste Freundin!

Wenn ich Sie nicht für eine gütige Seele hielte, so würde ich jetzt mit großem Zagen daran gehen, Ihnen zum Neujahr Glück zu wünschen. Zwar sind Sie teilweise selbst schuld, daß ich verhindert war, Ihnen rechtzeitig zu schreiben. Denn Sie haben im Juli Ihr neues Bildnis wie einen Partherpfeil auf mich abgeschossen und sind dann auf unbestimmte Zeit in unbekanntes Land entflohen. Nun, an meinem herzlichen Dank für das zierliche und feine Bild hätten Sie auch früher so wenig zu beißen gehabt, wie jetzt, während ich das Kleinod vergnüglich in meiner kleinen Freiligraths-Galerie aufgestellt habe. Ich werde veranlaßt, ein älteres Ölbild von 1873[1]), wo ich noch jung und schön war,

[1]) Von Frank Buchser in Solothurn. Die Radierung erschien im Märzheft von „Nord und Süd" 1882. Vgl. J. Coulin, Fr. Buchser (1912) S. 49, wo auch eine Reproduktion des Buchserschen Kellerbildes ist.

photographieren zu lassen, was dann radiert werden soll. Da will ich für Sie auch gleich eine Photographie bestellen, um meinen guten Willen zu zeigen.

Herr Weibert hat mir geschrieben, er werde Ihnen ein Exemplar des „Grünen Heinrich" senden, der erst im Spätherbst fertig geworden. Das Buch ist von der Mitte des dritten Bandes an neu geschrieben, Sie brauchen also das frühere nicht zu lesen. Ich habe allerlei hineingeflunkert, um es deutlicher zum Roman zu machen; denn noch immer gibt es Esel, die es für bare biographische Münze nehmen. Das Tollste ist, daß jetzt, nachdem ich ein Jahr redlich daran gearbeitet habe, um allerhand Ungeschmack auszumerzen, und nachdem fünfundzwanzig Jahre lang die Leute sagten, der Tod des Heinrich sei unmotiviert und gewaltsam, Kritiker kommen und behaupten, er müsse tot bleiben und die alte Ausgabe sei besser.

So geht es mir wie dem Bauer in der Fabel, der mit seinem Sohn und seinem Esel zu Markt ging und zuletzt dazu kam, mit dem Sohne den Esel zu tragen.

Ich bin jetzt etwas fleißiger als vorigen Winter. Ich schmiere frische Novellen in die „Deutsche Rundschau", die vom Januar bis April oder Mai monatlich fortgesetzt werden. Da es ein Buch daraus gibt, so werden Sie das Zeugs auch zu lesen bekommen, wenn Sie mir bis dahin gewogen bleiben. Haben Sie einen schönen Sommer und Herbst gehabt?

Es dunkelt und ich muß in die Stadt, um eine kalte Pastete und eine Torte für die nächsten Tage zu bestellen, sowie Konfekt für zwei Patenkinder. Denken Sie sich die Schändlichkeit: erst in den letzten Jahren bin ich wiederholt zu Gevatter gebeten worden; ich mußte in der Kirche herumstehen, Knickse machen und jetzt alljährlich auf Geschenke denken, Schaumünzen oder Sparbüchsengeld einwechseln ꝛc., kurz, was einen armen alten Kerl nur ärgern kann!

Verleben Sie ein friedliches und süßes Neujahr und verdienen Sie sich ferner den Himmel an mir, als Ihrem

treu ergebenen Gottfr. Keller.

422. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 27. Januar 1881.

Mein verehrter Freund!

Ihr freundlicher Brief nötigt mich, endlich die „vorhabende" Meinungsäußerung über „Prometheus und Epimetheus" [1]) zu beschleunigen. Vor allem danke ich Ihnen für den Genuß, den Sie mir verschafft, um den ich sonst wahrscheinlich gekommen wäre.

Das Buch ist von vorne bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten. Schon der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache in diesen jambischen, jedesmal mit einem Trochäus abschließenden Absätzen umhüllt uns gleich mit eigentümlicher Stimmung, ehe man das Geheimnis der Form noch wahrgenommen hat. Selbst mit den Wunderlichkeiten des ewigen „Und über dem" und des „plötzlichen Geschehens" ꝛc. versöhnt man sich zuletzt.

Was der Dichter eigentlich will, weiß ich nach zweimaliger Lektüre noch nicht. Ich sehe ungefähr wohl, worum es sich handelt in der Allegorie, aber ich weiß nicht, ist es ein allgemeines, oder kommt es am Ende wie bei Gustav Freytags „Ahnen" darauf hinaus, daß er sich selbst und sein eigenes Leben meint. Trotz aller Dunkelheit und Unsicherheit aber fühle ich alles mit und empfinde die tiefe Poesie darin. Ich weiß den Teufel, was das Hündlein und der Löwe und der Mord ihrer Kinder und diese selbst bedeuten sollen. Aber ich bin gerührt und erstaunt von der selbständigen Kraft und Schönheit der Darstellung der dunklen Gebilde.

Trotz der kosmischen, mythologischen und menschheitlich zuständlichen Zerflossenheit und Unmöglichkeit ist doch alles so glänzend anschaulich, daß man im Augenblick immer voll aufgeht. (Wie grandios stilvoll ist doch der Engel, der extramundan auf der breiten Marmorbank sitzt, mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt[2])!)

Ob die Belebtheit der ganzen Natur, wo die Pflanzen und Steine, Bach und Weg reden, nur für Prometheus existieren soll, oder für alle anderen auch, weiß ich ebenfalls nicht, aber ich empfinde die Schönheit der Ausführung usw.

[1]) Von Carl Felix Tandem (Carl Spitteler). Widmann hatte Keller den Weihnachten 1880 erschienenen ersten Teil der Dichtung gesandt. Über Spittelers Verhältnis zu Keller vgl. Bd. 1 S. 534 f.

[2]) Prometheus, 2. A. (1906) S. 7 f.

Nun aber kommt ein ſchwierigerer Punkt. Bekanntlich gibt es im Nervenleben Momente, wo man einen Augenblick lang eine ſchwankende Empfindung hat, als ob man dieſelbe Situation und Umgebung, in der man ſich befindet, in unbekannter Vergangenheit ſchon einmal erlebt habe. Es ſind dies wahrſcheinlich kleine Unregelmäßigkeiten in den Funktionen der doppelorganiſchen Gehirneinrichtungen oder ſo was. Nun habe ich bei der Lektüre unſerer Dichtung ein Gefühl, wie wenn ich dieſelbe ſchon aus der altindiſchen oder chineſiſchen Literatur einmal gekannt und wieder vergeſſen hätte, wie wenn ich mich des Hündleins und des Löwen, des träumenden Bächleins und des ſchlafenden Baumes, der etwas hören will, und noch vieler Sachen aus dem Rückert meiner Jugendzeit dunkel erinnerte! Ich weiß, es iſt nicht der Fall, und dennoch habe ich das Gefühl. (Ein Zeugnis dieſes ſchon Dageweſenſeins iſt z. B. Epimetheus, der auf der Leiter ſteht und tut, als ob er Trauben ſchneide, während er auf die herannahenden Boten lauert, die ihm die Herrſchaft antragen[1]). Er erinnert an Richard III. auf dem Balkon zwiſchen den zwei Biſchöfen[2]). Dennoch möchte ich dieſe köſtliche Leiter nicht entbehren!) Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Götterſagen wuchſen und doch ſchon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht träte und ſeinen myſteriöſen und großartig naiven Geſang anſtimmte.

Iſt es aber noch eine Zeit für ſolche ſibylliniſchen Bücher? Iſt es nicht ſchade um ein Ingenium dieſer Art, wenn es nicht das wirkliche, nicht verallegoriſierte Leben zu ſeinem Gegenſtande macht? Oder iſt die Art ſeines Talentes ſo beſchaffen, daß es nur in jenen verjährten geheimnis- und ſalbungsvollen Weiſen ſich kann vernehmen laſſen und man alſo froh ſein muß, wann es dies tut? Werden, wie Sie richtig bemerken, die Leute ſich dazu hergeben, Nüſſe zu knacken und die Hälfte des zergrübelten Kernes zu verlieren? Alles das vermag ich mir jetzt nicht zu beantworten oder mag es vielmehr nicht verſuchen, um dem Verfaſſer gegenüber auch meinen Eigenſinn zu haben. Nur

[1]) Prometheus, 2. A. S. 32 ff.; 50 ff.; 15 f.

[2]) Shakeſpeare, König Richard der Dritte, III 7.

so viel weiß ich, daß ich das Buch (das zudem nicht fertig ist, wenn die Bezeichnung „erster Teil" nicht auch eine Art Mysterium sein soll) aufbewahren und noch manchmal lesen werde.

Sich selbst betreffend, bester Herr und Freund, so scheinen Sie wieder einmal in der Bescheidenheitslaune zu sein, aber diesmal in einer liebenswürdigen, da sie nicht zu untröstlich ist. Am Ende ist es uns aber wohler, wenn wir nicht zu viel von der Welt wollen und das, was sie uns freiwillig gibt, als gelegentlichen Fund betrachten. Ich bin mit den Novellen, deren Sie Erwähnung tun, auch in einer Schwulität. Ich muß den größten Teil noch schreiben, während sie gedruckt werden, obschon sie seit 25 Jahren projektiert sind. Nun weiß ich in der Bedrängnis erst nicht, was daraus wird und ob ich mich nicht damit blamiere. Mein Freund Theodor Storm nennt so schon meine übrigen Erfindungen dieses Genres Lalenburger Geschichten. Damit meint er nämlich ziemlich triviale Späße ꝛc.

Seien Sie treulich gegrüßt von

Ihrem ergebenen
G. Keller.

423. An Lydia Escher

Zürich, 5. Februar 1881.

Hochzuverehrendes Fräulein!

Auf die Gefahr hin, daß diese Zeilen Sie nicht mehr am Strande der seligen Huster auffinden, muß ich doch meinen gepreßten Gefühlen, die von Veilchen- und Rosenduft ganz geschwängert sind, Luft machen und Ihnen sowie Ihrem hochgeehrten Herren Vater und Präsidenten meinen herzlichsten und ebenso höflichen Dank abstatten für die herrliche Blumengabe[1]), die mich letzten Freitag in der Morgenfrühe im besten gegenseitigen Wohlsein überraschelt hat.

Seither ist die Nase meiner Seele stets halb violett, halb rötlich angeschimmert, und auch der leibliche Rüssel schnuppert an dem Frühling herum, der da vom blauen Mittelmeer über die Alpen hergewandert ist. Hoffentlich ist das Befinden des Herrn Präsidenten sowie das Ihrige das allerbeste und der Zustand

[1]) Aus Nizza, wo Lydia Escher damals weilte.

überhaupt so glänzend wie der Gipfel der großen Windgelle, die soeben, vom Föhn blankgescheuert, durch die Wolken leuchtet.

Hier gibt es nicht viel Neues. Die Getreidepreise sind am Freitag unverändert geblieben; das Fleisch auch, wogegen Böhnli und gesöde Erbsen eher etwas in die Höhe gegangen seien. Dienstboten sind gesucht (Köchinnen, alte $100^{3}/_{4}$, junge $99^{1}/_{3}$); Gäste sind etwas flau: ein alter Fürsprech $88^{7}/_{8}$, ein alter Bürkli 97.10, ein alter Dichter[1]) 68.67%, und dazu noch angeboten.

Heute hält Herr Rieter-Bodmer einen öffentlichen Vortrag im Schulhaus Enge über Wanderungen in Afrika. Ich ginge sehr gern hin, da ich aber in der Morgenpredigt des Herrn Pfarrer Kempin gewesen und morgen in einen Vortrag des Herrn Stäubli eingeladen bin über vergleichende Religionsgeschichte in der Elementarschule, wo ich als Korreferent auftreten soll, so finde ich leider die Zeit nicht dazu.

Auf dieser Seite[2]) kommt jetzt nichts mehr, als meine achtungsvolle Selbstempfehlung und die cismontanen Grüße Ihres ergebensten

G. Keller.

424. An Julius Rodenberg

Zürich, 26. Februar 1881.

Verehrter Freund!

Da ich leider wieder um einen Tag zu spät bin, will ich das Schicksal nochmals versuchen und sende gleichzeitig mit diesem das Manuskript rekommandiert unter Kreuzband, damit es wenigstens mit der Briefpost geht, und damit ein paar Tage eingebracht werden. Es wird nicht gerade diesmal ein Unglück geben.

Es sind $1^{1}/_{2}$ Novellen: „Die Geisterseher" und „Don Correa". Den Schluß der letzteren konnte ich nicht mehr hineinbringen, wenn ich ihn nicht verpfuschen wollte. Deshalb sind es nur 42 Seiten.

Natürlich schwebe ich über die Natur dieser Novellen immer in Zweifel und Angsten, von Stück zu Stück. Da ich in Ihren

[1]) Gemeint sind Alfred Eschers Hausfreunde, Oberst Ehrhardt (gest. 1896), Redaktor Fritz Bürkli und G. Keller selbst.

[2]) Seite 4.

Augen mit der „Baronin", das Nötige abgezogen, noch leidlich durchgekommen bin, so will ich mich noch nicht hängen, sondern gleich an den Schluß unserer Campagna gehen für den Monat Mai. Die nächste Novelle (nur klein), welche die Luzie erzählt, und die „Breloquen" heißt, wird ein spezieller Pendant zum „Don Correa" sein.

Da ich gleich selbst mit den Sachen auf die Stadtpost gehen will, so muß ich für heute schließen. Vorläufig höflichen und herzlichen Dank für den freundlichen wohlwollenden Brief der Frau Gemahlin, den ich eigens erwidern muß.

Grüßend Ihr G. Keller.

425. An Paul Nerrlich

Zürich, 28. Februar 1881.

Verehrtester Herr Doktor!

Durch G. J. Goeschen in Stuttgart habe ich seinerzeit Ihre Zusendung richtig erhalten und bin bei der Öffnung des Kuverts durch Brief und Aufsatz[1]) in einer Weise überrascht worden, daß die Dankbarkeit für so viel Wohlwollen und freundliche Zuwendung einerseits und die Verlegenheit über das enthusiastische und einseitige Zuviel, namentlich auf Kosten anderer, sich beinahe die Wage halten, wenn ich auf geziemende Antwort denke. Zuvörderst freilich drängt sich der Dank auf den Plan, und ich statte ihn mit aller Herzlichkeit ab, die um so aufrichtiger ist, als ein bewährtes Verdienst sich mit einer in literarischen Dingen nicht alltäglichen Herzensgüte verbunden hat, für einen Abseitsstehenden einzutreten.

Der hohe Rang, welchen Sie meinem Buche anweisen, ist schon darum unmöglich, weil die autobiographische Form zu unpoetisch ist und die souveräne Reinheit und Objektivität der wahren Dichtersprache ausschließt; daß aber jene Form durch die contradictio in adiecto eines notwendigen Zufalls die Oberhand gewonnen hat, ist eben der Beweis vom Vorhandensein eines Grundmangels.

Zugeben kann man allerdings, daß der gleiche Übelstand auch

[1]) G. Kellers „Grüner Heinrich", „Im neuen Reich" 1881 I, S. 273 ff.

auf die Briefform, Tagebuchform ꝛc. bezogen werden könnte. Da tritt aber, was berühmte Beispiele betrifft, die größere quantitative Leichtigkeit und Gedrängtheit zur Ausgleichung ein.

Wollen freundliche Geister trotzdem meinen ungefügen Vierbänder als ein leidliches Lesebuch an sich bestehen lassen, so bin ich zufrieden genug, da es einmal da ist.

Über die philosophische Zeitfrage ließe sich weiteres sagen. Ich könnte mich nicht mehr ganz so fassen, wie vor dreißig Jahren, ohne vom freien Gedanken abgegangen zu sein. Das seither entstandene Getümmel hat letzteren kühler und ruhiger werden lassen.

Der Satz Ludwig Feuerbachs: Gott ist nichts anderes als der Mensch! besteht noch zu Recht; allein eben deshalb kann man nicht sagen: der Mensch ist Gott! insofern das zweite Substantivum nun doch wieder etwas Größeres ausdrücken soll als das erste.

Indessen will ich Sie mit diesen flitterigen Bemerkungen nicht langweilen.

Noch gestatten Sie mir die kleine Berichtigung, daß mein Geburtsjahr nicht 1815, sondern 1819 ist, leider ein geringer Unterschied.

Ich bitte Sie also, hochverehrter Herr, den Ausdruck meiner Dankbarkeit und großen Hochachtung genehmigen zu wollen.

Ihr ergebenster

Gottfr. Keller.

426. An Julius Rodenberg

Zürich, 8. April 1881.

Verehrter Freund!

Die letzte Felonie in meiner manuskriptlichen Lehnspflicht kann ich in keiner Weise entschuldigen, da sie durchaus schuldhafter Natur ist. Ich glaubte am 28. März ein zürcherisches jährliches Bürgerfest mit einem mittäglichen Zunftessen mitmachen zu können resp. absolvieren zu können, blieb aber dann, da ich ein paar Gäste eingeführt hatte, um diese nicht sich selbst zu überlassen, bei dem Rummel bis gegen den andern Morgen. Hievon Arbeitsunfähigkeit für die kritischen Tage! Nun, ich hoffe dennoch, daß die Druckerei sich habe einrichten können.

Einstweilen helfe ich mir über die Gewissenszustände hinweg durch die Lektüre Ihres interessanten lehrreichen und anmutigen Aufsatzes im Aprilheft[1]), wie ich auch anderwärts in der letzten Zeit die Zeugnisse Ihres regen Fleißes und Ihrer weltmännischen Bewegung mir zu Gemüte geführt habe. Auch Ihre Taten und Erlebnisse in Wien hatte ich in den Blättern verfolgt und war dann nicht wenig eitel, durch Ihren freundlichen Brief gewissermaßen selbst noch zum Schmause herbeigezogen zu werden. Ihrer frohen Botschaft an dem Beifalle der Wiener hinsichtlich des „Sinngedichts" entnehme ich wenigstens, daß ich noch nicht gezwungen bin, mit dem Schreiben aufzuhören, und das ist in dem kritischen Alter, wo man jeden Tag Gefahr läuft, ein Simpel zu werden, schon ein willkommener Erfolg.

Sie haben einmal sich nach der Entstehung des Manuskriptes erkundigt. Es ist, mit Ausnahme der Partie des Januarheftes, die erste und einzige Niederschrift, während die Novellen und der Rahmen vor zwei Dezennien schon im Kopfe entworfen und seither meine stillen Begleiter auf Spaziergängen und beim Glase Wein gewesen sind. Dennoch wußte ich nicht viel davon, was aus jedem der Geschichtchen werden würde. Ich führe von der Berliner Zeit her ebenso ein paar Lustspiele als anonyme Passagiere im Hirnkasten mit, die aber wohl nicht mehr aussteigen werden. Jetzt denke ich allmählich auf einen einbändigen kleinen Roman[2]), was daraus wird, mag der Herrgott wissen. Ich will mich auch einmal dem Laster des Leichtsinns überlassen und ein Buch anfangen, dessen Gestalt ich noch nicht kenne, dafür aber die Handschrift durchführen und nachher selbst wieder abschreiben, schön und deutlich.

Und wie steht es mit Ihrem Romane? Sie sind zwar vor aller Welt so tätig, daß es unverschämt ist, nach weiterem Unmöglichem zu fragen; allein Sie sind selber schuld. Inzwischen machen die Herren „Grandidiers", wie ich sehe, ihren rühmlichen Weg fort, zur Erbauung der Freunde des alten Berlin.

Ich erlaube mir, an die Frau Gemahlin ein Blatt beizulegen, um mich diesmal selbst zu empfehlen, und grüße Sie mit alter Gesinnung als Ihr Angehöriger

G. Keller.

[1]) „Vlamische Studien".

[2]) Martin Salander.

P.S. Sollten Sie meinen Landsmann Dr. A. Frey gelegentlich sehen, so würde ich bitten, demselben gütigst einen Gruß von mir beibringen zu wollen.

427. An Justina Rodenberg

Zürich, 9. April 1881.

Höchstverehrte Frau Doktorin!

Neben der Dankespflicht, welche ich für Ihre gütig freundlichen Zeilen vom 28. Januar endlich zu erfüllen komme, habe ich zugleich eine große Bitte an Sie zu richten: nämlich um Ihre huldvolle Fürsprache bei dem Beherrscher der „Deutschen Rundschau", daß er den Unmut, den ihm die Plackerei mit meinen Manuskriptsendungen verursachte, nicht in seiner ganzen Größe bestehen lassen wolle! Wie oft habe ich mich geschämt, wenn ich mir vorstellte, wie der Herr am Frühstückstische über meine Faulheit und Wortbrüchigkeit wetterte und ich im Geiste als ein ergrautes armes Sünderlein dabei stand und demütiglich das Kopfschütteln der Hausfrau gewahrte, die ihre heitere Morgenstimmung getrübt sah! Dann faßte ich die besten heiligsten Vorsätze und vergoß die heißesten Tränen, ach, um gleich in die alte Hölle der Verderbnis zurückzusinken, sobald wieder ein schöner freier Monat vor mir war. Der einzige Milderungsgrund besteht darin, daß ich doch immer bei der Sache blieb und sie nicht aus den Augen ließ, ausgenommen am Montag vor acht Tagen, wo ich die Handschrift gerade am letzten Tage noch schmählich im Stiche ließ und einem Gelage[1]) nachlief. Und dabei habe ich mit verhärtetem Gemüte gegessen, getrunken, gesungen und jubiliert und einen großen goldenen Becher in Gestalt eines Hundes, eines sitzenden Jagdrüden mit eisernem Stachelhalsband, unzählige Male aufgehoben, als ob es keinen Julius Rodenberg in der Welt gäbe!

Ihre allzu wohlwollenden Äußerungen über den „Grünen Heinrich" habe ich wie ein Glas Ananaspunsch eingeschlürft und die Bescheidenheit eine gute Frau sein lassen. Ich durfte übrigens die Süßigkeit menschlich fraulicher Gesinnung wohl goutieren, indem eine schreckliche Art Kritik (nicht diejenige der Germanisten)

[1]) Am Sechseläutenfeste.

aufzutauchen begann, worin meine Arbeit und Kunst anerkennungsvoll behandelt, der Nichtheld des Romanes aber als ein famos geschilderter ganz miserabler Tropf gekennzeichnet wurde. Das ist eine verzwickte Art des Beifalls und die gerechte Strafe für meine Sünden gegen den Gebietiger Julius.

Ich hoffe, daß Sie mit Mann und Tochter einen lustigen Winter passiert und einen schönen frohen Frühling angetreten haben, und denke mir gern, daß der Weg ein bewußtes verehrtes Ehepaar wieder einmal nach Italien und durch die Schweiz führen werde, in welcher Phantasie ich mit eingewöhnten Gefühlen verharre als Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

428. An Hermann Fischer

Zürich, 10. April 1881.

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie haben mein fragwürdiges Grün-Heinrichs-Buch nicht nur durch eine öffentliche Besprechung[1]) zu Ehren gezogen, sondern dasselbe auch mit einem Wohlwollen behandelt, welches über Verdienen hinausgeht.

Obgleich ich indessen die formalen und innern Schwächen meiner Hervorbringung, die auch durch die Überarbeitung als konstitutionelle Schäden nicht mehr zu tilgen waren, genugsam fühle, so ließ ich doch nach menschlicher Art die wohltuende Zustimmung gern auf mich wirken hauptsächlich in bezug auf die ethische Seite der Angelegenheit. Verschiedene Kritiken haben nämlich, indem sie das Machwerk lobten, den Gegenstand desselben allzu verächtlich behandelt und dabei am Ende noch geglaubt, im Sinne des Verfassers zu sprechen.

Abgesehen von der selbstgerechten Verurteilung des allgemein sittlichen Verhaltens, wie es im Erziehungsproblem eines Vaterlosen vorausgesetzt ist, um eben dieses zu lösen, wird z. B. der Irrtum in der Berufswahl und die diesfällige Entwicklung bis zum Abfall lediglich als eine Art bestrafter ordinärer Pfuschbummelei aufgefaßt, an sich gleichgültig und uninteressant, während die überlegte unwiderrufliche Entsagung, dazu noch

[1]) In der „Schwäbischen Chronik" (Beilage zum „Merkur") vom 27. März 1881.

illustriert durch die zwei Seitenfiguren von Lys und Eriksson, die beide es zu etwas gebracht haben und dennoch abfallen, weil sie sich eben nicht erfüllt, nicht ganz ergriffen fühlen, — während diese Entsagung gerade von einem tieferen Ernste zeugen sollte.

Diese Seite haben Sie nun ebenso mild als verständnisvoll behandelt, und schon dieser Liebesdienst veranlaßt mich, Ihnen meinen herzlichen Dank darzubringen.

Wollten Sie noch die Güte haben, Ihren verehrten Herren Vater recht angelegentlich und dankbar von mir zu grüßen, so würden Sie vollends verbinden Ihren mit aller Hochachtung ergebenen

Gottfr. Keller.

429. An Theodor Storm

Zürich, 11. April 1881.

Mein lieber, geehrter Freund und alter Landvogt!

Es berührt mich ein wenig kurios, Ihren reichen und guten Brief, den Sie mitten in den Freuden der Weihnachtszeit geschrieben, erst jetzt, da die Bäume ausschlagen, zu beantworten. Doch will ich mich nicht lang entschuldigen, Sie kennen ja das Leben! — Vor allem danke ich Ihnen für das „Hausbuch", das ich mir längst bestellen wollte und nun zu so guter Zeit erhielt. Ich habe es gleich zum großen Teile durchgelesen, Bekanntes und was mir noch neu war, und nehme es öfter in die Hand; denn es ist richtig, der Geist des Ordners, der in einem solchen Buche haust, erweckt Stimmung und macht einem manches Alte neu. Daß J. G. Fischer im Register, aber nicht im Texte[1]) erscheint, werden Sie wohl wissen.

Um die nämliche Zeit passierte mir ein tragikomisches Malheur. Ich hasse nämlich das Herausgeben von Anthologien, zusammengebettelten Jahrbüchern und Almanachen durch ganz junge Leute, welche mit einigen schlechten Versen debütiert haben und sich nun mit diesem Mittel nachhelfen und in den Mund der Leute bringen wollen. Solche Knaben, an einem gewissen Vormittage noch keiner Seele bekannt, treten am Nachmittage infolge des

[1]) Der 4. Auflage des „Lyrischen Hausbuches".

Staubes, den sie mit Briefewechseln und allen möglichen Zudringlichkeiten aufzuwerfen verstehen, bereits als eine Art von Führern auf und werden von anderen Hohlköpfen noch am gleichen Abend schon zitiert. Es ist lächerlich, sich an dergleichen zu ärgern, solange es einen nichts angeht; wenn man aber damit geplagt wird, tut man's doch. So hatte ein junger Mensch namens X. mich in Zürich schon mit einem Bändchen ziemlich wertloser Gedichte malträtiert und durchaus ein Anerkennungszeugnis auspressen wollen. Zuletzt begnügte er sich, Schritt für Schritt, mit der mündlichen Äußerung, daß einige der Gedichte doch nicht so übel seien, und indem er diese abgerungenen Worte, deren Sinn ein Mensch von literarischer Ehre wohl verstanden und empfunden hätte, feierlich konstatierte, notierte er sich meine Anerkennung zum ewigen Vorhalt. Ein paar Monate später verlangt das Luder schon meine Mitwirkung für eine Anthologie, die er herausgebe. Ich sollte ihm meine verschollenen Gedichtbändchen schicken und eine Auswahl darin selbst bezeichnen usw. Ich ersuchte ihn, von meinen lyrischen Sünden für jetzt Umgang zu nehmen, da ich in der Redaktion und Zusammenstellung einer Sammlung begriffen und alles sich im Umguß befinde. Ich könne mithin in diesem Augenblicke nicht noch unkorrigierte, schlechte Lesarten verzapfen. Zur Erledigung hätte ich aber keine Zeit. Nun drohte er mit einer Anzeige, d. h. Denunziation in der Vorrede seines anthologischen Werkes und wies darauf hin, daß sich die Ersten und Besten nicht entzogen haben, daß ein Theodor Storm ihm mit Rat und Tat freundlich an die Hand gehe, kurz, es war kein Loskommen, und ich überließ ihm, sich aus den Sachen, die in letzter Zeit in der „Rundschau" standen, etwas auszusuchen. Im Unmute schrieb ich ihm, es werde bei dem fortgesetzten Überwuchern dieses unberufenen Anthologienwesens eine Zeit kommen, wo dasselbe ähnlich beurteilt werde, wie früher der Nachdruck, wenn auch nicht im rechtlichen Sinne, so doch im moralischen ꝛc. Sie wissen also, wie's gemeint ist, liebster Freund, wenn der Mann mich bei Ihnen etwa mit dieser Äußerung verzeigt haben sollte, wie er erst vorhatte, mich in der Vorrede zu verzeigen.

Auf Ihre Weihnachten zurückzukommen, so schreibt oder schrieb mir auch Petersen von dem goldenen Lärchenzweig, der Er-

findung Ihres Sohnes, wovon ich schon früher gehört[1]). Nun weiß ich aber noch immer nicht, wie er das Wunder herstellt, ohne daß die Zierlichkeit des Nadelwerkes zugrunde geht? Wird der Zweig auf galvanoplastischem Wege vergoldet, oder in eine Flüssigkeit getaucht, die z. B. Gummiarabicum enthält, und nachher mit Goldpulver bestreut, wie es die Maler brauchen ꝛc.? Das Technische ist mir in der Vorstellung von der Wirkung des Zweiges eine Hauptsache; doch stört es mir den Schlaf nicht, da ich selbst leider keine Christbäume zu besorgen habe.

Jetzt werden Sie wohl in Ihrem neuen Hause sitzen, das so warm und solid eingerichtet zu wissen mir eine Freude ist, obgleich ich es kaum sehen werde. Ich bin in neuster Zeit in die Laune geraten, im Lande zu bleiben und die näherliegenden Naturwinkel, die ich noch nie gesehen, aufzusuchen. Am liebsten bliebe ich zuweilen wochenlang im Hause, wenn ich nicht der Bewegung wegen ausgehen müßte.

Ihre tröstlichen Bemerkungen zu dem „Grünen Heinrich" waren mir aufhellend und vergnüglich, besonders was die neuen Zutaten betraf. Ich hatte ein böses Gewissen. Namentlich wegen des Zwiehans und seines Schädels, dieser etwas gar zu deutlichen Allegorie und Prototypik für einen Verlierer seines Wesens oder seiner Person, hätte ich Strafe verdient; indessen habe ich die feine Andeutung, welche in Ihrem „die Zwiehansche Episode nicht ausgeschlossen" liegt, wohl verstanden. Der Kritiker in der „Rundschau" hat mir gerade nicht zugesagt. Derselbe (Otto Brahm) hat an anderer Stelle die philologische Methode noch verkehrter angewendet, indem er die alte und die neue Ausgabe meines Buches mit A und B bezeichnete wie alte zu vergleichende Codices, um meine Selbst-Verballhornung nachzuweisen, während er die Hauptfrage der Form: Biographie

[1]) Vgl. Schütze-Lange, Theodor Storm. 3. Auflage (1911) S. 237. Der Märchenzweig, schrieb Storm an Keller am 30. April 1881, „wird im Winter, also blätter- oder nadellos, von der Lärche gebrochen, so daß er jedoch möglichst viel Nebenzweiglein und Zapfen (Tannäpfel) hat, ungefähr von der Länge der Tannenzweige, worin man ihn hineinstecken will, und dann, was einigermaßen mühsam, ganz mit Schaumgold überzogen. Der goldene Zweig im dunkeln Tannengrün macht eine ganz geheimnisvolle Wirkung."

oder nicht? gar nicht berührte oder dieselbe ignorierte. Diese Frage umfaßt nämlich auch die andern nicht stilgerechten epischen Formen: Briefform, Tagebuchform und die Vermischungen derselben, in welchen nicht der objektive Dichter und Erzähler spricht, sondern dessen Figurenkram, und zwar mittels Tinte und Feder. Hier ist der Punkt, wo die Kritik einzuspringen hat und der Schreiber den formalen Handel verliert. Diese Untersuchung ist aber nicht eine (dazu unwichtige) textkritliche, sondern eine rein ästhetische Sache und Arbeit und führt zu anderen Gesichtspunkten 2c.

Sie werden die kleine Erzählungsreihe in der „Rundschau" bemerkt haben und ohne Zweifel einiges darunter wiederum als nach Lalenburg heimatgenössig erkennen; allein ich kann nicht helfen, diese Dinge sind es gerade, die mich Narren erheitern und erleichtern und ich muß noch einmal auf einen technischen Ausdruck zu ihrer Bezeichnung denken.

Doch was wollen wir uns mit unserer geschriebenen Welt so mausig machen, wo das Leben so hübsche Episoden bringt, wie die Verlobungsanzeige des Juristen Ernst und die Antwort des Vaters, des alten Dichters. Sie hätten mir die Nachricht nicht mit schöneren und einfacheren Worten mitteilen können, und so sende ich Ihnen und dem Sohne die aufrichtigsten Glücks- und Heilswünsche zu!

Eine andere schöne Poetengeschichte habe ich neulich beobachtet, nicht selbst getan. Ein halb verrückter und verhungerter Schulmeister in Oberbayern[1]) schickte mir ein kleines geschriebenes Heft Gedichte mit den bekannten Petita und dem Gesuch um schleunige Beschaffung von 200 Mark. Zur größern Aufmunterung legte er Briefe und postamtliche Beweisstücke bei, wonach Emanuel Geibel vor einem Jahre auch 200 Mark spendiert hat. Da ich schon einen Fall kannte, wo Geibel auf eine indiskrete Bettelei hin für einen seither verstorbenen Poeten auch gleich Hunderte gesandt hatte, so ersah ich, daß derselbe Mann seine Stellung als Primus in wahrhaft ritterlicher Weise ehrt, und das in aller Stille, und vor einer derartigen Vornehmtuerei habe ich die größte Hochachtung. Mein Schulmeister aber bekommt von mir

[1]) Franz Wisbacher in Aimring bei Reichenhall.

nicht 200 Mark, gerade weil er mit dem Geibelschen Geschenke weiter betteln geht, und zwar nicht auf die bescheidenste Weise.

Das kolossale Album des Leipziger Sekundaners[1]) hat Sie also auch heimgesucht. Ich bin auf dem Punkte gewesen, dasselbe unbeschrieben oder mit einer Grobheit versehen, zurückzuschicken: denn diese Sache fängt an, unheimlich zu werden mit dem Schülerpack, wenn man Pakete machen, verschnüren, versiegeln und mit den nötigen Deklarationen versehen soll!

Von Paul Heyse habe ich nach Neujahr auch einen Brief gehabt, den ich bis jetzt habe liegen lassen, weshalb ich nicht viel von ihm weiß, als daß er rastlos tätig ist. Von seinen neueren Novellen[2]) kenne ich nur noch zwei, die Hexe und die Sängerin von ich weiß nicht mehr. Bei jener hätte allerdings das Metier, von welchem die schöne Gestalt zu leben scheint, entweder vermieden oder dann deutlicher verarbeitet werden sollen. So erscheint es als etwas, das nicht der Rede wert sei. Übrigens hatte Heyse damals schon wieder ein oder zwei Dramen fertig, z. B. einen sterbenden Alkibiades.

Von Ihnen habe ich etwas angekündigt gesehen und freue mich darauf, die ersten Früchte Ihres neuen Gartenlandes zu kosten. Herzlich danke ich für den freundlichen Gruß an meine Schwester, die aus einem enger werdenden Halse immer schwieriger zu schnaufen hat. Ich muß deshalb die schöne Höhe, auf welcher wir seit sechs Jahren wohnen, bis zum Herbste verlassen und eine andere Wohnung suchen. Empfehlen Sie mich bei Gemahlin und Kindern aufs neue und lassen Sie mich mein Schweigen nicht zu lange entgelten, ohne sich aber Zwang anzutun.

Ihr Gottfr. Keller.

430. An Wilhelm Petersen

Zürich, 21. April 81.

Mein lieber Herr und bester Freund!

Da Sie nicht nur die Fische des Meeres, sondern auch die Vögel der Luft gegen mich absenden, so muß ich den Vorsatz,

[1]) Autographenalbum.

[2]) „Die Hexe vom Corso" und „Die Dichterin von Carcassonne".

an Sie zu schreiben, endlich zur Tat werden lassen. Seit Neujahr habe ich alles Briefschreiben in Privat- und Freundschaftssachen wieder einmal müssen liegen lassen, nicht weil ich nicht manche müßige Stunden und Tage dazu gefunden hätte, sondern weil gerade das Briefschreiben con amore mit dem Schriftstellern zu nah' verwandt ist, wenigstens wie ich dieses treibe, und daher ein Allotrion zu sein scheint, wenn die Setzer auf Manuskript lauern. Der eigentliche Müßiggang aber, bestehe er in Lektüre oder in irgend einer andern eigensinnigen heterogenen Übung, trägt immer seine göttliche Berechtigung des Daseins „an sich" in sich. Und so scheut man sich, Briefe zu schreiben, indessen man sich nicht entblödet, plötzlich ein historisches Kapitel zu studieren oder ein paar Tage zu zeichnen u. dgl.

Also die zierlichen Kiebitzeier sind glücklich angekommen und in ihrer ganzen Schmackhaftigkeit verzehrt worden, nicht ohne einiges Mitgefühl an den Hervorbringern, denen so räuberisch zu Nest gestiegen wird. Mit der Adresse meines herzlichen Dankes bin ich etwas verlegen; denn eine auf dem Kistchen haften gebliebene Adresse zeigt an, daß die Nordfrüchte rechtmäßig zuerst der Frau Gemahlin angehört haben. Ich kann nicht untersuchen, ob eine Gewalttat in Form einer Besteuerung oder einer einfachen Wegnahme, Konfiskation, oder eine Überredung, eine gütliche Transaktion stattgefunden hat, und bitte nur, meinen Dank nach dem Gebote Ihres Gewissens ausrichten und verteilen zu wollen!

Ihre und Freund Storms Weihnachtsfreuden habe ich voll Teilnahme aus der Ferne mitgetan; dergleichen scheint blühender und intensiver zu werden, je weiter hinauf es nach Norden geht, und der goldene Märchenzweig[1]) schimmert gar feierlich herüber, nur weiß ich nicht, auf welche Art die Lärchennadeln vergoldet sind. Ein bloßes Anwerfen von Goldschaum wird schwerlich genügen. Ihr Treiben mit den Kindern am Neujahrsmorgen hat mich wieder recht erbaut. Sie sammeln ihnen den schönsten Schatz von Erinnerungen, der fast notwendig spät noch Früchte tragen muß.

Nun danke ich auch für die wohlwollende Aufnahme des retuschierten „Grünen Heinrich". Namentlich ist es mir lieb zu

[1]) Vgl. oben S. 342.

erfahren, daß Sie die neuen Einschaltungen im dritten Bande nicht mißbilligen, obschon der Zwiehan etwas gar zu gewaltsam und absichtlich allegorisch ist. Die kleine Episode der Hulda im vierten Bande ist beileibe nicht erlebt[1]); ich erfand sie plötzlich, um den Tag des Einzuges resp. das Abenteuer der Fahnenstangen besser abzurunden und fand damit ein nicht übles Motiv, das Niedersteigen in die untern Schichten der dunklen, anspruchlosen Arbeit nicht nur mit der Sicherheit des täglichen Stückes Brot, sondern auch mit dem Reize eines lockenden Sinnenglückes im verborgenen scheinbar zu begründen. Daß das Mädchen dabei etwas zierlicher und liebenswürdiger ausfiel, als es in jenen Volksschichten der Fall zu sein pflegt, ist in einem Romane ja nur angemessen.

Ihre Bedenken wegen der trüben Vorgänge mit der Mutter liegen mir nicht recht[2]). Auf irgend eine Weise muß es doch traurig hergehen und einige Erschütterung hervorgerufen werden. Eine eigentliche Verschuldung durch den Tod der Mutter trifft den Sohn doch nicht, da es sich um die Erfüllung eines Erziehungs- und Entwicklungsgeschickes handelt, an welchem niemand schuld ist oder alle. Diesen Tod verwindet Heinrich nach Jahren erst von dem Augenblick an, wo die Judith zurückkehrt und ihn freispricht als die personifizierte Natur selbst (sie scheint sich von der Wand des Berges abzulösen, aus derselben hervorzukommen). Damit nun aber nicht ein zu großes Gütlichtun und Wohlleben entstehe, entsagen die beiden, und es bleibt ein ernst gehaltener Stimmungston bestehen, welcher der Mutter im Grabe nicht weh tut. Mit diesem Austrag hängt eben auch die Frage vom Geheimnis der Arbeit zusammen. Leider betrachten manche Kritiker jenes Kapitel lediglich für eine Schilderung trivialer Verbummelung, wie sie aus Unkunde den Irrtum im Kunstberufe als Darstellung ordinären Pfuschertums auslegen. Brahm, der das Buch

[1]) Petersen an Keller, 14. Dezember 1880: „Die Hulda ist eine rechte Lebensgestalt, welche nur von einer ganz sichern Hand sich zeichnen läßt. Man ist fest überzeugt, daß sie handgreiflich erlebt worden ist."

[2]) Petersen an Keller, 14. Dezember 1880: „Mich stört der Gedanke, daß Heinrich den schmerzlichen Gedanken an diesen trüben Ausgang durch das Leben mit sich schleppen muß."

mit philologischem Apparate untersucht und das Gras darin wachsen hört, hat nicht einmal bemerkt, daß das Duell mit Lys nicht mehr bis zur Verwundung fortgeführt wird und Heinrich also nicht mit dem Tode des Freundes belastet ist. So nennt er auch das Verhältnis zur Judith am Schlusse ein unklares, dies allerdings, weil er es wahrscheinlich nicht begreift. So kommt man zum Murren über Rezensenten, die es sonst gut mit einem meinen und in anderer Richtung unmäßiges Lob ausstreuen.

Das artige Erlebnis bei dem seligen Emil Kuh hat mich wehmütig gemacht, da ich ihn fast ganz vergessen habe. Woran das liegt, mag ich mir nicht auseinandersetzen, weil ich ihn persönlich nie gesehen habe und also ein Faktor fehlt. So viel ist gewiß, daß er ebenso gewalttätig als unsicher in seinem Wesen war und zu denen gehörte, mit welchen es früher oder später etwas absetzt. So hätte ich ihm, wäre er am Leben geblieben, nach dem Erscheinen seines Hebbelbuches wahrscheinlich ein paar harte Dinge gesagt, und die Herrlichkeit wäre vorbei gewesen.

Ihre Äußerungen wegen des pathologischen Zuges, der Ihnen eigen sei, berühren schmerzlich, weil Sie einen Zug, den viele unbewußt haben, mehr fühlen als die andern. Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt? Selbst wenn sie der Reflex eines körperlichen Leidens ist, kann sie eher vielleicht eine Wohltat, als ein Übel sein, eine Schutzwehr gegen triviale Ruchlosigkeit. Was meine Buchstelle über das phantastisch-typische Gestaltannehmen betrifft, so besteht kein Zusammenhang mit den Landschaftserfindungen. Jenes bezieht sich nur auf den spielerisch zerstreuenden Trieb, allerlei Begriffe und disziplinarische Gegenstände in figürliche Gleichnisse umzuwandeln. Die Landschafterei aber ist nichts anderes als die Stilfrage. Heinrich schlägt sich auf die Seite der sogenannten Gedankenmaler in der Landschaft, wie sie damals noch im Ansehen waren. Bei besserem Unterricht und mehr Mitteln zur Ausdauer würde er sich der Richtung der J. Anton Koch, der Lessing, Schirmer usw. nicht ohne Glück angeschlossen haben; das soll eigentlich zwischen den Zeilen gesagt sein. Daß mit der

Lebensnot zugleich die Einsicht von dem Überlebtsein fraglicher Richtung eintritt, ist mit ein Stück von der harmlosen Tragik meines Tragelaphen, mit Goethe zu reden. (NB. Rottmann hatte sich schon zur stilvollen Realschönheit herausgearbeitet, Preller blieb mit seinen Odysseebildern bei der Richtung und führte sie veredelt doch noch zum Siege; zu meiner Zeit war er aber noch nicht anerkannt. Dies beiläufig.) Übrigens ist diese ganze Spezialität ein Grundübel des Buches, weil sie ein zu abgelegenes Gebiet ist und zu wenig Menschen interessieren kann.

Ein Grund meines Zögerns lag in letzter Zeit auch in der Ungewißheit, ob Sie nicht schon nach dem Süden gereist seien, da Sie letztes Jahr glaub' ich auch so früh fort sind. Vielleicht sind Sie inzwischen jetzt schon ausgeflogen, in welchem Falle Sie mein Geschreibsel nach der Rückkehr vorfinden. Paul Heyses neue Provenzalen[1]) habe ich leider noch nicht gelesen und muß die Buchausgabe abwarten. Nur einige Eingänge habe ich auf unserm Lesemuseum schnell angesehen und mit Freuden gefunden, daß er den alten pompösen Ton für dergleichen romanische Stoffe anschlägt, der ihm immer so flott zur Verfügung stand. Sein Schaffenstrieb und Geschick ist unverwüstlich und steht in einem wunderbaren Kontrast zu dem ununterbrochenen Klagen über die Nerven. Seine „Weiber von Schorndorf" hat er zu seinem Schaden etwas zu hoch gegriffen. Wären sie derber und bunter, so würden sie allerdings wirksamer sein. Daß Sie kein Verständnis dafür finden, erinnert mich daran, daß Ihr in Euerem Norden überhaupt kein Verständnis für die chronikalischen Schnurren unsers oberdeutschen Städtewesens zu haben scheint. Der Stoff dieser Weiber ist jedenfalls ein brillanter Lustspielstoff mit ernster Grundlage. Obigen Volkshumor betreffend mag die Sache darin liegen, daß im Norden die Reformation gründlicher mit jeder Fastnachtslaune aufgeräumt und ein etwas allzu pastorlicher Kirchenernst Platz gegriffen hat.

Die Sinngedichtsnovellchen, deren Anfang Sie gelesen, gehen im Maiheft der „Rundschau" zu Ende. Ich bin jetzt an der Sammlung und Korrektur meiner sämtlichen lyrischen Sünden begriffen, ein bedenkliches Unterfangen; doch kann ich nicht mehr warten,

[1]) Die Troubadour-Novellen.

sonst bring' ich nichts mehr zustande. Dann denke ich auf einen kleineren Roman, von dem ich aber noch nicht viel zu sagen weiß.

Nochmals Dank also für alle Ihre Güte und Freundlichkeit und eine schöne Empfehlung an die verehrte beraubte Frau Regierungsrat.

Ihr alter G. Keller.

431. An Lydia Escher

21. April 1881.

— — Vor 14 Tagen hatte ich einen Mann mit einer Ziehharmonika mitgebracht, damit man allenfalls einen kleinen Ball improvisieren könne. Er war schon mit mir in Ihrem Schloßgarten, als ich bemerkte, daß das Arbeitszimmer des Herrn Präsidenten beleuchtet war und somit von dem Tanzvergnügen keine Rede sein konnte.

Mit einiger Schwierigkeit schickte ich den Musikanten wieder fort; denn er wollte durchaus im Garten eins aufspielen. Er ist ein Knüsli von Fällanden, seines Zeichens sonst ein Chübelimacher, und für kleinere Familienfeste wirklich zu empfehlen. —

432. An Conrad Ferdinand Meyer

Enge, 1. Mai 1881.

Verehrter Herr!

Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir mit einem aufmunternden Handwink beizuspringen in meiner Not, da ich mit dem Orgelkasten und dem Affen auf dem Markte stehe. Möge Ihnen gleiches Labsal werden, wenn Sie demnächst, wie zu hoffen, mit einem Löwen oder Adler im Käficht aufziehen werden.

Der Schluß des Rahmens, welchen Sie im Maiheft finden, ist zwar lückenhaft; eine Episode, welche das Wesen der Lucia erkärt, hat nicht mehr Raum gefunden und kommt erst in der Buchausgabe[1]).

Nach bekannter Unart muß ich noch die Wahrscheinlichkeit des Teufelsanrufes der sogenannten Hildeburg[2]) in Schutz nehmen

[1]) Ihre eigene Liebesgeschichte, Ges. Werke, Cottasche Jub.-Ausg. 7 S. 327 ff.

[2]) Meyer hatte (24. April 1881, Frey I S. 289) Hildeburgs Ausruf: „Den Teufel hofft Du!" (Ges. Werke 7 S. 202) als unschicklich für ein gebildetes Mädchen gerügt.

resp. gegen die Kritik bellen. Das betreffende Mädchen soll ja eine Art Original sein, welches sich erlaubt, was andere nicht. Der nächtliche Gespensterbesuch in den Schlafzimmern junger Herren ist viel unwahrscheinlicher und doch der Rückgrat der Geschichte. Übrigens gab es bei uns Damen aus vornehmen Häusern, die, noch vor 1798 erzogen, solche Originale vorstellten und unter anderm fluchen und pfeifen konnten wie die Fuhrleute.

In größter Hochachtung ergeben Ihr G. Keller.

433. An Jakob Baechtold

Bürgli, 5. Mai 1881.

Schönsten Dank für das Herderbüchlein[1]), das ich mit Interesse gelesen habe. Der Inhalt ist bedeutender, als ich erwartet, und bietet ein wertvolles Kulturbild, abgesehen von der speziellen Herderfrage. Die vorausgehende Notiz, daß der junge Müller ein tüchtiger und wirkungsreicher Mann geworden ist, benimmt dem jugendlichen Schwärmerwesen den närrischen Anstrich und erhebt dasselbe auf ein höheres Niveau. Vorzüglich besticht das wahre und lebendige Naturgefühl, das der Jüngling auf der Wanderschaft überall und in nicht gewöhnlichem Geschwätze zeigt, und man vergißt darüber gern, daß die pikanten Weimarer Personalien nicht so reichlich ausgefallen sind, als man glaubte. Die Zürcher Theologen von dazumal haben sich eher noch zu beklagen. Dagegen hat mir der Kerl zum Thüringer Bier zu viel Gurken und Wurst gefressen, und das „Beer'gen" und Träub'gen-Ficken[2]) ist für einen Schaffhauser Weinländer, der das Weinbergsrecht kennt, fast etwas zu theologisch lüstern.

Ihr G. Keller.

434. An Marie Melos

Zürich, 16. Juli 1881.

Verehrte teuerste Freundin!

Sie haben sehr wohl getan, mir mit Ihren gütigen Zeilen auf die Spur zu helfen; denn ohne das würde ich unsern Geburts-

[1]) J. Baechtold, Aus dem Herderschen Hause. Berlin 1881.

[2]) Ficken = Stibitzen.

tag richtig vergessen haben, abgesehen davon, daß ich über Ihren Aufenthalt im ungewissen war. Ich schreibe auch nur in der Eile, da ich im Abschreiben des veränderten Schlusses eines Buches (des „Sinngedichts") begriffen bin. Dazu rollt der Donner über dem See, um die Kraft und Wohlmeinenheit meiner Glückswünsche zu verstärken und bestätigen. Und in der Tat könnten Glücks- und andere Wünsche nicht schöner reisen, als nach solchen Landen und an solche Leute, wie jetzt die meinigen. Für die Ihrigen bringe ich Ihnen den herzlichsten Dank dar; sie sind mir um so kostbarer, als sie von einem Kongreß dreier Schwestern herkommen, die sich vierzig Jahre nicht gesehen[1]). Verleben Sie nun an der Wartburg den 19. Juli recht schön und heiter, daß sein Glanz noch viele heitere Nachfolger anlockt. Ich werde ebenfalls ein Glas guten Weines auf Ihre und der verehrten Schwester Gesundheit leeren.

Für die freundlichen Zeilen der letzteren danke ich auch schönstens. Die Biographie Ferdinands habe ich schon, soweit sie erschienen, und Neues, Erfreuliches darin gefunden. So z. B. wußte ich nie, daß er in seiner Jugendzeit ritt und jagte, was mir eine willkommene Ergänzung ist.

Nachträglich danke ich bestens für die Zeitungsnummer, die Sie mir aus Görlitz gesendet. Daß Sie dort so schön und glücklich gewohnt haben, gönnte ich Ihnen so herzlich, als ob ich selbst daran schuld wäre. Doch dies nur vorläufig; die eigentliche Briefschuld werde ich nachher abtragen. Ich habe nämlich seit Frühjahr wieder einmal eine allgemeine Stockung in diesem Punkte erlitten oder vielmehr erleiden gemacht.

Das Bild, von dem ich Ihnen gesprochen, ist erst vorige Woche zum Photographen gewandert[2]). Bis Sie wieder in Cannstatt sind, werde ich Ihnen ein Exemplar schicken können, wo Sie dann Ihre Betrachtungen über meine irdische Schönheit mit Muße fortsetzen mögen. Die beiden Bildchen aus Weimar freuen mich sehr und ich danke schönstens dafür, obgleich sie mich wieder durch Vergleichung demütigen. Als Einzel-

[1]) Marie Melos befand sich mit ihren beiden Schwestern Ida und Luise in der alten Heimat Weimar auf Besuch.

[2]) S. o. S. 329 Anm. 1.

Apollo à la Trippel kann man mich allenfalls, besonders seit Sie mich unter die Sterne versetzen, immer noch produzieren[1]). Dagegen fehlt mir für ein Doppelmonument absolut der würdige Zweite oder Andere. Bin ich derjenige mit r am Ende, so fehlt mir der mit E oder e, und wenn er sich fände und ein langer Kerl ist, so bin ich wieder zu kurz usw. Es wird also am besten sein, sich über unser Epigonentum nicht zu ärgern und statt auf ein Postament sich auf einen warmen Ofen zu setzen.

Ich hatte gefürchtet, daß Frau Freiligrath durch ein paar schlechte Witze in meinem letzten Briefe aufgebracht sei. Ihre freundlichen Zeilen beruhigen mich und ich werde mich in Zukunft um so frömmer aufführen.

Für jetzt leben Sie beide verehrte Erscheinungen im Leben dichtender Pilgersleute recht wohl und gesund und genehmigen die Grüße treuer Freundschaft und Ergebenheit Ihres

Gottfr. Keller.

435. **An Hermann Fischer**

Zürich, 25. Juli 1881.

Verehrter Herr!

Ich kann Sie nicht in die Ferien gehen lassen, ohne Ihnen noch vorher den schuldigen und gern gezollten Dank für Ihren „Eduard Mörike" auszusprechen[2]). Je unempfindlicher die große Masse auf ihrem Faulbett dem unvergleichlichen Manne gegenüber fortwährend sich verhält, desto erquicklicher liest sich jedes neue Zeugnis, welches für ihn geleistet wird, da es uns immer mit dem Gefühle freundschaftlichen Einverständnisses „aufheitert", wie man in mancher Alemannengegend sagt.

Dieser Tage hat mich wieder eine seiner Spezialschönheiten entzückt; die einzige Art, wie er Liebe und Mitleid zur gequälten Tierwelt poetisch gestaltet hat in dem Märchen „Der Bauer und sein Sohn". Wie der Engel den müden Hansel auf die Weide führt und ihm die Beulen mit zarter Hand glatt streicht, die Worte:

[1]) Frau Ida sandte zum Geburtstag Photographien der Trippelschen Goethe-Büste und des Rietschelschen Goethe-Schiller-Denkmals, und Marie sprach von „dem Stern erster Größe", der am 19. Juli 1819 am Literaturhimmel aufgegangen sei.

[2]) Eduard Mörike. Ein Lebensbild des Dichters 1881.

„Dem wackern Hansel geht's noch gut" ꝛc., alles dies ist geradezu herzerhebend, eine poetische Gerechtigkeit, die in manchem Kolossalwerke nicht wirksamer auftritt.

Lassen Sie mich noch den Wunsch beifügen, daß der merkwürdige Sommer 1881 Ihnen noch recht vergnüglich und nicht allzu hitzig ablaufen möge.

Ihr hochachtungsvoll ergebener Gottfr. Keller.

436. An Friedrich Theodor Vischer

Zürich, 28. Juli 1881.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ich bin wieder recht unverschämt und undankbar geworden mit meinem langen Zurückhalten der Antwort, das jedoch sehr unwillkürlich ist. Ich glaubte nämlich mit meinem Dankbriefe eine kleine Auseinandersetzung meiner Absicht bei Abänderung des „Grünen Heinrich" verbinden zu wollen, eh' Sie das Ganze gelesen hätten, kam aber dann natürlich von der Idee wieder ab. (Es ist mir mit dem Lebenlassen dieses Nichthelden gegangen, wie dem Bauer und seinem Sohne mit dem Esel, den sie zuletzt an einer Stange trugen, um es den Leuten recht zu machen. Ein Herr Germanist sagte sogar, er werde sich an das alte Buch halten. Hieraus hab' ich ersehen, daß er auch dieses kaum gelesen hat, da er die Arbeit gar nicht merkte, die in der Revision liegt; denn es ist gewiß kaum eine Seite, die ohne Striche und Korrekturen geblieben ist, und im ganzen sind über 30 Bogen des alten Textes verschwunden. Das Weggeräumte ist aber wirklich Schutt!) Doch genug hievon. Hätt' ich eine Ahnung gehabt, daß der Verleger Ihnen die neue Ausgabe nicht vollständig zustellte[1]), so würde ich es sofort von mir aus getan haben. Nun habe ich freilich über meine zwölf Exemplare verfügt. Weibert

[1]) Weibert hatte Vischer nur die drei ersten Bände des „Grünen Heinrich" geschickt, den vierten aber wegen inzwischen eingetretener persönlicher Differenzen zurückbehalten. Vischer hatte daher im 2. Heft von „Altes und Neues" zunächst nur die drei ersten Bände besprochen, ohne Ahnung, daß der vierte ebenfalls schon erschienen war, und mußte nachträglich den vierten noch in einem Zusatz behandeln. (An Keller, 14. Mai 1881.)

hatte schon vor Jahr und Tag mich glauben lassen, daß Sie selbstverständlich das Buch direkt von ihm erhalten würden. Die Flegelei wirft ein seltsames Licht auf seine Gepflogenheiten; ich wäre wirklich neugierig, zu erfahren, welcher Natur Ihr Zerwürfnis mit ihm gewesen ist.

Es tut mir nun leid, daß Sie für den Wiederabdruck und die Abrundung Ihrer wohlwollenden Arbeit das Material nicht rechtzeitig erhielten, denn immerhin trage auch ich einen Teil der Schuld, indem ich den vierten Band erst im vorigen Herbst abgeliefert habe, während ich für die Verschleppung vor mir selbst doch Entschuldigung finde. Die nahen Beziehungen zum eigenen Leben, die Schwere desselben und der verflossenen Dezennien drückten mir eben auf den Kiel. Jetzt bin ich an einer anderen Reparaturarbeit, die mir auch noch im Wege lag. Ich soll meine lyrische Dichterei, da sie einmal da ist, sammeln und zurechtstutzen, und da treten bittersüße Reminiszenzen und Gewissensfragen gleich zu halben Dutzenden auf.

Für Ihre freundlichen Anregungen betreffend die Wielandschen und Pegnitzschäferlichen Stoffe höchlich dankbar[1]), habe ich mir seither diese Sujets doch noch nicht näher ansehen können, weil ich einesteils noch mit dem Novellenzyklus „Das Sinngedicht" für die Buchausgabe beschäftigt war (mit deren Lektüre ich Sie zu warten bitte, bis das Buch da ist), teils mit anderem. Ehestens werde ich mich daran machen, freilich mit dem leisen Bedenken, ob wir nicht zu sehr in die Literargeschichte hineingeraten. Doch alles kommt auf den Spiritum specialium an, der einen beim Herzutreten anhaucht. Die Pegnitzschäferei könnte sogar für eine dramatische Fabel, für die man das rechte Kostüm und Feld nicht fand, dasselbe unversehens liefern.

Mit aller Teilnahme habe ich den fortgesetzten „Faust"-Kampf verfolgt, den Sie im neusten Hefte[2]) führen, obgleich ich nicht gestimmt wäre, mit jedem neu Hinzutretenden, der sich am großen Gegenstande auch bemerklich machen will, mich abzumühen.

[1]) Vischer hatte (14. Mai 1881) Keller als dankbare Novellenstoffe den jungen Wieland in der Schweiz und in Biberach (im Anschluß an Ofterdingers Buch) und die Pegnitzschäferei in Nürnberg vorgeschlagen.

[2]) „Altes und Neues" 2, S. 1 ff.

Über den zweiten Teil bin ich durch Ihre tapfere Beharrlichkeit auch endlich zur Ruhe gekommen. Ich war nämlich aus Mangel an durchgeführter Belesenheit in diesem Punkte lange Zeit einer Art Behexung unterworfen, indem ich steif und fest glaubte, daß es dem alten Goethe keineswegs voller Ernst gewesen sei mit der Arbeit, daß er vielmehr sich eine spielende Altersvergnüglichkeit gemacht, um unter anderm das Abschließen seines Werkes durch etwaige Nachfolger zu verhüten. Dadurch, glaubte ich, seien wir einzig in den Besitz der Reihe von großen Sachen gelangt, die auch im II. Teil noch zu finden sind, und darum könne man das übrige mitlaufen lassen, ohne es anzusehen. Ich habe mich endlich nun überzeugen müssen, daß es heiliger Ernst und keineswegs Spaß war, und da erst jetzt recht die Sache dogmatisch werden und sogar die Bühne beschreiten soll, so bekommt sie eine andere Nase. Der alte Apollo wird mir in dem Finale des Lebens, wie der Tragödie, plötzlich zu einem Sprach- und Stilverderber, sobald er eine fanatische Gemeinde hinter sich hat, und damit Gott befohlen.

Ich wünsche Ihnen eine recht frische und glückliche Ferienzeit; das Jahr scheint ja durchgängig zu geraten. Wenn auch nicht diesmal, so hoffe ich doch bald einmal ins Oberdeutsche hinauszustechen und Sie dann bei Ihrem Heimatsbiere nochmals zu genießen. Mit herzlichem Gruße Ihr getreuer G. Keller.

437. An Adolf Frey

Zürich, 29. Juli 1881.

Mein lieber Herr Doktor!

Es hat mich gefreut, durch Ihren geehrten Brief vom 13. vor. Mts. wieder einmal zu vernehmen, wie es Ihnen geht und welche Zukunftsgedanken Sie hegen. Letztere kreuzen sich, wie es im Leben geht, mit denjenigen, welche ich Ihnen über die Redaktionskarriere geäußert und die Sie nun zu akzeptieren scheinen, während ich gegenteils der Meinung geworden war, es ginge besser, als ich gedacht. Im großen und ganzen wird es wohl beim Zweifelhaften sein Bewenden haben. Gelangt man als Redaktionstalent zu Ansehen und macht die Verleger von sich abhängig, so bleibt man immer und ewig von den Mitarbeitern abhängig;

das, was freiwillig zuströmt, kann man zum kleinen Teil brauchen, und so ist man genötigt, sich unablässig an alle wunderlichen Leute zu wenden und an allen Türen anzuklopfen, um die Konkurrenz auszuhalten. Und doch handelt es sich immer noch um eine fixe Stellung. Sich aber ohne eine solche als Schriftsteller aufzutun, ehe etwas Durchschlagendes geschehen ist, das für neun von zehn im Schoße der Zukunft verborgen bleibt, heißt auch dem Unglück und Elend die Tür auftun. Vielleicht bleibt's draußen, vielleicht nicht.

Daß Sie nicht eine Lehrstelle daheim finden sollten, ist doch nicht wahrscheinlich, nur müßten Sie sich für mehr als ein Fach bereit halten. Hier in Zürich scheint die deutsche Professur an der Hochschule, soweit sie ihren Mann nähren soll, vernagelt zu sein. Baechtold hat sich habilitiert und liest schon im zweiten Semester; man hatte ihm in Aussicht gestellt, ihn zum Extraordinarius zu ernennen mit einer Besoldung. Wie's nun drauf ankam, hieß es, solange Honegger[1]) da sei, den man nicht übergehen könne, sei nicht daran zu denken, die Professur ernstlich zu besetzen; denn den wolle man auch nicht. Dann stehen noch andere Aspiranten herum, und wer weiß, ob nicht Hirzel und Vetter[2]) von Bern aus auch herüberschielen. Sie werden sich wohl gefaßt machen müssen, auch an andern Anstalten, wie Gymnasien ꝛc., für den Anfang unterzukommen. Privatdozieren können Sie immer und durch Geist und Fleiß sich hervortun. Unter Fleiß verstehe ich nicht dies, sondern jenes, nämlich das, was den Menschen macht und nicht den Faiseur.

Doch verstehen Sie das alles besser als ich, der im Leben nie etwas gelehrt und nicht viel gelernt hat.

Was mich betrifft, so bin ich jetzt an der Redaktion meiner lyrischen Übeltaten, die ein ganz anderes Ansehen bekommen müssen, wenn ich es nicht besser unterlassen soll. Dann denke ich auf einen einbändigen Roman, an dem ich ruhig ein und das andere Kapitel zu schreiben beginnen werde. Die Gedichteangelegenheit freilich ist ein Problem, das man nur in sich selber verwinden kann. Ihren wohlwollenden Artikel über den „Grünen

[1]) Vgl. S. 118 Anm. 3.

[2]) Ludwig Hirzel (1838—1897); Ferdinand Vetter.

Heinrich" im „Bund"[1]) habe ich gelesen und auch zugeschickt bekommen und danke Ihnen schönstens für das Annehmbare darin. Unannehmbar sind gewisse superlativische Wendungen des Lobes. Dergleichen ist nicht sagbar und ist auch niemals wahr, weder hier noch dort, und sieht aus, als ob sich einer lustig mache über einen.

Das Novellenbüchlein „Sinngedicht" wird im Herbste als Buch erscheinen, nachdem ich dem Schlußkapitel eine Erweiterung eingefügt, die in der „Rundschau" nicht mehr Platz hatte. Jeder gute Freund zerpflückt mir eine von den paar Geschichten; zum Glück ist's immer eine andere, so daß sie schließlich mit den ausgerupften Federn doch sich zusammen forthelfen können, wie angeschossene Krähen.

Von den Druckrezensenten abgesehen, ist es jetzt namentlich bei den Novellisten selbst Mode, einem im Vertrauen diejenigen Sünden feierlich vorzuwerfen, die sie selbst zu begehen pflegen usw.

Also im Herbste werden wir Sie hier wieder sehen? Ich habe auf dem „Bürgli" schon zweimal die Wohnung gekündigt und wieder behalten; jetzt gilt's auf den 1. Oktober, allein ich finde bis jetzt nichts, das mir gefällt, und so bleiben wir vielleicht wieder, obschon es meiner Schwester zu weit entfernt ist.

Bestens grüßend Ihr Gottfr. Keller.

438. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 4. August 1881.

Verehrter Freund!

Ich habe auch diesmal wieder Ihrer Freundlichkeit und Langmut mit scheinbarem Undank gelohnt, da ich Ihre Briefe und Sendungen vom 20. Mai und 24. Juni so lange unbeantwortet ließ; sie lagen aber in einem Konvolut der besten Freundeskorrespondenz, die ich endlich nun abwandeln kann.

Zuerst hole ich noch einen Punkt aus einem Ihrer früheren Briefe nach, an den ich mich wiederholt erinnerte, das Mißurteil Lübkes über Ariost. Und da ist mein Standpunkt einfach der, daß ich bei Lübke überhaupt nicht frage, wie er über Dichter urteilt, da er hiefür von der Weltordnung nicht angestellt ist. Er kennt eigentlich nur e i n e n Dichter, und das ist sein Freund Otto Roquette.

[1]) Sonntagsblatt Nr. 10 vom 6. März.

Haben Sie schönsten Dank für Ihr italienisches Buch[1]), das mir viel Freude macht. Sie haben die große Aufgabe, noch eine italienische Reise zu schreiben, vortrefflich gelöst und den Vogel vor vielen Neuern abgeschossen. Schon die Spaltung des Reisesubjekts in zwei Personen, die sich in Anschauungen und Urteilen zu teilen haben, ist ein genialer Griff, wie das Ei des Kolumbus, und mit ebensoviel Anmut als Weisheit durchgeführt, indem bei Müslin die extravagante Schrulle überall in den richtigen Schranken gehalten ist und der Humor dadurch um so feiner wirkt. Und so bringt denn, was die beiden Herren sehen und gustieren, trotz des bald seit Goethe abgelaufenen Jahrhunderts, noch so viel des Neuen, Nichtgesagten, Überraschenden, daß der Band der hesperischen Literatur künftig wohl integrieren wird. []

Ich bin sehr begierig auf den Schluß des „Prometheus" und hoffe, es werde dort nicht eine ähnliche Unglückswendung Platz greifen. Das merkwürdige Gedicht kann nicht recht gefaßt und gewürdigt werden, bis man sieht, wo es hinaus will. Auch hat das verschiedenartige Versteckenspielen, die unpraktische Form und Überschreibung der äußern Einteilung den Interessen des Buches geschadet. Das wird sich nach Vollendung des Ganzen wohl ausgleichen.

Was meine Sinngedichtsgeschichtchen betrifft, so sind einige starke Fehler darin, die ich doch nicht mehr recht tilgen kann. Der für die Zeitschrift abgekürzte Schluß ist übrigens für die Buchausgabe mit einer Charakteristik der Rahmenheldin erweitert worden. Für Ihre viel zu schmeichelhafte Beurteilung danke ich gleichwohl schönstens, wir fressen ja alles, auch das auf beiden Seiten geschmierte Butterbrot.

Ich habe leider in Bern nichts zu tun gehabt und konnte Sie daher nicht aufsuchen; jetzt werden Sie im Gebirge sein, wozu ich schöne Tage und heiteres Wetter im Gemüte wünsche.

Lassen Sie sich bei der Rückkehr von diesem Brief recht herzlich begrüßen und empfehlen Sie mich auch aufs neue der verehrten Frau Gemahlin.

Ihr ergebener Gottfr. Keller.

[1]) Rektor Müslins italienische Reise. 1881.

439. An Theodor Storm

Zürich, 12. August 81.

Liebster Freund im Hause Storm!

Auf dieser Sommerhöhe kann ich nicht länger zögern, Ihren reichlichen Brief vom letzten April zu erwidern, obgleich ich immer noch nichts Neues erlebt habe; denn die famose Novität eines Kometenweines ist zwar in Aussicht, aber noch nicht perfekt. — Desto lebhafter denke ich bei der gegenwärtigen Hitze öfter an Sie, wie Sie in Ihrem neuen Besitztum walten und für die jungen Anpflanzungen um genügendes Getränke besorgt sind, auch das nördliche Fenster Ihres Arbeitszimmers dem Luftzuge öffnen. Mit diesem Fenster samt seinem Ausblick, sowie mit dem ganzen resedagrünen Raume habe ich gleich sympathisiert; philiströse Naturen wollen stets die Sonne in der Stube haben, während es sich so gedankenhell und ruhig weilen läßt, wenn man im klaren Schatten sitzt und der Sonnenschein draußen auf dem Lande liegt.

Ihr getreulicher Bericht über den anthologischen Hafermann hat mich beruhigt. Als derselbe mir immer unter die Nase rieb, die namhaftesten und besten Dichter hätten ihre eifrige Teilnahme bewiesen, schrieb ich ihm, das sei wohl möglich, da eben die besten bald nichts mehr abzuschlagen vermöchten, als das Wasser.

Jene Gebrüder Hart kenne ich wohl []; sie geben einen Literaturkalender heraus mit Adreßverzeichnissen, Tabellen für Manuskriptablieferungen, Honorareingänge u. dgl., um sich in jedermanns Hand zu bringen. Vor ein paar Jahren trieben sie auch das Material zu einem poetischen Jahrbuche zusammen, gaben es aber nicht selbst heraus, sondern überlieferten es einem dritten Unbekannten wie eine Ernte Raps oder ein Quantum Schafwolle. Vor einem Jahre etwa unternahm ein junger Schweizer[1]) ohne alle Bekanntschaft ein Jahrbuch schweizerischer Dichter und brachte über hundert! zusammen mit dem Aufruf, es müsse sein, Gott wolle es! Ich schlug ihm meinen Beitrag a priori rund ab, weil ich nicht einsähe, wozu

[1]) Ernst Heller: „Sänger aus Helvetiens Gauen." Vgl. oben S. 306 Anm. 2.

er eine solche Geschichte anzustellen brauche, und es in einem so kleinen Lande wohl hundert Esel, aber nicht hundert Dichter gebe. Dennoch log er überall herum, er habe meine Sachen schon in Händen; als einige Vorsichtige mich anfragten und die Wahrheit vernahmen, beharrte er ganz frech auf seiner Behauptung und kam hergereist, um mich auf meinem Zimmer so unverschämt zu belagern, daß ich ihn hinausjagen mußte. — In diesem Augenblicke aber geht das Zirkular eines Leipziger Buchhändlers herum, der sogar ohne Herausgeber eine Anthologie Lebender direkt selbst sammeln und drucken will, in welcher die „Liebe" ausgeschlossen sein soll „aus besondern Gründen". Die Wut der Verleger, Bücher zu drucken, scheint sich zur Leidenschaft zu steigern, es ohne Mitwirkung der Schriftsteller zu tun. Durch das Erlöschen der Schiller-Goetheschen Privilegien gegen Nachdruck haben sie Blut geleckt: jedes Jahr hört der dreißigjährige Schutz für den einen oder andern Nachklassiker auf und die Kerls können sich darüber herstürzen; da ist es begreiflich, daß sie anfangen, auch von den noch Lebenden Bücher gratis zusammenzubetteln oder höchstens ein paar Kompilatoren ans Futter nehmen.

Hier fällt mir auch der Leipziger Sekundaner ein, der sein Riesenalbum unermüdlich herumsendet und dessen Sie im vorletzten Briefe Erwähnung getan. Der kann es noch zu was bringen! Mir hatte er zugemutet, den Kasten noch in der Umgebung von Zürich bei zwei oder drei weiteren Personen herumgehen zu lassen. Ich hätte also ebensoviele Male ein- und auspacken und zur Post schicken sollen. Ich ließ ihn ein Vierteljahr warten und schickte ihm seinen Packen mit meiner alleinigen Inschrift unfrankiert zu und ohne Brief. — Wir wollen aber von diesen Klagen weiter niemand merken lassen; sie kommen mir vor, wie die Dienstbotengespräche alter Kaffeebasen und zudem konsumiere ich, wie ich merke, unverhältnismäßig viel Raum damit.

Der gute Freund Petersen hat mit meiner Verjüngung um fünf Jahre recht geflunkert; ich bin genau um die zwei Jahre älter geworden, die er mich nicht gesehen hatte, ich weiß das am besten, was übrigens nicht in Betracht zu ziehen ist; diese Händel muß man im stillen für sich selbst abtun.

Den 16. August.

Eben als ich fortfahren will, kommt Ihr neuer Brief, der meine Faulheit in willkommener Weise beschämt. Ich hatte vor, auch gleich an Heyse zu schreiben, der mir aus seinem Strandexil schrieb, er müsse fünf Wochen dort bleiben. Da Sie ihn nun in wenigen Tagen erwarten, bin ich unsicher, ob ich es tun soll, und bitte Sie daher vorläufig, den Dulder recht heftig in meinem Namen zu grüßen. Beschäftigen Sie ihn aber ja nicht mit theoretischen Skrupeln über die Novelle ꝛc., denn er muß auf Befehl der Ärzte alle Morgen und Abend eine halbe Flasche Portwein trinken, um seine Vernunft einzuschläfern. Haben Sie keinen im Hause, so soll Petersen herbeischaffen, der Verjüngungskommissär.

Die Ebersche Novelle habe ich nicht gelesen, weil er sie als Illustration eines Bildes von Alma Tadema gemacht hat, eines Mannes, der als Maler genau das ist, was Ebers als Schriftsteller. Es handelt sich also um eines jener Gedichtchen, die zu Almanachbildchen gemacht werden. Das, was er zur Herabsetzung der Gattung der Novelle sagt[1]), würde mich nicht stark rühren; vor ein paar Jahren degradierte er ebenso den Roman, indem er von sich aussagen ließ, er schreibe nur Romane, wenn er krank und zu ernster Arbeit unfähig sei. Übrigens hat sein Judentum, das mir unbekannt ist, mit der Sache nichts zu schaffen. Herr von Gottschall, ein urgermanischer Christ, hat schon ein dutzendmal verkündigt, Roman und Novelle seien untergeordnete, unpoetische Formen und fielen nicht in die Theorie. Da niemand darauf hörte, fing er zuletzt selbst an und schmiert jedes Jahr seinen Roman. Auch Gustav Freytag, der ja sonst ein anständiger Mann ist, tat um die Zeit, wo er seine „Ahnen" im Schild führte, den Ausspruch, die Zeit der kleinen Erzählung dürfte für immer vorbei sein, nach der schlechten Manier, die Gattung, die man nicht selber pflegt, vor der Welt herunterzusetzen und die augenblickliche eigene Tätigkeit als den einzig wahren Jakob hinzustellen. Hiezu braucht es keine Juden, so wie überhaupt meine Erfah-

[1]) Storm hatte sich (14. Aug. 1881) darüber beschwert, daß Ebers in der Vorrede zu „Eine Frage" die Novelle als minderwertig gegenüber dem Roman ausgegeben habe, vgl. Köster, Briefwechsel S. 249.

rungen und Beobachtungen dahin gehen, daß ich auf jeden vorlauten und ſchreienden Juden zwei dergleichen Chriſten, ſeien es Franzoſen oder Deutſche, Schweizer inbegriffen, rechnen kann.

Ich glaube auch, daß es beſſer iſt, wenn Sie Ihre Vorrede[1]) an der geplanten Stelle weglaſſen, da die Küchenrezepte nicht zu den Gaſtgerichten auf die Tafel gehören. Für meine Perſon habe ich halbwegs vor, dergleichen Aufſätze und Expektorationen extra zu verfaſſen und eines Tages für ſich herauszugeben, ſozuſagen als Altersarbeit. Vielleicht könnten Sie auch Ihre Arbeit nebenbei in einer Zeitſchrift erſcheinen laſſen, mit einer Einleitung oder Anmerkung. Vorenthalten ſollte ſie keineswegs bleiben.

Was die fragliche Materie ſelbſt betrifft, ſo halte ich dafür, daß es für Roman und Novelle ſo wenig aprioriſtiſche Theorien und Regeln gibt, als für die andern Gattungen, ſondern daß ſie aus den für muſtergültig anzuſehenden Werken werden abgezogen, reſpektive daß die Werte und Gebietsgrenzen erſt noch abgeſteckt werden müſſen. Das Werden der Novelle, oder was man ſo nennt, iſt ja noch immer im Fluß; inzwiſchen wird ſich auch die Kritik auf Schätzung des Geiſtes beſchränken müſſen, der dabei ſichtbar wird. Das Geſchwätze der Scholiarchen aber bleibt Schund, ſobald ſie in die lebendige Produktion eingreifen wollen. Wenn ich nicht irre, ſo wird zwiſchen den graſſierenden Neophilologen und den poetiſchen Hervorbringern der gleiche Krieg entſtehen, wie er jetzt zwiſchen den bildenden Künſtlern und den Kunſtſchreibern waltet, die keine Ader haben.

Ihren „Etatsrat“ habe ich auf unſerm Muſeum, wo der „Weſtermann“ liegt, angefangen zu leſen, will aber jetzt auf das Buch warten, wie Sie es wollen, da ich die bezügliche Erfahrung kenne. Der Anfang iſt mir indeſſen neuartig und energiſch erſchienen.

Ich lebe jetzt in einer Leidenszeit. Mit der Korrektur des „Sinngedichts“ beſchäftigt und den Text nun zum dritten- oder viertenmal mit der Feder in der Hand durchgehend, ſtoße ich immer noch auf zahlreiche Neſter von groben Schulfehlern,

[1]) Zu den zwei Doppelbänden der Geſamtausgabe 1881, als Erwiderung gegen Ebers' Herabſetzung der Novelle.

Anhäufungen gleichlautender Worte, Verbalformen, Partikeln und der verfluchten Endsilben ung, heit und keit, die ich bisher übersehen, so daß ich mich mit meinen 62 Jahren fragen muß, ob das noch anders werden kann? Das Auge fliegt eben immer ungeduldig über die Schrift weg, und das Ohr kann bei mir nichts tun, da ich von Anfang an weder für mich allein laut las, was ich geschrieben, noch jemals eine Umgebung hatte, der ich etwas vorlesen konnte oder mochte.

Leider bleibt die Geschichte mit den drei verlumpten Baronen[1]), die Sie so geärgert hat, stehen, wie einer jener verwünschten Dachziegel in einem Hause, in dem es spukt. Sie haben aber übersehen, daß die Braut nebst den Hochzeitsgästen keine Ahnung von der Sache haben und der Brandolf eine Art Sonderling ist, der eine solche Komödie wohl aufführen kann und die Halunken schließlich doch versorgt. Übrigens ist's jetzt doch zu Ende mit diesen Späßen. Ich gehe jetzt mit einem einbändigen Romane[2]) um, welcher sich ganz logisch und modern aufführen wird; freilich wird in andrer Beziehung so starker Tabak geraucht werden, daß man die kleinen Späßchen vielleicht zurückwünscht. Gleichzeitig bin ich daran, meine Verse zu sammeln respektive gewissermaßen zum zweitenmal zu gebären; denn es handelt sich um einen ganzen Rattenkönig von Gewissensfragen, die ich mit mir abmachen muß.

Jetzt wünsche ich Euch aber allerseits ein vergnügt-anmutiges Leben und versetze mich im Geiste in Haus und Garten, wo die fünf Damen den würdig-ziervollen Worten des heidnischen Paulus lauschen.

Fast hätte ich etwas vergessen. Im vorletzten Briefe machen Sie die Andeutung, daß meine Schnurren mit der Tendenz, einzelne Liebespaare resignieren zu lassen, zusammenhängen möchten. Hier ist die Antwort. An manchen stillen Sonntagen nachmittags, wo ich mich ganz nur dem Genusse eines sentimental-feierlichen Müßigganges hingeben mag, nehme ich die Bände eines gewissen Theodor Storm, Meisters der sieben freien Künste, zur Hand, und vertiefe mich darein unter dem offenen Fenster.

[1]) Am Schluß der „Armen Baronin", vgl. Bd. 1 S. 597 f.

[2]) „Martin Salander".

Nichts Beschaulicheres dann, als so eine sonnig-traurige Geschichte, wie „Im Sonnenschein", „Eine Halligfahrt"; auch „Aqua submersus" und die „Wald- und Wasserfreude" sind nicht bitter, und wenn ich das Buch zuschlage, so geh' [ich] desselbigen Abends zufrieden zu einem Schöppchen Wein.

Nun ist aber das Papier zu Ende und faßt kaum noch die Grüße

Ihres G. Kellers.

440. An Theophil Zolling

Enge-Zürich, 27. August 1881.

Hochgeehrter Herr!

Ihre freundliche Zuschrift vom 3. d. Mts. veranlaßt mich bei nochmaliger Durchsicht zu einer kleinen Rektifikation, um die Folgen allfälligen Mißverständnisses zu vermeiden.

Ihr Ausdruck: „mich an mein gegebenes Versprechen[1]) zu erinnern" entspricht nicht vollständig der Sachlage und klingt zu geschäftsmäßig. Ich sagte im allgemeinen und in nicht förmlicher Weise zu, gelegentlich, wenn die Umstände dazu angetan seien, von Ihrem zuvorkommenden Anerbieten Gebrauch machen zu wollen. Die Formulierung eines gegebenen Versprechens haben Sie allerdings beim Abschiede unter der Tür noch selbst vorgenommen, ohne daß ich jedoch mich daran beteiligte.

Wenn Sie nun fragen, wozu diese Umständlichkeiten, so liegt die unbefangene Erklärung in meinem Prinzipe, mich von dem Schwindel des Komparierens auf allen möglichen Mitarbeiterverzeichnissen fern zu halten. Ich bin kein tätiger und rühriger Literatus und mag daher auch nicht den Schein eines solchen annehmen. Und da ich die Vermutung hege, Sie werden auf Ihren Amtsantritt und für den neuen Jahrgang der „Gegenwart" vielleicht ein neues Programm mit Schriftstellerverzeichnis aufstellen, so wünsche ich nur eventuell zu verhüten, daß ich auf demselben figuriere, während die Lieferung eines erheblichen Beitrages jedenfalls mit bezug auf den Zeitpunkt ungewiß bleibt.

[1]) Einen Beitrag in die „Gegenwart" zu geben, deren Redaktion Zolling übernommen hatte.

Mit der Veröffentlichung von Zufälligkeiten und Schnurrpfeifereien ist mir aber nicht gedient.

Daß Sie meinen Standpunkt übelnehmen, besorge ich nicht. Würde man sich nämlich nicht wehren und „tun wie der Teufel", so würde man bei dem unaufhörlichen Flusse der Unternehmungen fortwährend als Mitarbeiter erscheinen, auf allen Umschlägen und Annoncenblättern, was unbestreitbar seine Lächerlichkeit hat, wenn man dann doch still in seinen vier Wänden lebt.

Ich bin heut im Zuge, mein Prinzip zu retten, denn dies ist heute der zweite derartige Brief. Auf den 1. Oktober soll in Leipzig eine große internationale Revue erscheinen. Gestern erhalte ich die Anzeige mit der Aufforderung, bis zum 1. September eine „Geschichte" zu senden, gleichviel was. Mit diesem Fall will ich natürlich den Ihrigen nicht vergleichen, obschon er vielleicht doch mit schuld ist an diesem langweiligen Briefe.

Ihr ergebenster G. Keller.

441. An Wilhelm Petersen

Zürich, 2. September 1881.

Haben Sie den schönsten Dank, verehrter Freund, für Ihre treuliche Mitteilsamkeit auch gegen solche, welche mehr zum Nehmen als zum Geben aufgelegt, im undankbarem Schweigen verharren, und denken Sie nur, daß dennoch nichts verlorengeht!

Nachdem Sie das letzte Mal, wie gewohnt, hier im Regen weilten, ist gleich darauf das schönste Wetter eingetreten und die weiße Gebirgskette frisch leuchtend vor meinen Fenstern gelegen.

Seien Sie auch höchlich gepriesen, daß Sie unsern Paul von seinem Strande des Mißbehagens an der Ostsee weggeführt und an das rechte Meer[1]) hingelenkt haben. Möge er von dort und aus Euerer fröhlichen Mitte ebenso erquickt und gesundet zu den Bavaren zurückkehren, als es hoffentlich mit seiner edeln Frau von unsern Bergen her geschieht. Ich wollte ihm in den tristen Haffkrug einen Brief schicken, habe nun aber die Spur verloren und bitte, ihn von mir auf Abschlag zu grüßen, wenn Sie

[1]) Nach Sylt.

ihn bei Storm nochmals erwischen. Letzterem sagen Sie doch, daß ich im Berliner „Deutschen Montagsblatt" vom 29. August eine Notiz gelesen, wonach sich ein weiterer Verächter der Novelle aufgetan habe[1]). Der Inhaber eines dramatischen Schillerpreises, Albert Lindner, soll nämlich einen Band Novellen mit einer Vorrede herausgegeben haben, in welcher er sage, man müsse diese untere Gattung dadurch etwas zu heben suchen, daß man ihr dramatische Bewegung einflöße und ihr so den Zutritt in die gebildetere Kunst verschaffe usf. Der Verfasser besagter Notiz fügte hinzu, Herr Lindner scheine nicht zu wissen, daß mit Storm, Heyse und Keller die Novelle bereits in die gewünschte Sphäre getreten sei, und Sie können sich vorstellen, wie aufgeblasen ich meinerseits durch die Zusammenstellung wurde. Mit diesem Trumpfe kann ich mich Ihnen gegenüber und Ihrer Heyse-Dedikation[2]) nicht übel aufspielen! Doch Spaß beiseite, daß Heyse Ihnen sein Buch gewidmet, ist Ihnen nur recht geschehen; ich habe ein Interesse mehr, über dasselbe herzufallen, sobald es da ist. Auch diese Eigenschaft, von früher Jugend auf alle seine Sachen jeweilig einem schlichten Freunde zu widmen, niemals aber einem großen Herren oder einflußreichen Tiere, gehört zu dem Gesamtbilde unsers tugendlichen Kopffüßlers (dem nämlich die Beine weh tun, wenn er mit dem Kopf arbeitet, welches ein Kalauer ist).

Ich bleibe richtig noch in meiner Wohnung sitzen, da ich, ohne im Mietzins ungleich höher zu gehen, nichts gefunden habe mit den nämlichen Raumverhältnissen. Nachdem ich fünfzehn Jahre lang in einer reichlichen Dienstwohnung und seither sechs Jahre auf dieser luftigen Höhe gelebt, ist es mir nicht mehr möglich, mich in einige kleine Stübchen einzunisten, wie sie jetzt in den verrückten sogenannten Villen und Affenkäfigen zu finden sind. Allein unbequem ist es doch für den Abend, wo ich doch zuweilen unter die Menschen gehen muß. Da ich nie vor Mitternacht heimgehe, wo die Laternen fast alle gelöscht sind auf meinem Wege, so ist es bei finsterem und regnerischem Wetter jedesmal eine Pönitenz. Heut bin ich zu Hause; meine Schwester dankt bestens für Ihren freundlichen Gruß und würde Sie in diesem

[1]) Außer Ebers, vgl. oben S. 361 f.

[2]) Heyse hatte Petersen die „Troubadour-Novellen" gewidmet.

Augenblick wieder grüßen, wenn sie nicht schliefe; denn es ist nachts eilf Uhr.

Dafür grüße ich Sie mit Ihrem ganzen geehrten Hause von der Schwelle bis zum Dache und bleibe dennoch unvermindert

Ihr getreuer G. Keller.

Wie Sie vermuten, bin ich jetzt mit der gereimten oder metrischen Unglücksseite meines Lebens beschäftigt, werde aber eine oder mehrere Unterbrechungen machen, um das andere notwendigere Übel zu kultivieren.

442. An Julius Rodenberg

[9. September 1881.]

Verehrter Freund!

Ihren letzten lieben Brief kann ich augenblicklich nicht hervorsuchen, um nachzusehen, ob Sie in Berlin sind. Wenn ich aber nicht irre, so schrieben Sie mir, Sie werden die Sommermonate in Berlin zubringen und erst im Oktober nochmals verreisen. Doch gleichviel, ich will jetzt jedenfalls schreiben; der Brief kann dann gemütlich Ihre Rückkehr erwarten.

Nehmen Sie also vor allem meinen herzlich aufrichtigen Dank für Ihr schönes Belgisches Werk[1]), das schon in seiner prächtigen äußerlichen Gestalt meine Augenweide und der Stolz meines Büchertisches ist. Ich habe bei der Lektüre so wohl gelebt, als wäre ich selbst ein Festgenosse gewesen, und wenn es mich drängt, Ihnen die wärmsten Glückwünsche zu der meisterhaften Arbeit darzubringen, so muß ich nicht minder den Belgiern und ihrem Lande gratulieren, einen solchen Schriftsteller für ihre Ehrentage gefunden zu haben.

Geistige Erfahrung und sinnliche Anschauung, kurz alle Momente eines historisch nationalen Werdens und Lebens wechseln in so reicher Mannigfaltigkeit ab, bürgerliche Tüchtigkeit und festliche Urbanität sind so schön ineinander verwickelt bei Wirt und Gast, daß man, am Schlusse des Buches angekommen, mit dem Lesen nur gleich wieder vorn anfangen kann, um sich's nochmals wohl sein zu lassen. Das tut Ihnen nicht so bald einer nach!

[1]) „Belgien und die Belgier" (1881).

Wie mir scheint, weil eben nicht mancher das nötige Kapital an Empfänglichkeit und Liebe mitzubringen hat.

Auch anderweitig bin ich dieser Tage auf meine Dankverpflichtung aufmerksam geworden, indem ich meine stattlichen sieben Jahrgänge der „Deutschen Rundschau" auf ein Regal gestellt habe und sah, wie reich das Werk schon angewachsen ist. Nicht wenig bilde ich mir darauf ein, in einem Dutzend dieser Hefte mit herumzuspuken, wobei ich freilich über die Flucht der Zeit nachdenklich werde und fühle, daß ich endlich noch etwas Rechtes tun sollte, ohne daß ich überzeugt bin, daß es geschieht oder möglich ist.

Den kleinen Roman wende ich bereits etwas kräftiger hin und her, ohne daß ich jedoch einstweilen ein prophetisches Wohlgefühl des Gelingens empfinde. Vielleicht kommt's besser, wenn das Ding anfängt zu wachsen. Das Büchlein „Sinngedicht" wird bei Wilhelm Hertz in Berlin erscheinen, nachdem ich das letzte Kapitel mit Luciens eigener Geschichte illustrativ erweitert habe, was in der „Rundschau" nicht mehr Platz fand. Jedenfalls ist das nun der letzte sogenannte Zyklus, den ich machte. Man ist doch in mancher Beziehung geniert und beschränkt durch diese Form; immer muß man daran denken, wer erzählt und wem erzählt wird ꝛc.

Wollen Sie mich recht angelegentlich der Frau Gemahlin empfehlen, und zugleich wünsche ich Ihnen glückliche und schöne Herbsttage. Hier ist nach der Sonnenhitze unbeständiges regnerisches Wetter eingetreten, das noch nicht Miene macht, sich ändern zu wollen, was ich auch nicht zu tun gedenke als Ihr alter und ergebener

G. Keller.

443. An Theodor Storm

Zürich, 25. September 1881.

Lieber Lebens-, Kunst- und Freundschaftsmeister!

Endlich danke ich Ihnen für Buch, Gruß und Geburtstagskarte[1]), und daß Sie an diesem Tage und in so guter Gesellschaft und Freundesgegenwart auch meiner haben gedenken mögen.

[1]) Von Storm und Heyse gemeinsam abgesandt.

Freund Petersen hat mir eine ausführliche Beschreibung des Tages gewidmet, so daß man sich in die Zeiten versetzt sehen konnte, wo die Goetheaner und Jakobiten ihre Besuchs- und Feiertage hielten, und sogar die Misels und Mädgens fehlten nicht, da Sie ja vier Stück derselben zum Feste lieferten, die ich schönstens grüße samt ihrer verehrlichen Frau Mama. Gewiß wird Ihnen ein schönes neues Lebensjahr werden, nachdem Ihnen die Götter einen so trefflichen neuen Schauplatz gegeben haben.

In Ihrem „Herrn Etatsrat" hat mich zunächst wieder der an sich meisterliche Vortrag mit seinem feinen Liquorgeschmack erquickt, sodann aber auch die Kunst erbaut, mit welcher Sie aus dem Allerabsonderlichsten und Individuellsten heraus das rein Menschliche so schön und rührend darstellen. Und doppelt dankbar empfinde ich das, da Sie offenbar dadurch, daß Sie mit dem häßlichen Dämon in seiner betrunkenen Nudität, mit der abscheulichen und unbestraften Schändung seines armen, unreifen Kindes u. dgl. mich in meiner Zerknirschung über meine drei zusammengebundenen Kuhschwänze[1]) ein wenig trösten und aufrichten wollten, wie oftmals kleine Kinder, die einander durch Schläge oder Stöße zum Weinen gebracht haben, sich selbst schlagen oder am Haar zupfen, um das Kamerädchen zu trösten. Und wie virtuosisch haben Sie das zarte Lebensglück, welches dem Kinde gewinkt hat, zu ersticken und die arme Willi zu beseitigen gewußt! Fort mit der Bestie! Nun, trotz dieser meiner schlechten Scherze denke ich doch ernstlich über das Rätsel des melancholischen Schicksals nach, das Sie schildern, und dieses Warum, das man sich stellt, ist ja schon eine affirmative Kritik.

Von unserm Paul, wenn er wirklich ungeheilt dem Winter entgegengeht, möchte ich anfangen zu glauben, daß er eben ein bißchen die Gicht hat, wie bei nicht mehr jungen Herren zuweilen gebräuchlich. In diesem Falle müßte er vielleicht lieber das Ungeheuer ruhig in seinem Zimmer bändigen oder austoben lassen, als den kalten Wasserkünsten nachzulaufen. Doch will ich nichts dreinreden! Vielleicht auch wären heiße Heilquellen

[1]) In der Sinngedichtnovelle „Die arme Baronin"; vgl. oben S. 363.

gut für ihn, die weitaus den meiſten Gliederleidenden ſo wohl bekommen. Leben Sie ſelbſt aufs beſte und erfreuen dadurch

Ihren Gottfr. Keller.

444. **An Johann Salomon Hegi**

Zürich-Enge, 29. September 1881.

Mein lieber alter Freund!

Dieſer Tage habe ich durch Dr. Baechtold von Schaffhauſen, der hier lebt und Dich vielmal grüßen läßt, Deine Adreſſe erhalten können und dabei erfahren, daß Du immer in Genf lebſt. Wie es Dir geht und was Du treibſt, weiß ich freilich nicht und zwar ſeit vielen Jahren nicht.

Ich möchte daher mit dieſen Zeilen Dich nur ein wenig aufwecken, damit Du etwas von Dir hören läſſeſt, und ſende gleichzeitig, um Dich durch die Erinnerung an die Heimat eher zu rühren, ein paar Bändchen Zürcher Erzählungen an Dich ab, die ich vor einigen Jahren gemacht. Biſt Du noch leſeluſtig, ſo kann ich Dir noch mehreres ſchicken, das ich verübt habe; denn ſeit vier Jahren habe ich meine Staatsſchreiberei an den Nagel gehängt und hocke auf dem alten „Bürgli“ in der Enge, um die letzten Tage, die mir beſchieden ſein mögen, noch den urſprünglichen Neigungen zu widmen.

Rapple Dich alſo auf, alter Jean Salema Hegi, nimm ein Böglein Briefpapier und gib Laut!

Um Dir von alten Reminiſzenzen etwas zu ſagen, teile ich mit, daß ich vor einiger Zeit eine hübſche und gebildete Tochter unſers verſtorbenen Ferdinand Wydler[1]) kennen gelernt habe, welche an einen reichen Aarauer unglücklich verheiratet war, ſich ſcheiden ließ und nun als Erzieherin nach Schottland gegangen iſt. So gehen die Schickſalswege!

Leb für einſtweilen wohl und geſund und ſei gegrüßt von Deinem uralten

Gottfr. Keller.

445. **An Carl Spitteler**

Zürich, 8. Oktober 1881.

Hochgeehrter Herr!

Nur mit ein paar Worten ſage ich Ihnen vorläufig meinen angelegentlichen Dank für die gütige Überſendung Ihres vollende-

[1]) Über dieſen vgl. Bd. 1 S. 65.

ten Werkes[1]), dessen Erscheinen ich mir nicht so nahe dachte. Es gilt nun, vorerst das Ganze des unvergleichlichen oder wenigstens schwer zu vergleichenden Gedichts sich zur logischen Übersicht einzuprägen, um nachher die Heerscharen von Schönheiten der Ausführung in geordnetem Zuge auf sich einwirken zu lassen. Auf einer Anzahl Seiten, die ich rasch gelesen, rauscht und wimmelt es davon wieder ordentlich und in so geheimnisvoller Weise, daß das Aussprechen jedes, wenn auch noch so unmaßgeblichen Endurteils vorderhand Leichtsinn wäre.

Also für diesmal lediglich meinen herzlichen Dank, begleitet von den Wünschen besten Glückes und schönster Sterne, die dem schwerbefrachteten Fahrzeuge leuchten mögen.

Ihr dankbarst ergebener G. Keller.

446. An Marie Melos

Zürich, 24. Oktober 1881.

Hochverehrte gütige Freundin und Dame!

Seit vier Wochen oder länger wollte ich Ihnen schreiben und wartete nur auf die Exemplare meines neuen Erzählungsbüchleins, um Ihnen eines davon mitschicken zu können, von einem Tag auf den andern. Unverständlicherweise höre und sehe ich nichts von dem Zeuge, das schon lange fertig gedruckt ist.

Die überraschende Nachricht von der Übersiedlung nach Düsseldorf zwingt mich nun doch, den edlen Schwestern noch vorher meinen Gruß zu senden, meine herzliche Teilnahme an Bewegungen und Sorgen auszudrücken und meine besten Wünsche für glückliches Vollbringen und die Genesung des lieben Sohnes[2]) unter der Mutterhand beizufügen.

Ich habe mich inzwischen fortschreitend an dem Lebensbilde des verewigten Vaters erfreut, das so vortrefflich fast nur durch seine eigenen Äußerungen seine Werke ergänzt und erleuchtet. Überrascht hat mich auch das mir unbekannt gewesene sehr schöne und poetische Bildnis von Hasenclever, das einem der Hefte beigegeben ist.

[1]) „Prometheus und Epimetheus", dessen zweiter Teil 1881 erschien.

[2]) Des halsleidenden Percy Freiligrath.

Ihre knurrige Szene am Postschalter zu Eisenach hat mich herrlich ergötzt; vornehmlich Ihre zornigen Augen, nach abgelegter Bescheidenheit, hätte ich zu erblicken gewünscht, und ich kann mir denken, wie der postalische Flegel sich gesputet hat, der drohenden Löwin den Brief hinzuwerfen[1]). Den 19. Juli hätt' ich das Jahr wieder einmal am Tage selbst beinahe vergessen und erst gegen elf Uhr abends, in einer Wochengesellschaft, erinnerte ich mich noch der Abrede und trank noch schleunig ein Glas Zürri-Wein auf Gesundheit und langes Leben der Pilgerinnen auf der Wartburg. Ich kann diese Vergeßlichkeit an dem Tage selbst nicht mehr ändern; ich glaube, wenn alle 11 000 Jungfrauen mit mir an demselben geboren wären, so würde ich wenigstens am Morgen niemals daran denken.

Die Photographie nach dem Ölbildchen ist nicht gut ausgefallen wegen des Farbenglanzes. Dennoch will ich sie in das Buch legen, das ich Ihnen an die neue Adresse nach Düsseldorf senden werde. Das Bild wird übrigens jetzt in München gestochen oder radiert[2]). Vielleicht kann ich einen Abzug für Sie erwischen, wenn Sie's durchaus haben wollen.

Hier ist auch fortwährend naßkaltes Wetter gewesen und ich habe vierzehn Tage ebenfalls über einem schändlichen Katarrh, Schnupfen ꝛc. verloren. Nun will ich Sie aber nicht länger in Ihrer Unruhe und Reisevorbereitung stören. Lassen Sie sich's nicht zu sehr angreifen und grüßen Sie herzlichst von mir die verehrte Frau Ida. Und Glück auf den Weg ins alte Rheinland!

Ihr ältester und getreuster G. Keller.

447. An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich, 30. Oktober 1881.

Verehrter Herr!

Seit dem Empfang Ihrer freundlichen Sendung[3]) habe ich von Tag zu Tag die Ankunft von Exemplaren meines neuen

[1]) Am 18. Juli hatte M. Melos am Schalter in Eisenach mit Mühe den Geburtstagsbrief Kellers bekommen können.

[2]) Für „Nord und Süd", 1882, Märzheft.

[3]) Der neuen Ausgabe des „Hutten", vgl. Frey, Briefe C. F. Meyers I S. 290 und 292.

Novellenbüchleins erwartet, um Ihnen mit meinem schuldigen Dank gleichzeitig eine Gegengabe überreichen zu können. Wie es scheint, verübt der Verleger mit der Verzögerung der ganzen Versendungsangelegenheit besondere Geschäftskünste; ich aber darf jetzt doch nicht länger warten, Ihnen meinen herzlichsten Dank endlich abzustatten. Das Buch soll dann nachfolgen.

Ich habe mit großem Interesse den neuen „Hutten" gelesen und Nummer für Nummer mit dem alten verglichen. Statt des alten, genügend konstatierten Lobes will ich Ihnen diesmal einige kritische Bedenken zum besten geben. Schon längst bedaure ich, daß Sie statt des jambischen Zweizeilers nicht den Vierzeiler gewählt haben (A. Grüns „Schutt" oder Freiligraths „Ausgewanderter Dichter" 2c.), der sich ebenso leicht schreibt und nicht so trocken klappernd abschnappt. Ein ganzes Buch in dieser Form sieht fast aus wie eine Sprichwörtersammlung. Doch das ist nun abgetan und soll uns nicht weiter grämen.

Dann finde ich nach meinem Gusto, daß Sie im „Schlag auf die Schulter" das welke Blatt nicht hätten beseitigen sollen. Ich fühle wohl, was Sie damit beabsichtigten, allein der große Reiz des vermißten Zuges wird mir durch die größere Knappheit oder Konzentrierung nicht ersetzt.

Sodann, und nehmen Sie mir das auch nicht übel (wie Sie selbst zu sagen pflegen), finde ich, daß Sie die glücklichen neuen Einlagen vom „Ritter, Tod und Teufel" und vom „Göttermord" etwas zu mager behandelt haben, d. h. daß Sie nicht vertiefend genug damit ins Zeug gegangen sind und die beiden Überschriften zu viel versprechen lassen.

Das ist aber nun alles und im übrigen wünsche ich Ihnen dankbar Glück zu dem alten neuen Rittersmann.

Die neue Novelle[1]) werde ich dieser Tage, wo die „Rundschau" anlangt, begierig kennen lernen. Ich bekomme die Hefte ziemlich pünktlich auf den ersten jeden Monats.

Jetzt seh' ich nichts mehr, da es dunkelt, und muß daher schließen, um diesen und andere Briefe mit in die Stadt zu nehmen als Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

[1]) „Das Brigittchen von Trogen" („Plautus im Nonnenkloster"), das im Novemberheft 1881 erschien.

448. An Wilhelm Peterſen

Zürich, 21. November 81.

Verehrter Freund!

Jetzt wird Ihr geliebter Winter bald da ſein, wo Sie mit den Kindern die Abenteuer in dem Schneewald wieder aufnehmen können. Hier haben wir ſchon mehrere Wochen jeden Tag Nebel und Sonnenſchein und warmes Wetter; ich ſelbſt aber war lange von Katarrh und fliegenden Rheumatismen geplagt, ſo daß ich beinah ängſtlich geworden wäre, da die alten Kerle bei ſolchen Gelegenheiten gern etwa eine tödliche Lungenentzündung u. dgl. erwiſchen. Allein gerade die ſehen es ja nie kommen und wiſſen kaum, wie ſie dazu gelangten, und ſo hat ſich die Sache unverſehens verzogen.

Ihre Fiſchlein ſind ſeinerzeit ſchönſtens angelangt und wir danken Ihnen, die Schweſter und ich, neuerdings herzlichſt für die unerſchöpfliche Güte und Freundlichkeit. Ebenſo danke ich nachträglich für die Berichte über Heyſes dortigen Aufenthalt. Ich mochte ihm die frohen Tage unter den wirtlichen und biderben Männern und Frauen des Nordens von Herzen gönnen. Leider ſcheint ihm der Sommer keine Erleichterung gebracht zu haben und wie es weiter werden ſoll, weiß ich nicht, wenn die Krankheit ſich nicht endlich von ſelbſt aus dem Staube macht, wie das ja zuweilen vorkommt. Seine „Troubadournovellen“, denen Sie ſo würdig vorſtehen, habe ich mit Wohlgefallen genoſſen.

Dem Verleger meines neuen Büchleins in Berlin habe ich aufgetragen, Ihnen ein Exemplar zu ſenden. Wenn es eintrifft, ſo brauchen Sie allenfalls nur das letzte Kapitel nochmals anzuſehen, welches eine Erweiterung erfahren hat.

Bei den neulichen Nachrichten von der Waſſernot in Schleswig-Holſtein habe ich ſogleich an Sie und Storm gedacht. Sie werden jedenfalls amtlich zu tun bekommen haben.

In dieſem Augenblicke werde ich durch Ihren willkommenen Brief unterbrochen, aus dem ich erfahre, daß Sie in Berlin geweſen ſind. Herr Hertz, den Sie geſprochen, ſcheint ein rühriger Verleger zu ſein, denn er hat bereits die zweite Auflage des „Sinngedichts“ gedruckt, ehe die erſte verſendet war.

Den „Alkibiades“[1]) habe ich auch geleſen und doch eine ergriffene

[1]) Von Heyſe.

Stimmung davongetragen. Die Liebeskonflikte sind allerdings die Hauptsache darin, dafür aber zwei neue und famose Frauengestalten. Das „Geteilte Herz“[1]) hat mir auch sehr gefallen; es ist eine sehr gute Novelle in ihrer Art, obgleich ich für das Problem derselben nicht gerade schwärme. Indessen verstehe ich als „lediger Geist“ davon nichts. Ich war immer nur einspännig und ausschließlich verliebt in jungen Jahren und kann durchaus nicht sagen, wie es gegangen wäre im Falle einer Verheiratung.

Ob ich noch einmal Berlin besuche, weiß ich nicht, so sehr es lockt. Wenn man nur nicht das Handwerk dort grüßen müßte, welches zum Teil von einem albernen Weltstadtdünkel erfüllt ist, obgleich die einzelnen die alten Kleinbürger sind, die sie vorher gewesen. Die Menge tut's eben nicht immer.

Empfehlen Sie mich freundlich der Frau Gemahlin und leben Sie recht con amore, wenn die Geschäfte vorbei sind!

Ihr getreuer G. Keller.

449. An Lydia Escher

Enge, 13. Dezember 1881.

Verehrtes Fräulein!

Mit Betrübnis erfahre ich, daß Sie schon wieder unwohl sind, und ich muß einen kleinen Schreibtränenschirm meiner Erfindung vorhalten, um diese Zeilen schreiben zu können, ohne das Papier mit den Zeichen meines Kummers zu benetzen. Es ist ein sehr zierliches Schirmlein von durchsichtigem Papier, welches man aufspannen und am Nasenzipfel befestigen kann.

Als ich neulich zum Schulratsdiner kam und mich nach Ihren Befehlen ausstaffiert hatte, trug ich eine Halsbinde, die aus einem alten brodierten Musselineumhang gemacht war und mir tief auf den Busen herunterhing. Dazu hatte ich eine schöne Brillantnadel für 2 Fr. 70 Rpn. gekauft. Ich sah aus wie ein ungarischer Magnat. Allein das Fräulein lag im Bett!

Was nun Ihre freundliche Anfrage wegen der tollen Rahel betrifft, so bin ich für dieselbe dankbar verbunden, indem ich mich zur ernsthaften Wahrheit wende. Vor mehreren Wochen schon er-

[1]) Ebenfalls von Heyse, im Oktoberheft 1881 der „Rundschau“ erschienen.

hielt ich einen Brief von der nämlichen Dame, der mir gänzlich unverständlich war. In demselben handelte es sich um ein Gewebe von Schwätzereien und Personen, worin ich selber mit figurierte. Da ich von allem nichts wußte und nichts verstand und mich auch auf keinen Verkehr einlassen wollte, so steckte ich das Ganze in ein Kuvert nebst einem Zettel, daß der Brief gewiß an die unrechte Adresse gelangt sei. (Dieser war ganz deutlich und ausführlich an mich gerichtet, ist also der Dame nicht unbekannt.) Da jener Brief den Poststempel Schwanden trug und ich nicht einmal weiß, ob die Person eine Frau oder ein Fräulein ist, so adressierte ich die Retourchaise an „Me. Rahel B . . . . . in Schwanden, Kanton Glarus"; den Datumsort, welchen die Briefe inwendig tragen, kann ich gar nicht lesen.

Seither erhielt ich kein Wort mehr, weder der Aufklärung, noch der Entschuldigung, bis nun auf dem Umwege über Schloß Belriguardo[1]) der kurzbeinige alte Tasso (was Dachs heißt) durch die große Leonore wieder aufgestört werden soll.

Wenn Sie mir wollen gefällig sein, so warnen Sie die Unglückliche gütigst vor Zusendung des Romans! Könnten Sie ihr nicht schreiben, ich stecke alle Manuskripte, die man mir schicke, sogleich in den Ofen? Oder so was. Oder: ich lese sie nicht und schicke sie auch nicht zurück? usw. Letzteres kommt auch wirklich vor.

Wollen Sie sagen, ich sei im Wiener Unglück mit verbrannt, so habe ich auch nichts dagegen.

Ich wünsche Ihnen übrigens baldige gute Genesung und würde bitten, mich dem Herren Vater zu empfehlen, wenn er nicht in Bern wäre.

Mit geziemenden Komplimenten

Ihr ergebener Gottfried Keller.

450. An Marie Melos

Zürich, 14. Dezember 81.

Verehrte Freundin, tugendreichstes Fräulein!

Ich nehme an, Sie seien jetzt mit der erlauchten Frau Schwester am Rhein, nach so viel Jahren, so weit wieder fest angesiedelt,

1) Belvoir, das Landhaus Alfred Escher's.

daß Sie ein kleines Buch[1]) und einen Brief in Empfang nehmen und wenigstens letztern lesen können, obgleich nicht viel darin steht. Das Buch dürfen Sie mit Zeit und Weile auch lesen, bis es Sie langweilt; denn es scheint mir mit demselben endlich eine Art Nachsömmerlein aufzugehen, indem in Zeit von drei Wochen, seit es erschienen, schon die zweite Auflage gedruckt wurde, obschon die erste 1500 stark ist. Diesen nachträglichen Sonnenblick schreibe ich Ihrer freundlichen Altersgenossenschaft mit mir zu und dem Umstande, daß ich Ihnen zum letzten gemeinsamen Geburtstage so pünktlich gratuliert habe, so daß Sie wenigstens nicht vergebens am Schalter des groben Postbedienten zu Eisenach angeklopft haben. Das hat ein guter Geist des schönen Thüringer Landes oder vielleicht die heilige Elisabeth selber im Himmel gesehen und ganz im stillen dem unbeholfenen aber frommen Werklein des kurzen Erdmännleins eine Stätte bereitet. Wenn wir hoffentlich einst zusammen gen Himmel fahren, so werde ich mich an Ihre goldene Sternenschleppe hängen und mich von Ihnen der Frau Landgräfin vorstellen lassen.

Einstweilen sehe ich noch wie ein Kaminfeger aus, wie Sie aus dem Bilde entnehmen, das ich in das Buch lege. Der Photograph ist an der Mundpartie des in Öl gemalten Originals gescheitert, weil die Farben resp. der Firnis zu sehr glänzten.

Ich denke, die beiden Schwesterdamen seien in besserer Gesundheit, als im Oktober herrschte, nach Düsseldorf gekommen und jetzt dort im Kreise alter und neuer Freunde und Verehrer bestens wohnhaft. Besonders hoffe ich, daß dem Sohne Percy die mütterliche Pflege bereits wohltätig geworden sei, und wünsche guten Fortgang.

Grüßen Sie gütigst die Mama und den Sohn recht angelegentlich von meiner Seite und sich selbst, so treulich Sie können, indem Sie sich zu diesem Behufe vor den Spiegel stellen, von

Ihrem ergebenen Freunde G. Keller.

[1]) „Das Sinngedicht".

451. An Marie von Frisch

Zürich, 16. Dezember 1881.

Verehrte Frau Professorin!

Ich bin ungewiß, ob ich Ihnen in diesem Augenblick beiliegende leichte Ware auch zusenden soll und darf, da Sie durch die unerträgliche Katastrophe vom 9. Dezember[1]) ohne Zweifel mit den Ihrigen nicht minder in Aufregung und Trauer versetzt worden sind, als alle andern. Dazu steht die Unglücksstätte, wenn ich nicht irre, ziemlich in der Nähe der Josefstädterstraße.

Allein das Buch liegt so schon seit Wochen bereit, und wenn ich noch länger zögere, so verliert es noch sein bißchen Reiz der Neuheit, und für Sie ist es kein Zeichen freundschaftlicher Aufmerksamkeit mehr.

Wenn Sie also irgend nicht gestimmt sind, dergleichen Zeug zu lesen, so lassen Sie es ruhig liegen, bis es besser kommt.

Ich hoffe indessen, Sie seien an dem Unglücke nicht durch Familien- oder Freundeskreise näher beteiligt. Auch sonst vermute ich, daß Sie, Herr Professor und die Knaben gesund und munter seien, und wünsche Euch allen jetzt schon ein glückliches Neujahr, da ich die Gratulationen auf den Tag abgeschafft habe, indem ich einem Verein zur Erleichterung der geplagten Postbeamten beigetreten bin.

Wie geht es Ihnen im übrigen? Meinerseits habe ich das Alter meiner Gesellschaftsfreunde um dreißig Jahre reduziert, lasse die Siebziger und Sechziger sitzen und gehe mit fünfunddreißigjährigen jungen Gelehrten ꝛc. um, oder dulde höchstens etwa einen Vierziger darunter. Samstags nachts ist der Hauptsabbat, da wird bis zwei oder drei Uhr aufgeblieben und gelacht oder diskutiert, wobei ich das Neuste höre. Letzten Sommer ging ich immer in der Sonntagsfrühe mit dem Vögelgesang nach Hause, was sehr lustig war. Oft aber vergehen drei Tage, ohne daß ich vor die Türe komme.

Ihre Herren Söhne, deren glaub' ich zwei oder drei sind, werden vermutlich begonnen haben, das Aprikosenbäumchen im Garten zu besteigen; die Zeit vergeht doch rasch mit solch leben-

[1]) Brand des Ringtheaters.

digen Uhrmännchen. Drum muß man sich oben halten, sonst ist man verloren. Bleiben Sie nur recht frohherzig und lassen sich nichts abgehen. Wir wollen auch noch einmal an den Mondsee gehen, wo man das Geld kann im offenen Kasten liegen lassen, ohne daß es angerührt wird.

Tausend Grüße also dem „Herren und der Frau", wie man hierzulande sagt, von dem alten Mummelgreischen

Gottfried K.

452. An Adolf Exner

Zürich (Bürgli), 16. Dezember 1881.

Lieber Freund!

Mit heutiger Post lasse ich unter Kreuzband mein letztes Geschreibsel[1]) an Sie abreisen, damit Sie sehen, daß ich noch an Sie denke. Die ersten siebenzig Seiten sind im Jahr 1855 in Berlin geschrieben. Genau an der abgebrochenen Stelle fuhr ich hier auf dem „Bürgli" im Dezember 1880 fort, als ob inzwischen nichts geschehen wäre. Vorher hab' ich aber den Franz Duncker, den ursprünglich bestimmten Verleger, der inzwischen um Vermögen und Verlagsgeschäft gekommen, mit ziemlichen Zinsen entschädigt, was er mit warmen Danksagungen aufnahm und behauptete, ich sei der einzige Freund, der ihn im Unglück nicht verlasse. So habe ich von meiner Faulheit und Liederlichkeit unerwartete Ehre aufgelesen und bewunderte meinen edlen Charakter, den ich gar nicht gekannt hatte.

Neulich war Johannes Brahms in Zürich und führte uns seine schöne Meistermusik auf. Ich war mehrmals mit ihm zusammen und er erzählte mir von Ihnen, z. B. daß Sie alle Ferien nach Italien gingen usw. Ich schwindelte auf sein Anraten ihm vor, daß ich einmal zu geeigneter Zeit nach Wien kommen und mit Ihnen über den Brenner gehen wolle. Gescheiter wird es aber sein, wenn ich meinerseits über den Gotthard gehe und Sie irgendwo jenseits treffe, wenn es so weit kommt.

Ich sollte freilich nicht von solchen Dingen schreiben, ohne zu wissen, ob Sie nicht etwa in irgend einer Weise von dem Feuerelend berührt oder wenigstens davon in trüber Laune sind.

[1]) „Das Sinngedicht".

Sie erinnern sich vielleicht der kleinen Wirtin Stucki auf dem Café Safran dahier? Diese häßliche, aber lebenslustige fünfzigjährige Person ging als Witwe, um sich des erworbenen Geldes zu freuen, vor einigen Jahren nach Wien und liegt jetzt auch in dem Schutte des Ringtheaters; denn sie ist unter den Vermißten verzeichnet. Als die Bourbakis in Zürich waren, hatte sie immer eine Korona französischer Offiziere um ihr Büfett herumstehen und machte tausend Späße.

Wie raucht sich denn Ihr Herr Stammhalter? Gedeiht er? Versteht er schon was vom Pfandrecht, oder steckt er noch im barbarischen Naturrecht der Windelvölker? Empfehlen Sie mich der schlanken Mama recht schön, soweit es mit einem solchen Shokinger möglich ist, wie ich bin.

Leben Sie wohl und essen Sie demnach nicht zu viel Zucker über dem Jahreswechsel, zu welchem ich Ihnen im voraus alles Gute wünsche samt Ihrem ganzen Zivilstandswesen. Ihr alter

Gottfr. Keller.

453. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 20. Dezember 1881.

Verehrter Freund!

Es ist Zeit, daß ich Ihnen herzlich danke 1. für die freundliche Zusendung Ihrer Besprechung des „Sinngedichts", 2. dafür, daß Sie den Artikel geschrieben haben[1]). Wenn auch die schöne Form Ihres Dialogs über den wahren Wert des Buches, bezüglich dessen ich keineswegs ein gutes Gewissen habe, hinausgeht und fast wünschen läßt, daß niemand dahinterkommen möge, was eigentlich dran sei, so freue ich mich doch, die Blätter zu besitzen; denn Sie führen wenigstens allerlei Züge für Ihre Ansicht an, deren Bemerktwerden dem Betroffenen angenehm ist usw. Auf Ihren reichhaltigen Wiener Brief will ich jetzt, nachdem wir uns persönlich gesehen, nicht mehr zurückkommen, sintemal ich keine Gegenbewirtung mit Erlebnissen anstellen kann. Nur den Wunsch, daß die Angelegenheit der „Oenone"-Aufführung am Burgtheater glückliche Fortschritte machen möge, will ich noch nach-

[1]) In Nr. 336 und 337 des „Bund" 1881: „Eine literarische Unterhaltung statt einer Kritik".

holen. Der seither an die Leitung dieser Bühne berufene Adolf Wilbrandt sollte der rechte Mann sein, das Werk zu schätzen und zu fördern, und selbst das neuliche Brandunglück von Wien sollte dazu beitragen, den Sinn wieder mehr zur Einfachheit wahrer Kunst zurückzulenken, die nicht solch einer höllischen Anhäufung von Entzündungsmaterien bedarf.

Mit der Erfassung des Epi-Prometheischen Dichtwesens[1]) schreite ich, bei verschiedentlich abhaltender Beschäftigung, allmählich vorwärts. Es ist ein Merkmal der starken Bedeutung der Dichtung, daß sie so zum Nachdenken anregt. Die Hauptsache scheint mir doch das Verhältnis zwischen der äußeren sinnlich-plastischen Gestaltung und dem innern ethischen Lebenskerne zu sein. Bei dem apokalyptischen und etwas sophistischen Charakter des Werkes oder seiner Tendenz, wo jede Interpretation durch eine andere verjagt oder paralysiert wird, ist es schwierig, den rechten Übergang zu finden. Nur so viel steht fest, daß das Werk mit gutem Willen und redlicher Anerkennungsfähigkeit angefaßt werden muß.

Ich bitte Sie aber, von alledem Herrn Spitteler inzwischen nichts mitzuteilen, da er keine glückliche resp. leichtblütige Natur zur Aufnahme unmaßgeblicher Gedanken hat.

In wenig Tagen haben wir Weihnacht, und da Sie trotz des Scherbengerichts der Stadtberner[2]) wohl noch Ihre Julzeit heidnisch oder christlich begehen, so wünsche ich Ihnen heitere Festtage und gleich auch noch ein glückseliges Neujahr, wobei ich mich gratulierend auch der verehrten Frau Gemahlin empfehle.

Ihr ergebener

G. Keller.

454. An Theodor Storm

Zürich, 29. Dezember 1881.

Lieber Freund und Mann zu Hademarschen!

Ihrem frohgemuten Briefe vom 27. November sind bald die beiden Doppelbände der Gesamtwerke nachgefolgt, und ich habe

[1]) „Prometheus und Epimetheus" von Spitteler.

[2]) Widmann war das Jahr vorher durch den Einfluß Bernischer Geistlicher aus seiner Stellung als Direktor der höheren Töchterschule gedrängt worden.

die einzelnen mir schon bekannten Kleinode aufmerksam gezählt und beguckt, eh' ich sie zu den übrigen in den Schrein stellte. Die Erinnerungen an Mörike las ich freilich vorher durch, da sie mir so gut wie neu waren. Wie gewohnt, wenn die Rede von ihm ist, lief ich wiederholt nach seinen Bänden, um mich dieser und jener Stelle gleich zu versichern und halbe Stunden lang fortzulesen. Die melancholische Frage der „kleinen Gemeinde" haben Sie trefflich ergänzt; freilich erscheint in dieser Beziehung mit jedem neuen Forschungsresultat der Defekt unsers allgemeinen Bildungszustandes nur um so größer.

Ihre Weihnachtsfreuden haben Sie nun hinter sich und das behagliche Wohlleben der Neujahrstage usf. noch vor sich, wozu ich meine Glückwünsche rück- und vorwärts beitrage. Was Ihre römischen Abende vorstellen, weiß ich noch nicht; Petersen schreibt mir auch davon in der Voraussetzung, daß ich es wisse. Item, es wird etwas ebenso Vergnügliches als Unschuldiges sein.

Auch zu dem Herrn Pastor, Ihrem Schwiegersohn, gratuliere ich schönstens. Ein solch stattliches Familienstück gehört unter die Johann Heinrich Voßschen Himmelsstriche.

Was Sie mir als Menschenmangel anmerken wollen, versteh' ich nicht recht. Ich lebe gesellschaftlich mit allerlei Leuten alten und neueren Datums. Das sogenannte Handwerk allerdings vermeide ich, wenn es nicht mit der erforderlichen einfachen und loyalen Menschennatur verbunden ist. So war ich in Verlegenheit, mit welcher der gelehrten und ungelehrten Gesellschaften Zürichs ich den üblichen Neujahrsschmaus einnehmen wolle, und habe mich für das Artilleriekollegium entschieden, jene zweihundertjährige Gesellschaft, die im Eingang der „Zürcher Novellen" geschildert ist und mich dafür zu ihrem Mitglied ernannt hat. Ich habe auch schon zweimal im Juni mit den Herren aus Mörsern (Kruppschen) nach der Scheibe geschossen und ein paar gute Schüsse abgegeben, die man mir natürlich gerichtet hat. Da werde ich am 2. Januar, dem Berchtoldstage, der ein uralter Freudentag hier ist, mitten unter alten und jungen Artillerieoffizieren sitzen und Rheinwein aus silbernen Pokalen trinken. Heut abend soll ich zu einer großen Liedertafel gehen,

die ihren vierzigjährigen Bestand feiert, und so ist immer was los, wenn man Lust hat.

Den 30. Dezember.

Ich war gestern dort und habe gesehen, wie 300 Leute sich während einiger Stunden selbst rühmten, wenn auch nur in Gestalt eines Kollektivbegriffs; das ist aber am Ende eine allgemeine Menschentugend.

Soeben erhalte ich von Paul Heyse bessere Nachricht. Der Arzt in Cannstatt hat ihm mit der Elektrizität das Hinken in drei Tagen vertrieben, und er ist seit Wochen wieder in München. Am 3. Januar will er wieder hingehen und die Kur beendigen, um nachher den Süden aufzusuchen. So wollen wir guter Hoffnung sein und vor allem aus jene trübe Nachricht des Erich Schmidt für unbegründet halten. Der „Alkibiades" hat auf mich einen durchaus stimmungsvollen Eindruck gemacht, aber leider scheinen die Bühnengewalthaber nicht anbeißen zu wollen. Und doch bin ich überzeugt, daß ein paar von den Virtuosenweibern und ein genialer Mann in dem Stück so gut brillieren könnten als in den Grillparzer-Tragödien „Medea" usw.

Ferdinand Meyer, von dem Sie schreiben, ist allerdings ein Züricher. Er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahr alt, hat vor wenigen Jahren erst eine Million geheiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet. [] Meyers Bedeutung liegt übrigens in seinen lyrischen und halb epischen Gedichten. Wenn er sie einmal sammelt, so wird es wahrscheinlich das formal schönste Gedichtbuch sein, das seit Dezennien erschienen ist.

Ihr Konditor Pahl in Husum[1]) hat mich lachen gemacht. Es handelt sich jedoch mit dem starken Toback nicht um jenen, den Sie meinen, sondern um etwas andres, Ernsteres, das ich leider nicht näher beschreiben kann, weil das Papier zu Ende ist. Und so muß ich auch das übrige ungeschrieben lassen. Leben Sie glücklich in das neue Jahr hinein mit allen Ihrigen.

Der alte G. Keller.

[1]) Der in der Stube rauchte, wo er die Marzipane liegen hatte.

455. An Marie von Frisch

Zürich, 15. Januar 1882.

Verehrungswürdigste gnädige Frau!

Da es so lukrativ ist, mit Ihnen gut zu stehen, so muß ich Sie schon mit erhöhten Höflichkeiten anreden und noch einige platonische Handküsse hinzufügen, wobei Sie wenigstens sicher sind, daß ich Sie nicht in die Finger beiße. Denn ich besitze nicht einmal mehr den Zahn, welchen der große Kant hinterlassen hat. Lassen Sie sich denselben vom Herrn Gemahl zeigen im Wiener „Archiv für Anthropologie" auf den Abbildungen des Kantischen Schädels, womit ich übrigens nicht das Ihnen so verhaßte Schädelthema wieder anschlagen will.

Herr Bruder Adolf hat mir geschrieben, daß zwei Ihrer Söhnchen erkrankt seien. Seither sind nun Wochen vergangen, so daß ich annehmen kann, die Sorge sei jetzt verschwunden und ich dürfe mit meiner Danksagung für die königliche Schreibmappe anrücken, ohne Störung zu verursachen. Mein Dank ist allerdings aus Freude und Beschämung gemischt, ich schicke Ihnen ein Buch, das mich gar nichts kostet, und Sie schießen gleich eine Kostbarkeit auf mich ab! Es wird aber noch lange dauern, bis die Weltordnung gerecht und gleichmäßig eingerichtet ist, und so will ich mich denn beruhigen und die Löwin nicht so bald wieder reizen.

Hoffend, daß ich in allseitige volle Gesundheit Ihres Hauses hinein grüße, bin ich wie immer Ihr alter G. Keller.

456. An Adolf Exner

Zürich, 15. Januar 82.

Verehrter Freund!

Der Kartonkasten, den Sie mir gesendet, ist so praktisch, daß ich gleich die Briefhaufen der letzten paar Jahre, die meine Tische belästigten, aufgeräumt und hineingepackt habe, so daß ich die Bescherung zu den andern alten Schachteln und Kartons rangieren konnte. Hieraus können Sie entnehmen, wie dankbar ich erst für den Inhalt war und bin; denn wenn Sie glaubten, daß ich die Schachtel zurückgebe, so waren Sie im Irrtum. Um

so fröhlicher danke ich Ihnen für das Licht, das Sie mir aufgesteckt haben[1]); es steht artig genug auf dem Rauchtischchen und ist wirklich hübsch gemacht. Die luxuriöse Mappe wandle ich in einem Briefe an die Frau Schwester gleichzeitig ab und lasse die Begeisterung auch noch über diesem Briefe abträufeln. Das dicke schöne Papier darin werde ich mit irgend etwas mir noch Unbekanntem beschreiben, anstatt es als Löschpapier zu benutzen, und zwar mit Bleistift.

Mit dem italienischen Schwindel[2]) ist es dies Jahr für mich noch nichts; es würde mich zu stark von der Arbeit abziehen und das Ende unsicher machen. Ich mache nämlich vorher einen einbändigen kleinen Roman[3]) fertig und bin am Redigieren der Sammlung dessen, was ich in Versen gehudelt habe, was unter allen Umständen dies Jahr getan sein muß.

Eher könnte ich wahrscheinlich im Spätsommer auf den alten steinigen Wegen Oberösterreichs 2c. wieder einmal herumstolpern.

Die Stelle des Herrn Villers über meine Romeogeschichte[4]) habe ich in einem Wiener Blatte angeführt gesehen; sie ist mir aber selbst für den Ärger unzugänglich geblieben.

Mit dem „Sinngedicht" geht es gar nicht übel, es wird soeben die dritte Auflage gedruckt; am Ende geht mir noch die Sonne des Geldprotzentums auf, und ich werde fromm und scheinheilig.

Daß von der löblichen Exnerei niemand durch den sel. Offenbach in die Hölle des brennenden Ringtheaters gelockt worden sei, habe ich mir eigentlich vorher gedacht, und so mögt Ihr ferner gesund und fröhlich auf dem rechten Pfade dahinwandeln!

Mit allen Grüßen Ihr

G. Keller.

---

[1]) Ein schmiedeisernes Lämpchen.

[2]) Plan einer Reise nach Italien.

[3]) „Martin Salander".

[4]) „Briefe eines Unbekannten" (Wien 1880; neue Ausgabe 1910, 2, S. 103 ff.). Der geistreichelnde Plauderer erhebt eine Reihe von Einwänden gegen Kellers „Romeo und Julie" und schließt mit dem Trumpfe: „Sali und Vreneli waren weder Montague noch Capulet, noblesse ne les obligeait pas; ich sehe wirklich nirgends den tragischen Grund zum tragischen Ende, und ehe Liebe ins Wasser geht, läuft sie sich doch erst die Füße wund."

457. An Friedrich Theodor Vischer

Zürich, 20. Januar 1882.

Verehrter Herr und Freund!

Ihre Anfrage kommt mir sehr gelegen, da ich veranlaßt werde, die Versäumnis endlich gut zu machen, die sich bezüglich des „Sinngedichts" eingeschlichen hat.

Weibert ist nämlich nicht der Verleger des Buches. Er hat, als es während fünf Monaten in der „Deutschen Rundschau" erschien, mit keinem Worte verlauten lassen, daß er dies Erscheinen auch nur bemerkt hätte, weshalb ich die Novellen einem Berliner übergab, der dieselben aus freien Stücken begehrt hatte. Der Herr Weibert scheint ein launischer Patron zu sein, wenn er nicht gar absichtlich und künstlich den Flegel spielt. Nun hatte ich geglaubt, Ihren Namen auf den Zettel gesetzt zu haben, den ich dem neuen Verleger behufs direkter Versendung von Exemplaren zugestellt, und erst neulich trat zutage, daß jenes nicht geschehen war. Ich wollte Ihnen dann ein Exemplar der dritten Auflage schicken, die soeben gedruckt wird, mag es aber nicht mehr abwarten, sondern lasse sofort eines der ersten Auflage abgehen, das noch daliegt. Der Text ist vollkommen der gleiche.

In diesem Augenblicke langt ein Paketchen an, welches Ihre „Lyrischen Gänge"[1]) enthält, und wofür ich vorläufig meinen schönsten Dank sage. Die erste Durstlöschung wird sogleich begonnen werden und die Vernunftlesung dann folgen. Sie sind jedenfalls sicher, daß die Sammlung überall sofort ganz gelesen wird, was bei Gedichtbüchern selten geschieht.

Ich habe nicht das beste Gewissen wegen der neuen Novellchen, sie bleiben bedeutend hinter dem zurück, was ich in der Vorstellung davon gedacht hatte, was eben das Schicksal alles Gemächtes ist.

Im übrigen soll Ihnen das angetretene Jahr 1882 in guter Gesundheit und ohne jeglichen Verdruß glücklich verlaufen auf Wunsch

Ihres alt ergebenen Gottfr. Keller.

[1]) 2. Aufl. 1882.

458. **An Hermann Friedrichs**[1])

Enge, 24. Januar 1882.

Mein wertester Herr Friedrichs!

Ihrem Wunsche nach Beurteilung der beiden übersandten Gedichte kann ich nur entsprechen, so gut ich es verstehe und meine, wobei ich im voraus bemerken muß, daß ich nicht sowohl auf Strenge ausgehe, als es nicht über mich bringe, der Jugend gegenüber nicht aufrichtig zu sein. Ich habe es an meinem eigenen Leben erfahren, wie schädlich und unrecht es ist, wenn die alten Leute die jungen aus Bequemlichkeit oder Gedankenlosigkeit fahrlässig behandeln.

Die zwei Stücke, der „Erntekranz" und „Die Hirtenflöte", halte ich für gute Gedichte, die in Stimmung und Ausdruck wohl gelungen sind. Dieselben könnten in jeder guten Gedichtsammlung der österreichischen oder schwäbischen Dichterschulen der 30er und 40er Jahre stehen, ja sogar noch das Zeitalter Vossens und des Göttinger Hainbundes zieren. Denn schon Grün, Lenau, Uhland und Kerner würden in Ton und Takt der dichterischen Weise moderner und eigenartiger gewesen sein. Hierin scheint mir nun im vorliegenden Falle die Schranke zu liegen. Es ist eine alte paradoxe Geschichte, die nicht recht zu definieren ist und doch bei jedem neuen Dichter wiederkehrt: die Frage der Ursprünglichkeit und Neuheit. Der Gegenstand aller Poesie ist immer derselbe, und doch immer dieselbe Frage nach dem Notwendigen und Zwingenden, das der neue Poet mit sich bringt.

Ich muß Ihnen natürlich alle Freiheit lassen, aus diesen Bemerkungen so viel oder so wenig zu machen, als Sie nur immer wollen. Jeder steht auf sich selber und weiß am Ende am besten, was er will.

Zu Bemerkungen im Detail hat mir der „Erntekranz" einige Veranlassung gegeben. Das Weinen und sogar Schluchzen der Greisin scheint mir, namentlich vor dem nahenden Tode, nicht glücklich resp. statthaft zu sein. Die Sehnsucht und Wehmut

[1]) Der Novellist und Lyriker Hermann Friedrichs (1854—1911), lebte von 1879—1882 in Zürich, wo er mit Keller und Meyer in persönliche Beziehungen trat.

nach dem verlorenen Jugendglück drückt sich bei alten am Rande des Grabes stehenden Menschen, die schon vor sechzig und fünfzig Jahren verloren haben, nicht mehr durch Tränen aus, wie bei den jüngern. In formeller Beziehung stört die viermalige Verwendung des Adjektivs „welk", ferner der Abschluß des Ganzen durch zwei weibliche Reime, während es sonst durchgängig in männlichen gehalten ist. Man muß niemals eine gewählte Form zu guter Letzt noch im Stiche lassen, weil man die letzten zwei Reime nicht gleich findet. Da die Vorgänge der letzten Strophe überhaupt nicht recht folgerichtig sind, so würde sich eine Umarbeitung derselben empfehlen.

Sprachlich finde ich das Wort „schwalkt" in der ersten Strophe nicht als schriftdeutsch gebräuchlich; es soll wohl heißen oder bedeuten „das Öllicht flackt oder flackert"? Sollte es aber ein gutes niederdeutsches Wort sein, so können Sie es ruhig stehen lassen, wenn es auch nicht im Sanders steht.

Im Gedicht „Die Hirtenflöte" ist mir der Strophenbau etwas zu schwerfällig monoton, indem sich immer nur drei Reimpaare folgen. Doch ist das spezielle Geschmackssache.

Mit weiterem weiß ich Sie glücklicherweise nicht mehr zu langweilen und grüße Sie bestens als

Ihr ergebenster G. Keller.

Was die „Rundschau" betrifft, so habe ich von dritter Hand erfahren, daß die Verleger derselben keine „Verse" mehr darin haben wollen und Rodenberg sich daher gezwungen sah, alle derartigen Einsendungen abzulehnen, und zwar von den berühmtesten Leuten. D. O.

459. An Julius Rodenberg

Zürich, 28. März 82.

Ihr liebenswürdiger und beweglicher Januarbrief, verehrtester Mann und Freund, ermuntert mich, auch ohne Geschäft mich mit meinem Geplauder einzufinden und für alle gute Freundschaft zu danken.

Die Klage über den gegenwärtigen Kulturzustand in Berlin, obgleich sie mir nicht ganz unerwartet kommen kann, hat mich

dennoch peinlich ergriffen, weil ich daraus erkenne, daß es für die drin Lebenden anfängt ernstlich ungemütlich zu werden. Durchaus abgesehen von der elenden Stöckerei[1]) und was drum und dran hängt, hat es mir auch sonst schon vorkommen wollen, daß der gute alte Berliner Humanismus, der so wahrhaft universell war, in dem aus allen Winkeln herzugereisten Größedünkel ersaufe. Eine Million Kleinstädter, die über Nacht auf einen Haufen zusammenlaufen, bringen ja nicht sofort einen großen Geist hervor, kollektivisch, sondern zunächst nur einen großen Klatsch und rohen Spektakel. Wenn nun das vorhandene Talent diesem nachläuft und zu gefallen strebt, so kommt es so, wie es jetzt ist. Machen Sie nur bald einige Monate Streik und fahren Sie anher, so wollen wir die Köpfe zusammenstecken, denn hier ist auch nicht alles süße Milch, was man zum Kaffee kriegt.

Im letzten Hefte von „Nord und Süd" werden Sie einige Seiten voll Bummeltrochäen[2]) (wie Paul Heyse sie nennt) von mir bemerkt, aber nicht als eine Felonie an der „Rundschau" angesehen haben. Ich wurde dazu durch das wie man sagt mißlungene Bild veranlaßt, wegen dessen Lindau mich seit ein paar Jahren beunruhigt hat, und die „Rundschau" bringt ja ohnehin keine Verse mehr, woran sie wohl tut.

Nun haben wir auch Auerbach verloren[3]); allerseltsamsterweise mußte mir sein Verlust eine Erfahrung bringen, an die ich nie gedacht hätte. Eine ganze Reihe von Anekdötchen zirkulierte in den Zeitungen von der undankbaren und flegelhaften Art und den albernen schlechten Witzen, womit ich die wiederholten wohlwollenden Rezensionen, welche der Verewigte mir angedeihen ließ, sollte erwidert haben. Zuletzt wurden mir sogar ein paar bescheidene Kondolenzzeilen, die ich auf den Begräbnistag an die Familie nach Nordstetten richtete, in spöttischer Weise verdreht (alles dies in sogenannten Weltstadtblättern). Dies letzte konnte jedenfalls nicht mehr von dem guten Bruder Berthold

[1]) Der bekannte Hofprediger Adolf Stöcker entfaltete damals eine rege Tätigkeit als Führer der antisemitischen Bewegung und Gründer der christlich-sozialen Partei.

[2]) Aus dem „Apotheker von Chamounix".

[3]) Auerbach starb am 8. Februar 1882.

herrühren, und so wird er zu meinem Troste wohl auch an dem übrigen unschuldig gewesen sein. Aber ich fragte mich umsonst: Was soll denn das heißen? Und wie kommst du in deiner stillen Klause dazu?

Sie begreifen, daß ich jetzt um so eifriger mit meiner höflichsten Danksagung für die gütige Anzeige herausrücke, die Sie in Ihrem neuesten Hefte dem „Sinngedicht" spendiert haben, und mit ängstlicher Spannung dem Essay[1]) entgegenblicke, das Sie in Aussicht stellen. Aber jedenfalls, wie ich mich auch verhalten werde, bin ich sicher, daß Sie keine Anekdötchen über mich fabrizieren.

Empfehlen Sie mich indessen recht angelegentlich Ihren freundlichen Damen, und da wir hiemit ins Frauenzimmer geraten sind, bitte ich auch, die Frau Lina Duncker zu grüßen, wenn sie dieselbe etwa sehen. Ich konnte einen Brief, mit dem sie mich vor einiger Zeit erfreute, nicht beantworten, weil ich ihre Wohnung nicht weiß. Dr. Adolf Frey werde ich wohl ehestens hier selbst sehen, da seine Zeit dort zu Ende geht.

Die „Angela"[2]) muß ich erst noch lesen. Aber schon aus einer lobenden Anzeige Paul Lindaus habe ich geschlossen, daß es sich um Einführung der Pariser Errungenschaften handelt, und zwar bis auf das Argot.

Ihr getreuer G. Keller.

460. An Marie von Frisch

Zürich, 20. Mai 1882.

Verehrtestes gnädiges Frauchen!

Wegen der Mappe haben Sie mich nun etwas beruhigt und meinen Schlaf, der sich um eine Viertelstunde verkürzt hatte, wieder hergestellt, so daß ich bereits über das Ziel hinausschieße und länger schlafe als vorher.

Aber mit der Sommerfrische hat es mir auf die Flinte geschneit, so daß ich nicht schießen kann. Meine Schwester ist seit dem Winter kränklich, und wenn es augenblicklich etwas besser ist, so kann ich sie doch nicht allein lassen, da man nie weiß, wann es wieder schlimmer wird. Sie hat nämlich gewisse Zer-

[1]) Von Otto Brahm. Der Aufsatz steht im Juniheft 1882 S. 403 ff.

[2]) Von Spielhagen (1881).

brechlichkeiten in den Pumpschläuchen, die vom Herzen ausgehen, ist blutärmlich und atmungsnotdürftig usw., dazu noch am Halse dick und will noch immer alles selbst machen. Auf den Herbst muß ich ernstlich nach einer näher an der Stadt und nicht so hoch gelegenen Wohnung umsehen; wir laborieren schon zwei Jahre daran; ich habe mich zu nichts entschließen können, weil ich nicht gern etwas nehme, wo man voraussichtlich das Leben auch wieder nicht beschließen kann. Finde ich aber etwas, so geht der Teufel mit den Vorarbeiten des Umzuges an, kurz, es ist nicht geraten, daß ich weggehe. Sie können sich denken, daß ich Eueren lockend freundlichen Vorschlag mit sehr betrübten Augen ansehe und, um ihn zu einer sauren Traube umzuwandeln, mir sage: „Ei was, am Ende regnet's wieder die ganze Zeit in jenen Kalkwänden um den Schafberg herum!"

Sie Ärmste dauern mich sehr, daß Sie die Diphtheritis in den Kindern hatten, es ist gut, daß es so gut ablief. Ich leide hier auch daran, indem ich einige Befreundete besitze, die noch kleine Kinder haben und wo immer etwas los ist in der schönsten Abwechslung und auch gleichzeitig. Da ist man immer geniert, von einem Haus ins andere zu gehen, um das Gift nicht zu verschleppen und sich argwöhnisch befragen zu lassen. Zuletzt geht man gar nicht mehr in solche Fabriken.

Sonst geht es mir gut, ich bin ganz produktionslustig und habe ordentlich Werg an der Kunkel, altes und neues.

Nun leben Sie recht vergnügt und zufrieden im Gebirge, wenn's losgeht. Sollte es im August schön Wetter und die Schwester leidlich gesund sein, wir auch nicht umziehen, so käme ich vielleicht doch auf acht Tage hingeschossen, wobei ich aber einfach ins nächste Wirtshaus ginge und durchaus nichts für mich bereitgehalten werden müßte oder dürfte.

Grüßen Sie alle bestens. Ihr

G. Keller.

461. An Lydia Escher

Zürich, 29. Mai 1882.

Verehrtes Fräulein!

Durch meinen Livreediener, den eidg. Briefträger, bin ich so frei, Ihnen die Empfangsanzeige über Ihre gütige Einladung

und meine Zusage auf Donnerstag zukommen zu lassen. Ich werde mich freuen, den Herrn Vater nach bestandener grausamer Prüfung wiederzusehen, und auch seinem Hausengel gegenüber mit priesterlich diplomatischer Würde aufzutreten trachten.

Die zwei letzteren Worte bilden zu Ihren Ehren einen Richard Wagnerischen Stabreim aus Tristan und Isolde oder à la Nibelungenring. Ihr hochachtungsvoll ergebenster G. Keller.

462. An Anna Hettner

Hochverehrte Frau!

Tief erschüttert durch die ganz unerwartete Trauernachricht nimmt sich ein alter Freund des Verewigten die Freiheit, Ihnen und Ihrem geehrten Hause die Bezeugung seiner innigsten Teilnahme darzubringen[1]).

Ohne jede Nachricht von einem Kranksein trug ich mich gerade in den letzten Wochen mit dem Vorsatze, unsere eingeschlafene Korrespondenz wieder aufzunehmen und auch eine lang beabsichtigte Reise nach dem Norden endlich auszuführen, wobei ich mich auf ein Wiedersehen freute.

Das ist nun nach der Übung des alten Menschenschicksals wieder einmal dahin, und es bleibt mir nichts übrig, als einen traurigen Gruß ungebrochener Anhänglichkeit in das Freundesgrab hinüber zu rufen.

Genehmigen Sie, verehrteste Frau, den Ausdruck meiner vollsten Hochachtung und Ergebenheit.

Gottfried Keller,
a. Staatsschr.

Zürich, 3. Juni 1882.

463. An Theodor Storm

Zürich, 5. Juni 1882.

Liebster Freund und Richter!

Richten Sie nicht zu streng, wegen meines langen Schweigens, es ist eine Schwäche und keine Bosheit! Den ältesten und besten Freunden beiderlei Geschlechts habe ich seit Weihnachten nicht geschrieben, ausgenommen Paul Heyse, der nichts arbeiten durfte und

[1]) Hermann Hettner starb am 29. Mai 1882.

daher Langeweile hatte. Er wird Ihnen seither auch berichtet haben, daß es ihm besser geht und er ein neues Drama in Angriff nimmt.

Ihrem frohen Frühlingsbriefe wird hoffentlich ein heller Sommersanfang gefolgt sein, und nach durchgenossener Pfingstzeit erproben Sie jetzt vielleicht den Spuk des dritten Mannes im alten Amtshause zu Toftlund. Da können Sie leichtlich eine Ihrer geheimnis- und reizvollen Hausgeschichten aushecken, nur darf es keine ernstliche, wenn auch pur mythologisch gemeinte Geistergeschichte sein; dergleichen soll man in dieser Zeit des Spiritistenunfuges und der Schwachköpfigkeit unterlassen.

Sind Sie wirklich dort, so bitt' ich, den Herrn Sohn, den mit griechischem Wein selbander wohnenden Junggesellen, schönstens von mir zu grüßen.

Zäune zu klippen, ist mir, der ich nichts einzuzäunen habe, nicht vergönnt; wäre es aber, so würd' ich es erst recht nicht tun.

Ferdinand Meyer redigiert jetzt seine gesammelten Gedichte oder Dichtungen; ich sende Ihnen heute eine kleine Probe seiner lyrischen Art mit, in einem Büchelchen, das von bettelnden Damen veranstaltet wurde und an dessen geschmacklosem Titel namentlich wir keine Schuld tragen[1]). Die von mir darin enthaltenen ungefügen Verse sind Ihnen schon bekannt. An Meyers Versen aber wird Ihnen gleich der ungewohnt schöne und körnige Ton auffallen. Es ist ewig schade, daß er mir für den persönlichen Umgang wegen allerhand kleiner Illoyalitäten und Aufgeblasenheiten verloren ist. Allein ich bin in diesem Punkte starr und inträtabel. Sobald ich am Menschen dieses unnötige Wesen und Sichmausigmachen bemerke, so lasse ich ihn laufen. Das psychologische Geheimnis ist indessen nicht sehr tief, nur hilft es nichts, dasselbe zu erörtern, und der Mann ist mir auch für eine solche Sektion denn doch zu gut.

Ihre neue Novelle, deren Titel ich nicht recht verstehe (ich lese „Hans, Kirch und Heinz"), soll mir sehr willkommen sein; gewiß werden Sie bald auf einen weiteren Stoff verfallen, und geschieht es nicht, so seien Sie deswegen dennoch vergnügt!

[1]) „Züricher Dichterkränzchen, gewunden von Gottfried Keller, Ferdinand Zehender, Ferdinand Meyer für den Bazar des Kinderspitals 15. und 16. März 1882."

Meinen Roman[1]) habe ich zurückſtellen müſſen, da er noch nicht reif iſt, wie es ſich beim Schreiben ergibt. Dafür habe ich eine Dreizahl von Novellen, welche ſeit langer Zeit zu vermeintlich dramatiſchen Verſuchen in meinem Lebensdunſte ſich umtrieben, als beſcheidene Erzählungen aufs Korn genommen. Es handelt ſich aber nicht wieder um einen Zyklus und ſogenannte Rahmenerzähler, ſondern ich erzähle jedes Stück von Anfang bis zum Ende ſelbſt als Autor, um wieder einmal frei reden zu können.

Übrigens bin ich momentan ebenfalls an meiner Gedichtausgabe beſchäftigt, ſchreibe ab, rezenſiere während des Schreibens und mache neue Strophen, zuweilen ganze Gedichtchen. Es iſt eine nicht unluſtige Arbeit und koſtet viel Zigarren, da man dabei immer im Zimmer herumläuft und durch Garten und Wieſen.

Außerdem, und das mag auch ein Grund meiner Unluſt zum Briefſchreiben ſein, iſt eine kleine verdächtige Bewegung meiner Gedankenwelt im Gange, allerlei Ideen und Projekte zur Produktion ſcheinen flüſſig werden zu wollen, ſo daß ich gern und viel ſtill mit mir ſelbſt beſchäftigt bin, und freilich in lichten Momenten dann befürchten muß, es möchte ſich um den Beginn der Altersthorheit handeln, welcher ſich in Geſtalt eines Nachſommers kleidet mit ſeinem flüchtigen Sonnenſchein.

Die kleinen Leiden mit der aufdringlichen Krapüle à la Heinze[2]) und was damit zuſammenhängt, gehen auch bei mir immer fort, allein es lohnt am Ende nicht der Mühe, lange davon zu ſprechen, anſonſt man ja doppelte Beſchwernis hat.

Meine Schweſter läßt ſich vielmals für Ihr freundliches Gedenken bedanken; natürlich hat ſie wieder einen artigen Holzvorrat überwintert, d. h. nicht verbrannt. Leider iſt ſie ſeit Frühjahr kränklich und will doch nicht ſtill ſitzen, ſo daß ich mit Sorgen in die Zukunft ſchaue.

Grüßen Sie mir auch recht ſchön die lieben Ihrigen und vergelten Sie mir nicht etwa mit gleichem in puncto Korreſpondenz. Ich werde auch trachten, raſcher zuweilen eine kleine Epiſtel abzuſtoßen.

Ihr getreuer G. Keller.

[1]) Martin Salander.

[2]) Bezieht ſich auf Alfred und Paul Heinzes Muſenalmanach für 1882, über den Storm ein ſcharfes Urteil gefällt, vgl. Köſter S. 138.

464. An Ferdinand Weibert

Zürich, 1. Juli 1882.

Hochgeehrter Herr!

Ihrem Geehrten vom 24. v. Mts. entsprechend ist mir gestern von der Schweizerischen Kreditanstalt dahier das Honorar für die dritte Auflage der „Zürcher Novellen" ausbezahlt worden und ich ermangle nicht, Ihnen hiefür den Empfangschein mit bestem Danke im Anschlusse zu übersenden.

Die Korrekturen betreffend bin ich in einiger Verlegenheit wegen der neuen Rechtschreibung, welche sich allgemein amtlich Bahn zu brechen beginnt, während ich nicht weiß, oder nicht sehe, daß Autoren oder Verleger etwas in Sachen tun. Jedenfalls wird mit dem Th oder Dehnungs-H zum guten Teil aufgeräumt werden müssen, wenn unsere Schrift nicht in wenig Jahren in den Augen des aufwachsenden Geschlechtes als zopfig und ungeschickt erscheinen soll.

In vorliegenden Korrekturen habe ich angefangen, das H wenigstens am Schlusse des Wortes wegzulassen, wie in Mut, Flut ꝛc., da es hier am meisten schleppt für das Auge. Sollte es aber, vielleicht in Aussichtnahme einer spätern, durchgreifenderen Maßregel, für einmal nicht konvenieren, so würde ich auf der Sache nicht bestehen. In meinem neuen Manuskripte dagegen halte ich mich bereits an diejenigen Regeln, welche mutmaßlich am allgemeinsten und gleichmäßigsten durchdringen werden.

Mit ausgezeichneter Hochachtung ergebenst G. Keller.

465. An Ferdinand Weibert

Zürich, 8. Juli 82.

Hochgeehrter Herr!

Die verdankenswerten Aufschlüsse, welche Sie mir mit Ihrem Geehrten vom 4. dies über den Stand der Orthographiefrage erteilen, lassen mir die Angelegenheit nicht als dringlich erscheinen. Was mich betrifft, so habe ich keineswegs vor, mich weitgehenden Neuerungen anzuschließen, sondern nur dasjenige zu berücksichtigen, was überall und gleichmäßig geändert werden wird. Ich habe in meinen Kinderjahren selbst noch die Einführung von ein

paar Neuerungen erlebt, wie die Abschaffung des Ypsilon in vielen deutschen Worten und des H in einer Anzahl Worte. Jetzt würde man das Frühere schon nicht mehr ertragen. Goethe hat bis zuletzt dafür gesorgt, daß seine Drucke durch seine dienstbaren Geister durchgesehen und puncto Rechtschreibung auf dem Laufenden gehalten wurden, und hätte Lessing länger gelebt, so würde auch er dabei gewesen sein. Die Orthographie der deutschen Sprache war ja schon nicht mehr dem Geist und der Geschichte derselben entsprechend, sondern der Rest der Verkommenheit des 16. und 17. Jahrhunderts. Ich habe für den uns jetzt vorliegenden Druck lediglich vor, die H's an den Schluß-Th zu beseitigen, weil diese mich schon im Schreiben schon lange ärgern und ganz überflüssig sind, auch für das Auge schlecht aussehen. Platen und nach ihm Herwegh haben das ja schon lange durchgeführt ohne Mißfallen zu erregen. Es bringt auch nicht viel Störung und ich werde die Sache bei der Korrektur selbst besorgen. Die Ungleichheit, die einstweilen entsteht, hat nichts zu sagen, weil man im Übergange begriffen ist. Sollte es aber irgendwie Ihren Wünschen in Hinsicht auf ein künftiges durchgreifenderes Verfahren entgegen sein, so setze ich durchaus keinen Wert darauf, gerade jetzt mit dem Ding anzufangen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener G. Keller.

466. An Ida Freiligrath

Zürich, 11. Juli 1882.

Hochverehrte Frau!

Durch die erhaltene Verlobungsanzeige Ihres Herrn Sohnes Percy[1]) werde ich endlich aus meiner verbrecherischen Ruhsamkeit aufgestört. Darf ich Sie bitten, die beiliegenden üblichen Gratulationsdokumentchen und Zeugnisse auch der unsichtbaren Gesinnung für das altverehrte Haus gütig weiter zu befördern? Aber nicht, ohne meine innige Teilnahme und Begrüßung für Sie selbst einzuheimsen und sich in freundlicher Geneigtheit sagen zu lassen, wie erbaulich und willkommen der Anblick ist, das schöne

[1]) Mit Jutta Buchner aus Krefeld, der Tochter des Freiligrath-Biographen.

Epos Ihres Lebens mit diesem Ereignisse so anmutig und glücklich abgeschlossen zu sehen. Möge, was noch folgt, aus nichts als Ruhe und Heiterkeit bestehen, kurz, die sonnigste Idylle sein, womit ich mich, wenn auch literarisch, doch jedenfalls aufrichtig ausgedrückt habe.

Jetzt bin ich endlich auch an der Reihe, Ihnen meinen herzlichen Dank für das mir zugewendete Exemplar der Biographie darzubringen und Ihnen zu sagen, daß ich das Werk, wie es nun vorliegt, für ebenso eigenartig, als vollkommen gelungen halte. Der die Briefe begleitende und verbindende Text des Herausgebers steht nun doch in einem richtigen Verhältnisse zu denselben und beläßt ihnen dadurch ihre volle Wirkung. So steht das Buch in seiner Art einzig in unserer Literatur da, ebenso einzig, wie sein Gegenstand.

Mit der Photographie des Hasencleverschen Bildes[1]) haben Sie mir die größte Freude gemacht; sie steht seither immer auf meinem Schreibtisch als ein Zeugnis, wie hoch Hand und Auge eines wahren Künstlers über der mechanischen Natur stehen, obgleich sie auch nur ein Stück Natur sind.

Der verehrten Fräulein Maria werde ich einen Dank-, Buß- und Wunschbrief auf den 19. Juli schreiben und bitte, wohldieselbe vorläufig schönstens zu grüßen. Sollte sie dannzumal oder jetzt schon wieder auf ihren Sommerfahrten dahin schweben, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir schnell noch mit zwei Worten anzeigen wollten, wo ein Brief sie erreichen könnte. Und grüßen Sie auch den Herrn Percy freundlichst von mir.

In unabänderlicher Gesinnung und Ergebenheit Ihr

Gottfr. Keller.

467. An Marie Melos

Zürich, 17. Juli 82.

Da wäre ich also, allerteuerste Freundin, mit meinem Tribut an Glückswünschen, so gut ich ihn in den Jagdgründen meines Lehnswesens, des Herzens, habe aufbringen können. Und ich danke Ihnen zugleich für Ihren so hurtig entgegengekommenen

[1]) Ferdinand Freiligrath darstellend.

Geburtstagssegen! Möge es uns, die wir nun auf der andern Seite schon ein gutes Stück hinuntergelaufen sind, bis zu Ende noch so leidlich ergehen, wie bisher.

Ich danke Ihnen auch für den reichhaltigen letzten oder vorletzten Brief, und bin namentlich sehr stolz darauf, im goldenen Tabernakel Ihres Erbschrankes einlogiert zu sein[1]), so daß ich mich fast mit dem katholischen Namen Maria versöhne, welchen Sie dem leichter und weltheiterer klingenden Marie so sehr vorzuziehen scheinen.

Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie das „Sinngedicht" ein wenig loben, welches das leichtsinnige Zeug nötig hat. Der Tod der armen Regine war leider notwendig, um die Gestalt der weiteren Berührung mit der Welt zu entziehen. Fiele dieser Tod weg, so würden die gleichen Damen, die ihn jetzt nicht leiden mögen, die Achsel zucken und sagen: Es ist doch eine kuriose Geschichte mit dieser Küchenmagd, was soll das eigentlich heißen usw. Und so geht mir wenigstens die artige Ausstattung nicht verloren, die ich an die Figur verwendet habe. Es geht uns allen mehr und minder so, mein liebes Fräulein; erst wenn wir gegangen sind, läßt man uns gelten und bedauert uns.

Auch Ihnen gratuliere ich inzwischen zu der Verlobung des Neffen und damit zu der Bereicherung Ihres Verwandtenkreises und zur neuen Belebung Ihrer sonnigen Patenträume, die sich nur rechtzeitig erfüllen mögen.

Der allerliebste Bleistiftbrief der Frau Ida hat mich recht gefreut und ich danke höchlichst für denselben, beste Gesundheit und gute Augen wünschend.

Ich muß schließen, da ich mich verspätet habe und die Poststunde sofort schlagen wird. Unseren luftigen Wohnsitz auf der Höhe am See müssen wir leider verlassen, weil die Schwester den weiten und zu steil ansteigenden Weg aus Mangel an Atem nicht mehr machen kann und sich namentlich in der Isolierung zur Winterszeit langweilt. Wir werden vom 1. Oktober an in Hottingen wohnen, in einem Eckhause am Zeltweg und

[1]) Bezieht sich auf einen altertümlichen Bücherschrank, welchen der Vater von Marie Melos 1805 seiner jungen Frau geschenkt hatte, und in welchem Marie die verschiedenen Dedikationswerke, so auch die Kellerschen, aufstellte.

der Gemeindegasse, an welcher die Freiligrathsche Herrschaft einst gewohnt hat.

Feiern Sie einen vergnügten Tag! Wenn immer möglich, werde ich Ihrer gedenken und das dämonisch verhexte Vergessen des eigenen Geburtstages dieses Mal gewiß überwinden.

Ihr alles und alle doppelt und dreifach grüßender G. K.

468. An Julius Rodenberg

Zürich, 22. Juli 82.

Liebster Herr und Freund!

Nun bin ich wieder gegen Ihren freundlichen Fuldenserbrief in Rückstand geraten und habe keinen Vorwand mehr, daß Sie vielleicht noch nicht in Berlin seien; nach Ihrer tugendsamen Sitte, die Sommerzeit bei Ihrem Volke zuzubringen, sind Sie jetzt seit Wochen an der Spree.

Vor allem habe ich für die „Heimaterinnerungen" meinen herzlichsten Dank abzustatten; das Buch ist längst verschlungen und genossen und hat mir die alte Freude an Ihrer warmen und heitersonnigen Schreibart erneut. Meine Sympathie für Dingelstedt ist nach der Seite seiner unbegreiflich naiven Anschauung von dem, was Glück und Ehre sei, allerdings nicht groß. Allein er war sozusagen doch auch ein Mensch und hat namentlich seine eiteln Rang- und Lebensgenüsse mit solider künstlerischer Berufsarbeit ausdauernd und voll bezahlt und war kein Parasit, was nicht alle von sich sagen konnten, die ihn schmähten. Den landsmannschaftlichen Charakter des Buches finde ich in hohem Grade berechtigt und schön. Gerade in Zeiten fortschreitender Unifikation und Reichsherrschaft kann es nur erfrischend wirken, wenn die landschaftlichen Elemente nicht untergehen und die eigentlichen Heimatgenossen noch ihre spezielle Freude aneinander haben. Leuten, die nie ein Land, ein Tal ihrer Kindheit, ihrer Väter besaßen und kein Heimatsgefühl kennen, geht gewiß auch als Staatsbürgern etwas ab.

Für Hanslicks Gruß danke ich schönstens; ich habe seit Jahren Spuren von seinem Wohlwollen für mich, möge dasselbe ihm niemals zuwider werden und sich in Aberwillen verwandeln.

Übrigens hatte ich vor Jahren schon einmal das Vergnügen, ihn in Zürich zu sehen, wenn ich nicht sehr irre[1]).

Was soll ich zu Otto Brahms Aufsatz[2]) sagen? Man ist immer in Verlegenheit solch übervoll gemessenem Lobe gegenüber sich angemessen auszusprechen. Freuen tut man sich trotz aller Anstandsregeln doch heimlich, wenn auch nur des „Geschäfts" wegen, von welchem wir abhangen. Aber jedenfalls erregt ein freundlicher Sinn dieser Art, den man ja nicht provoziert hat, auch ein Wohlgefühl an sich und für sich. Danken Sie dem Herrn Doktor, mit dem so ehrenvoll zu spazieren ist, recht herzlich in meinem Namen und auch sich selbst, der Sie jetzt schon so oft die Räume der „Rundschau" so gastlich zu meinen Gunsten geöffnet haben.

Zu Brahms in gutem Sinne gegebener Kritik muß ich mich indessen auch etwas kritisch verhalten, wie das so menschlicher Brauch ist. Das Prinzip, aus zusammengerafften oder vermuteten Personalien die Charakteristik eines poetischen Werkes aufzubauen und alles so viel möglich auf Erlebtes zurückzuführen, solange der Hervorbringer sein Leben nicht selbst geschlossen hat, ist, abgesehen von den Inkonvenienzen, die daraus entstehen können, nicht richtig, schon weil der fern Stehende auf bloßes Hörensagen, auf Klatsch und flaches Kombinieren hin arbeiten muß und darüber das freie Urteil über das Werk, wie es vor ihm liegt, beeinträchtigt oder ganz verliert. So werden namentlich mittelst solcher Methode die verschiedenen Stoffmotive geradezu unrichtig behandelt und auf nicht existierende Quellen zurückgeführt. Auch mit bezug auf das Technische ist Brahms Methode noch etwas unsicher. So hebt er z. B. ausführlich meine

[1]) Hanslick, Aus meinem Leben (Deutsche Rundschau, Bd. 77, 1893, S. 227). „Wie hat endlich mein heißgeliebter Gottfried Keller mich angebrummt, als ich es zum ersten Male wagte, mich an seinem Wirtshaustisch in Zürich ihm vorzustellen! Er erklärte sich für einen musikalischen Halbbarbaren. Das konnte ich nicht so ohne weiteres gelten lassen und erinnerte ihn an eine schöne Stelle aus dem ‚Grünen Heinrich', wo für einen Augenblick Musik mächtig in die Handlung und Stimmung eingreift. Da hellte sich das Gesicht des trefflichen Mannes auf: ‚Ja so, — das ist mir wirklich selbst entfallen!'" —

[2]) Deutsche Rundschau 31. Bd. S. 403 ff.

Vorliebe für die Adjektiven „seltsam" und „wunderlich" hervor, während dieselbe erstens oberdeutsches Gemeingut ist und zweitens, wo sie zu sehr hervortreten sollten, von Vater Goethe her angelesen ist, welcher mit der Vorliebe für die beiden Wörtchen schon vor hundert Jahren voranging oder wenigstens vor achtzig bis neunzig Jahren. Die Norddeutschen brauchen dafür immer das Wort „sonderbar" und etwa einmal „merkwürdig" und beide letzteren Ausdrücke dienen uns eben nicht so gut, wie jenes „seltsam" und „wunderlich", in den jeweilig gegebenen Fällen nämlich. Doch genug mit diesem undankbaren Genörgel! Mit Ihnen glaube ich, daß der feurig belebte, geistvolle und von gesunder Gesinnung beseelte junge Mann eine schöne Zukunft hat.

Inzwischen hat sich gegen das milde Beifallslüftchen, das mir seit ein paar Jahren geweht hat, der erste längst zu erwartende Rückschlag eingestellt und zwar gleich ein recht kannibalischer und niederträchtiger. Dem Herrn Johannes Scherr, meinem nächsten Nachbar in Zürich, wurde die Sache zu unerträglich, weshalb er mich in seinem „Porkeles und Porkelessa"-Buche in einer Weise bedacht hat, wie Sie auf S. 119, 211 und 224 nachlesen können, um zu erfahren, was einem fünfundsechzigjährigen Mann und Schriftsteller heutzutage zu tun möglich ist. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß ich nie ein Wort gegen ihn geschrieben habe und Scherr anscheinend immer gut sich zu mir gestellt hat.

Dr. Adolf Frey habe ich zwei- bis dreimal gesehen, seit er in Aarau ist. Er wird die „Rundschau" mit einem Pendant zu Brahms Artikel über Ferdinand Meyer beschenken und hat, wie er mir sagt, Ihnen auch bereits einen Artikel über das merkwürdige Buch „Pro- und Epimetheus" zugestellt, womit er mir selbst vorderhand eine Arbeit abgenommen, mit der ich Sie zu behelligen im Sinne hatte; denn es sollte allerdings auf irgend eine Weise auf dies wahrhaft tragelaphische Gebilde, wie Goethe sagen würde, hingewiesen werden. Streng objektiv und mit kritischem Sinne behandelt, mit richtiger Auswahl von Zitaten und in gehöriger Ausführlichkeit, würde schon die Besprechung des Opus eine ungewöhnliche Lektüre darbieten und Aufsehen

machen. Ich bin daher gespannt darauf, ob Sie Freys Arbeit verwenden können und mögen. Ich selber kann mich leider in jetziger Zeit, wo es gilt, das eigene Werg zu verspinnen, nicht damit befassen.

Ich bin jetzt mitten in der Redaktion meiner lyrischen Sünden und metrischen Untaten begriffen und hoffe, bis anfangs Herbst damit fertig zu werden; es gibt entweder einen dicken oder zwei dünnere Bände, eine triviale Wahrheit, wie ich eben gewahre. Einige lyrische Zitate in Brahms Aufsatz sind aus dem Quellenschatz schon lang verschwunden, so daß im Falle mir eine kleine Unsterblichkeit beschieden ist, ein philologischer Nachfolger schon aus diesem Umstand mit Brahm wird rechnen und seinen Spuren nachgehen müssen, und schon seh' ich vor mir liegen eine Dissertation von 1901: Über die Lyrik Gottfried Kellers und die Brahmschen Quellen.

Über diesen Herrlichkeiten, auf die ich nicht viel Hoffnung setze, habe ich den Roman zurücklegen müssen, mit welchem sich zudem puncto Abklärung und zu große Aktualität einige Schwierigkeiten erhoben. An dessen Stelle und vorher werde ich drei Novellen schreiben, deren Stoffe, gleich dem „Sinngedicht", auch schon seit langen Jahren in mir rumoren, so daß ich nochmals das Geschick habe, eine in Jugendjahren konzipierte Arbeit in Alterstagen auszuführen. Die drei Stücke werden aber voneinander unabhängig, d. h. nicht wieder durch einen Rahmen verbunden sein. Ich halte sie aber miteinander auf dem Tapet, weil ich nächstes Jahr ein Buch haben muß. Dies Jahr noch sollte jedenfalls eine davon fertig werden, so daß Sie für das erste Quartal 1883 wohl einen der drei Hasen in Ihre Küche werden hängen können, wenn Sie alsdann noch Lust haben.

Nun leben Sie aber recht froh und gemächlich mit der Frau Gemahlin und Fräulein Tochter, denen ich mich von neuem heftig empfehle, Ihre Sommertage dahin, und lassen Sie sich im Herbst einmal wieder an unserm Gletscherwasser sehen. Ich mußte leider wegen zu großer Entfernung, da meine Schwester schwächer geworden ist, die schön gelegene Wohnung kündigen und werde auf 1. Oktober eine andere beziehen, um von dort aus etwas Artiges und Geeignetes für die alten Tage zu erspähen.

Ihr Goethe-Zitat[1]), das mich fast nachtwandlerisch anmutet, ist richtiger als Scherrs: „Und hinter ihm im wechsellosen Scheine" usw., das er überall anbringt.

Seien Sie mir ebenso lunarisch gegrüßt!

Ihr getreuer G. Keller.

469. An Marie Melos

Zürich, 24. Juli 1882.

Empfangen Sie meinen innigsten Dank, teuerste und hochgelobte Fräulein Maria, für die Zusendung des Düsseldorfer Volksblattes mit dem Geschichtskalender vom 19. Juli.

Ich ersehe aus demselben, wie notwendig es war, daß wir beide an diesem Tage geboren wurden, um die üblen Vorbedeutungen und Erinnerungen etwas zu mildern und zu versüßen. Zwei griechische Feldherren fielen an diesem Tage, Rom wurde durch Nero verbrannt, und die Wiedereinführung des eisernen Kreuzes fand statt. Was letzteres bedeutet, weiß ich zwar nicht; aber es dünkt mich unheimlich und scheint mir zu der Ehegesetzgebung zu gehören, irgend einen furchtbaren matrimonialen Grundsatz zu enthalten.

Diesmal habe ich aber rechtzeitig Ihrer gedacht. Es hatten mich am Morgen drei Jüdinnen aus München besucht, Großmutter, Mutter und Enkelin, mit denen ich in die Stadt zum Mittagessen ging[2]). Eine vierte gesellte sich hinzu, und unter diesem Orientalismus saß ich wie der Erzvater Abraham. Es waren alles exaltierte Wagnerianerinnen oder kurzweg Erinnen, und als man auf den Meister ein Hoch ausbrachte, schob ich für meine Person Ihren Namen unter. Es mußte heimlich geschehen, weil vom Geburtstag nichts verlauten durfte.

Mit diesem Nachtrage grüße ich Sie und die lieben Ihrigen nochmals aus Herzensgrunde als

Ihr alter und ergebener G. Keller.

---

[1]) „Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn."

[2]) Ellers.

470. An Marie von Frisch

Zürich, 13. Aug. 1882.

Verehrteste gute Frau und Freundin!

Es freut mich sehr, daß es Ihnen gut geht im Gebirge[1]), und daß Sie eine so schöne Fähigkeit besitzen, es dankbar zu erkennen. Auch daß Sie sich so artig einstellen, meinen rundschauerlichen Weltruhm anzusingen, ist tugendhaft, und wenn ich Sie in der Nähe hätte, würde ich Ihnen ein Sechserl in den Hut werfen. Der Verfasser des bewußten Artikels ist aus der Schule des Professors Wilhelm Scherer, welche uns arme Lebende historisch-realistisch behandelt und mit saurer Mühe überall nur Erlebtes ausspürt und mehr davon wissen will, als man selbst weiß ꝛc.

Dieser Otto Brahm ist übrigens ein feines und gescheites Jüdchen und voll reinen Wohlwollens, wie die berühmten Juden des vorigen Jahrhunderts. Er hat sich nach verübter Tat neulich bei mir vorgestellt.

Das Feuerbachsche Büchlein[2]) habe ich noch nicht gesehen, sondern nur darüber gelesen, werde es aber jetzt kommen lassen. Wie die Makart und Comp. zu wenig, hatte Feuerbach zu viel, nämlich störrischen Ernst und etwas aufgeblasenen Idealismus. Es war kein glückseliges Geschlecht, so genial es war. Von Makart und Lenbach höre ich, daß ihre vor wenig Jahren gemalten Bilder auf der Ausstellung in Wien schon von fingerbreiten Rissen und Sprüngen bedeckt seien, wegen der leichtsinnigen Technik. Die wollen scheint's mit Gewalt nur für den Tag leben, wie die Theaterleute.

Dies Jahr gehe ich vielleicht ein bißchen (etwa acht Tage) nach München, wenn ich umgezogen bin, aber nicht weiter. Dagegen hoffe ich schon vom nächsten Jahre an, wenn ich gesund bleibe, ausgiebig Aufenthalte im Ausland zu machen, da meine Schwester dann nicht mehr so allein sitzen bleibt. Wir kommen in den Zeltweg zu wohnen, wo Zilla und Karibsis[3]) weilt, weswegen ich wahrscheinlich über die hohe Promenade gehen muß, wenn ich in die Stadt will.

[1]) Marie von Frisch hielt sich in St. Gilgen auf.

[2]) „Ein Vermächtnis."

[3]) Frau Heim und ihre Freundin F. Ulrich, mit denen Keller damals zerfallen war.

Lassen Sie es sich ferner wohl sein, und grüßen Sie alle, sonderlich den Herrn Gemachel, und lassen Sie keinen Ihrer Buben in dem See ersaufen, wenn Sie noch am Ufer wohnen. Tausend Grüße Ihr ergebener G. Keller.

471. An Wilhelm Petersen

Zürich, 21. September 82.

Verehrter Freund!

Sie sehen, wie weit es kommt durch die Schreibverbote, die Sie den Freunden anlegen! Mißbrauch und Müßiggang sind aller Laster Anfang. Glücklicherweise steht jetzt der Umzugstrubel vor der Türe, und zum Aufräumen gehört auch das Abtragen der Briefschulden, damit die belasteten Gedanken frei werden und der nächsten Zukunft beispringen können.

Ihre getreulichen Berichte haben mich jederzeit erfreut und ich habe Sie überallhin im Geiste begleitet. Das zierliche Neujahrskärtchen kam mir herrlich zu statten; eine Familie sandte mir hier ein ziemlich rohes und geschmackloses Bukett in Farbendruck, da nichts Besseres zu haben war in dem Laden, wo sie ihre Einkäufe gemacht; und da konnte ich am gleichen Neujahrsmorgen Ihr prächtiges Frauenzimmer retour schicken, was einen verblüffenden Effekt machte. Die Beschreibung des Korporationsfestes der Seeleute oder Meerteufel hat mir einigen Neid erregt[1]); wo es alte Kannen und Pokale mit dazu gehörigen Tränken und Gebräuchen gibt, ist mein Herz immer dabei.

Sie haben auch vollkommen recht, wenn Sie bei mir Verständnis und Mitgenuß der Sommerherrlichkeit Ihres Landes voraussetzen, wie Sie dieselbe schildern, und ebenso recht haben Sie, wenn Sie weislich zur guten Jahrszeit dort bleiben, statt sich auf Bahnhöfen und in engen Berghotelzimmern herumzutreiben. Es will niemand mehr bei sich zu Hause im Sommer „aufs Land" gehen und genießt so bald gar nichts mehr von der Natur.

Hier haben wir einen kompletten Regensommer; es sieht betrübt aus. Die Bauern sind vergrämt und wählen Leute in die Behörden, die den unreifen Trauben entsprechen, verwerfen alle

[1]) Die Feier der sog. „Beliebung" durch die Holmer Fischer.

Geſetze, die man vorlegt, und werden wahrſcheinlich nächſtens verlangen, daß die jährliche Feſtſetzung der Witterung jeweilig der Volksabſtimmung unterbreitet werde, durch beſondern Geſetzentwurf.

Für den Geburtstagswunſch danke ich nachträglich recht herzlich und möchte Sie faſt ermahnen, es nicht ſo genau nehmen zu wollen. Ich habe den Tag ganz ohne Notiz zugebracht und mit drei durchreiſenden Jüdinnen aus München im Gaſthof zu Mittag geſpieſen, wobei ich das Faktum vergnüglich verſchwieg, obgleich ſie immer ein Motiv zum Anſtoßen ſuchten und gern eine Flaſche Champagner geſoffen hätten.

Storm iſt leider kränklich geweſen, wie er mir ſchreibt; hoffentlich geht es definitiv beſſer. Heyſe iſt jetzt wohl im Norden und ſchien mir in ſeinen Briefen guter Dinge zu ſein. Auch von ſolchen, die ihn in München geſehen, hörte ich, daß er ganz mobil geweſen ſei. Er hat ſchon wieder ſo viel gemacht, daß ich glaube, er habe trotz ſeines Vorgebens gar nicht aufgehört zu produzieren vor einem Jahre.

Meine Schweſter befindet ſich ſeit dem Frühjahr wieder beſſer, was das Einzelbefinden angeht; ſie bewegt ſich herum und läßt niemand was machen. Allein die allgemeine Schwäche und Gebrechlichkeit iſt geblieben und wird ſchwerlich mehr weichen. Sie hat eben den Teufel im Leib und will weder ruhen noch „abgeben“, aus dem falſchen Inſtinkt, es würde dann fertig ſein, und ſo kommen dieſe armen Geſchöpfe aus dem circulus vitiosus nicht heraus. Trotzdem dankt ſie beſtens für Ihre freundlichen Grüße und erwidert dieſelben geziemendlichſt. Ich erſorge aus obigen Gründen die Umzugsgeſchichte, da ſie keine Idee davon hat, den ganzen Krempel jemandem zu übergeben und ihn ruhig machen zu laſſen. Nachher, wenn ich erſt im neuen Arbeitszimmer angeſiedelt und eingerichtet bin, denke ich feſt zu arbeiten und vor Torſchluß noch etwas vor mich zu bringen.

Nun will ich Sie, verehrter Freund, wieder Ihrem ſchönen muſengeſegneten Treiben überlaſſen und bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin ſamt Kindern in empfehlende Erinnerung zu bringen. Die Briefpauſen ſollen auch wieder kürzer werden.

Ihr grüßender

G. Keller.

472. An Theodor Storm

Zürich, 22. September 82.

Sie haben es, trefflicher Freundesmann, nicht gut gemacht mit Ihrem Unwohlsein; hoffentlich haben Sie noch einen Teil des Sommers gerettet, der nach einem Briefe unseres Petersen so schön war in dortigen Landen. Hier ist nichts als Regen und Regen seit Monaten; man bedauert nur die armen Touristen, die nicht so gescheit sind, wie Sie und Petersen, und in ihren idyllischen Heimatslandschaften fein zu Haus bleiben. Es kriecht übrigens alles durch das Gotthardloch nach jenseits, wo sie nun auch Überschwemmung haben. Ihren „Hans und Heinz" werde ich mir sogleich zu Gemüt führen, sobald das Heft kommt. Es ist jetzt jedesmal eine Art Lebensfrage bei einer neuen Novelle. Was ist's? Wie ist's? usw. wegen der maßlosen Produktion, die sich jetzt breit macht. Die Quelle originaler Anschauung und Erfahrung, das lebendige Blut fließt zwar nach wie vor selten genug; aber den Duktum hantieren sie bald alle gleichmäßig und schneiden einem dazu noch allerhand Knöpfe vom Rocke, die sie unverfroren auf ihren Kittel nähen. Da frägt man sich oft, ob es noch eine Aufgabe sei, den Kopf aus dieser Sündflut emporstrecken zu wollen. Nun, ich hoffe, mich an Ihrem Novum wieder zu kräftigen und zu erbauen. Am besten macht es Paul der Heyse, der fröhlich mit ganzen Flotillen auf der See einherfährt und das Zeugs unter seine Kiele bringt. Und so lassen Sie sich meine Grübelei auch nicht anfechten. Ihr Schwersinniger wird je nach dem physischen oder moralischen Ursprung des Übels zu heilen sein. Ich schreibe (ebenfalls sans comparaison) in solchen Fällen drauflos bis zu der schwierigen Stelle und mache dann Anstalt, das Ding einstweilen beiseite zu legen, worauf sich der mehr oder minder gute Ausweg freiwillig zu zeigen pflegt. Übrigens freut es mich, daß Sie einen so hübschen, vollen Rocken aufgesteckt oder „was auf der Staffelei" stehen haben; es lebt sich trotz alledem besser dabei und entschieden gesunder.

Neulich tat ich mir nicht wenig zugut, als ein Berliner Autor, Heinrich Seidel, mir ein Bändchen „Jorinde" 2c. schickte mit der Behauptung, er sei Ihr (Storms) und mein gemeinsamer Hochschätzer und Liebhaber, und als ich alsdann fand, daß der Mann

auch was Rechtes kann und gutgeschriebene kleine Geschichten macht[1]).

Ihr Erich Schmidt ist ein geistiger und liebenswürdiger Gesell. Er gehört zwar zu der Schererschen Germanistenschule, welche auch bei den Lebenden das Gras wachsen hört und besser wissen will, woher und wie sie leben und schaffen, als diese selbst. Allein die gleichen Leute haben ein frisches, unparteiisches und doch wohlwollendes Wesen; sie sagen ihr Sprüchlein, ohne sich im mindesten um Dank und Gegendienste zu kümmern, und am Ende haben sie wenigstens einen sicheren Standpunkt und eine Methode, welche besser ist als g a r n i c h t s, was bei den meisten Rezensenten der Fall ist.

Mein nebliges Gedicht[2]), dessen Sie erwähnen, ist nicht so persönlich gemeint, wie Sie es auffassen. Die Worte „ein wenig Freiheit, wenig Liebe, und um das Wie der arme Streit" beziehen sich auf die öffentlichen Zustände, die Staatsgesellschaften und den ewigen Krieg um die Formalien bei möglichst wenig gutem Willen, bei Euch, wie bei uns, soweit es die an der Oberfläche Treibenden betrifft; sowie um die Grundlage der verdüsterten Arbeit. Hu hu! werden Sie sagen!

Mit den drei Auflagen des „Sinngedichts" während des ersten halben Jahres, und zwar zu 1500 die Auflage, hat es seine Richtigkeit, scheint aber jetzt genug zu sein. Der Verleger versteht jedenfalls den Handel und betreibt ihn auch gehörig. Er wird auch die Gedichte drucken. Ich hatte nämlich Heyse gesagt, ich wüßte noch nicht, wem ich sie anbieten solle, worauf Meister Paolo sofort Herrn Hertz aufstachelte, an mich zu schreiben, was er auch ganz zuvorkommend tat. (An diesem „tat" bemerken Sie, daß ich bereits in der neuen Orthographie schwimme!) Leider muß ich jetzt mein armes Manuskript auf Wochen hinaus sistieren, da der Wohnungswechsel vor der Türe steht und schwerfällig genug ausfallen wird für uns zwei alte Leutchen. Die gute Schwester nimmt alles viel zu schwer und zu disputierlich. Sie befindet sich besser als im Frühjahr; allein sie ist eben im all-

[1]) Vgl. H. Wolfgang Seidel, Erinnerungen an Heinrich Seidel (1912) S. 147 f.

[2]) „Land im Herbste." (Ges. W., Cottasche Jub.-Ausg. 9 S. 64.)

gemeinen schwächlich geworden und ist puncto alte Jungfer auf die unglücklichere Seite dieser Nation zu stehen gekommen. Ihre freundlichen Grüße tun ihr gut und sie erwidert dieselben höflichst. Ich muß sie aber jedesmal mit einer gewissen Trockenheit anbringen, wenn sie wirken sollen.

Nun gehaben Sie sich wohl und seien Sie schönstens bedankt für Ihre Teilnahme.

Ihr Gottfr. Keller.

473. An Wilhelm Hertz

Zürich, 6. November 1882.

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen verbindlichst für das schöne Geschenk des Gildemeisterschen Ariost, mit welchem Sie mich zu überraschen so freundlich waren, und zugleich wünsche ich Ihnen alles Glück zu der Verbreitung dieser so leicht und klar fließenden, handlichen Verdeutschung, welche gewiß auch neben der von unserm Paul Heyse geschützten Prachtausgabe manchen veranlassen wird, das Gedicht einmal ganz und im Zuge durchzulesen.

In den letzten Heften der in Lausanne erscheinenden Bibliothèque Universelle ist eine interessante Studie von Marc Monnier in Genf über Ariost und sein Werk erschienen, die wenigstens für mich sehr instruktiv war.

Es hat mich innig gefreut, von Ihnen zu vernehmen, und habe es auch in Zeitungsberichten bestätigt gefunden, daß Heyse mit seinem „Alkibiades" in Weimar einen schönen und gerechten Erfolg erlebt hat. Möge das ihm für den ganzen Winter wohl bekommen!

Mein luciferischer Sturz von der Leiter ist ohne weitere Folgen verlaufen und die malitiöse Schramme am Hinterkopf zugeheilt. Es hätte freilich ebensowohl das Genick oder den Rückgrat kosten können, denn es fehlte nicht an der Vorrichtung. Die Leiter blieb stehen und nur ich glitschte wegen eines schlecht sitzenden Pantoffels aus und stürzte rücklings mit dem Kopfe voran auf den Boden hinunter, und zwar ziemlich aus der Nähe der Zimmerdecke. Ich darf aber fast nicht sagen, daß ich das gleiche Manöver fünf Minuten früher gemacht und dabei auf die linke Schulter gefallen war ohne irgend eine Verletzung. Jetzt bin ich aller-

dings demoralisiert für die unschuldige Leiter, während ich die zu langen Pantoffeln noch immer an den Füßen trage.

Durch den Wohnungswechsel habe ich etwa sechs Wochen verloren, so daß das Jahr wohl seinem Ende nahen wird, bis ich Ihnen das bewußte Manuskript vorlegen kann. Denn es ist leider nicht zu verhehlen, daß es ein etwas beleibter Band werden wird.

Inzwischen empfehle ich mich den verehrten Herren neuerdings mit ausgezeichneter Hochachtung als Ihr ganz ergebener

G. Keller.

474. An Wilhelm Petersen

Zürich, 21. November 1882.

Da es dieser Tage bei uns zu schneien begann, so werden Sie, bester Freund, in Ihrem Norden jetzt wohl mitten in dem ersehnten schön duftenden Schnee sitzen, wozu ich alles Vergnügen wünsche. Wenn er in der Landschaft ganz und nicht fleckweise liegen bleibt, wie es bei uns der Fall ist, sobald ein bißchen West- oder Südwind kommt, so ist es auch eine schöne Sache.

Ihre Beschäftigung mit den Altertümern ist auch sehr vergnüglich; die Reproduktionen des berühmten Altars[1]) sind ein artiges Pendant zu den Imitationen der Tanagrafiguren, wie sie in Berlin gemacht werden. Haben Sie schon welche gesehen?

Die kleine Arche umgekehrter Art, welche Fische aufs Trockene bringt, ist auch dies Jahr mit ihrer Besatzung glänzender Sprotten glücklich angekommen und mit dankbarem Herzen von dem alten Geschwisterpaar beim Abendtee vertilgt worden, worüber Sie uns den angemessenen Gefühlsausdruck gestatten wollen. Wir wohnen jetzt in der dem „Bürgli" gegenüberliegenden Gegend, Zeltweg-Hottingen, in einer bebauten Vorstadtstraße mit Vorgärtchen, so daß die Häuser nicht zusammenhängend gebaut sind. Allein Aussicht und Himmel sind dennoch flöten gegangen und ich bin gewärtig, ob ich noch ein Wohnsitzchen im Grünen erlangen kann. Etwas Landhausartiges war für das Geld, das ich verwenden kann, nicht zu kriegen; alles Neugebaute, das nicht eben für reiche Leute bestimmt ist, hat zu kleine Räume, und wo etwas gutes Älteres frei wird, kommt man immer zu spät, da

[1]) Schleswiger Domaltar, angeblich von Hans Brüggemann.

unser Nest zu den langweiligen Vergrößerungspunkten gehört, wo von allen Seiten, trotz aller Krisen, stets neue Horden müßiger und unmüßiger Menschen zulaufen.

Der Umzug war eine große Peinlichkeit für mich, und ich verlor fast zwei Monate darüber. Zum Überfluß stürzte ich beim Einpacken von der Bücherleiter, aus der Nähe der Zimmerdecke, auf den Boden den Kopf aufschlagend, herunter, so daß mir leicht das Lichtlein hätte ausgeblasen werden können. Doch ging die Wunde zwar bis auf den Knochen, letzterer aber blieb ganz, und die Geschichte war in zehn Tagen zugeheilt.

Der Karton, nach dem Sie fragen, ist auch mitgereist. Derselbe muß auf einen mit Tuch bespannten Blendrahmen gebracht werden, damit ich wenigstens in einer guten Stunde die Zeichnung, wie sie mir noch vorschwebt, fertig skizzieren kann, und dann werde ich das Ganze gleich ein wenig mit Grau austuschen[1]).

Meine Gedichte sind schon zu einem ansehnlichen Manuskript angewachsen, dessen Wachstum aber durch den Wohnungswechsel unterbrochen worden. Sie werden im Frühjahr, wahrscheinlich in Berlin, an den Tag kommen. Wenn Sie indessen etwas Schöneres lesen wollen, so lassen Sie sich die Gedichte meines Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer (Leipzig bei Hässel) kommen; es ist seit Jahren nichts so Gutes in Lyrischem erschienen.

Leben Sie mit den Ihrigen glücklich den geliebten Weihnachtstagen entgegen. Ihrem guten Julbruder Storm will ich heute auch noch schreiben und Euch dann Euerer goldenen Kindheit überlassen.

Ihr schönstens grüßender Gottfr. Keller.

475. An Theodor Storm

Zürich, 21. November 1882.

Liebwertester Freund und Storm!

Endlich fließt mein durch allerlei Trubel gestörtes Wässerlein wieder so ruhig, daß auch die leichten Briefblätter darauf schwim-

[1]) Es handelt sich um den Karton der mittelalterlichen Stadt (vgl. Bd. 2, S. 117 f.), welchen Keller während seiner letzten Krankheit durch Böcklin an Petersen senden ließ. Aus dessen Nachlaß ist er später an das Gottfried Keller-Archiv gekommen.

men können, wie üblich. Mein Wohnungswechsel verlief widerwärtig und mühevoll. Das Gerümpel eines seit 1817 bestehenden Haushaltes mit noch dreißig Jahren älteren Nichtswürdigkeiten, die sich immer mitschleppen, war wie verhext und von Bosheit besessen. Beim Öffnen einer alten Schachtel fand ich unser ehemaliges Taufhäubchen von rotem Sammet, worin vermutlich die sechs „gehabten" Kinder der Mutter getauft worden sind. Eine dabei liegende dicke seidene Fallmütze in Form einer Kaiserkrone war mir bekannt, und ich wußte, daß ich sie selbst getragen hatte[1]). Nun gut, eine Stunde später purzelte ich von der Bücherleiter mit einem Arm voll Bücher hinunter und schlug den Schädel beinahe zuschanden; man mußte mir die Schramme zunähen. Es war Sonntags am 1. Oktober, nachdem ich, wie gesagt, vorher meine Kinderfallmütze in der Hand gehabt von Anno 1820 oder 21. In diese Ironie des Schicksals mischte sich noch ein Tropfen Selbstverachtung; denn die Schuld des Sturzes lag in einer meiner Charakterschwächen. Ich war in den Laden eines Schusters gegangen, um ein Paar warme Pantoffeln für den Winter zu kaufen; da er keine passenden von der verlangten Art hatte, ließ ich mir mit offenen Augen ein Paar aufschwatzen, das für meinen Fuß $1\frac{1}{2}$ Zoll zu lang war, eben weil ich nie den Mut habe, aus einem Laden wegzugehen, ohne zu kaufen. In diesen Pantoffeln blieb, wenn ich darin stand, vorn vor den Zehen ein leerer Raum, und auf diesen trat ich, als ich, von der Leiter heruntersteigend, die untere Stufe suchte.

Derlei Ärgernis hat mich denn auch verhindert, vor Mitte Oktober auf das Museum zu gehen und Ihre „Kirchs" aufzusuchen. Und als ich die Hälfte gelesen und nach einigen Tagen wieder hinging, war der „Westermann" des Monats verschwunden und ein neuer an der Stelle, ganz ausnahmsweise; denn gewöhnlich kommt das Heft immer zu spät. So habe ich einstweilen nur sehen können, daß Sie mit kräftiger Hand, wie immer, geschrieben oder vielmehr geschafft haben, und obgleich ich die harten Köpfe, die ihre Söhne quälen, sonst nicht liebe (als poetische Gestalten), so habe ich doch schon gesehen, daß die Sache hier so sein muß,

[1]) Taufhäubchen und Fallmütze hat Keller später Petersen geschenkt.

um die neue Schöpfung Ihrer Resignationspoesie (wie Ihr wackerer Erich Schmidt es so hübsch demonstriert)[1]) organisch zu gestalten. Ich habe das Ende der Novelle schnell angesehen und muß nun noch das Zwischenschicksal des Sohnes erfahren. Die Wendung mit dem unfrankierten Brief ist ebenso schauerlich als verhängnisvoll. Man fühlt mit, wie wenn der alte Geldtropf ein Schiff voll lebendiger Menschen in die brandende See zurückstieße. Ich werde mir das Heft nächstens mit Beschlag legen, sobald es der fortschlepperische Verehrer wieder abgeliefert hat.

Nun sind auch die Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer erschienen. Sie sollten sich den Band ansehen oder vielmehr fest anschaffen; es würde Sie nicht gereuen, und Sie werden an diesen langen Winterabenden auch Ihre Damen mit mehr als einer guten Vorlesung regalieren können. Auch dem Herrn Sohn, dem Juristen, würden die Sachen Freude machen.

Übrigens wünsche ich Ihnen, wie Freund Petersen, ein ausgiebig genießliches, feierlich geschäftiges Herannahen der Jultage mit hundert Vorschmäcken, namentlich einen gelungenen Märchenzweig, und hoffe, daß das Notwendigste, eine gute Gesundheit, dermalen reichlich vorhanden ist. Schönste Grüße von

Ihrem G. Keller.

476. An Julius Rodenberg

Zürich, Zeltweg-Hottingen 27, 7. Dezember 1882.

Aus kimmerischer Finsternis begrüße ich Ihre Heimkehr, teuerster Freund, nebst Gemahlin und Tochter, auf dem Boden des schlimmen Berlin, dessen Geist sich mit der Zeit gewiß wieder reinigt und veredelt. Affektation und Unwahrheit werden in gewissen Schichten untertauchen, sobald es sich herausstellt, daß sie zu nichts Dauerhaftem führen und daß das dumme Getue noch viel lächerlicher ist, als der alte Teegeist von ehemals.

Mich wundert indessen, wie Sie die unendliche Regenzeit hindurch so lang im Freien haben sich vergnügen können. Hier hätte ich keine acht Tage hindurch an die Sonne können, weil sie nie so lange geschienen hat.

[1]) Charakteristiken I (2. Aufl. 1902) S. 402.

Ihre freundliche Anfrage wegen der Novellen findet mich in folgender Situation: wegen eines großen Zeitverſchleißes infolge des Umzuges und eines dabei erlebten Malheurs (Sturz von der Büchertreppe mit etwelcher Zerſchlagung des Jobſiſchen Kobſes) kam ich in der Redaktion und Ausfeilung der Gedichte um mehr als einen Monat zurück, ſo daß ich wohl bis in den Januar hinein noch damit zu tun habe. Daneben wird aber an den novelliſtiſchen Sachen fortſpintiſiert und bald dieſes bald jenes geſchrieben, da ich mir's einmal ein bißchen überlegen will, und es iſt auch notwendig, man erlebt ja alle Tage, daß das Zeug anfängt ins Kraut zu ſchießen. Ich werde alſo das Schiff der „Rundſchau" vor Abſchluß der nächſten vier Monate ſchwerlich belaſten helfen können, d. h. in der Weiſe, daß vor dem Juni etwas erſcheinen könnte. Sollte aber, was immerhin möglich iſt und ich ſogar im ſtillen hoffe, eine quellende Ader das Waſſerfaß meines Ballaſtes vorher füllen, ſo würde mir es mit dem Abdruck keineswegs preſſieren. []

Daß Ihnen die Gedichte Ferdinand Meyers gefallen, glaub' ich wohl. Wenigſtens der rein lyriſche Teil hat trotz des uralten Stoffes jene eigentümlich edle Klangfarbe, welche ſo ſelten iſt und macht, daß ein ſolcher Band Gedichte, der vielleicht dreißig Jahre lang entſtanden iſt, doch wie erſt geſtern und heute geſchaffen ſcheint. Ein bißchen Manieriertheit, die in Meyers Proſa bedenklich um ſich zu greifen beginnt, macht ſich freilich auch hier geltend.

Ihren Buckle-Artikel[1]) habe ich geſtern mit Extravergnügen geleſen und mich an der ganzen Haltung desſelben erbaut. Soeben ſehe ich in Ihrem Briefe, daß ich wegen Ihrer Berliner Klage oben wohl neben dem Ziele vorbeigeſchoſſen habe, indem Sie ſich auf Goethes Bemerkung beziehen[2]). Dieſelbe iſt mir nicht zur Hand; ins Blaue hinein möchte ich aber doch bedenken, daß jenes Berlin noch das vor Gründung der Univerſität und der großen Zeit von dazumal geweſen iſt, woher wir noch den Lebensgeiſt

[1]) Deutſche Rundſchau Bd. 33, S. 440.

[2]) J. Rodenberg an G. Keller, 2. Dez. 1882: „Was Goethe vor etwa 96 Jahren in den Briefen an Frau von Stein in und über Berlin ſagte, das iſt heute noch wahr." (Weimarer Ausg. IV. 3, S. 224 f.)

kannten, welcher der jetzigen übermäßigen Anhäufung vorausging mit ihren fieberischen Übergangszuständen.

Mit allen Grüßen und Empfehlungen Ihr G. Keller.

477. An Adolf Exner

Zürich, 29. Dezember 1882.

Verehrter Freund!

Ich danke Ihnen schönstens für Ihren raschen Bericht[1]), wozu ich bemerken muß, daß mein Ausdruck „billig" sich nicht auf Anstellungsverhältnisse bezog, sondern eine ganz müßige Eselei war, mit der ich Ihre eigenen Bemühungen meinte. So geht es, wenn man immer Stilverzierungen machen will. Der junge Tschudi ist, glaub' ich, ein völliges Novum für die Leute hier. Das Ganze müssen wir nun der Vorsehung und Herrn Kappeler anheimstellen.

Was, außer der Dankbarkeit, mein Herz heute bewegt, ist die Darbringung meiner Glückswünsche zu Füßen Ihrer hausväterlichen Existenz für das kommende Jahr. Das Schema mögen Sie sich selbst ausfüllen, ich unterschreibe es en blanc.

Wenn ich Ihrer schlanken Gesponsin gedenke, so danke ich immer noch den Göttern, daß sie jener stattlichen Abendeinladung auf dem „Bürgli" nicht folgen konnte, wo ich mich an den vorgesetzten Leckerbissen selbst vergiftet habe und Sie beim verabredeten Rendezvous auf der „Meise" dann elendiglich mußte allein sitzen lassen[2]).

Sonst geht es mir nicht übel; ich verdiene, ohne eigentlich viel zu tun, doppelt so viel Barschaft, als ich als Staatsschreiber einnahm, und bedaure nur, daß ich nicht Anno 1869 mit den liberalen Biedermännern der früheren Regierung schon mit Pomp abgezogen bin. Aber ich glaubte, ich müßte verhungern, weil ich keine anständigen Verleger kannte. Item unsereins spielt nur so mit den Septennien, wahrscheinlich ohne es zu merken, wann dasjenige der Versimpelung anbricht. Alsdann kann es

[1]) Auskunft über einen jungen Kunsthistoriker, der nach dem Tode Kinkels als dessen Nachfolger am Polytechnikum in Frage kam.

[2]) Vgl. oben S. 258.

geschehen, daß mir mit dem Verstande unverhofft auch das Geld wieder ausgeht, besonders, wenn durch Schuld der drei Kaiser der Siebenjährige Krieg kommt und die Ersparnisse zum Teufel gehen. Und doch möchte ich gar zu gern noch den Heerzug der Germanen gegen die Slawen sehen, wo diese anachronistischen Bestien ihr Morgenbrot wegkriegen werden.

Lassen Sie sich indessen alle guten Dinge des Jahreswechsels herrlich schmecken und empfehlen Sie mich Frau und Kindern je nach dem Auffassungsvermögen auf zweckmäßigste Weise als den ältlichen Schweizer

G. Keller.

Dilthey hat mir eine hübsche Festrede geschickt, die Sie gewiß auch bekommen haben.

Die Fräulein Michel, Regula Emerentiana, Melchiors seligen Tochter, bei der Sie einst gewohnt, ist neulich gestorben, ihres Alters 76 Jahre 1 Monat und 4 Tage, wie im Tagblatt stand. Sie sind über jeden Verdacht erhaben.

478. An Marie von Frisch

Zürich, 29. Dezember 1882.

Verehrte Frau Professor!

Schönen Dank für Ihren guten Weihnachtsbrief und nehmen Sie dagegen meine bestgemeinten und aufrichtigsten Neujahrswünsche für Mann, Kinder und alle Anverwandten, den klassischen Hofrat[1]) nicht ausgeschlossen, ebenso huldvoll auf. Lassen Sie uns traulich die leeren Hände gegenseitig schütteln und uns um so wohler dabei fühlen, als auch ich von den Mühseligkeiten der Herbeischaffung von ein paar miserabelen Patengeschenken, deren Empfängerlein man mir auf meine alten Tage noch aufgesalzen hat, schon demoralisiert bin.

Also Sie haben eine alte Mühle am Bergsee gekauft; ohne Zweifel wird auch ein Mühlbach da sein, mit aller Zubehör, so daß es losgehen kann mit einer neuen Serie Müllerlieder vom Wolfgangsee. Nun, mahlen Sie nur ein recht schönes, lustiges, weißes Mehl alle Sommertage Ihres Lebens hindurch, bis das

[1]) Von Mozart.

dunkle Haar sich davon zu bestäuben anfängt; Sie brauchen dann keinen Puder zu kaufen, um es zu verbergen; aber noch lange sei es bis dahin!

Unser Umzug war so beschwerlich und langweilig als möglich und hat mich, mitten aus der behaglichsten Arbeitsstimmung heraus, manche Woche gekostet. Zum Überfluß purzelte ich aus ziemlicher Höhe beim Einpacken von der Bücherleiter herunter und zerschlug mir auf dem Boden den Hinterkopf. Ich hielt mich eine Weile für kaput, bis ich merkte, daß ich eine solche Betrachtung nicht anstellen würde, wenn es der Fall wäre. Die Narbe juckt mich aber jetzt noch zuweilen. Indessen hab' ich doch wieder eine Anzahl Verse gemacht, die sich aber vielleicht dennoch als schädelbrüchig ausweisen, wenn sie auskommen. Übrigens wohnen wir nicht in den Escherhäusern, sondern ein paar hundert Schritte weiter hinaus. Die souveräne meilenweite Rundsicht der früheren Wohnung ist freilich in einem Häuserkomplex untergegangen und ich muß mich mit der Hoffnung trösten, vor Torschluß noch ein freundlicheres Asyl zu finden. Inzwischen wird gebüffelt, soweit es der infame Straßenspektakel erlaubt, der in dem früher so stillen Zeltweg herrscht. Ich hatte keine Vorstellung davon.

Eine allerliebste Wohnung oder zwei habe ich wegen einiger lausiger hundert Franks mehr Miete oder sonstiger Phlegmatik verpaßt, was mir recht geschah. Solang es nur logisch zugeht in der Welt, bin ich guten Mutes.

Nun leben Sie bis zum nächsten Anlaß tapfer und fröhlich, wie immer, mit allen Ihrigen und bleiben Sie ein wenig gewogen Ihrem alten

Gottfr. Keller.

479. An Marie Melos

[30. Dezember 1882.]

Teuerste Freundin!

Ich komme nur schnell zu sehen, ob Sie in diesen wässerigen Zeitläuften noch keine Rheinnixe geworden seien, und Ihnen in jedem Falle zum neuen Jahre Glück und Heil zuzurufen, d. h. wenn Sie nicht ausgeflogen sind mit Ihren unruhigen Taubenflügeln.

In Ihrem letzten gütigen Briefe, der mit den anderen vom Umzuge her eingepackt liegt, haben Sie mir eine allerliebste theologische Rede gehalten, auf die ich jetzt aus Mangel an geistlicher Vorbereitung noch nicht eingehen kann, dazu braucht es mehr Sammlung, als ich heute habe[1]). Nur die armen Selbstmörder muß ich einen Augenblick beschützen und Ihnen sagen, daß Tausende unter ihnen nicht ohne Beten und Seufzen untergegangen und christlich gesinnt gewesen sind, allein das Schicksal eben stärker war als alles andere, d. h. wenn es mit dem Menschen so weit ist, so ist es eben so weit. Die sogenannten Gebildeten und Freidenkenden unter ihnen bilden die große Minderzahl.

Doch was ist das für ein Gegenstand für einen Gratulationsbrief! Lassen Sie sich die fröhlichen Neujahrstage nicht dadurch verderben!

Auf das Frühjahr kommen meine sogenannten „Gesammelten Gedichte" heraus, womit ich jetzt beschäftigt bin; das wird ein schönes Ragout abgeben, obgleich ich vieles beseitigt und anderes ausgeflickt habe.

Meine schön gelegene Höhenwohnung habe ich der Entfernung und der kränklichen Schwester wegen verlassen müssen und wohne jetzt im Zeltweg in der Nähe der Häuser, wo Freiligraths und Schulz's gehaust haben vor sechsunddreißig Jahren.

Verzeihen Sie diesen Tintenfleck, von dem ich nicht weiß, wo er plötzlich herkommt. Betrachten Sie ihn als eine unwillkürliche Illustration meines dunkeln unchristlichen Innern und bleiben Sie dennoch gut, ein wenig wenigstens, Ihrem alt ergebenen

G. Keller.

480. An Ida Freiligrath

Verehrte Frau Freiligrath!

Es ist jetzt schwierig, durch das Rheingebiet hinunter Neujahrswünsche zu versenden, da man nicht weiß, wann und ob sie an-

[1]) Marie Melos an G. Keller, 28. August 1882: „Dichter, welche nicht zugleich gläubige Christen sind, sollten dies Gebiet [das religiöse] vermeiden. Regine betet die ganze Nacht hindurch, ehe sie die größte Sünde begeht, mit vollem Bewußtsein und reiflicher Überlegung sich das Leben zu nehmen. Das ist für mich undenkbar. Auch Ihr ‚Verlorenes Lachen' hat eine solche Klippe, weil Sie eben das wahre Christentum nicht kennen oder nicht kennen wollen."

kommen. Schon das frühere Mal, als Düsseldorf speziell erwähnt wurde, war ich in Sorgen um meine beiden Gönnerinnen und die zugehörige Jugend; ich sah in den Zeitungen nach, ob ich in den Berichten Ihre Straße erwähnt finde, aber es zeigte sich nichts, was nicht viel heißen wollte, da ich keine Vorstellung von der topographischen Lage besitze.

Diesmal las ich glücklicherweise bis zu diesem Augenblicke von Düsseldorf noch nichts, wohl aber von Köln. So will ich doch versuchen, meine zwei Gratulationsbriefchen über die Wasser fliegen zu lassen, und Ihnen Dank zu sagen für alte Freundschaft und Güte und Glück und Segen zu wünschen, Ihnen und Ihren Kindern, für alle künftigen Tage.

Ich habe seinerzeit mit Freuden Ihre Ferdinandische Nachlaßedition gelesen, freilich nicht aus der Hand des Verlegers, der ein etwas wunderlicher und launischer Heiliger zu sein scheint. Er hat dem Professor Vischer in Stuttgart die erste Hälfte meines „Grünen Heinrich" meinem Wunsche gemäß, d. h. von den vertraglichen Freiexemplaren geschickt, die zweite ihm aber vorenthalten, so daß er das Buch nicht mehr rechtzeitig lesen konnte, um einen älteren Aufsatz über dasselbe zu ergänzen. Das sind doch kuriose Gewohnheiten für einen Verleger, wahrscheinlich macht er es öfters so.

Nun will ich Sie aber nicht länger vom hoffentlich gesunden und fröhlichen Leben des Hauses und des Tages abhalten und bitte Sie nur noch meine Grüße freundlich aufzunehmen.

Ihr getreulich ergebener G. Keller.

Zürich, 30. Dezember 1882.
Zeltweg-Hottingen 27.

481. An Theodor Storm

Zürich, 5. Januar 1883.

Lieber Freund!

Endlich komme ich auch nachgehumpelt mit meinen Rückständen, wozu ich die Glückwünsche pro 1883 für Sie und Ihr ganzes Haus nicht rechne, da sie zwölf Monate lang und wieder in das neue Jahr hinein gelten sollen. Aus Ihrem November-

briefe hab' ich ersehen, daß auch Sie einen Fall getan haben, zu dessen Ungefährlichkeit ich nachträglich Heil wünsche; ferner daß man dort die Treppen mit Milch wäscht oder bohnt, was man hier im Alpenlande ungefähr so ansehen würde, wie wenn ein reicher Herr in Rheinwein badet, um seine Beine zu stärken.

Für das schön geratene und geputzte Buch der beiden Kirchs danke ich bestens; es ist nun alles in der Ordnung und die Erzählung trotz der energischen Steifstelligkeit von Vater und Sohn eine recht nachdenkliche und elegische. Das arme treue Kind in seiner einsamen Stellung auf der Grenze der Anrüchigkeit erregt ein echtes Mitgefühl ꝛc. Nun erwarten wir mit frohem Mute das nächste.

„Einer hat Unrecht," habe ich, glaub' ich, auch immer groß geschrieben, nicht aber „es ist unrecht". Jetzt scheinen aber alle solche Formen als Komposita behandelt zu werden, wie standhalten ꝛc. Es geht indessen in den alten Tagen mit der neuen Schmierage leichter als ich geglaubt habe. Ich lasse die Th's in Briefen oft schon absichtlich noch stehen, zu meinem Privatvergnügen. Ich erinnere mich genau, wie man uns in der Kinderschule eines Tages eröffnete, daß das Ypsilon in frei, sei, bei ꝛc. nun abgeschafft sei, und wie ich fast von Stund' an keine Rückfälle that oder tat.

Ihr Graf von Wallis[1]) ist ja ein schönes Exemplar. Auch Heyse beklagt sich über die wachsende Belästigung, und was mich an meinem geringen Orte betrifft, so erdulde ich das Schändlichste in letzter Zeit. Immer sind zwei bis drei alte Kerle und noch etwa ein Halbalter vorhanden, die nach erfüllten Berufs- und Lebenspflichten vom Teufel geplagt werden, mich zur Geltendmachung ihrer poetischen Velleitäten zu benutzen, sich nicht abmahnen oder beruhigen lassen, sondern mich zu mündlichen und schriftlichen Disputationen zwingen wollen, um meine Meinung, daß es nicht opportun sei, zu beweisen, zu beweisen und abermals zu beweisen, und schließlich in allerhand Anzüglichkeiten verfallen, nachdem sie mich erst gelobt haben. In München bin ich allerdings nicht gewesen, werde aber dafür im Frühsommer hingehen, wo dann große Gemäldeausstellung ist und die Tage länger sind. Paul Heyse schrieb mir übrigens dieser Tage plötzlich wieder von Schmerzen, die er erleide. Nichts-

[1]) Der Storm ein Manuskript zur Begutachtung vorgelegt.

deſtoweniger iſt er immer tätig und hat wohl auch recht (ſehen Sie, das kleine „recht“ kam mir nun doch unbewußt, alſo gewohnheitsmäßig). Er könnte noch lang herumliegen und am Ende vergeht das Übel von ſelbſt.

Mit dem Liederbuch von C. F. Meyer haben Sie wohl recht, nur habe ich den Ausdruck[1]) jedenfalls aus Verſehen, d. h. nicht im ausdrücklichen Sinne gebraucht. Der Jenatſch wird Ihnen gewiß gefallen. Dem famoſen Stoff iſt alle Ehre angetan, bis auf den dämoniſchen Ritt der rächenden Mörder an dem Faſtnachtstage durch das ganze Land, welcher nicht zur Anſchauung kommt, und bis auf den unweiblichen Beilhieb des Frauenzimmers am Schluſſe. Die Überlieferung ſagt zwar neben dem hiſtoriſchen Teil von etwas dergleichen; allein dort iſt nicht die Rede von einer Geliebten, die zugleich ein zartes Fräulein iſt, ſondern bloß von einer derben Bluträcherin aus dem Gebirge, die den Mann kaum gekannt hat.

Von Heyſes neuen Novellen waren mir die zwei erſten, die „Unvergeßbaren Worte“ und „Die Eſelin“ noch unbekannt. Beide haben mir ſehr gut gefallen. Die „Worte“ ſind eine fein gedachte und gegebene Geſchichte, die an die reinen Proportionen jener Villa Rotonda bei Vicenza erinnert, von welcher ſie ausgeht. Ich habe das Gebäude in einem Bilderwerk aufgeſucht. Heyſe hat auf ſeiner letzten Reiſe mit ſeiner Frau für den Palladio geſchwärmt und alſo die Novelle ſozuſagen auf der Durchreiſe abgepflückt, trotz der ungeheilten Schmerzen. Die „Eſelin“ iſt mir lieb, weil ſie zu den wenigen guten Produktionen gehört, welche von dem leidenden Tiere handeln. In einer neugegründeten „Öſterreichiſchen Rundſchau“ hat er ſchon wieder den Anfang einer neuen Novelle[2]) von origineller Erfindung, ſo viel ich beurteilen kann. Es ſcheint mir überhaupt, daß er mit Plan darauf ausgeht, in dieſer Form ein umfaſſendes reiches Weltbild zu liefern, was ihm gewiß gelingen wird, wenn er es auch nicht auf die Hundert bringt.

---

[1]) Meyers Gedichte ſei „das formal ſchönſte Gedichtbuch, das ſeit Dezennien erſchienen“ ſei (30. Dez. 1881), Storm beſtritt das am 22. Dezember 1882 (Köſter 3. Aufl. S. 162), wobei er aber Kellers Bezeichnung „Gedichtbuch“ in „Liederbuch“ veränderte.

[2]) „Grenzen der Menſchheit“, in Edlingers Öſterreichiſcher Rundſchau I S. 97 ff.

Jetzt muß ich aber noch an unsern Regieriger von Schleswig[1]) schreiben. Er hat mir seine Weihnachtstage und namentlich auch die Ausrüstung seines Christbaums ausführlich dargestellt, so daß ich den fernen nordischen Julschein zu sehen glaubte; dies alles in einem großen Brief auf einem alten Kanzleifoliobogen, den er mir unverschlossen übersandte, wahrscheinlich aus einem uralten nordischen Aberglauben.

Dagegen hat Ihr „Heinz Kirch"-Paketchen einen andern Zauber entwickelt. Weil es versiegelt war, so kostete es das Porto von zwanzig Briefen. Sie hätten den Brief extra adressieren und das Paketlein bloß mit einem Zwirn oder Kreuzband umwickeln sollen. Das lassen Sie sich aber nicht den Kaffee verderben. Ich sage es nur, weil ich hoffe, noch manche Edition von Ihnen zu bekommen, und damit alsdann Ihre dienstbaren Elfen, die dergleichen wahrscheinlich besorgen, eine kleine Erfahrung gewonnen haben. Oder sind Sie selbst der jugendliche Heißsporn und Ignorant unserer heilsamen Postanstalten? Doch nicht! Denn bisher haben Sie alle Bücher vortrefflich kreuzbandmäßig und wohlbehalten überliefert. Aber genug des Gebelfers!

Freuen Sie sich Ihrer Tage und genießen Sie die Familien- und Freundesgastereien recht ausgiebig, in denen Sie jetzt vermutlich begriffen sind. Aber jedes Jahr etwas vorsichtiger! Ich weiß nicht, wie Sie's halten; ich weiß nur, daß sich die guten Leute beim Entrainieren und Aufnötigen den Teufel um unsere alten Häute kümmern. Und nun leben Sie wohl bis zum nächsten Mal und seien Sie gegrüßt von

Ihrem Gottfr. Keller.

482. An Carl Spitteler[2])

Zürich, 7. Januar 1883.

Wenn Ihre freundliche Gabe mit meinem Danke zu erwidern ich so lange gezögert habe, so ist daran die neue Lage schuld, in

[1]) Petersen.

[2]) Entwurf. Carl Spitteler selber teilt heute Kellers Urteil über seine „Extramundana", vgl. seine Vorbemerkung zu dem Neudruck und Bd. 1 S. 534 f. und die Anmerkung dazu im Anhang von Band 3.

welche ich durch die „Extramundana" Ihrem Genius gegenüber geraten bin. Durch die Zahl der Beispiele klarer geworden über Natur und Prinzip Ihres Schaffens habe ich in gleichem Verhältnisse einen Teil meiner unbefangenen Freude daran verloren, und der Gegenstand ist mir zugleich doch viel zu wichtig, als daß ich mit den üblichen Redensarten, ohne Aufrichtigkeit, mich benehmen könnte.

Ich fürchte, geehrter Herr, vorläufig und an meinem geringen Orte, sehr, Sie seien mit Ihren kosmisch-mythologischen Gestaltungen und dem, was ihnen zugrunde liegt, auf einem verhängnisvollen Irrweg begriffen, und die Kluft, welche Sie damit überbrücken wollen, werde nur um so breiter und tiefer, trotz allen den naiven Sophismen, mit denen Sie die Position verteidigen und die supponierten oder existierenden Gegner angreifen.

Zu diesen möchte ich um keinen Preis gehören. Vielmehr möchte ich Ihren Werken zunächst einen erklecklichen Erfolg, ein gehöriges Auf- und Ansehen in weiteren Kreisen wünschen, weil ich glaube, daß das wahrhaft unsterbliche Teil Ihres Talentes sich im Sonnenschein oder was Sie dafür nehmen wollen, rascher und schöner entfalten werde, als in dem Schatten der Verkennung und des Mißbehagens.

Ich selbst aber kann mich bei aller Teilnahme nicht anders als passiv dazu verhalten. Das reiche Gewand lebendiger Bewegung an aller Kreatur, dessen Schilderung Ihnen in so hohem Maße zu Gebote steht, zerfällt mir wie morscher Zunder in den Händen, sobald ich die mechanischen Puppen Ihrer mythologischen Willkür damit bekleidet, dieselben zwischen dem Inhalt der Nürnberger Spielzeugschachtel, die Sie Kosmos nennen, herumwanken sehe. Ich darf Ihnen wohl gestehen, da ich einmal so weit bin, daß einem bei der Lektüre nicht selten das Blut siedet vor Ärger über die sündliche oder kindliche Vergeudung von Kraft an eine Marotte. Von dem tieferen Übelstande, daß die Negierung des Lebens die Poesie aufhebt und ein Fakirtum ist, wie jedes andere, will ich schweigen.

Unter diesen Umständen aber halte ich es für meine Pflicht, überhaupt zu schweigen. Eine wunderliche Auskunft freilich, wenn man dennoch so reichlich genossen hat.

Ich muß es Ihnen nun überlassen, mir diesen Ausbruch meiner Mißstimmung zu verübeln oder einfach darüber hinwegzugehen, während ich im stillen der Hoffnung lebe, Sie in guter Stunde mit wenig Meisterzügen die Verwirklichung Ihrer Poesie vornehmen zu sehen. Nur um anzudeuten, wie ich es meine, erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß ich die Personifikation der wirklichen Dinge, wie z. B. der drei Gebete und des Schicksals im „Verlorenen Sohn", nicht zu der Mythologie zähle, die ich nicht anerkennen kann, sondern nach wie vor zu den Schönheiten, über die zurzeit nur Sie verfügen.

Ihr mit ausgezeichnet ꝛc.

483. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 12. Januar 1883.

Liebster Herr und geehrter Freund!

Ich danke Ihnen spät für den wohlwollenden Neujahrsgruß, den ich gerade noch in den Iden des Januarius recht herzlich erwidere. Die guten Stunden, die wir zusammen mit der Brahmsschen Gesellschaft verbrachten, sind mir noch in schöner Erinnerung, und es war auch nicht schwer, in so freundlich aufgelegter Nachbarschaft, wie die Ihrige noch stets für mich gewesen ist, nicht gerade ein Kaliban zu sein.

Daß Sie sich mit meinem Romane zuweilen beschäftigen, gereicht mir zur großen Genugtuung, nachdem ich das ausgewachsene Gesträuch gesäubert und gestutzt habe. Das Höheniveau, das Sie ihm literarisch vergönnen möchten, kommt dem Buche schwerlich zu, da es auch jetzt noch zu gemischt ist in seinen verschiedenen Qualitäten, und namentlich zu dick.

Ich habe Ihnen auch noch abzubitten, daß ich Sie ohne Nachricht über den Ausgang des Guillaumeschen Übersetzungshandels, dessen Sie sich so tapfer angenommen, gelassen habe[1]). Die Sache lief darauf hinaus, daß ein Bruder Guillaumes, der seinerzeit die Kosten bezahlt zu haben scheint, mit 200 Exemplaren auf dem

[1]) James Guillaumes Übersetzung, „Les gens de Seldwyla" (Neuchatel, Sandoz 1864) erschien ohne Wissen des Übersetzers als neue Titelauflage 1882 mit einer Vorrede, welche Gottfried Keller bereits totsagte.

bewußten Wege einen Versuch machte, noch etwas herauszuschlagen (nämlich von der alten sitzen gebliebenen Auflage). Der Verleger Sandoz entschlug sich jeder Verantwortung und Kenntnis, so daß die ungeschickte Manipulation einzig Sache des genannten Bruders zu sein schien und wohl nicht viel geschadet hat.

So oft ich den „Bund" in die Hand nehme, lieber Freund, steigt mir ein Seufzer auf, daß Sie Ihre schönen Jahre an dieser Werkbank verbringen müssen. So erfreulich und erfrischend Ihre Tätigkeit für uns andere sein mag, so wie die brave gute Manneslaune, mit der Sie sich der Notwendigkeit fügen, so muß ich mich doch immer fragen, ob es denn keine Auskunft gibt, die Sie mehr zum Herrn Ihrer kostbaren Zeit machen könnte.

An der Wiener Hofburg[1]) haben Sie in Paul Heyse einen Schicksalsgenossen bekommen, dessen „Alkibiades" von seinem dazu noch intimen Freunde Wilbrandt als „antiker Stoff" ebenfalls abgelehnt worden ist, obgleich der gleiche Herr Direktor nachher ein Racinesches Stück extra neu einstudieren ließ.

Über Spittelers „Extramundana" haben wir glaub' ich neulich mündlich gesprochen. Als ich das Buch neulich gründlich durchlas, wurde ich bald betrübt, bald zornig über so vieles, was ich einmal nicht billigen kann, und ich habe ihm in dieser Stimmung ohne Rückhalt geschrieben. Ich glaube aber nicht, daß er sich irgend daran kehrt, und verlange es auch nicht, denn er ist viel zu fertig und zu reif geworden in seiner Art. Es ist nur zu wünschen, daß nicht einmal ein malitiös objektiver Beschreiber dahinter kommt und das Kind mit dem Bade ausschüttet. Das weitere könnte ich Ihnen nur mündlich sagen; denn zu schreiben gäbe es mir zu viel.

Mit herzlichen Grüßen Ihr G. Keller.

484. An Wilhelm Petersen

Zürich, 13. Januar 1883.

Verehrter Freund!

Sie scheinen die Industrie jenes Gouverneurs von Messina, Goetheschen Angedenkens, in löblichster Weise anzuwenden, da

[1]) Von der Widmanns „Oenone" abgelehnt wurde.

Sie nur noch auf die leer gebliebenen Blätter alter Aktenpapiere schreiben. Glücklicherweise haben Sie eine bessere Gemütsart, als der Tyrann von Messina[1]).

Ihre Neujahrssendung habe ich in zwei Malen empfangen; die Imprimate am Neujahrsmorgen, den Brief am 2. Januar. Der Artikel über die Albumbände des alten Offiziers[2]) hat mich höchlich interessiert. Es muß das das reichste und ansprechendste Monument dieses Charakters sein, von dem ich schon gehört habe. In meiner Jugend kannte ich noch ein paar Aufzeichnungsbücher solcher Tüfteler, mit Bildern ebenfalls; allein sie reichten bei weitem nicht an das hier in Rede stehende. Ich glaube gern, daß Storm sich daran delektiert hat; denn es muß ein ordentliches Bergwerk für ihn spezialiter sein. Welch eine Komposition oder vielmehr nur Kombination von Studie und Novelle könnte er daraus schöpfen. Auch Jean Paul schon hätte seinen Mann, wenn auch in anderer Modifikation, darin gefunden.

Der am Geburtstagsfest in Husum eintreffende Maximiliansorden ist sehr artig und ein heiteres Nachmittagsgestirn an solchem Tage. Es wird wohl der von Berthold Auerbach geräumte Platz sein; möge Meister Theodoros denselben länger okkupieren, als es jenem vergönnt war!

Ihr gemächlicher Grün-Heinrichs-Kultus ersetzt mir jedesmal in der kalten Neujahrszeit ein Gläschen Kirsch, es wärmt und schadet wohl niemandem etwas. Der neue Schluß ist indessen jedenfalls besser als der frühere. Nur hat er etwas zu viel von dem Inhalt, den die meisten nicht gleich verstehen. Es ist wie mit dem Brot, das sie nicht heiß fressen können.

Es dunkelt und ich muß mich für die Abendarbeit zurechtmachen. Weiteres, was noch zu schreiben wäre, will ich auf ein andermal versparen.

Vielen Dank für alle Güte und leben Sie glücklich und zufrieden. Ihr

Gottfr. Keller.

---

[1]) Goethes Italienische Reise. Jubiläums-Ausg. 26, S. 360 f.

[2]) v. Koch aus Schleswig 1719.

485. An Josef Viktor Widmann

Verehrter Freund!

Es ist wieder spät geworden, bis ich dazu komme, Ihnen für den Grün-Heinrichs-Artikel[1]) meine Dankesschuld abzutragen. Über das Maß, mit welchem Sie Zustimmung und Lob erteilen, will ich nicht mit Ihnen rechten, da es doch nichts nützt und die Wahrheit schon an den Tag kommen wird. Speziell werden die Staatsmänner und Pädagogen gelächelt haben über die Weisheit, die Sie dem Buche vindizieren.

Der theologische Passus, den Sie zitiert haben, machte mir nicht viel Zahnschmerz. Strauß, der ehemalige König aller Freichristen, hat ja circa zwanzig Jahre später in seinem „Alten und neuen Glauben" ziemlich das gleiche gesagt, was er freilich auch etwas früher schon hätte entdecken dürfen.

Daß Ihnen die journalistische Stellung nicht unwert ist, vielmehr Genugtuung gewährt, würde auch mir zur vollen Befriedigung gereichen, wenn nicht die schlimme Nachricht von Ihren gesundheitlichen Zuständen dabei wäre. Nun, ich hoffe da mit Ihnen, es werde sich um eine jener Perioden vorübergehenden Unwohlseins handeln, denen Ihre Übergangsjahre zuweilen unterworfen sind. Mit etwas Schonung und zweckmäßigen Sommerkuren wird sich das Übel schon legen, was ich Ihnen von Herzen wünsche.

Herrn Spitteler angehend, so suche ich Aus- und Inwärtige wenigstens dahin zu bringen, daß sie seine Werke einmal aufmerksamer durchlesen, damit sie sehen, was darin steckt. Es ist merkwürdig, wie wenig auch nur kritisches Interesse heutzutage vorhanden ist, um Sachliches zu studieren und Dinge zu betrachten, die man nicht selbst gemacht hat, sobald sie nicht in die Schablone passen.

Freilich, um auf mich zu kommen, muß ich auch immer fragen, was Spitteler eigentlich unter seinem Idealismus verstehe? Soviel ich sehen kann, kleidet er alle seine kosmisch-mythologischen Erfindungen und Begriffe bei ihrem Auftauchen stracks in gut irdische Menschen- und Tiergestalten, die er mit allen Naturalien

[1]) Im „Bund" Nr. 15—17, 16.—18. Januar 1883.

genau so realistisch beschreibt, wie die von ihm verlachten Beschreiber. Seine Schnurre von dem Konkursausschreiben des Planes für die beste Welt[1]) ist vortrefflich und mit echtem Humor durchgeführt bis zu dem Punkt, wo er nun das Projekt seiner Idealwelt zum besten gibt, mit welchem bekränzten Bottich oder Omnibus à dreizehn bis vierzehn Personen, mit der bemalten Stange, an welcher ein Frauenzimmer in die Höhe klettert, der Spaß aufhört. []

Jedoch genug davon, und die Hoffnung darauf gesetzt, daß dieser Geist, sich selbst überlassen, schließlich doch sein heimatliches Ithaka finde!

Linggs liederliche Erwähnung in der „Neuen Freien Presse"[2]) habe ich nachgeschlagen, mich über das dürftige Gebaren aber nicht sehr gewundert, da ich eigentlich noch nie ein vernünftiges oder geschmackvolles Wort in Prosa von ihm gelesen habe.

Mit allen Grüßen Ihr ergebener Gottfr. Keller.

Zürich, 21. Februar 83.

486. An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich, 27. Februar 83.

Verehrtester Herr!

Mit verbindlichem Danke folgt hier das Opus Brahmii zurück, das ich seither auch von dem Verleger erhalten habe, und zwar geistreicherweise in verschlossenem Briefkuvert, so daß ich eine erhöhte Briefgewichtstaxe von 5 Frs. 50 Cent. bezahlen mußte und das Werklein damit fast dreimal im Laden hätte kaufen können. Dergleichen Strafporti werden mir aus Norddeutschland häufig verursacht, aber doch noch keines so teuer. Heute ist nun im Tagblatt die hungerschluckerische Lokalinseratenhudelei der Sortimentsherren, die unsereinem, wie Sie auch erfahren, jedesmal die Milch im Topfe gerinnen macht, wenn etwas erscheint.

Mit allen Grüßen Ihr ergebener G. Keller.

[1]) „Das Weltbaugericht", Extramundana (1883) S. 233.

[2]) 5. Januar. Der Verfasser war aber H. Laube.

487. An Theodor Storm

Zürich, 19. Mai 1883.

Lieber Freund!

Ihr Zwangsmittel mit der Antwortkarte hat, wie Sie gesehen, nichts geholfen. Da die Schreibeseite der Karte von Poststempeln und den ungewaschenen Händen der überliefernden Kräfte beschädigt war, konnte ich sie nicht benutzen und kam daher von der Idee der umgehenden oder postwendenden Antwort ab.

Die Geschichte wegen des Portounfalles hätte ich Ihnen gar nicht schreiben sollen; es geschah auch nur, weil ich um die gleiche Zeit ein Büchlein ganz auf gleiche Weise aus Berlin zugeschickt erhielt, das ich für das erlaufene Porto gerade dreimal zum Ladenpreise hätte kaufen können[1]). Das hatte aber ein junger Buchhändler und Geschäftsmann getan, woraus Sie zu Ihrem Troste ersehen, daß nicht Altersschwäche der Grund des Unglückes ist, sondern jugendlich rosige Unaufmerksamkeit gegenüber den heilsamen Institutionen der Weltpoststaaten, die hoffentlich das Vorspiel der einstigen Weltrepublik sind.

Altersspuren kann ich auch in Ihrer neuen Novelle[2]) nicht entdecken, die ich nun mit großem Behagen gelesen habe. Es ist ja alles mit sicherer Hand und Lebendigkeit gezeichnet. Vom ärztlichen Standpunkt aus könnte man vielleicht sagen, der Held sei ja in der Tat nicht geheilt, solang er zum Selbstmord greife; allein durch das Dunkel, in welchem Sie den früheren kranken Zustand lassen, ist für die nötigen Voraussetzungen freier Raum gewonnen. Sie haben ganz recht, nicht eine psychiatrische Studie zu liefern, sondern sich an die allgemein poetische Darstellung eines seelischen Vorganges zu halten, die nicht für eine medizinische Zeitschrift bestimmt ist.

Von Paul Heyse werden Sie das „Buch der Freundschaft" auch erhalten haben. Es sind wieder drei trefflich symmetrisch gebaute Geschichten. Nur hätte ich in der ersten die gänzliche Erniedrigung der Karyatide durch den schlechten Kerl lieber vermieden gesehen. Aber so sind wir: gewisse Geschäftsverletzungen tadeln wir immer an andern und begehen sie selbst.

Zu dem Maximiliansorden wünsche ich Ihnen schönstens Glück,

[1]) O. Brahm, Gottfried Keller, vgl. vorhergehenden Brief.

[2]) „Schweigen."

da die Art, wie man ihn erhält, eine wirklich artige iſt, nämlich rein durch freundſchaftliche oder genoſſenſchaftliche Neigung. Ich ſelber habe ein paar Unannehmlichkeiten dabei gehabt, indem ſozialdemokratiſche Schimpfblätter mich, als ich mich in irgendeiner Sache mußte vernehmen laſſen, ſofort einen Ordensjäger und Fürſtendiener nannten, obgleich ich auf eine erſte Anfrage Heyſes, als ich noch im Amte war, die Sache umgehend abgelehnt hatte, ohne ein Wort darüber verlauten zu laſſen.

Ich habe immer noch mit dem Druck der Gedichte zu tun, deren letzte von den zirka dreißig Bogen noch im Satze ſind, und kann daher erſt in ein paar Wochen mit ungeteilter Kraft an den Roman gehen, der jetzt wieder obenauf iſt. Ich muß vorderhand abbrechen, werde mich aber bald wieder einſtellen. Die unfreiwillige Korreſpondenz mit den Faiſeurs und Querulanten allerart verbittert einem das Leben. Freund Peterſen, den ich dies Frühjahr erwartet, habe ich auch noch nicht zu ſehen bekommen. Leben Sie fröhlich mit den Ihrigen in Ihrem Beſitztum. Die Schilderung der Ausſicht Ihres Fenſters macht mir immer den Mund wäſſerig. Vielſte Grüße von

Ihrem G. Keller.

488. An Adolf Exner

Zürich, 11. Juni 83.

Ihr Buch über den Begriff der höheren Gewalt, lieber Freund, hat meine Seele mit Dank erfüllt, der ſich ohne Zweifel nach der Lektüre nach meiner Verſtändnisfähigkeit näher artikulieren wird. Am gleichen Morgen traf dann noch der Brief ein, welcher die frohe Kunde Ihres Erſcheinens bei dem hieſigen Univerſitätsjubiläum, wenn auch in noch unſichern Tönen, erſchallen läßt. Eine Einquartierungsmaßregel reſp. Gaſtbeherbergung iſt wie ich höre allerdings vorgeſehen. Es müßte aber wunderbar zugehen, wenn einer gezwungen werden ſollte, in eines der ausgeſpannten Netze hineinzuſpazieren. Ich ſelbſt hatte halb und halb vor, mich über dieſe Tage ſtill zu entfernen, weil mir die ewige Feſtbummelei anfängt die Freude an Land und Leuten zu verderben, zuvörderſt an mir ſelbſt, wie es immer geht, wenn man eine Sache übertreibt. Wenn Sie aber kommen, ſo bleibe ich ſelbſtverſtändlich jedenfalls

da, schon um Sie überwachen zu können, damit Sie nach Ihrer leidigen Gewohnheit nicht zu viel Wein saufen. Dagegen müssen Sie sich eidlich verpflichten, mich nicht etwa im günstigen Moment wieder zu einem unglücklichen Toast zu verleiten, wie damals bei Gusserows Abschiedsbankett im Kasino[1]). Ein Bett werden wir an beliebigem Platz aufstellen. Wenn wir dann den alten Fritzsche[2]) einmal nachts mitschleppen, so ist auch überall ein Wandschrank da, wo er versuchen kann hineinzugehen, und Sie ihn am Frack zurückhalten können. Lassen Sie rechtzeitig wieder von sich hören, und grüßen Sie schönstens sich und andre von Ihrem

G. Keller.

489. An Wilhelm Petersen

Zürich, 1. Juli 1883.

Verehrter Freund!

Sie haben mir eine so liebenswürdige Exekutionsmannschaft[3]) ins Haus geschickt, daß ich mich endlich aus meiner Zerstreuung zusammenlesen muß, um den flatternden Faden unserer Korrespondenz wieder aufzufangen. Die beiden zierlichen Figuren, der St. Georg und der liebliche jugendliche Heilige oder Chorsänger mit dem Buche, sind wohlbehalten angekommen, und ich danke Ihnen allerschönstens für diesen neuen Beweis Ihrer unerschöpflichen Güte. Ich glaube auch daraus entnehmen zu können, daß Sie wohlauf und guter Laune sind, obgleich Sie dies Jahr nicht südwärts geflogen zu sein scheinen.

Ich habe irgendwo eine Ansicht des Schleswiger Altares liegen und wollte sie nur gleich hervornehmen, um die Stelle zu ermitteln, wo die beiden Figürchen stehen, fand aber das Blatt nicht, obgleich es sicher da ist. Es wird unvermutet zum Vorschein kommen. Dagegen hat sich die alte Schachtel mit den Kinderhauben aus dem Umzugsrödel wieder entwickelt, und wenn Sie in der Tat einen Spaß dran haben, so sollen Ihnen diese bescheidenen K l e i n odien nicht entgehen[4])!

Ich bin mit meinen Arbeiten im abgelaufenen Semester nur

[1]) S. Bd. 1 S. 436.

[2]) O. Fr. Fritzsche (gest. 1896), von 1837—1893 Professor der Theologie in Zürich.

[3]) Zwei Brüggemannsche Figuren in Gips.

[4]) G. Kellers Taufhäubchen und Fallhütchen.

langsam vorwärts gekommen. Ich selbst war etwas unwohl mit einer Art Rose und Furunkelei am Halse; die Schwester ist kränklicher geworden, jetzt zwar befindet sie sich wieder etwas besser; allein im Beginn des Frühjahrs hatte sie einen ernstlichen Krankheitsanfall, der sie wochenlang ans Bett fesselte. Die Gedichte, deren Redaktion ich bis zuletzt fortbetrieb und weiter spann, sind demnächst endlich fertig gedruckt; es gibt etwa dreißig Bogen, aber ziemlich kompreß gedruckt. Ich erwarte keine hochzeitlichen Freuden davon; allein es mußte noch geschehen, um den Spaß den unberufenen Nachlaß-Trüffelhunden vorweg zu nehmen.

Ich denke mir, daß Sie diesen Sommer sich mit den Kindern tüchtig in der grünen Natur herumtummeln. Möge es Euch allen wohl bekommen. Hierzulande ist nach einem herrlichen Maimonat ein regnerischer, doch nicht kühler Juni gefolgt, und seit acht Tagen aber wieder heißes Sommerwetter eingetreten.

Seit 1. Mai ist eine sogenannte Landesausstellung in Zürich, die bis zum Oktober dauert und unendliches Volk aus allen Winkeln der Schweiz herbeizieht. Dabei tägliche Musikaufführungen und Konzerte. Das Orchester der Skala in Mailand, deutsche Regimentsmusiken, unser Tonhalleorchester, eine gewaltige Uhrmachermusik aus La Chauxdefonds, Regatten mit Ruderklubs aus Paris, Lyon, München, Frankfurt, kurz Höllenspektakel. Das Beste ist noch eine Kunstausstellung neuer und alter Sachen in einem allerliebst gelungenen Holzbau im griechischen Tempelstil ganz mit Gipsstuck bekleidet; in prächtig beleuchteten Sälen sind zwar nur etwa 600 Bilder neuester Zeit und einige Skulpturen, aber es darf sich doch sehen lassen. Unter den alten Sachen ist eine starke Sammlung gemalter schweizerischer Glasscheiben das Wertvollste; manche kostbare Scheibe ersten Ranges dabei.

Ich habe auch ein Geschäftchen dabei gemacht, nämlich eine Festkantate für die Eröffnungsfeier am 1. Mai, die gesungen und musiziert wurde trotz der sehr mittelmäßigen Verse. Vier Wochen später wurde ich mit dem Komponisten zu einem „Erinnerungsbankettchen" vom Zentralkomitee geladen und am Schluß mit einem goldenen Chronometer beschenkt, den der Hauptexperte und Juror im Uhrenwesen für mich ausgesucht hatte. Er geht auch auf die Minute. Ich aber war über diese unerhörte Genero-

sität und Honorierung, da ich an gar nichts dergleichen gedacht, so verblüfft, daß ich in meinem Dankspruche mich unter die Bäume verirrte und diejenigen Leute leben ließ, welche die Bäume stehen lassen! Man hatte nämlich in einer alten Parkanlage einige schönere Bäume geschlagen, um Raum für die Gebäude zu gewinnen. Die Herren stießen auf die Grobheit dennoch tapfer mit mir an und schrieen hoch! Der Komponist, der hiesige Kapellmeister Hegar, bekam ein Ölbild, Landschaft, das auf der Ausstellung hängt, in prächtigem Rahmen. Doch genug des Schwindels! Nächstens muß ich an Theodor Storm auch einmal schreiben. Sollten Sie ihn vorher sehen, so bitte ich, denselben bieder zu grüßen. Meine besten Empfehlungen an Ihr Haus Ihr alter

Gottfr. Keller.

490. An Julius Rodenberg

Zürich, 8. Juli 1883.

Haben Sie Dank, verehrtester Freund, für die freundliche Sommerepistel aus der alten Kulturgegend[1]). Hoffentlich sind Sie mit den werten Damen wohlbehalten inzwischen dort angelangt, wo die neuen Götter wandeln.

Sie dort wohl aufgehoben wissend, will ich jetzt gleich das Brett am dicken Ende ansägen und den Kernpunkt Ihres Briefes berühren mit der Ankündigung, daß ich das Manuskript auf Mitte August noch nicht abgeben kann! Neben anderweitigen Störungen hat eine abermalige Mutation des Gegenstandes stattgefunden. Die drei Novellen wurden zurückgelegt und der kleine Roman[2]) resp. Einbänder definitiv vorgenommen, weil der Gegenstand einen zu aktuellen Charakter hat, um ihn sich verliegen lassen zu können. Zugleich aber muß ich einmal ein Buch bis auf das letzte Wort fertig machen, um die übereilten Schlüsse und deren Unfertigkeit zu vermeiden und während des Druckes absolute Ruhe zu haben, welche für den glücklichen Verlauf der nächsten Arbeit so wichtig ist.

Seien Sie deswegen nicht ungehalten, teuerster Freund und Vorsteher, wenn ich als Spielmann den zehnten Jahrgang nicht eröffnen kann, und zählen Sie darauf, daß ich bald darauf von

[1]) Fulda.

[2]) „Martin Salander".

meinem Feldwege mit dem Dudelsack fröhlich eintreffen werde. Sie finden leicht einen besseren Vorpfeifer, als ich bin.

Mit den Gedichten habe ich auch bis jetzt zu tun gehabt; der Druck ist beinahe fertig; ob der Verleger sie vor September oder Oktober herausgeben wird, ist mir unbekannt.

Sie sind sehr freundlich, wenn Sie mir wiederholt das gastliche Schutzdach Ihrer „Rundschau"-Warte anbieten und zusichern. Aber ich bitte inständigst, lassen Sie nicht solche Wendungen passieren, wie sie wieder in dem Aufsätzchen von Adolf Frey über Herrn Brahms Buch, das Sie mir gütigst beilegten, enthalten sind: großer Dichter, Grundlage der Kellerliteratur (!). Frey hat an einem andern Orte drucken lassen, ich sei der größte Novellist aller Zeiten und Völker u. dgl. Das alles sieht nun genau so aus, als ob man absichtlich darauf ausginge, mich armen Wurm lächerlich zu machen und den Widerwillen anderer Leute zu erregen, abgesehen von dem unkritischen und daher schädlichen Aussehen, das solche Besprechungen dadurch gewinnen.

Weiter will ich Sie aber nicht mit meinen Nörgeleien behelligen und Ihre drohende Stimmung noch verschlimmern. Indessen empfinde ich doch allgemach die Lust, mich doch vor Torschluß noch etwas in eigener Kritik oder Essayistik bescheidentlich zu versuchen. Was würden Sie gelegentlich zu einer Zusammenhaltung Vischers und Straußens als lyrische Dichter und Nichtdichter sagen, einer Würdigung des Talentes und lyrischen B e d ü r f n i s s e s zwei so bedeutender und in so verwandter Lage befindlicher und sich nahestehender Männer? Antwort eilt nicht!

Ich empfehle mich herzlichst grüßend der Frau Gemahlin, Fräulein Tochter und Ihnen selbst, und wünsche einen recht still vergnügten Sommer und gemütliche Spaziergänge nach allen friedlichen Wald- und Wasserorten, nach getaner Arbeit. Ihr alter

G. Keller.

491. An Marie Melos

Zürich, 18. Juli 1883.

Verehrteste und teuerste Fräulein und Freundin!

Durch allerlei Trubel einer ungewöhnlich unruhigen Sommerzeit bin ich in meiner Zeitrechnung stecken geblieben und werde

heute durch einen gütigen Brief Ihrer Frau Schwester in London aufgeschreckt und nehme wahr, daß wir morgen schon den 19. Juli haben und ich verzweifeln muß, diese Zeilen noch im Laufe des herrlichsten Geburtstages, den es je gegeben hat, in Düsseldorf anlangen zu lassen. Ich habe mich um einen Tag völlig verrechnet. Möge nichtsdestoweniger die Sonne außen oder innen morgen so hell scheinen, als sie es je getan, dem Fräulein an der Herderstraße! Im übrigen werde ich wohl von Ihnen etwa vernehmen, wie es Ihnen seit Neujahr ergangen, und alsdann werde ich meinen Geburtstagsbrief auch noch fertig schreiben. Denn der Signalruf der Frau Ida hat mich zu allem Unglück noch zu einer Stunde überrascht, wo ich notwendige Geschäfte abzuhasten habe und mich mit dem Versuche begnügen muß, wenigstens noch schnell anzuklopfen. Vielleicht sind Sie aber noch gar nicht da, denn dem Briefe der Schwester entnehme ich, daß Sie vorgestern erst aus England wegreisen wollten.

Jetzt gehe ich selber auf die Post, damit ich vielleicht noch einen Nachtzug erwische für diesen Zettel der Verehrung, Freundschaft und Ergebenheit; ich habe außerdem Korrekturbogen meiner Gedichtsverbrechen abzuschicken, welche bald zutage treten werden und mir jetzt schon Katzenjammer verursachen.

Leben Sie also vorläufig glücklich, heiter mit einem rechten Sommergemüt in das neue Jahr hinein und bleiben Sie ein bißchen gewogen Ihrem ältern und doch unweiseren Genossen

Gottfr. Keller.

492. An Theodor Storm

Zürich, 21. September 1883.

Es ist schön von Ihnen, liebster Freund und alter Lebensmeister, daß Sie meinen versprochenen Supplementbrief, der nicht zur Erscheinung kam, nicht abgewartet haben, ohne zu schreiben, und stolz bin ich darauf, daß Sie es am Vorabend des Geburtsfestes taten. Wär' es nicht zu spät gewesen und hätt' ich gewußt, ob man Ihnen telegraphieren kann, ohne die Absendung eines Expressen (von Hanerau?) zu verursachen, so hätt' ich's getan, um mich auch in die Gesellschaft einzuführen. Nun, meine guten Wünsche waren doch dort! Der Waldstrauß des Dodofräuleins,

die Hochzeit mit den zehn Ehrenjungfrauen und dem Pegasusorden ꝛc. sind ja alles herrliche Dinge; nur der Sonnenschatten, d. h. das betreffende Fenster, will mir nicht recht gefallen im Resedazimmer. Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich nur Nordlicht in einem Arbeitszimmer haben, wie die Maler, so daß aller Glanz, Licht und Wechsel der Naturstimmung draußen liegt zur gefälligen Einsicht vom ruhigen Schattensitze aus. Doch soll dies kein Gemäkel an Ihrem Vergnügen sein!

Den Namen des „schwarzen Peter“[1]) habe ich noch nicht gekannt; er ist gut, wie alle solche Schnaken, die keinen Sinn haben und nur des Mutwillens wegen da sind.

Nun haben wir uns also auf das „Grieshaus“ zu freuen, über welchem Sie hoffentlich Ihre Skrupel wegen des „Schweigens“ begraben werden. Sie werden sich so recht behaglich auf den Spazierwegen Ihrer alten Herrendomäne ergehen und dabei immer neu sein.

Im neusten Rundschauheft hat Heyse eine schöne, neue Freundschaftsnovelle[2]) von eigentümlichem Reiz, der auf die übrigen Stücke begierig macht. Sie wissen wohl auch, daß er einen zweiten Band Freundschaftsgeschichten ausgeheckt hat? Bedenklich ist mir bei obiger Novelle, daß er eine extra Reise zur Besichtigung der Stadt Limburg unternommen hat, obgleich die Lokalfarbe sehr gut wirkt. Aber wohin soll eine solche Praxis führen? Wenn sie auch zeitweise verjüngt, so fürchte ich, daß es sich schließlich damit verhalten könnte, wie mit allen andern Verjüngungsmitteln. Das ist freilich eine allgemeine Bemerkung, die ich um keinen Preis Freund Paul persönlich sagen möchte; denn er versteht im Punkte seines Fleißes keinen Spaß.

Seine neuen Dramen habe ich zum ersten gelesen und werde nächstens die zweite Lesung vornehmen. Bis jetzt ist mir das „Recht des Stärkeren“ ein klein bißchen zu Gutzkowsch, was ich jetzt nicht definieren kann. Der „Don Juan“ wird mit seinem Schlusse schon wirksam sein; wenn er szenisch gut arrangiert wird, so ist dieser Schluß glücklich und großartig gedacht, wie die ganze Idee. Der Umstand, daß ich kein Bedürfnis nach einem andern

[1]) Wilhelm Petersen.

[2]) „Siechentrost“ im Oktoberheft 1883.

„Don Juan" empfand als dem Mozartschen, wird freilich für mich durch die beste Tragödie nicht gehoben, was gewiß barbarisch ist. Allein ich kann mir nicht helfen: wenn die Librettisten hinter den Dichtern herlaufen, so seh' ich nicht ein, warum diese es jenen gegenüber ebenso machen sollen. Übrigens muß ich, wie gesagt, den neuen „Don Giovanni" Szene um Szene erst noch bedächtlich und mit Pietät mir aneignen.

Zu Ihrem dänischen Übersetzungsvergnügen[1]) gratuliere ich bestens; ich bin auf einer ähnlichen Station angelangt, da der Däne Holger Drachmann den „Grünen Heinrich" übersetzt hat, dessen Ausgabe im Oktober beginnen soll. Ich bekomme aber nichts dafür, wogegen ich auch keine Arbeit zu leisten habe, was schon wegen Unkenntnis der Sprache nicht möglich wäre. Man sollte aber nachgerade dieselbe noch lernen, obgleich mir die neusten Genies trotz allen Talentes nicht sympathisch sind. Es fehlt mir die Charis, die Sonnenwärme.

Die Gedichte sind nun glaub' ich auf dem Wege der Versendung, wenigstens ist das Zirkular des Verlegers versandt. Ihr Exemplar wird Hertz Ihnen wohl demnächst schicken; es sind zweiunddreißig kompresse Bogen geworden, die keineswegs ein Kompendium der Logik enthalten, was ich absichtlich so gelassen habe, da das Leben mir so gewesen ist. Dafür sind's Verse! Aber was für welche, das ist die Frage; ich mache mir keine Illusionen über die nächste Aufnahme.

Der Roman ist ernsthaft in der Mache; die Wendung zum Schlusse schwebt aber mit ihrer Gestaltung noch immer in den Nebeln des Werdens, trotzdem die Lokalitäten und begleitenden Phänomene sichtbar sind. So kann ich die Vollendung bei ein paar Monaten auf oder ab nicht zeitlich bestimmen.

Soeben (25. September) hat mir Rodenberg vom Genfersee aus auf morgen seine Durchreise in Zürich angemeldet; er wird auch nach dem Buche sehen wollen.

Diesen Sommer war der neue Stern Ernst v. Wildenbruch bei mir und hat mir seither fünf Stück Dramen geschickt, die allen

[1]) Novellen Storms wurden 1883 von J. Magnussen ins Dänische übersetzt. Storm hatte Keller am 13. März 1883 berichtet, daß er 10 Mark Honorar für den Bogen bekomme.

Respekt einflößen. Sie machen den Eindruck, als ob sein seliger Mitbürger Heinrich von Kleist auferstanden wäre und mit gesundem Herzen fortdichtete.

Meine Schwester dankt sehr für die Nachfrage; sie ist leider öfter leidend und wird jedesmal etwas schwächer, als sie vorher gewesen ist. Doch kann es, wie ich hoffe, immerhin wieder besser werden, wenn sie sich dauernd schont.

Sollten Sie den Regieriger von Schleswig baldigst sehen oder brieflich berühren, so bitte ich, ihn zu grüßen; nachher werde ich ihm selber schreiben!

Bitte auch angelegentlichst, mich im Damenzimmer resp. dem Frauenzimmer schönstens zu empfehlen als den

allen ergebensten Gottfried Keller.

493. An Ernst von Wildenbruch

Zürich, 26. September 1883.

Sehr verehrter Herr und Meister!

Da Sie nun wohl nach Berlin zurückgekehrt[1]) sein werden, will ich nicht länger zögern, Ihnen die glückliche Ankunft der fünf stattlichen Bände zu melden, die gleich ebensoviel bewimpelten Schiffen siegreich bei mir einliefen. Es gibt Gemeinplätze, welche man so wenig entbehren kann als die Bemerkungen über Sonnenschein und Regen. So haben Sie die geistreiche Vergleichung mit Ihrem Mitbürger Heinrich von Kleist gewiß schon oft hören müssen; und trotzdem muß ich auch noch kommen und Ihnen sagen, daß ich nach der ersten Lektüre den Eindruck empfand, als ob jener Mann aus dem Grabe erstanden, vielmehr nie gestorben wäre und mit gesundetem Herzen und geklärter Seele in seinen letzten Jahren unter uns lebte.

Ich danke Ihnen, Verehrtester! aus allen Kräften und vertraue mit allen Sinnen auf eine weite, glückliche Fahrt! Meine Wünsche flattern mit Ihrer Flagge. Meinerseits habe ich einen dicken Band von Gedichten zusammengerafft, wie sie ein vierundsechzigjähriges Leben mit sich gebracht. Wenn Ihnen der Ver-

[1]) Wildenbruch war im Sommer 1883 zum erstenmal Keller persönlich nahe getreten und wiederholte den Besuch 1887.

leger demnächst ein Exemplar zustellt, so haben Sie die Güte, die Widersprüche des Buches, Wahrheit und Irrtum, Form und Unform mit derjenigen Nachsicht zu betrachten, welche wir allen menschlichen Gebrechen angedeihen lassen. Wenn Sie mich fragen, warum ich denn ein solches Buch noch herausgebe, so ist die Antwort: Um den bekannten Nachlaßmardern zuvorzukommen, die mit noch weniger Kritik den Handel besorgen würden!

In der angenehmsten Erinnerung an die Stunden, welche mir Ihr freundlicher Besuch gewährt hat, grüße und verharre ich als

Ihr mit größter Hochachtung ergebener G. Keller.

494. An Marie Melos

Zürich, 7. Oktober 1883.

Teuerste Freundin!

Nachdem ich Ihren diesjährigen Geburtstagbrief in der Tasche hatte, blieb ich als schnöder Patron mit meinem verheißenen Supplement säuberlich dahinten. Jetzt rücke ich endlich notgedrungen ein; denn ich soll auch Ihrer Frau Schwester endlich schreiben, die mich von London aus auf den 19. Juli so freundlich bedachte; und nun weiß ich nicht, ob sie noch dort oder wieder bei Ihnen ist. Sie täten ein Wohltätchen, wenn Sie mir auf einer Weltpostkarte nur mit einem „noch dort!" oder „hier" ein Licht aufstecken wollten!

Für Ihre gütigen Tintenwünsche danke ich schönstens, obgleich sie nicht gerade der Weg sind, einen Mohren weiß zu waschen[1]).

Soeben sehe ich in Ihrem Briefe, daß Sie die Schwester schon Ende Juli[2]) zurückerwartet haben, was ich seit dem Empfang vergaß! Ich kann also sofort meine Schuld abtragen, will Ihnen aber vorher noch zu den Hochzeitsfreuden[3]) und zu dem dreiund-

[1]) Marie Melos an Keller, 17. Juli 1883: „Zum neuen Lebensjahr will ich Ihnen nicht allein Gesundheit, Zufriedenheit, Humor, Muße und Muse, sondern auch einen ganzen Strom von Tinte wünschen, in dem Sie lustig umherschwimmen, ohne stecken zu bleiben."

[2]) Aus London.

[3]) Percys Hochzeit zu Krefeld, Februar 1883.

neunzigjährigen Herrn Landrat gratulieren, der noch Stufen überschlagend die Treppen hinaufspringt, das Scheusal![1]) Aber trösten Sie sich! Geht's einst in den Himmel, so werden S i e oben auf der Treppe stehen und Rübchen schaben, und wenn er auch, wie zu hoffen, dreißig Jahre vor Ihnen gestorben ist.

Grüßen Sie freundlich von mir das Percysche junge Paar, das sich ohne Zweifel in ähnlichen ergötzlichen Dialogen bewegt, wie dasjenige im Shakespeare[2]), ohne daß jedoch der neue Percy umkommen soll!

Die Landesausstellung in Zürich, von der Sie schreiben, hat allerdings fünf Monate hindurch viel Geräusch gemacht. Wohl die Hälfte des Volkes in der Schweiz, $1^1/_2$ Million Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Städter und Bauern, kamen herbei und glaubten, es sei jetzt eine bessere Zeit zu hoffen! Zu der Eröffnungsfeier mußte ich eine Kantate machen, welche die Leute so zu befriedigen schien, daß sie gegen den Schluß hin wiederholt wurde und bei einem eigenen Bankettlein der Komponist mit einem Gemälde, ich mit einem hübschen goldenen Chronometer beschenkt wurde. Später geschah noch eine fünfzigste Stiftungsfeier der Universität, wozu ich wieder einen Gesang[3]) lieferte, der im Großmünster mit vollem Orchester und Orgel so stattlich tönte, als ob was dahinter wäre. Ich lege Ihnen das Textlein bei; das fromme Lied auf der letzten Seite[4]) existiert schon lange und wurde ohne mein Wissen eingeschaltet. Das Ganze erschien dann auch in der Berliner protestantischen Kirchenzeitung mit Belobigung, so daß ich nun dafür sorgen muß, daß ich nicht am Ende noch in einen kirchlichen Geruch komme. Am Feste kamen die Theologen schon, mir die Hand zu drücken; da ich in der andern aber ein Glas Rheinwein hielt, so ließ ich es hingehen, um jenen nicht zu verschütten.

Von der Ausstellungskantate habe ich leider keinen Text mehr zur Hand.

---

[1]) Landrat Karl Heuberger in Neuwied, der einen Tag nach Kellers Brief am 8. Oktober starb.

[2]) König Heinrich IV., Erster Teil, 2. Aufzug, 3. Szene.

[3]) Die beiden Kantaten Ges. Werke, Jub.-Ausg. 9 S. 281 und 283.

[4]) „O mein Heimatland."

Den stillen Gedächtnistrunk habe ich am 19. Juli pünktlich und genügend getan, und glücklich hat, obgleich ich in Gesellschaft war, niemand den Tag gemerkt und den feierlichen Augenblick.

Nun leben Sie glücklich und froh weiter ins Leben hinaus, wie in eine schöne Landschaft mit weitem schwimmendem Horizont. Dabei bleiben Sie immer ein bißchen gewogen Ihrem alten Anhänger und Freunde

G. Keller.

495. An Ida Freiligrath

Zürich, 13. Oktober 1883.

Hochverehrte Frau und Freundin!

Ehe das Vierteljahr ganz vorüber ist, will ich Ihnen doch noch von Herzen für Ihre gütigen Geburtstagswünsche und für die mutmaßliche Genzianenblume danken, die seither neben dem Bilde des verewigten Ferdinandus vor mir steht. Nicht minder hat mich gefreut die Beschreibung von Land und Leuten in Forest Hill, und möchte es dem genannten Manne so wohl gönnen, wenn er noch ein wenig hätte an diesen Dingen teilnehmen können. Der glor- und honigreichen Frau Tochter Käthe werde ich die gewünschte Photographie gelegentlich zuschicken nebst Beantwortung ihrer liebenswürdigen Karte.

Unsere Wohnung am Zeltweg an der Ecke der Gemeindegasse ist nicht erfreulich wegen unaufhörlichen Straßenlärms; trotzdem vermeide ich einen abermaligen Umzug, bis ich etwas ganz Gutes, nach kurzsichtigem Ermessen, finde, wo ich dann nicht mehr zu zügeln hoffe bis zum letzten Auszuge.

Meine Schwester war im Frühjahr sehr unwohl und ist wohl bleibend angegriffen. Den Sommer über und jetzt ist sie zwar besser, allein die Grundursachen sind eben da.

Frau Dr. Schulz ist vor ein paar Monaten in Zurzach, einem kleinen Rheinstädtchen im Aargau, still gestorben, wohin sie sich zurückgezogen hatte, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Sie muß manche Korrespondenzen von Wilhelm Schulz und andere schriftliche Denkzeichen besessen haben, über deren Verbleib ich nichts weiß. Wenn sie den Kram verbrannt hat, was sie wohl imstande war, so ist es am Ende noch das Beste angesichts der Nach-

laßmarder und literarischen Spekulanten, die auch in Zürich scharenweise herumlaufen.

Es dunkelt und ich muß sehen, die heut geschriebenen Briefe noch fortzuschaffen. So schließe ich denn für einmal; im November soll mein dickes Gedichtbuch endlich versandt werden, was Sie dann auch für einen Brief ansehen mögen, soweit es Sie noch anspricht.

Ich wünsche den besten Wintersanfang und -ausgang und bin inzwischen mit alter getreulicher Verehrung Ihr ergebener

G. Keller.

496. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 7. November 83.

Ihr Brief in Versen, mein lieber verehrter Freund, ist zwar ein starker Tabak und fast geeignet, in ironischem Sinne aufgefaßt und verwendet zu werden; da er aber unter uns bleibt und ich zu wissen glaube, wie Sie es meinen, so darf ich meinen Dank für die Mitteilung nicht zurückhalten, zumal ich durch die Feuerwolke hindurch doch erkennen kann, daß mein dickes Gedichtbuch jedenfalls bei Ihnen nicht durchgefallen ist, worüber ich froh bin. Denn es ist immer eine bedenkliche Sache um die Frage: Ist das nun eigentlich Poesie oder nicht?

Ihren Krieg gegen Robert Weber[1]) habe ich neulich mit einiger Verwunderung beobachtet. Meinerseits erschrecke ich jedesmal, wenn dieser Parasit der sogenannten Nationalliteratur mich bei seinen Unternehmungen einbezieht, und ich würde ihm gern einige Louisd'or bezahlen, wenn er es unterließe. Und Sie ereifern sich, wenn er dies gratis tut! Sie anerkennen ja hiemit, daß der ehemalige Pfarrer von Oberstraß Sonnenschein und Regen machen könne.

Gott bessere Sie! Sie haben es ja nicht nötig!

Mit besten Grüßen Ihr G. Keller.

[1]) Der Schriftsteller Robert Weber (1824—1896), Herausgeber einer „Poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz" und einer „Nationalbibliothek", war einer der hauptsächlichsten Vertreter der Idee einer schweizerischen Nationalliteratur, die Widmann, Keller folgend, damals im „Bund" bekämpfte.

497. An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich, 22. November 1883.

Verehrtester Herr!

Hoffentlich ist Ihr Unwohlsein jetzt gänzlich gehoben! Auch ich war seither verschiedentlichen Indispositionen unterworfen, so daß ich erst jetzo dazu komme, Ihnen das freundliche Doppelgeschenk vom 12. dies, die so sehr wohlwollende Entgegennahme des Versekastens und die Novelle[1]) zu „verdanken", wie der Zürcher sagt. Diese Geschichte ist wieder ein recht schlankes und feingegliedertes Reh aus Ihren alten Jagdgründen und ich wünsche neuerdings Glück zu der Sprache, mit der sie gesprochen ist. Ein vortrefflicher Kontrast sind die beiden Knaben: Julian, der stirbt, wenn er von schlechter Hand geschlagen wird, und der junge Argenson, der „sehr gut" sagt, wenn er von guter Hand eine Ohrfeige erhält! Und beide sind gleich brav!

Was meinen Gedichten mangelt, weiß ich wohl; es ließ sich eben nicht mehr besser machen, da die Sache seit vierzig Jahren angefangen war, und ignorieren konnte ich sie auch nicht, wegen der Nachlaßmarder, denen ich sie soweit möglich aus den Händen nehmen mußte. So ist das Buch gewissermaßen von selbst am Wege gewachsen, wie eine ungefüge dicke Distel. Aber sie ist am Ende wenigstens geworden.

Ich wünsche Ihnen und Ihrem Hause einen recht gesund heitern Winter mit ergiebigen Tagen und frohen Stunden.

Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

498. An Theodor Storm

Zürich, 23. November 1883.

Lieber Freund und Meister!

Ich habe gestern endlich die Gedichte an Sie abgesandt, nachdem ich wegen des Modus in einige Konfusion geraten war, im Glauben, der Verleger würde es tun. Leider konnte ich Ihnen kein gebundenes Exemplar schicken, trotz des schönen Bandes, den Sie mir unlängst geschenkt und für welchen ich herzlichst danke.

[1]) „Die Leiden eines Knaben."

Paul Heyse scheint auf seiner Theaterreise begriffen zu sein; sollte er bei Ihnen vorsprechen, so grüße ich einmal beide Herren zusammen aus der Ferne.

Die Widmung Ihrer „Zwei Novellen" an Do ist ganz allerliebst, wozu auch das Geheimnisvolle mitwirkt. Das Töchterchen muß ja unter dem Kränzlein ordentlich wachsen, und die ganze Herrschaft lacht gewiß vor Vergnügen, wenn sie sich die Neugierde der Welt, was die Silbe Do bedeute, vorstellt[1]).

Doch will ich Sie jetzt Ihren Weihnachts- und Julfestprojekten überlassen, mit denen Sie ohne Zweifel schon eifrig beschäftigt sind, und wünsche tausend neue Ideen und gesunde heitere Tage dazu als Ihr altes Inventarstück Gottfr. Keller.

499. **An Wilhelm Petersen**

Zürich, 24. November 1883.

Verehrter Freund!

In Eile will ich nur mit besten Grüßen anzeigen, daß ich gestern mein schreckliches Paket Verse abgesandt habe, aber nicht mehr Zeit fand, dazu zu schreiben. Fügen Sie sich in das Geschick und schneiden Sie dem Ungetüm den Bauch täglich nicht mehr auf, als nötig ist, die bösen Geister ungefährdet nach und nach entweichen zu lassen!

Hier lebt zurzeit ein Mecklenburger Herr Dr. Floerke[2]), bislang in Florenz gewesen, der Sie auch kennt. Er ist ein sehr netter und fixer junger Mann, mit welchem ich schon mehr als eine wohlgemessene Flasche geleert habe.

Ihr getreulich ergebener G. Keller.

500. **An Erich Schmidt**

Zürich, 12. Dezember 1883.

Verehrter Herr Professor!

Sie haben mich durch die gütige Übersendung Ihres „Lessing" in die günstige Lage gesetzt, mich mit dankbarer Gesinnung direkt

[1]) Do war der Rufname von Storms zweiter Frau; derjenige der Tochter war Dodo.

[2]) Gustav Floerke aus Rostock (1846—1898), der Kunsthistoriker, bekannt vor allem durch sein Buch „Zehn Jahre mit Böcklin".

an Sie wenden zu können, nachdem ich durch Ihre Schriften und gemeinsame Freunde so viel Gutes von Ihnen erfahren.

Für jetzt kann ich, während das Buch auf meinem Tische liegt, nur meine Bewunderung ausdrücken, wie es möglich ist, den alten Marmor so vollkommen zu einem neuen Bildwerk umzuhauen. Und so instruktiv zu sein, ohne die Spannung zu beeinträchtigen.

Daß Sie das bescheidene Gänseblümchen meines Namens sinngedichtlichen Andenkens so großmütig an das Vorwort gehängt haben, darf ich nicht verschämt unerwähnt lassen, sondern mache meinen anständigen Knicks, gleich einem eitlen Poetlein.

Ich wünsche Ihnen alles Glück zur Vollendung des sonnigen Werkes.

Vor ein paar Jahren war ich schon einmal auf dem Punkte, an Sie zu schreiben, als Sie anläßlich des Todes Berthold Auerbachs in einem Wiener Blatte einen Aufsatz erscheinen ließen und unter anderm eine meine Wenigkeit betreffende Anekdote anführten, wie mir Auerbach dreimal einen Artikel über mich zugesandt und mich endlich an ein dankbares Lebenszeichen gemahnt habe, worauf ich drei Dankbriefe oder Empfangsanzeigen zugleich abgesandt hätte. Hieran war kein wahres Wort, als daß ich, nachdem der bezügliche Artikel in der „Deutschen Rundschau" erschienen war, wohl ein halb dutzend Male daran war, an Meister Berthold zu schreiben, aber seltsamerweise *jedesmal* zufällig gleichzeitig in Zeitungen las, daß Auerbach da oder dort auf Reisen sei! Dann schob ich es natürlich immer wieder auf und so wurde es überhaupt zu spät[1]).

Solcher Schnurren sind damals mehrere, wahrscheinlich von Berlin aus, in Umlauf gesetzt worden; sogar die Begräbnisfeier im Schwarzwald mußte dazu Anlaß geben. Ich hatte für die Familie einen anspruchslosen Kondolenzbrief hingeschickt, welcher sofort zu einer baren Lüge benutzt wurde.

Daher wollte ich wenigstens Ihnen eine kleine Aufklärung über die Natur dieser wunderlichen Mythen zukommen lassen, fand aber dann nicht für schicklich, wegen solcher Lappalien ein Weiteres an den Trauerfall zu knüpfen. Jetzt aber verlockt mich

[1]) Vgl. oben S. 389 f.

die Geschwätzigkeit des Behagens an Ihrem Geschenk dazu, was Sie mir zugut halten wollen!

Ihr dankbar ergebener Gottfr. Keller.

501. An Julius Rodenberg

Zürich, 9. Januar 1884.

Verehrter Freund und gefürchteter Vorsteher!

Ich darf doch die Iden des Januars nicht vorbeischlüpfen lassen, ohne Ihnen und der gütigsten Gemahlin für den freundlichen Neujahrsgruß herzlich zu danken und denselben um so aufrichtiger zu erwidern, je weniger ich ihn um Sie verdient hatte. Wenn ich Ihnen melde, daß mich Ihr lieber Brief vom 16. November in einer vollkommenen Briefersstarrung traf, die bis jetzt anhielt (er ist der erste, den ich von einem dicken Konvolut oben abhebe), so haben wir auch gleich den Übergang zu der gewünschten Orientierung wegen des Romans oder der dicklichen Novelle oder wie wir es nennen wollen!

Dieses Opus hat nämlich nochmals einen Stillstand erfahren von jener Art, die mit einer Evolution verbunden ist und ruhig ertragen werden muß. Das Skelett bleibt bestehen, aber es knacken alle Gelenke und die Knochen wachsen sich kräftiger aus. In solcher Situation darf man das alte Recht, das Wesen eine Weile sich selbst zu überlassen, wohl benutzen oder soll es vielmehr. Denn wenn man trotz alledem weiter zappelt und industriös ist, so bleibt das Geschriebene in Gottes Namen stehen und die besseren Ahnungen und Mahnungen verhallen spurlos. Damit ist leider nicht gesagt, daß ich etwas höchst Vortreffliches zu erreichen meine; allein es kommt doch hinzu, daß ich durch das vertrackte Gerühmsel, das mir in letzten Zeiten teilweise widerfahren ist, veranlaßt bin, an meinem geringen Orte ein wenig darauf zu sehen, daß ich nicht plötzlich abfalle, sonst geht es mir schlechter, als jemals. Jetzt bin ich aber wieder dran gegangen, und Sie tun ein Liebeswerk, wenn Sie noch einige Zeit, d. h. drei bis vier Monate längstens nicht auf das Manuskript rechnen wollen. Kommt es vorher zustande, so wird es sofort abgeliefert werden, auch wenn Sie es alsdann nicht sogleich drucken resp. brauchen können.

Ich danke auch für die rapide Besprechung der Gedichte und deren Abdruck[1]) und bitte, Herrn Brahm recht biedermännisch von mir zu grüßen. Über den schmeichelhaften Tenor des Aufsatzes will ich mich diesmal nicht unnütz machen, sonst schlägt er gelegentlich ins Gegenteil um, und das würde mich dann doch wieder verblüffen als verwöhnten alten Esel. Ein solcher wird am Ende auch fähig, alle Münchhausiaden zu glauben, die man über ihn sagt. Ihre eigenen warmen Worte haben mich nicht minder gefreut und dankbar gestimmt als die eines wirklichen Mitlebenden, obgleich ich mit bezug auf das Buch das Gefühl nicht loswerde, daß es kein lyrisch melodiöses und vielfach zu prosaisch und rauh sei. Daß Sie mit Brahm den „Apotheker" nicht veraltet und wässrig finden, hat mich jedoch tatsächlich erquickt, da dies Stück seinerzeit ganz con amore entstanden ist und ich doch fürchtete, es werde nicht goutiert werden.

Ihr Dezemberheft war für uns Zürcher sehr rühmlich durch die beiden Meyer[2]), wenn auch der Chemikus Berlin angehört. Sein Artikel ist ein wahres, für den Laien sogar luzides Musterstück, soviel ich urteilen kann. Meister Ferdinands „Hochzeit des Mönchs" ist wieder ein Treffschuß bis auf die Ausführung der Töterei am Schluß, die nicht befriedigt; es ist zu hastig und ungeschickt und wirkt darum nicht tragisch genug. Diese vertrackten Mordfinales, die seine Passion sind, versteht er doch nicht immer durchzudenken. Dann gibt er sich zu sehr einem leisen Hang zur Manieriertheit, wo nicht Affektation des Stiles hin, was ich ihm einmal getreulich sagen werde.

Daß ich Sie im neusten Heft mit alter Teilnahme und fröhlicher Erinnerung auf den Kreuzberg und der Enden begleitet habe, stellen Sie sich gewiß vor und denke immer, ich werde Sie noch einmal auf solchem Gange begleiten, wenn ich auch die „Weiße" nicht mit zwei Fingern werde heben können[3]).

Empfehlen Sie mich den Damen mit allen guten Grüßen als den alten

G. Keller.

[1]) In der „Deutschen Rundschau" Bd. 37. S. 469.

[2]) C. F. Meyer, von dem das Heft den ersten Teil der „Hochzeit des Mönchs" brachte, und Viktor Meyer, von dem ein Aufsatz über „Die Umwälzung in der Atomlehre" darin stand.

[3]) Vgl. Deutsche Rundschau Bd. 38 S. 81.

502. An Maria Knopf[1])

22. Januar 1884.

Verehrtes Fräulein!

In Ihrem gütigen Briefe vom 16. November haben Sie eine ſo liebenswürdige und anmutige Schilderung von ſich ſelbſt gemacht, daß ich mich nicht ſympathiſcher erweiſen zu können glaubte, als wenn ich meiner Trägheit den Zügel ſchießen ließ, um die holde Bequemlichkeit, deren Sie ſich ſo artig beſchuldigen, zu überbieten. Das hatte ich zwar nicht einmal nötig; denn von meiner Faulheit zeugt ja ſchon der kleine Katalog meiner Ihnen bekannten Werke, den Sie mir mitteilten und der trotz ſeiner Kürze ſo vollſtändig iſt, daß ich Ihnen nicht ein noch ungeleſenes Buch ſenden konnte, das aus meiner Fabrik hervorgegangen!

Ich habe zwar immer vor, mich noch recht fleißig zu erweiſen, wobei ich auf die Langeweile, Geiz, Eigenſinn und andere Übel rechne, welche manchen alten Leuten anhaften und ſie zur Tätigkeit anſpornen; allein ich bin noch keineswegs ſicher, ob die Torheiten bei mir einen ſo günſtigen Verlauf nehmen werden.

Nun danke ich Ihnen aber auch allerſchönſtens für die neuſte Güte und den freundlichen blumigen Weihnachtsgruß! Sie ſind ja eine ſtete reizende Wandelbarkeit in aller Ruhe, deren Sie ſich erfreuen! Aus einer würdigen Matrone, die ich mir vorſtellte, iſt ein Fräulein, ſogar eine Senatorstochter[2]) geworden, aus der Gärtnerin vom Schwarzwald eine Zuckerbäckin (wie man hier zu ſagen pflegt); denn ich bin ſchon ſo vorwitzig, mir einzubilden, daß das ſüße Hausgebück unter Ihrer eigenen Aufſicht entſtanden ſei.

Die Vorſtellung ſolchen Fleißes hätte mich faſt verleitet, an einem kleinen Roman, den ich jetzt ſchreibe, raſcher zu arbeiten und das tägliche Penſum zu vergrößern; jedoch fürchtete ich bei reiflicher Überlegung, Ihnen durch ein ſo tobſüchtiges Gebaren zu mißfallen, was ich nicht wünſchte.

Soeben fällt mir ein, daß im letzten Spätjahr „Geſammelte Gedichte“ von mir erſchienen ſind, die zwar kein Damenbuch genannt werden können und zum guten Teil Ihnen ſchon bekannt

[1]) Maria Knopf hatte ſich im Auguſt 1883 durch eine Sendung Kirſchwaſſer aus der Beſitzung ihres Vaters im Schwarzwald bei Keller eingeführt.

[2]) Fräulein Knopfs Vater war Senator der Stadt Frankfurt a. M.

sind. Ich werde mir daher erlauben, Ihnen den unförmlichen und sehr problematischen Band gelegentlich doch zu senden und Sie zu bitten, die alten, noch kruden Wildlinge, die Sie haben, dafür zu verbrennen.

Da der Januar noch nicht vorbei ist, so schließe ich meine herzlichsten Wünsche für gegenwärtiges Schaltjahr an. Möge dasselbe Ihnen seine 366 Sonnen wenigstens in der Seele schön und gleichmäßig heiter aufgehen lassen und über Ihrem und des Kaisers Reich freundlich hinweggehen.

Ihr mit größter Hochachtung ergebener Gottfr. Keller.

503. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 28. Januar 1884.

Verehrter Freund und Gönner!

Ein abermaliger mit Weihnachten angetretener Briefbankrutt, der Freunde und Feinde gleichmäßig in seinen Abgrund zog, hat auch Sie getroffen, und mit der allmählichen Wiederherstellung der korrespondenzlichen Solvenz kommt auch an Sie die Reihe, eine Abschlagszahlung zu erhalten. Ich danke Ihnen also, wenn auch spät, doch um so wärmer für Ihr Novellengeschenk[1]), das ich mit Kurzweil und Erbauung durchgelesen habe. In den heiteren Sachen wirkt Ihr guter Humor um so fröhlicher, als Sie überall in Land und Leuten zu Hause sind und man einen festen Boden unter den Füßen hat. Allerdings ist das Stück „Als Mädchen" auch nach meinem Geschmacke das Novellenstück par excellence im Buche; es klingt, als wenn es nicht nur in Spanien spielte, sondern auch dort in älterer Zeit geschrieben wäre. Aber auch das „Doppelleben" ist meisterhaft gemacht, und der letzte Teil, wo Staunton in der weiten Welt irrt, um der Katastrophe zu entfliehen, ebenso neuartig als erschütternd. Freilich kann man mit der Lösung nicht einverstanden sein; wenn es auch nicht nötig und artig war, daß Baechtold in der „Neuen Zürcher Zeitung" den Handel in schroffem Tone angezeigt hat, so ist das bewußte Fortleben des Sohnes im Inzest mit der Schwester auch nur in der Vorstellung der Leserwelt untun-

[1]) „Aus dem Fasse der Danaiden." Zwölf Erzählungen. 1883.

lich und verletzend. Gewiß ließe sich der Fall psychologisch und ethisch schon gründlicher besprechen; daß es aber schriftlich nicht einmal wohl angeht, scheint eine Negation zu sein. Haben Sie Theodor Storms Gedicht „Geschwisterblut" (Band 1, S. 35 der „Gesammelten Schriften") nicht gelesen? Die Situation ist zwar nicht die gleiche; allein der Schluß scheint mir doch allgemein gültig und ist sehr ergreifend und zugleich beruhigend. Aber, wie gesagt, daß die Novelle mir als sehr gut komponiert und erzählt erscheint.

Noch habe ich Ihnen auch nicht für die pompöse Besprechung meiner Gedichte[1]) und für deren Zusendung gedankt, was ich herzlichst nachhole. Ich war und bin etwas verlegen wegen der Graduierung, welche Sie mit meiner Persönlichkeit darin vorgenommen. Dergleichen kann und soll man nie von einem unglücklichen Lebewesen sagen, ganz abgesehen von der Unbilligkeit gegen manchen, der besser und fleißiger ist, als just der Betroffene; und, was ein eigentliches Übel ist, es wirft bei den andern auf den unschuldigen Sünder selbst den Schein des Größenwahns und der Anmaßung.

Nehmen Sie, bester Freund, den nörgelnden Tenor dieses Briefes nicht für ungut und leben Sie im übrigen so frisch und fröhlich, so gesund und glücklich in das angestochene Jahr hinein, wie ich hoffe, daß Sie es angetreten haben. Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

504. An Fritz Mauthner

Zürich, 29. Januar 84.

Verehrter Herr!

Hoffentlich ist wegen der Verzögerung, durch Bequemlich- und Vergeßlichkeit verschuldet, noch keine Katastrophe eingetreten[2]). Indessen sende ich Ihnen das mir übermittelte Exem-

[1]) Bund Nr. 327—331.

[2]) Ein Berliner schenkte seiner jungen Frau zu Weihnachten G. Kellers „Gesammelte Gedichte" und schrieb scherzweise mit verstellter Hand die Dedikation in das Exemplar: „Einer norddeutschen Verehrerin der Verfasser." Die Frau war außer sich vor Freude; der Mann wagte nicht mehr, seine Lüge einzugestehen. Da machte Fritz Mauthner einen rettenden Vorschlag. Er sandte dem Dichter ein sauberes Exemplar und bat ihn, die Lüge nachträglich zur Wahrheit zu machen. G. Keller trug folgende Verse ein:

plar mit der gewünschten Inschrift versehen endlich zurück, bin aber nicht sicher, ob das Geschreibsel der Situation entspricht; jedenfalls kann ja der Austausch nicht ohne Entdeckung der eheherrlichen Mogelei vor sich gehen.

Der drollige Vorfall ist übrigens ein merkwürdiges Pendant zu einem ähnlichen, der mir vor achtunddreißig Jahren, gerade auch mit Berlin, passierte. Als nämlich im Jahr 1846 das erste Bändchen meiner lyrischen Übeltaten erschien, schickte der Heidelberger Verleger ein Exemplar an den seligen Herrn von Varnhagen in meinem Namen und mit einem an meiner Statt geschriebenen Briefe, ohne mein Wissen, um seine Pfote als jugendliches Poetenautogramm in die berühmte Handschriftensammlung Varnhagens einzuschmuggeln. Ich erhielt eine artige Antwort Varnhagens; die Sache klärte sich aber erst auf, als ich einige Jahre später selbst nach Berlin kam. Der Buchhändler gestand seinen Scherz dann auch ein und entschuldigte ihn mit dem unwiderstehlichen Triebe, obigen Zweck zu erreichen.

So bewegt das Leben nach allen Seiten hin seine rätselhaften Rhythmen. Ein solcher von achtunddreißig Jahren Taktdauer ist aber ein ganz respektabler!

Mit freundlichem Gruße Ihr ergebenster G. Keller.

505. An Ferdinand Weibert

Zürich, 12. Februar 1884.

Hochgeehrter Herr!

Mit bestem Danke habe ich Ihr Schreiben vom 9. dies, die Aushängebogen des ersten Bandes des „Grünen Heinrichs" und die französische Rezension erhalten, sowie Ihre gefällige Nachricht über die Fortsetzung des Druckes.

Die Idee einer illustrierten Ausgabe von „Romeo und Julie"

„Ich weiß' ein Geschenk, Das mir nicht gehört Und doch ist mein eigen; Ich send' es der Dame, Die nie ich gesehn Noch nennen je hörte; So schreib ich ins Blaue Zu Ehren der Schönen Die widmenden Worte Mit luftigem Gruß.

Zürich, Julzeit 1883/84. G. Keller."

Vgl. Deutschland, Wochenschrift für Kunst und Literatur, von Fr. Mauthner 1890, Nr. 44, S. 728.

trifft merkwürdig mit einem ganz gleichen Angebote des Friedrich Bruckmannschen Verlags in München zusammen, welches mir neulich gemacht wurde, eventuell mit dem Ersuchen um meine Vermittlung Ihrer Einwilligung. Ein Künstler, hieß es, sei bereits für die Sache gewonnen. Ich habe jedoch für meinen Teil die Zusage abgelehnt, um meine Vertragsverhältnisse nicht zu sehr zu komplizieren; wie ich denn überhaupt für die Zeitrichtung, die Literatur immer mehr an das Schlepptau der Illustration zu hängen, nicht gerade begeistert bin. Ich fürchte, das große Lesepublikum werde zuletzt das selbsttätige innere Anschauen poetischer Gestaltung ganz verlernen und nichts mehr zu sehen imstande sein, wenn nicht ein Holzschnitt daneben gedruckt ist. Doch das nur beiläufig.

Selbstverständlich habe ich nichts einzuwenden, wenn Sie selbst eine illustrierte Ausgabe der genannten Erzählung unternehmen wollen, und würde lediglich die gefällige Mitteilung der bezüglichen kontraktlichen Redaktion gewärtigen.

Dabei glaube ich aber das leise Bedenken nicht unterdrücken zu dürfen, ob der Gegenstand sich wirklich auch für ein Werk kostspieliger Geschenk- resp. Salonliteratur hinsichtlich des pekuniären Erfolges eigne, indem der sinnlich selbstmörderliche Schluß der Erzählung meines Wissens in gewissen moralisierenden Kreisen seinerzeit etwelchen Anstoß erregt hat. Für den Bestandteil einer Novellensammlung hat das weniger zu bedeuten; anders dürfte es vielleicht mit der teuern Einzelausgabe des Prachtwerkes beschaffen [sein], bei dessen Auswahl zu Geschenkzwecken mancherlei Rücksichten genommen werden. Indessen ist zuzugeben, daß in den letzten 30 Jahren sich manches geändert hat.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster G. Keller.

506. An Marie von Frisch

Verehrte Frau Professor!

Es ist sehr gescheit von Ihnen, daß Sie die saubere Aufführung nicht länger dulden wollen, der ich anheimgefallen, und so hab' ich endlich, abends 10 Uhr, mir ein Glas Rotwein zurechtgestellt,

eine gute Zigarre angesteckt und fange an zu schreiben. Allein freilich merke ich bereits, daß es mit der Zigarre nicht geht, und schwanke einen Augenblick, ob ich mich nicht lieber wieder hinsetzen und rauchen will; doch die Tugend und Freundschaft siegt, und so bleibt es dabei, daß ich schreibe.

Haben Sie also tausendmal Dank für das Christkindchen, die pompöse Türkenschere, die so spitzig ist, daß man zwei schöne Dolche davon machen könnte. Sie schmückt herrlich meinen Tisch neben dem Falzbeinsabel Ihres tapfern Bruders. Ich erhielt die Sachen pünktlich am Neujahrsmorgen, als ich beim Frühstück saß und mich freute, daß es kein Spätstück sei; denn ich war in aller Mäßigkeit um 2 Uhr nach Haus gekommen.

Auch für die geschmackvolle Idee, mir ein Tanagrawesen zu schenken, bin ich herzlich dankbar; wenn Sie's aber auch fertig bemalen sollten, so müssen Sie es doch nicht schicken, da dergleichen bei mir nicht fortkommt. Die „abstaubenden" Weibspersonen demolieren dergleichen unerbittlich und brechen alles, was vom Leibe absteht, so daß die armen feinen Armchen, Händchen und Füßchen überall in Schächtelchen und Schälchen herumliegen, weil sie mich wegzuwerfen dauern, während die verstümmelten Figuren sich nicht einmal mehr kratzen können, wenn sie's beißt.

Der Grund meines Schweigens war ein schändlicher Haufen von Briefen, die sich zur Beantwortung angesammelt und mich melancholisch machten, so daß ich einfach zu streiken anfing und die Gerechten mit leiden ließ. Ich laboriere jetzt noch daran. Es gibt Leute, die einen gar nichts angehen und sich förmliche Korrespondenzen erzwingen wollen. Das Schönste war vor Weihnachten eine Anzahl Exemplare meiner eigenen Gedichte, die mir zukamen, um je eine Dedikation hineinzuschreiben für die Frau, den Mann, den Onkel usw. Das mußte ich dann wieder verpacken und auf die Post befördern. Einer schickte ein extra schön gebundenes Buch, das ich seiner Frau freundlich widmen sollte, die ich so wenig kannte als ihn selbst. Ich war auf dem Punkte, es Ihnen zu schicken, es war sehr hübsch aussehend, schrieb aber doch eine undeutliche Redensart hinein. Ein anderer hatte die Sache selbst besorgt und mit meinem Namen versehen, es als meine Handschrift ausgebend. Nachher bekam er Furcht,

es möchte auskommen und der Friede gestört werden. Er kaufte ein neues Exemplar und ein Dritter mußte es mir senden und mir den Kasus anvertrauen, damit ich die Sache gut machte[1]).

Ihre und des Bruders Exemplare liegen längst bereit, und Sie wissen jetzt, warum mir das Packen verleidet war. Ihr habt aber nicht viel verloren, da es unmöglich ist, in dem monotonen Zeuge lang hintereinander zu lesen. Wenn ich wieder auf die Welt komme, will ich es besser machen, wie ich auch normalere Ohrläppchen mitbringen werde. Ein Bildhauer, der neulich meinen Kopf modellierte, kam der Sache auch auf die Spur und behandelte sie mit großer Aufmerksamkeit, mir mit der Nase immer um die Ohren herumschnaufend. Er ist der erste, der nach Ihnen davon sprach. Allein ich habe auch seit Jahren einen Mondschein hinten auf dem Schädel, den man mir so konsequent verschwiegen hat, daß erst vor einem halben Jahre die Schwester mich darauf brachte, indem sie sagte: „Deine Tonsur fängt nicht übel an, sich auszubreiten". „Ich weiß ja gar nicht, daß überhaupt ein Anfang da ist!" rief ich. „Ha, schon lang!" Ich nahm zwei Spiegel und erblickte wirklich das Entsetzen.

Sie haben recht, daß Sie sich des Lebens freuen, bleiben Sie gesund mit Mann und Kindern und mir freundlich gesinnt. Wenn ich etwas weiß, schreib' ich schon einmal wieder.

Zürich, 15. Februar 1884. Ihr G. K.

Die Zigarre hab' ich doch während des Schreibens fertig geraucht. Weil sie gut war, merkte sie, daß ich an eine gescheite Person schreibe, und brannte im stillen fort, bis ich sie jeweilig aufnahm.

Ihren Wunsch, betreffend das Hochzeitstelegramm, glaube ich am besten zu erfüllen, wenn ich Ihnen die Depesche schicke, die ich damals angefertigt habe und mir jetzt hervorsuchen ließ. Wir sind nun schon im zehnten Jahre seither, das ist ja merkwürdig.

Wie ich Ihr Weihnachtsbriefchen nochmals ansehe, bemerke ich erst, daß Sie sich *wieder* gesund nennen, wonach Sie also krank gewesen sind! Von den Knaben hab' ich einmal etwas gehört, aber von Ihnen nicht. Nun ist's also gut! G. K.

[1]) Vgl. oben S. 450 f.

507. An Adolf Exner

Zürich, 16. Februar 84.

Lieber Freund!

Ihre teuerste Schwester hat mich wegen meiner Saumseligkeit getreten, was mir viel angenehmer war, als da ich während meiner Staatsschreiberei einmal ein Missiv abgehen zu lassen vergessen hatte und dafür, als es ein Vierteljahr später entdeckt wurde, coram senatu eine schnöde Bemerkung anhören mußte.

Doch stand der schuldige Dank- und Neujahrsbrief immer auf der Tagesordnung, leider mit zwanzig andern, und tauchte in dem Konvolut bald auf, bald unter. Jetzund danke ich aber definitiv für die schönen Instrumente, welche meinen Schreibtisch ganz abenteuerlich garnieren; mit dem stattlichen Falzbein könnte man gut einem Malchus ein Ohr abhauen, jedenfalls mit dem Griff ein Loch in den Kopf schlagen. Ich stelle auch zuweilen in diesem Sinne Übungen damit an, ohne daß ich beabsichtige, ein Stellmacher[1]) zu werden. Seid also herzhaft für alle wehrhafte Wohltat bedankt.

Ihren Studenten konnte ich leider kein Geschreibsel schicken, da der Roman nicht so weit war, daß ich einen Teil davon aus der Hand geben konnte und überdies das Opus, dessen erster Abdruck für die „Rundschau" bestimmt ist, so neu als möglich erhalten werden muß[2]). Ich lasse mir mit dem Fertigmachen Zeit und bereite dazwischen anderes vor, was einem vielleicht binnen kurzem nicht mehr einfällt. Schreiben können alte Kerle immer noch genug, aber nicht mehr projektieren.

Ihre Taten und Kämpfe auf der Universität habe ich mit großem Interesse verfolgt, und es hat mir der Verlauf allerlei zu denken gegeben. Was mag noch alles geschehen, bis Eure alte Polyglottenfahne ausgeflattert hat, und ist dies zu wünschen, eh' man weiß, ob der andere alte Schwabenzipfel in Berlin eines Tages nicht wieder russischer flackert, als je! Spezialiter sind doch die Professoren, die sich durch Konstellationen aufbringen wollen, immer die ärgsten Scheusäler; denn während die Träger

[1]) Der Wiener Anarchist und Mörder.

[2]) Wiener Studenten hatten Keller um ein ungedrucktes Opus zu einer Vorle ung Sonnenthals gebeten.

und Urſachen der Konſtellation verſchwinden müſſen, bleiben jene richtig als Nutznießer des Erſchlichenen feſtgenagelt.

Doch ich will mich nicht ins Kannegießern verlieren, ſintemal man per Diſtanz doch nicht verſtändlich wird, auch ſelbſt nicht viel verſteht.

Ich ſchicke Ihnen gleichzeitig mein dickes Liederbuch, das Sie zu leſen jedoch nicht gehalten ſein ſollen; noch weniger brauchen Sie dasſelbe zu loben.

Ihren Brixlegger Brief habe ich auch zu beantworten verſäumt und hole diesfalls nur nach, daß ich die Dramaturgie nicht aufgegeben habe, vielmehr dies Jahr noch friſch an die Sache zu gehen, d. h. fortzuſetzen gedenke. Ich mag aber nicht mehrere Trommeln zugleich ſchlagen, was mir an andern nie gefallen hat.

Leben Sie inzwiſchen friſch und geſund mit Ihren Leibeigenen und bleiben Sie bis auf weiteres gewogen

Ihrem alten G. Keller.

508. An Marie Melos

Zürich-Hottingen, 27. Februar 1884.

Verehrteſte teuerſte Freundin!

Endlich iſt der Berg meiner Briefſchulden im Abtragen begriffen und geht die Mauſer, in welcher ich altes Federtier mich ſchon ſeit vor Weihnachten befand, zu Ende, ohne Zweifel, um bald aufs neue anzufangen. Denn die Korreſpondenzen ſtehen wie Wolken über meinem armen Schreibtiſche und trennen mich von der Arbeit, wie einen fahrläſſigen Mann von der braven Hausfrau. Hätte ich einen oder zwei hungrige Sekretäre, denen ich diktieren könnte, ſo würde ich wacker alle Tag ein paar Stunden in der Stube herumſchwanzen und diktieren, was das Zeug hält; da das aber mir nicht vergönnt iſt, ſo muß ich die Gerechten mit den Ungerechten es entgelten laſſen.

Dennoch habe ich Ihren Neujahrsbrief im ſtillen herzlich erwidert und Ihnen alles gewünſcht, was Ihnen wert und nützlich ſein kann, und habe dabei gedacht, Sie brauchten ja nicht zu wiſſen, wo's herkommt, wenn der Segen Ihnen nur auf den Kopf fällt.

Leider sehe ich beim Nachlesen Ihres Briefes, daß ich auch etwas Positives versäumt habe, nämlich die Handschrift für das junge Mädchen mit der halben Million. Das habe ich radikal vergessen und lege Ihnen jetzt ein solches Blättchen bei. Wenn Sie die halbe Million dafür bekommen können, so schenk' ich Ihnen dieselbe zu freier Verfügung, mit der einzigen Bedingung, daß Sie nicht damit auf die Börse gehen!

Mit Teilnahme habe ich vernommen, daß der uralte Herr Landrat so bald das Zeitliche gesegnet hat, nachdem er noch so lustig die Treppen hinaufgesprungen[1]). Ihren Gruß an seinen Enkel Otto konnte ich nicht ausrichten, da ich ihn nicht gesehen, was auch gut war; denn Sie haben ihn wegen des Ordens falsch berichten lassen! Ein solches Ding liegt wirklich in irgend einer Schublade bei mir; es ist der bayerische Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft, ein sehr harmloses Wesen, welches meinem Republikanismus nicht ein Härchen zu krümmen imstande ist[2]).

Mit mehr Besorgnis, als mir diese Geschichte verursacht, habe ich die Nachrichten von Ihren und Ihrer Frau Schwester Gesundheitsumständen gelesen und hoffe, daß der milde Winter, der ja fast nur ein langer Vorfrühling war, das Übel leichter ertragen ließ.

Ich warte mit Schmerzen auf eine Nachsendung von Exemplaren einer Gedichtsammlung, die im November erschienen ist, um Ihnen ein Exemplar schicken zu können für den bewußten Schrank und Staatskasten, zu lesen darin sollen Sie nicht gehalten sein. Wollen Sie's dennoch tun, so gucken Sie einstweilen in dasjenige hinein, das ich vorläufig an Frau Ida, als derzeitiges Haupt des Hauses, sende. Die freundlichen Grüße des jungen Percy-Paares erwidere ich dankbarst, und wenn ich nochmals den Rhein hinunterfahren sollte, so werde ich nicht ermangeln, dasselbe vergnüglich in Augenschein zu nehmen.

Ihr fortwährender getreulicher Altersgenosse G. Keller.

[1]) Vgl. oben S. 439 f.

[2]) Marie Melos an G. Keller, 28. Dezember 1883: „Otto Hartmann (der jüngste Sohn von Mathilde Heuberger) hätte Sie gar zu gern schon früher aufgesucht, hat's aber nicht recht gewagt. Als er einen Anlauf dazu nahm, hörte er, daß Sie einen Orden erhalten und angenommen hätten. Das empörte ihn als freien Republikaner so sehr, daß er davon abstand, Ihre Bekanntschaft zu suchen."

509. An Ida Freiligrath

Zürich, 1. März 1884.

Hochverehrte Frau!

Sie sind selber so reich an Erfahrung, sowie an richtige Schätzung der Dinge gewöhnt, daß Sie gewiß auch einen verspäteten Dank- und Glückswunschbrief nicht zu streng beurteilen. Ihre liebenswürdigen und blumengeschmückten Bleistiftblättchen erschweren zwar einerseits die Schuld; aber anderseits ist es ja keine Kunst, sich nur gegen indifferentes Geschreibsel zu versündigen, und wenn man einmal einer Absolution bedarf, so muß es auch der Mühe lohnen.

Mit der Versendung der Freiexemplare der Gedichte ist durch Mißverständnisse eine Verwirrung eingetreten, so daß ich durch den Verleger besorgt glaubte, was ich nach seiner Meinung hätte tun sollen; dazu trat die geschäftliche Politik der heutigen Verleger, welche nur zögernd mit den Exemplaren herausrücken, um sich selbst den ersten Verkaufserfolg nicht zu schmälern. Um aber nicht länger zu warten und da die Tage jetzt länger werden und Sie besser lesen können, sende ich Ihnen ein Exemplar, das ich noch zur Hand habe. Obgleich ich vieles unterdrückt habe, stellt es sich leider schon jetzt heraus, daß ich strenger hätte verfahren sollen. Unter anderm habe ich auch das Gedicht „An Freiligrath" weggelassen, weil es mir seit Dezennien als unpassend, unzutreffend erschienen war und auch ihm nie gefallen hat. Dagegen habe ich mir erlaubt, den Reisespruch, den ich einst in Ihr Album geschrieben, nun mit Ihrem vollen Namen zu überschreiben, damit doch ein Denkmälchen an jene Tage stehen bleibt[1]).

Ihrer Frau Tochter in England werde ich bald auch ein Exemplar schicken, da sie sich so treulich unter das Banner des Vaters gestellt hat.

Daß Frau Schulz alles Papier aus dem Nachlasse des Mannes wirklich verbrannt hat, habe ich seither auch gehört. Was der

[1]) Ida Freiligrath an Keller, 7. April 1884. „Sie sind immer noch so gut und bescheiden wie vor vierzig Jahren .... Wissen Sie noch, was Sie Ferdinand in Ihre Gedichte von 1845 geschrieben haben? ‚An Ferdinand Freiligrath als ein bescheidenster Beitrag zur freundlichen Erinnerung an Zürich'."

selige Gutzkow hieran gesündigt haben soll, ist mir auch ein Rätsel; denn er war seit länger als vierzig Jahren außer allen Beziehungen und hat überhaupt nie einen Konflikt mit Schulz gehabt[1]). Es ist sonst gute Sitte, im Fall eines solchen Aussterbens Briefe den noch lebenden Schreibern derselben zurückzustellen, Briefe einer Persönlichkeit aber, wie Ferdinand gewesen ist, überhaupt in Sicherheit zu bringen. Die vergrämte Dame aber scheint sich als Richterin und Disponentin über wehrlose Briefe ein bene getan zu haben und ist gewiß sehr stolz darauf in den Himmel eingezogen, wo ich ihr einen gesalzenen Rüffel erteilen werde, wenn ich einmal auch hinkomme.

Aber ich will Ihre Augen für diesmal nicht länger in Anspruch nehmen und danke Ihnen daher nochmals für die gütige Neujahrsbotschaft. Meine Schwester befindet sich dermal etwas besser, immerhin mit Schonung ihrer im allgemeinen gesunkenen Kräfte.

Mit allen Grüßen Ihr stets ergebener G. Keller.

510. An Ludwig Geiger

Zürich, 11. März 1884.

Hochgeehrter Herr!

Ihr Goethe-Jahrbuch zu kennen, habe ich gewiß vom Beginn an die Ehre und die Freude. Ebenso vermuten Sie ganz richtig, wenn Sie annehmen, daß die paar Ausfälle in meinen Gedichten auf Goethephilister und Pedanten sich nicht auf dasselbe beziehen können. Diese Kleinigkeiten, die, wie ich nun sehe, der Mißdeutung wegen besser unterdrückt worden wären, beziehen sich überhaupt nicht auf irgendwie in der Goetheliteratur tätige Männer, auch nicht auf solche, deren Tätigkeit mich nicht just begeistert; sondern sie sind veranlaßt durch gewisse soziale Erscheinungen in der bloß rezeptiven Schichte.

Das Sonett „Goethe-Pedanten" ist in vormärzlicher Zeit entstanden und gehört lediglich zu den Protesten gegen die damalige Flucht stabiler Kreise, die doch nicht für geistlos gelten wollten, vor dem Wehen der Zeit und hinter den Namen Goethes. Ich

[1]) Ida Freiligrath an Keller, 29. Dezember 1883: „Frau Schulz motiviert diese Tat oder Untat mit einem Ärger über Gutzkow; doch ist mir der Zusammenhang, der mir überhaupt lose scheint, jetzt entfallen."

habe das Sonett nur noch als hiſtoriſches Denkmälchen aufgenommen. Es rangiert zu anderen Stimmungen und Symptomen damaliger Zeit, welche in noch roherer Form aufgetreten ſind.

Das Epigramm „Goethe-Philiſter“ beruht auf Beobachtungen, die man jetzt noch macht. Es exiſtiert eine Art Muckertum im Goethekultus, das nicht von Produzierenden, ſondern von wirklichen Philiſtern vulgo Laien betrieben wird. Jedes Geſpräch wird durch den geweihten Namen beherrſcht, jede neue Publikation über Goethe beklatſcht — er ſelbſt aber nicht mehr geleſen, weshalb man auch die Werke nicht mehr kennt, die Kenntnis nicht mehr fortbildet. Dies Weſen zerfließt dann einesteils in blöde Dummheit, andernteils wird es wie die religiöſe Muckerei als Deckmantel zur Verhüllung von allerlei Menſchlichem benutzt, das man nicht merken ſoll. Zu alledem dient eben die große Univerſalität des Namens.

Für den nächſten Jahrgang des Jahrbuches werde ich Ihrer wohlwollenden Einladung nicht folgen können. Ein Gedicht wird auf äußern Anſtoß hin kaum in glücklicher Weiſe entſtehen, was im vorliegenden Falle doppelt bedenklich iſt; und zu einem Aufſatze oder dergl. finde ich dermalen nicht die gehörige Muße. Nach beiden Richtungen aber möchte ich mich hüten, ſelbſt in den Fehler zu verfallen, leeren Wortkultus zu treiben.

Indem ich alſo für Ihre freundliche Anregung herzlichſt danke, bitte ich, mich einſtweilen nachſichtig entſchuldigen zu wollen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit

Ihr Gottfr. Keller.

511. An Hermann Friedrichs

Zürich, 16. März 1884.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe mit beſtem Dank Brief und Novelle[1]) von Ihnen empfangen und letztere geleſen. Die Kompoſition, Anordnung und Durchführung des Stückes finde ich an ſich glücklich und wohl geordnet, durch weniger glückliche Schilderung der Charaktere aber etwas an die Weiſe der ſchablonenhaften Ritterromane

[1]) „Das Mädchen von Antiochia“, erſchienen in der „Deutſchen Revue“.

anstreifend, wie es denn auch an der Spannung nicht fehlt, welche diesen eigen ist.

Was mir bei aller Korrektheit Ihrer Arbeit mangelt, ist eine gewisse gute Laune, ein gewisser Sonnenschein, eine Freiheit des Geistes, die über der Schrift schweben und derselben den Charakter des fleißig gelösten Pensums, der bloßen Mache benehmen.

Sie würden diese Freiheit vielleicht bälder erreichen, wenn Sie mit weniger Ängstlichkeit immer nach der beruflichen oder handwerklichen Seite des Schriftstellertums hinblickten und sich dafür Ihrer Unabhängigkeit desto bewegungsfroher erfreuten.

Dies ist von mir subjektiv und unmaßgeblich gesprochen. Sie kennen ja meine diesfälligen Marotten, und wenn ich mich irre, so will ich Ihnen den Spaß keineswegs verdorben haben.

Ein paar Kleinigkeiten, die mir aufgefallen, will ich mir zu erwähnen erlauben.

Ein Mädchen, wahrscheinlich nicht einmal ein gewöhnlich kräftiger Mann, kann eine 50 bis 60 Schuh lange Strickleiter nicht zusammenpacken und auf die bezeichnete Höhe zurückschleudern, dazu ist das Gewicht des Gegenstandes viel zu groß.

Am Schlusse der Erzählung sollte es wohl statt „vom Schmerz entmannt" besser heißen „übermannt", da entmannt nur vom Verluste der geschlechtlichen Potenz gebraucht wird, oder allenfalls von der analogen moralischen Schwäche, in verächtlichem Sinne.

Mit besten Grüßen Ihr mit aller Hochachtung ergebener

G. Keller.

P.S. Sollten Sie den mir gesandten Abdruck noch anderweitig brauchen, so werde ich denselben gern an jede beliebige Adresse befördern oder auch an Sie nach Neapel zurückschicken.

512. An Wilhelm Petersen

Zürich, 22. März 1884.

Verehrter Freund!

Auf die Gefahr hin, daß Sie etwa schon ausgeflogen sind, muß ich dennoch meine verunglückte Briefmühle wieder in Gang setzen. Zuerst habe ich zu bekennen, daß Ihr freundlicher Brief vom 15. Juni 1883 nicht früher, als im vergangenen Februar

1884 zum Vorschein gekommen ist. Eine Putzfrau, die altes Schachtelwerk aufräumte, hat das Kistchen, in welchem Sie mir die Abgüsse vom Brüggemann-Altar gesandt haben und worin das Packmaterial stecken geblieben war, aufgefunden und ausgeklopft, wobei dann der am Boden ruhende Brief herausfiel, den sie uns brachte. So kam es, daß ich schmählicherweise mit keinem Worte darauf zu sprechen kam, was Ihnen als sehr liebenswürdig erschienen sein muß!

Die Schilderung Ihres Lenz- und Sommertreibens habe ich mit lebhaftem Genuß gelesen und gratuliere vor allem zu dem hübschen Verkehr, in den Sie sich mit der Vogelwelt gesetzt haben. Es ist erstaunlich, wie wenig man gewöhnlich von diesen lieben Geschöpfen zu kennen pflegt, besonders wenn man von der freien Natur getrennt lebt. Dagegen ist es auch schön, zuweilen auf einsamem Waldboden einen geheimnisvollen Vogel hüpfen zu sehen, von dem man nicht weiß, wer er ist, oder einen neuen Gesang schallen zu hören aus den Wipfeln, den man nicht zu deuten weiß.

Ihr antiquarisches Stübchen denke ich mir recht lustig; obgleich dergleichen jetzt Modesache ist, so gewährt es doch mannigfaltiges Vergnügen und nachhaltige Augenlust.

Von dem Karton, dem Sie nachfragen, habe ich wohl schon geschrieben, daß ich ihn fertig zu zeichnen und dann mit Grau flüchtig abzutönen gedenke, worauf ich ihn in größere Blätter zerschneiden und in eine Mappe legen kann, damit er dem Schicksal des Umhergeworfen- und schließlichen Zertrümmertwerdens besser entgeht, und zusammensetzbar bleibt er immer wieder[1]). Die Kindermützen werden wir Ihnen gelegentlich senden in einer der gemalten Schachteln, die wir von der Großmutter her besitzen und die Sie mit Ihren Lackierkünsten etwas auffrischen können.

Zu Weihnachten und Neujahr habe ich förmlichen Briefstreik nach allen Seiten hin gemacht; daher mein undankbares Schweigen auf Ihren schönen Klaus Groth, für den ich nachträglich herzlichst danke. Ich habe den Dichter vor Dezennien einmal gelesen, mich jetzt aber neuerdings an dem luftfrischen Leben ergötzt, das ich mir als Ihre Heimats- und Lebensluft zu denken mich freue. Die Bilder dünken mich die allerbeste Illustration zu den Gedichten, insofern diese spezifisch landschaftlich sind und im Idiom sprechen. Sie

[1]) S. oben S. 411.

sind gewiß ganz charakteristisch, ebenso sinnig und poetisch malerisch, ohne einen akademischen Stil zu zeigen, welcher zum Dialekt nicht passen würde. Es hat allerliebste Gegenstände darunter.

Für Ihre günstig gestimmte Aufnahme der Gedichte und deren eingehende Erwähnung habe ich Ihnen ebenfalls meine dankbare Gesinnung darzulegen, was nicht hindert, daß ich der Sache neuerdings nicht recht traue; denn das Buch fängt leider an, mir selbst prosaisch vorzukommen oder wie ich es nennen will. Was mich einigermaßen beruhigt, sind die großen Widersprüche, die sich in der öffentlichen Beurteilung zeigen; was der eine tadelt, lobt der andere und umgekehrt, und dem übertriebensten Anpreisen steht der Ausspruch gegenüber, das Ganze wäre am besten ungedruckt geblieben. So hat das Ärgernis, wenn es eines ist, doch eine gewisse Energie, und das ist immer etwas.

Von Paul Heyses Berliner Fahrt sind Sie seither wohl unterrichtet. Sein Lustspiel[1]), das ihm in Hamburg so viel Freude bereitete, scheint das in Berlin nicht getan zu haben. Die abschätzige dortige Kritik habe ich zum Teil selbst verfolgt in den Blättern; es hieß zwar am Schluß immer, das Publikum habe seinerseits Heyse enthusiastisch hervorgerufen. Ein Durchreisender sagte mir aber gestern, das Stück habe es nur auf sechs Aufführungen gebracht. Ich hoffe, daß Paul so fröhlich und gesund ist, wie vor der Reise; damals klagte er über keine Spur von Unwohlsein; seither weiß ich nichts von ihm.

Storm werde ich morgen auch schreiben, um meinen Schuldenberg vollends abzutragen. Schändlicherweise restieren auch noch ein paar Briefe würdiger Damen, die ich vernachlässigt habe, woraus Sie jedoch sehen, daß ich wenigstens unparteiisch bin!

Meine Schwester befindet sich verhältnismäßig etwas besser, als vor einem Jahre, sie grüßt Sie bestens, so wie ich selbst, der ich mich auch der Frau Gemahlin und den Kindern empfehle. Ihr alter

G. Keller.

513. An Theodor Storm

Zürich, 26. März 1884.

Verehrter Freund, ich habe seit Weihnachten schon im Briefschreiben für das reine Vergnügen gestreikt und bin erst jetzt daran,

[1]) „Das Recht des Stärkern."

das entſtandene Gebirglein von Verſäumnis und Undank völlig abzutragen. Jüngſt war Peterſen ein paar Tage hier; ich muß doch machen, daß mein Brief noch vor ſeinen mündlichen Grüßen bei Ihnen eintrifft.

Vor allem danke ich für das Bild Ihrer Behauſung, das mir eine willkommene Vorſtellung von Bewegung und Ruhe gibt, deren Sie ſich erfreuen; ich ſehe Sie ebenſo deutlich um die Ecken des Hauſes und aus den Gebüſchen hervorkommen als hinter den Fenſtern gemütlich ſitzen oder ſtehen, im Winter ſich des Schutzes des warm und feſt gebauten Hauſes verſichern. Die Vegetation wird dies Jahr ſchon wieder einen artigen Schritt weiter gehen und Sie werden noch vor dem ſiebziger Geburtstag auch einen ſchönen Schatten an warmen Sommertagen genießen.

Eine gute Ergänzung des Bildes war mir die Schilderung ſeines Beſuches bei Ihnen, die mir Erich Schmidt aus Wien ſandte, und ich habe den Aufſatz zweimal geleſen, da er eine ſo belebte Beſchreibung Ihres Lebens während den „Jultagen" enthält und ſogar den goldenen Märchenzweig erglänzen läßt.

Von Paul Heyſes Theaterfahrten werden Sie wohl das Weitere vernommen haben. Sofern ihn glückliche Erfolge offenbar beleben und geſund machen, wäre die Sache gut und ſchön; da das Ding aber launenhaft wechſelt und eine jedesmalige Reaktion auch nicht fehlen wird, ſo wünſchte ich ihm etwas mehr Gleichmut, d. h. ich wundere mich ein wenig, daß er nicht genug Philoſophie zu beſitzen ſcheint, um die Dramen rüſtig fort ſchreiben und ſie dann ruhig laufen laſſen zu können, wohin ſie wollen. Freilich ſpreche ich, wie ein Blinder von der Farbe, da ich in dieſen Apfel nie gebiſſen habe und nicht weiß, falls ich es noch tun ſollte, ob das Sprichwort: „Alter ſchützt vor Torheit nicht", mich nicht auch noch träfe. Übrigens iſt und bleibt Paulus auch auf den Brettern immer der Dichter par excellence.

Was meine eigene gereimte oder geverſte Dichterei betrifft, ſo hat dieſelbe unerwarteterweiſe ein ziemliches Geräuſch gemacht und in der Beurteilung faſt noch mehr Widerſprüche erfahren, als ſie ſelbſt enthält, ſo daß das böſe Gewiſſen, das mich plagte, gerade hiedurch einigermaßen beruhigt wurde. Das Richtigſte, ohne es

zu wollen, sagte einer am Schlusse seiner Kritik in der „Konservativen Monatsschrift“[1]): Die Meinung, das Buch sei zu dick, d. h. ohne Auswahl zusammengestellt, sei nicht haltbar; denn es sei alles so gleichmäßig schlecht, daß entweder alles oder nichts habe gedruckt werden müssen.

Hingegen sagt neulichst ein Berliner Gymnasiarch[2]), ich hätte zu vieles beseitigt, was hoffentlich sowieso wieder aufgebracht werden würde. Letzteres Diktum hat mich mehr geärgert, als das erstere.

Meine Arbeiten haben sich bisher ziemlich auf dem Fleck herumgedreht, indem ich bald dies bald jenes vornahm und wieder liegen ließ. Der Grund ist, daß der Roman oder die größere Novelle, wie man es nennen kann, noch nicht klar und reif genug war und ich doch darauf sehen muß, nicht schon zu sehr abzufallen durch unbedachtes Abschließen. Jetzt wird letzteres aber doch in den kommenden paar Monaten stattfinden.

Leben Sie nun frisch und gesund in den anbrechenden Frühling hinein und gedenken Sie auch wieder des faulen Korrespondenten,

Ihres getreulichen G. Keller.

514. An Paul Nerrlich

Zürich, 27. März 1884.

Verehrtester Herr!

Sie verpflichten mich durch Ihre neue günstig geneigte Besprechung[3]) einer meiner problematischen Publikationen zur erneuerten Dankbarkeit, welche sich besonders auch auf die Ehrlichkeit erstreckt, mit welcher Sie auch den Tadel nicht zurückhielten und dadurch das große Lob wenigstens zum Teil plausibel machen wollen.

Ebenso aufrichtig will ich mit ein paar antikritischen Bemerkungen nicht zurückhalten, die sich sowohl auf das freundliche Lob als auf den ebenso freundlichen Tadel beziehen. Da möchte ich in jener Hinsicht mich verwahren, daß die unterdrückten Sachen der früheren Ausgaben gelegentlich wieder aufzunehmen seien;

[1]) 1884, I, S. 369 f. (Otto Kraus?)

[2]) Paul Nerrlich in O. Sievers' „Akademischen Blättern“ 1884 S. 173 ff.

[3]) Vgl. Anm. 2.

und wenn ich nichts anderes dagegen tun kann, so werde ich zum mindesten für die Zeit meines Ablebens eine Verfluchung unbefugter Hände von abfälligen Nachlaßmardern abfassen und feierlich niederlegen! Es ist traurig genug, daß einmal Gedrucktes nicht mehr vernichtet werden kann; so wird die Welt um so mehr noch lernen müssen, es da liegen zu lassen, wo die pflichtgemäße Selbstkritik der Autoren es hat liegen lassen, und diese Zeit wird sicherlich noch kommen.

Aber, verehrter Freund! wer zum Teufel hat Ihnen denn gesagt, daß im „Modernsten Faust“[1]) auch nur mit einem einzigen Wort an Heine gedacht worden sei? Paßt denn irgendwie das Wesen der dort gemeinten Bummelpoeten einer jetzt ausgestorbenen Gattung auf Heine im plumpsten Sinne? Wie können Sie so trocken hinwerfen, er sei ohne Zweifel Gegenstand des Gedichtes, das ich weggelassen habe, weil es wirklich nicht mehr verstanden werden kann, ohne daß man Namen nennt, was man eben nicht mehr tun will.

Dies grobe Mißverständnis macht mir auch Ihre Auffassung des „Apothekers von Chamounix“ klarer, worin Sie eine peinliche Verhöhnung des Kranken und Sterbenden sehen. Man wird doch bei Gott noch Spaß verstehen, auch wenn er keck ist, und wenn er allerdings etwas Wein oder selbst Branntwein ins Rosenwasser gießt! Die Sache dreht sich einfach um die Fiktion, daß Heine (oder vielmehr der Heinianismus) sich schlimmer stelle, als er sei, darin einzig besteht der Scherz, und dieser wird provoziert durch die Bekehrung auf dem Krankenbette zum Theismus mittelst eines Buches, wie der „Romanzero“, das kein weinerlicher Geist machen konnte; dazu lebte er ja noch mehrere Jahre. Den Schlußpassus: „Keller dürfte“ ꝛc. verstehe ich vollends gar nicht.

Mein Apothekerpoem ist gewiß keine klassische Satire, aber noch weniger eine giftige oder feindselige; einigen Inhalt aber wird sie selbstverständlich haben müssen, sonst wäre der Spaß nicht weit her.

Jetzt aber genug des Ripostierens! Ich bin auch überzeugt, daß Sie dasselbe aufnehmen, wie es gemeint ist von Ihrem dankbarst ergebenen G. Keller.

[1]) Gedichte 1846 S. 319.

515. An Theodor Storm

Zürich, 9. Juni 1884.

Verehrter Freund und Stern im Norden!

Da ich an den Ratsherrn in Schleswig einen Brief zu senden habe, so will ich im gleichen Zug noch einen Gruß an Sie mitgehen lassen, hauptsächlich, um Ihnen nachträglich meine Teilnahme an dem Berliner Huldigungsfeste[1]) zu bezeugen, das Ihnen so reichverdientermaßen dargebracht worden ist. Obgleich ich Sie noch nie von Angesicht gesehen, so war ich doch hellsehend genug, Sie neben der preiswürdigsten Frau Do inmitten der feierlichen und geistreichen Versammlung zu schauen.

Jetzt denke ich mir Sie bei der gelinden und ruhigen Behandlung einer guten Frühsommerarbeit, wenn die Gartenpflege nicht zu starke Konkurrenz macht. Ich bin immer noch an meinem Roman, wie ich eine dicke Novelle, die einen Band füllt, nenne, und bin noch nicht ganz sicher, ob ich ihn nicht nochmals weglege, um dafür die alten Novellen zu machen.

Paul Heyse will also definitiv zum Drama übergehen und der Novelle Valet sagen. Wenn er nur noch zehn Jahre schaffenskräftig ist, so kann er noch zwanzig Stücke machen bei seinem Eifer und mit größerer Gesundheit, insbesondere, wenn es auf den Bühnen recht widerhallt. Aber ich hoffe sub rosa so recht persönlich, daß er auch stofflich und formell tüchtig ins Zeug geht und uns auch mit ein paar breiter angelegten Gebilden bereichert. Ich sehe nicht ein, warum sich nicht einer wieder einmal an eine Trilogie größeren Stils ꝛc. machen soll! Kurz, er kann noch alles mögliche leisten, wie er es ja schon getan hat.

Nun ist der edle Geibel auch dahin, soweit er hin sein kann, und mit ihm eine letzte Gestalt einer Zeitepoche oder Kategorie verschwunden, die nicht ohne heiligen Ernst, aber auch nicht ohne ein wenig überschüssiges Pathos gelebt hat.

Unser Ferdinand Meyer schreibt gegenwärtig eine Novelle aus Karls des Großen Zeit[2]). Daß Ihnen sein „Jenatsch" Eindruck

[1]) Bei Anlaß einer Reise nach Berlin im Mai 1884, vgl. P. Schütze und E. Lange, Theodor Storm, 3. Aufl. 1911 S. 320 und Köster, Briefwechsel 3. Aufl. S. 259 f.

[2]) „Die Richterin".

gemacht, ist sehr in der Ordnung, es ist aber auch ein außerordentlich famoses Sujet. Der Beilschlag der Dame am Schlusse ist mir auch widerwärtig; er beruht auch nur auf einer unwahren Volkstradition, die zudem kein Wort von einer Liebesgeschichte sagt und außerdem ein halb rohes, naturwüchsiges Gebirgsweib voraussetzt, wie die Sage sie auch im Kriege sich mit raufen läßt. Allein Meyer hat eine Schwäche für solche einzelne Brutalitäten und Totschläge. Wenn er so was hört oder liest, so sagt er: vortrefflich! So hat jeder seinen Zopf!

Nun wünsch ich Ihnen wohl zu sein und gut zu leben nach eigenen und jeglichen vernünftigen Begriffen und empfehle mich bestens Ihrem Hause der Damen! Meine Schwester ist immer schwächlich und empfiehlt sich Ihnen ebenfalls.

Ihr G. Keller.

516. An Wilhelm Petersen

Zürich, 10. Juni 1884.

Ich danke Ihnen, lieber Freund und Ratsherr, für den getreulichen freundlichen Heimkehrbrief und dann für die Übersendung der Zeitungsnummern mit den Berichten über das glorreiche Abenteuer Meister Storms in der neuen Kaiserstadt. Obgleich ich diese Berichte bereits kannte, so habe ich sie doch mit neuem Vergnügen und behaglich auf meiner Stube gelesen und gewünscht, den in natura noch nie erblickten Mann im Festgewande neben seiner Gattin am Ehrenplatze unter den Berlinern sitzen gesehen zu haben, so ganz still aus einer dunkeln Ecke.

Ob ich Ihre Münchner Genüsse wirklich nachgenießen werde, ist mir wieder ungewiß, obschon ich Heyse jüngst schrieb, ich werde wohl kommen. Auch klagt er ja wieder über das alte Übel und daß sie ganz zurückgezogen leben.

Die Johanneskirche kenne ich wohl und habe mich noch vor neun Jahren an der Seite eines nun Verstorbenen über diese königliche Rokokopracht gefreut, die allerdings nicht von Stroh ist. Schon das Portal mit der schönen Engelsfigur darüber steht noch frisch in meiner Erinnerung. Auch zu Anfang des Promenadenplatzes, wo man vom alten Dultplatz herkommt, steht eine schöne Rokokokirche mit Kuppel und merkwürdigen Fresken.

Flörke seh' ich nicht oft, vielleicht alle zehn bis vierzehn Tage, obschon er ein ganz liebenswürdiger Mensch ist, mit einer etwelchen Vorlautigkeit, wie es eben jeweilig Mode ist bei den jüngern Leuten, besonders aus jenen Gegenden um Preußen herum. Er sucht sich allmählich doch hier zu betätigen, wovon ich Ihnen ein Pröbchen unter Kreuzband mitsende.

Meine Schwester befindet sich immer im gleichen Zustande, nicht eigentlich krank, aber schwach. Sie geht aus und ist immer etwas tätig; allein ich könnte sie nicht allein an einen Kurort gehen lassen und fürchte, es würde überhaupt eher schaden als nützen. Wir haben einige Wochen jüngst das Essen von einem Traiteur kommen lassen, welches ganz gesund gekocht war. Jedoch hatte sie keine Ruhe, bis sie es wieder weg hatte, weil sie nur essen will, was sie selbst ausheckt und kocht, obgleich ihr das nicht auf jeder kulinarischen Ausstellung akzeptiert würde.

Als ich jüngst an Heyse schrieb, vergaß ich vollständig, ihm wegen des Todes seines Onkels in Florenz etwas zu sagen. Er hatte aber auch nichts bemerkt. Ärgerlich war mir, als er mir geschrieben hatte, er werde hier vorbeifahren mit seinen vier Musen, ohne mich sehen zu können, daß ich erst später aus den Fahrplänen ersah, wie sie fünfundzwanzig Minuten auf dem hiesigen Bahnhofe haben zubringen müssen und ich also herrlich Zeit gehabt hätte, sie zu begrüßen, und sogar bis Luzern hätte mitfahren und dort den Abend zubringen können. Ich wollte, mein unabtreiblicher Esprit de l'escalier fiele einst statt meiner selbst dem Teufel in die Hände, wenn es gilt, mich vom Schauplatz dieser schönen Welt abzuholen.

Fahren Sie mit den lieben Ihrigen nun bis auf Weiteres und darüber hinaus recht wohl und bleiben Sie gewogen Ihrem alten

G. Keller.

517. An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich, den 17. Juni 1884.

Verehrter Herr!

Mit bestem Danke stelle ich Ihnen anmit den Brouillon Ihrer Antwort[1]) zurück. Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf,

[1]) Antwort auf eine Anfrage der deutschen Schillerstiftung betr. Gründung einer Zweigstiftung in der Schweiz, vgl. Frey, C. F. Meyers Briefe 1 S. 301 f.

ſo betrifft es einzig die Wendung, es gebe noch keinen Schriftſtellerſtand in der Schweiz. Dies iſt, glaub' ich, ſchon nicht mehr richtig, wo über ſchweizeriſche Nationalliteratur geleſen und geſchrieben wird, Preß- und Journaliſtenvereine ſich auftun, Feuilletoniſten und -iſtinnen ſcharenweiſe hauſieren uſw. Auch die neuerliche Klage des ſchweizeriſchen Buchhändlervereins oder einzelner Mitglieder desſelben, daß vaterländiſche Schriftſteller ihre Verleger im Auslande ſuchen, gehört wohl hieher. Die kleine Differenz beſteht alſo nur darin, daß der fruchtbare Boden für eine Zunftbettelei, zu welcher die deutſche Schillerſtiftung auszuarten droht, auch bei uns bereits vorhanden wäre, trotz Republik. Vor zwei Jahren ſchon wurde ich von einem thurgauiſchen Literaten[1]) um „Anleitung" angegangen, wie er es anzufangen habe, um vom König von Bayern eine Antwort zu bekommen, welchem er ein Manuſkript mit einem Unterſtützungsgeſuch überſandt habe. Als ob die verlangte Kenntnis bei mir ſelbſtverſtändlich vorauszuſetzen ſei. Das ſind ſo Auffaſſungen ſchweizeriſcher junger Literaten. Ihr hochachtungsvoll ergebener Verehrer

G. Keller.

518. An Marie Melos

Hottingen-Zürich, 17. Juli 1884.

Verehrte und teuerſte Freundin!

Rechtzeitig ſeh' ich diesmal gerade noch nachmittags vier Uhr, bei einer goldenen Sonnenhitze, daß übermorgen wieder der 19. Juli tagt, der Übeltäter, der eine Gerechte und einen Ungerechten an dieſelbige Sonne gebracht hat.

Ich weiß zwar nicht, ob Sie zu Hauſe ſind oder im Sommerland herumflattern, aber ich darf doch mit meinen Wünſchen, welches immer die alten ſind, nicht wegbleiben, und die Hoffnung, daß vor allem aus Sie den Tag in beſter Geſundheit und mit frohem Sinne erblicken werden, fliegt ihnen voraus! Sie ſelbſt, die Wünſche nämlich, tragen alle weiße Röcke mit himmelblauen Schärpen und große Roſenſträuße in den Händen mit natürlichen Stielen und grünen Blättern, und die Dornen habe ich eigenhändig mit einer kleinen Stahlzange ſäuberlich abgeknipſt.

[1]) R. Dilger in Arbon.

Diese Rosen sagen nichts als Liebes und Gutes; sie bleiben frisch ein Jahr und drei Tage lang, letztere für den Fall, daß der nächste Geburtstagsbrief mit den neuen alten Wünschen mir nicht so rechtzeitig einfallen sollte wie heute. Die Wunschkinder oder -träger können Sie in der Zeit zu allen häuslichen Geschäften, Botengängen ꝛc. gebrauchen. Wenn Sie jedem täglich ein Brosämchen und ein kleines Gläschen Wasser geben, so sind sie zufrieden und schlafen nachts ruhig unter dem Dache, bei schönem Wetter auf demselben.

Ich bin Ihnen immer noch ein Exemplar meiner gesammelten Gedichte schuldig und warte selbst immer noch darauf, da sie neu gedruckt werden sollen. Indes getraue ich mir auch nicht recht, weil ich befürchte, daß der sehr gemischte und oft rüde Inhalt nicht Ihre Billigung hat. Sie werden aber doch nicht verschont bleiben!

Dies Jahr glaubte ich, ein weniges nach Deutschland ausfahren zu können; allein die Cholera heißt einen zu Hause bleiben, bis man weiß, was daraus werden will, und um auf alle Fälle daheim zu sein, wenn es da etwas geben sollte.

Leider muß ich den Brief schon schließen, damit er fortkommt; ich bitte Sie, die verehrte Frau Schwester schönstens zu grüßen und ihr vorläufig für ihren letzten lieben Brief zu danken. Ebenso lasse ich mich dem Herrn Percy und den Seinen grüßend empfehlen, an Sie selbst aber richte ich die herzlichste Bitte um ferneres gütiges und freundschaftliches Gedenken.

Ihr unveränderlicher und doch immer bewegter

G. Keller.

519. An Johann Salomon Hegi

Zürich, 5. August 84.
Zeltweg-Hottingen.

Lieber Freund!

Vorgestern abend stach mich auf dem Café zur Meise dahier ein Herr Rotschi aus Genf an, mit einem Gruße von Dir, und half mir dadurch, einmal den Graben zu überspringen und dem von mir aufgeführten Briefskandal ein Ende zu machen. Ich bin nämlich vor ein paar Jahren von einer krankhaften Briefscheu befallen worden; alles blieb liegen, ganze Konvolute

unbeantworteter Briefe lagen im Staube, darunter von den besten Leuten, und höchstens ordnete ich sie zuweilen und versah sie der Gerechtigkeit wegen mit Ordnungsnummern, was aber nichts half. Dazwischen fiel ein widerwärtiger Wohnungswechsel, wobei ich rücklings von einer Büchertreppe direkt auf den Hinterkopf fiel. Dazu kommt, daß ich schon zwei- oder dreimal im Sommer nach Lausanne wallfahrten sollte und mir vornahm, bei dieser Gelegenheit nach Genf zu kommen und mit Dir eine Zigarre zu rauchen oder zwei, was eben alles auch unterblieben ist.

Für heut kann ich nur aus dem Gedächtnisse einiges nachholen. Natürlich danke ich Dir für die Photographien Deiner Reformationskompositionen. Sie haben mich recht gefreut und bewiesen, daß Du immer noch frisch auf Deinem Posten stehst. Die Blätter stecken gegenwärtig in einer Mappe, die ich nicht gleich herholen kann; ich komme aber schon darauf zurück. Warum hast Du nicht einiges auf die letztjährige Ausstellung nach Zürich gesandt? Wie für diese Photographien danke ich Dir recht herzlich auch für diejenige Deines Porträts, die Du mir auf Neujahr 1883 gesandt hast. Sie liegt immer in meiner Nähe und zeigt mir, was für ein strammes Majorsgesicht Du dir aufgezogen hast. Die „Badenertrucken“[1]), nach denen Du gefragt hast, existieren meines Wissens lang nicht mehr, nachdem ein Übergang in Karton- oder Buchbinderarbeit stattgefunden. Die Spanischbrödli werden in Schindeltrucken mitgenommen. Ich habe noch ein paar jener alten Holzköfferchen, eines über hundert, eines circa zweihundert Jahr, letzteres ist mit ausgeschnittenen kolorierten Kupferstichen auf weißem Holz beklebt und nachher gefirnißt (gewesen), inwendig mit rotem Papier gefüttert. Das andere ist mit Leimfarben grob bemalt, sogenannte Ofenlandschaften. An beiden läuft der Deckel nicht an Metallbeschlägen, sondern auf vorstehenden Zapfen am gleichen Stück.

Wenn die Adresse dieses Briefes Dich noch erreicht, so möchte ich Dir, sofern es Dir nicht langweilig ist, wieder etwas Gedrucktes von mir senden. Jedenfalls werde ich Dich einmal

[1]) Trucken = Truhen, Schachteln, in denen einst in Baden die „Spanischbrödli“ verpackt wurden.

in Jämpf[1]) aufsuchen, wenn nicht in diesem, so doch im nächsten Jahr!

Inzwischen leb wohl und vergnüglich und grolle nicht Deinem alten

Gottfr. Keller.

520. An Adolf Stern

Zürich, 25. August 84.

Es freut mich, verehrter Freund, höchlich, Sie so unverhofft in der Nähe[2]) zu wissen und sogar ein persönliches Zusammensein in Sicht zu haben. Erst gestern las ich einen halben Tag lang in Ihrer Literaturgeschichte[3]), die mir Ihr Herr Verleger geschenkt hat, und für welche ich Ihnen nun auch herzlichst danke, und bewunderte wieder Fleiß, Kraft und Geist, welche so gleichmäßig an der Bewältigung der universellen Masse auf engem Raume gewirkt haben, ohne eine wesentliche Gestalt ungezeichnet zu lassen.

Um so fataler ist es mir, daß ich Sie zur Verfolgung der Sache wegen der Lehrstelle am schweizerischen Polytechnikum nicht aufmuntern darf. Nachdem das Fach seit Vischers Abgang, d. h. seit vielen Jahren von Scherr und dem nun verstorbenen Kinkel gemeinschaftlich als verteilte Arbeit neben ihren Hauptfächern besorgt worden ist, und Scherr nun diese Zugabe auch abgegeben hat, wird in weiterer konsequenter Herabminderung eine sogenannte halbe Stelle mit zwei- bis dreitausend Franken Jahresgehalt errichtet, welche nur von einem der an Mittelschulen bereits angestellten Privatdozenten (drei bis vier Stück) beworben werden kann. Aber auch unter diesen wird die Konkurrenz insofern bereits als abgetan erscheinen, als Hr. Kappeler, wie ich höre, den jetzigen Stellvertreter Scherrs in der deutschen Literaturgeschichte, einen Dr. Julius Stiefel, in Vorschlag zu bringen zum voraus entschlossen ist.

Sie sehen, daß Ihre Ahnung in doppelter Hinsicht den Umständen entspricht. Die Dinge haben sich hier widerwärtig verhedert; auch an der Universität besteht seit Jahren keine ordentliche Professur für deutsche Literatur, während drei bis vier Privat-

[1]) Ehemals stadtzürcherische Aussprache für Genf.

[2]) In Weggis.

[3]) Geschichte der neueren Literatur. 1883—1885.

dozenten beinahe gratis lesen und sich im Lichte stehen, so daß der Staat sich hütet, eine Änderung eintreten zu lassen. Das wirkt natürlich auch auf das Polytechnikum hinüber, wo das billige System nicht minder gut schmeckt. Und doch könnten beide Institute zusammen wohl einen Mann von Rang oben halten.

Ich hoffe nichtsdestoweniger, mich bald mündlich mit Ihnen unterhalten zu können, und bitte, mich inzwischen der Frau Gemahlin schönstens zu empfehlen.

Ihr für alle Freundlichkeit dankbarer Gegenverehrer

Gottfried Keller.

521. An Hans Weber

Zürich, 2. September 84.

Lieber Hans!

Ich fühle mich gedrungen, Dir dankbar zu melden, daß deine globuli antiobstructionis treffliche Dienste leisten und mir sehr preiswürdig scheinen.

Da Du jene Küsnachter Gesellschaftsrechnung[1]) so gut aufbewahrst, so will ich Dir ein Pendant dazu schicken, das letzte Woche seine Entstehung gefunden. Zwei deutsche Leserinnen[2]) meiner unsterblichen Werke suchten mich nämlich heim, und da ich des schlechten Wetters wegen nichts anderes mit ihnen anzufangen wußte, um ihnen für ihre zutulichen Komplimente eine Artigkeit zu erweisen, ging ich abends mit ihnen auf die „Meise" und besetzte eines der runden Tischchen, wo ein durchreisender Berliner[3]) dazustieß und mich begrüßte. Ich lud ihn natürlich ein, sich zu setzen. Als die zweite Flasche Cliquot kam, wollten sich die beiden Fräulein in ihr „Baur au lac" zurückziehen; ich schickte den jungen Mann mit, sie zu begleiten, in der Hoffnung, ich könne den großen Rest nun allein saufen und an einen anderen Tisch damit auswandern. Kaum aber war mir der Eiskübel dorthin nachgetragen, während ich beiliegende Nota berichtigt hatte, erschien der junge Herr wieder wie der Blitz auf dem Kriegstheater, wo dann noch eine Flasche

[1]) Für ein Mittagessen, das Keller, Weber und Baechtold zusammen verzehrt hatten.

[2]) Maria Knopf und ihre Freundin.

[3]) Otto Brahm.

Nuits à 6 Frs. dazu kam. Ein schönes Geschäft für einen Regenabend mitten in der Woche. Gestern erschien schon wieder ein anderer Berliner mit einem Weibchen, die mir noch größere Schwindeleien vorsagten als jene zwei Musen; allein, obgleich das schönste Wetter war, ließ ich sie ruhig abdefilieren und ging dann abends zur Belohnung meiner Klugheit allein ins Wirtshaus.

Mit Gruß und Heilswunsch Dein G. Keller.

522. An Conrad Ferdinand Meyer

Hottingen, 5. November 1884.

Hochverehrter Herr!

Durch wiederholtes, wenn auch nicht schweres Unwohlsein bin ich abgehalten worden, Ihnen in höflicher Frist für „Die Hochzeit des Mönchs" zu danken, tue es aber nun doch noch um so herzlicher. Gelesen habe ich indessen das Werk auf der Stelle wieder und mich aufs neue der erreichten Stilhöhe gefreut, sowie des Inhalts, ohne daß ich Sie weiter mit mehr als einem aufrichtigen Glückwunsch behelligen will.

Ihren Zeilen wegen des Bildhauers[1]) war ich keinerlei Folge zu geben in der Lage, da der Mann sich nicht mehr hat sehen lassen. Inzwischen bin ich wieder einem anderen dieser Pygmalionen zum Opfer gefallen, wobei natürlich unser Herr von Rothenbach sofort die Nase dazwischen hatte.

Mit ergebensten Grüßen Ihr G. Keller.

523. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 9. November 84.

Liebster Freund und Gönner!

Vielen Dank für Brief und Zusendung. Das Leuthold-Gedicht[2]) ist sehr schön, fast etwas zu feierlich für die schwache Originalität, welche der unglückliche Guerillahäuptling besessen hat. Dennoch

[1]) Bildhauer Adolf Bermann, der ein Medaillon von G. Keller und C. F. Meyer herzustellen beabsichtigte.

[2]) Baechtold hat es an die Spitze der 4. Aufl. der Leutholdschen Gedichte (1894) gesetzt.

trifft das Lied die Stimmung derer, die ihn in seinem langen Sarge ausgestreckt gesehen, das Gesicht mit seinen beruhigten Leidenschaften und Ansprüchen durch den Tod wieder hergestellt, plötzlich, sogar wieder in die durch Paralysis verlorene Intelligenz getaucht.

Daß Sie den Shakespeareschen „Sturm" als Oper bearbeiten, ist sehr erfreulich und wird, sofern der junge Komponist[1]) sich bewährt, gewiß ein glückliches Ereignis herbeiführen. Sie erwerben sich auch ein Verdienst in einer Zeit, wo Richard Wagner es fast allen Komponisten unmöglich macht, zu schaffen, ohne Selbstdichter oder Pfuscher zu sein. Seit derjenige, der den „Faust" und die „Iphigenia" gedichtet, sich so liebevoll mit dem Singspiel bemüht hat, kann von der Berechtigung keine Rede mehr sein, und ich selbst lehne dergleichen nur ab, weil ich zu dumm dazu bin und mich ein Libretto fast die gleiche Mühe kosten würde, wie ein volles eigenes Drama und ich also vorziehen würde, letzteres zu machen, wenn ich — ja wenn — 2c.

Inzwischen bin ich Ihnen auch dankbar, daß Sie meine verhängnisvolle Dorfgeschichte, die mir wie ein gestutzter Pudel durch das ganze Leben nachläuft, nicht versifizieren wollten[2]). So ist auch die Zumutung jenes Herrn Frank, meinen leichten Prosakontur des „Tanzlegendchens" eigenhändig in eine Kantate umzuwandeln, was ja natürlich nur im rechtgläubig katholischen Stile, mit Abstreifung aller Ironie, also mit Verkehrung ins Gegenteil möglich wäre, nicht gerade klug gewesen.

Der kleine Roman, den Sie so hoffnungsfreundlich erwähnen, kann dieses Jahr leider nicht mehr erscheinen und macht mir keineswegs so viel Spaß, wie er Ihnen zu machen scheint, eh' er nur zu Tage gekrochen ist. Ich muß den letzten Rank immer noch finden, um aus dem Staub der Landstraße hinauszukommen, was mir das verfrühte Annoncieren erschwert, wo nicht verdorben hat. Ich habe hierbei gelernt, nie mehr einem Verleger oder Herausgeber etwas mitzuteilen und zuzusagen, ehe das Punktum gesetzt ist.

Mit allen Grüßen Ihr ergebener Gottfr. Keller.

[1]) Ernst Frank.

[2]) Ferruccio Busoni hatte Widmann um einen Operntext „Romeo und Julia auf dem Dorfe" ersucht.

524. An Hermann Friedrichs

Zürich, 9. November 1884.

Verehrter Herr!

Gestern und heute habe ich Ihre „Erloschenen Sterne", allerdings nur flüchtig, durchgegangen und danke Ihnen bestens für deren gütige Zusendung, wie für die früher mir zugekommenen einzelnen Gedichte.

Soviel ich für jetzt ersehen kann, haben Sie in Form und Sprache ganz entschiedene Fortschritte gemacht. In Näheres einzutreten, resp. dasselbe zu genießen bin ich zunächst nicht imstande, weil mir der Hexentanz, welchen alle Künste seit zwanzig Jahren um die Motive des neronischen Zeitalters drehen, den Geschmack dafür benommen und das objektive Urteil getrübt hat. Man kann kaum mehr unterscheiden, was ursprüngliche Intuition und was Nachahmung ist, und bald wird es sich auch mit den übrigen kulturhistorischen Schildereien so verhalten.

Um daher nicht unrecht zu tun, ist es am besten, die Dinge jeweilig etwas ruhen und sich abklären zu lassen.

Inzwischen wünsche ich Ihnen Glück zu dem tätigen und genußreichen Leben, das Ihnen vergönnt ist.

Mit Gruß und Hochachtung

Ihr ergebener G. Keller.

525. An Theodor Storm

Zürich [19. November 1884].

Lieber Freund!

Ihr letzter Brief vom 8. Juni lag eben vor mir, um mir die Gedanken etwas aufkratzen zu helfen, als Ihr neuer Brief eintraf und einige Stunden später auch das „Grieshuus" mit dem neuesten Insassen, dem Herrn Amtsgerichtsrat Theodor Storm, anlangte. Für alles nehmen Sie meinen besten Dank! Das Bild hat mich etwas überrascht, weil ich durch das kleine Profilbild im ersten Bande Ihrer Werke auf eine etwas andre Vollansicht in meiner Vorstellung vorbereitet war. Es mögen freilich dreizehn bis vierzehn Jahre zwischen beiden liegen.

Das „Grieshuus" hatte ich auf unserm Museum wohl ge-

sehen, aber nicht gelesen, weil man in einem solchen Institute nicht dazu kommt, Romane zu lesen und Novellen zu genießen. Jetzt habe ich aber das Büchlein gleich hintereinander weg gelesen, und zwar nicht aus kritischer Neugierde, sondern zu meiner wirklichen Erbauung, und ich danke Ihnen nochmals für diesen schlanken Hirsch, den Sie mit ungeschwächter Kraft auf Ihren alten Heidegründen gejagt haben.

In der Spemannschen Zeitschrift sodann habe ich auch die neuste Geschichte „Marx“[1]) entdeckt und einen sehr guten Anfang von vier bis fünf Seiten gelesen, und will nun doch sehen, mir auf dem Lokale auch das Ende anzueignen.

Der verminderte Absatz von Einzelausgaben, von dem Sie mir schrieben, resp. dessen Begründung durch die Verleger scheint mir etwas kurios. Warum behalten die Herren einen neuen Gebrauch bei, der ihnen mit dem Autor nachteilig ist? Vielleicht entsteht durch das Nebeneinander von Gesamtausgaben und Separatbändchen, die in nicht langer Zeit auch in jene übergehen, eine Art Zwickmühle, in welcher allein der Autor auf unbekannte Art gezwickt wird. Es ist auch denkbar, daß gerade die treusten „Verehrer“, nachdem sie eine Novelle in der Zeitschrift gelesen haben, die Separatausgabe nicht mehr kaufen, weil sie ja des nächsten Sammelbandes sicher sind usw.

Paul Heyses Gedichtsammlung habe ich jetzt erhalten und misse bis jetzt, außer den Sprüchen, die er wohl später wo unterbringen wird, nichts. Ihre Theorie vom Lyrischen[2]) teile ich allerdings nur sehr bedingt. Heyse hat so manches wirklich schöne, rein lyrische Lied, daß man ihm die Eigenschaft nicht absprechen kann. Ich erinnere nur an das „Lied“ S. 146. Wer das machen kann, hat auch mehres gemacht. Hätte er in seiner Jugend mit dem üblichen Band Gedichte begonnen, statt mit Novellen und Dramen, so würde die herrschende Klassifikation mit bezug auf seine Person schwerlich entstanden sein.

Hinwiederum rechne ich Ihr Gedicht „Geschwisterliebe“ nicht

[1]) Jetzt: „Es waren zwei Königskinder“. Zuerst erschienen in „Vom Fels zum Meer“ 1884/5 1 S. 256 ff.

[2]) Vgl. Schütze-Lange, Th. Storm. 3. Aufl. (1911) S. 293 ff. und W. Herrmann, Th. Storms Lyrik (1911) S. 131 ff.

zu der epischen Poesie, sondern zu der lyrischen im höchsten Sinne; die zwei Schlußzeilen sind alles, und dies alles ist die ergreifendste Lyrik, die es geben kann; es stimmt jedes Herz, das nichts von Inceſt ahnt, weich und traurig und tröstet es zugleich.

Daß Paulus mit dem Erzählen in Prosa wirklich abgeschlossen zu haben glaubt, ist mir begreiflich, da er sich in dieser Produktion etwas überarbeitet hat. Man kann wohl hundert Novellen machen vom Umfang derjenigen der alten Italiener, aber nicht hundert kleine Romane mit ausgeführter Ausmalung.

Seine Einakter kenne ich noch nicht, ebenso nicht den „Simson", welches Sujet mich überrascht. Gestern las ich schon wieder von einem vieraktigen Lustspiel[1]), das versandt sei, von dessen Titel er nie etwas erwähnte. Es wäre in der Tat hübsch, wenn er noch eine recht ausgiebige Bühnenzeit erleben würde. Persönlich würde ich dabei auf ein paar oder mehr schwere reiche Dramen alten Stils hoffen, wo auch was drin steht; denn die jetzt beliebte Traktätchendramaturgie fängt mich an zu ennuyieren.

Wildenbruch, den Sie in Berlin kennen lernten, sah ich auch im vorletzten Sommer hier in Zürich, wo er mich besuchte. Es ist ein sehr liebenswürdiger und enthusiasmierter Mensch, dessen Dramen sich wohl noch mehr entwickeln werden. Nur hat er wunderliche Kunstprinzipien, so, wenn er vorgibt, er wolle mit dem Publikum gemeinsam arbeiten, sich nach seinem Geschmacke richten ꝛc. Das heißt freilich, man wolle die Wirkung studieren, was an sich recht ist; aber wer sind die, an denen man sie studiert? Würde man auch sonst tun, was denen gefällt?

Ich bin dies Jahr nun nicht weggekommen, erst wegen der Choleragefahr, da ich sie weder auf der Reise anzutreffen liebte, noch für den Fall meine Schwester allein im Hause lassen konnte, wo ich riskierte, sie bei der Rückkehr unversehens verschwunden zu finden. Nachher war ich zeitweise sonst indisponiert.

Meine Photographie werde ich Ihnen gern schicken, wenn ich erst einmal wieder eine habe, mag auch nur noch eine machen lassen, wenn ich einen Kerl finde, der mir nicht den Kopf ins Genick zurück dreht.

[1]) Das Schauspiel „Getrennte Welten".

Nun gehaben Sie sich mit den Ihrigen ferner aufs beste! Meine Schwester dankt für Ihre freundlichen Grüße und erwidert dieselben herzlichst.

Ihr ergebener Gottfr. Keller.

526. An Maria Knopf

Zürich, 21. November 1884.

Höchstgeehrtes Fräulein!

Da hier der erste Schnee gefallen ist und Sie wohl auch wieder in Ihre ehrwürdige Stadt[1]) gezogen sind, will ich ebenfalls meine Mutlosigkeit überwinden und endlich Ihren gütigen Herbstgruß vom 15. September erwidern. Denn mit der Untugend obigen Namens haben Sie mich angesteckt, weil Sie mit Ihren Drohungen, mir nicht schreiben zu wollen, fortwährend unsere schöne dicke Freundschaft zu kündigen scheinen.

Wiederum hat mir Ihre schreckbare Demut, der ich allerdings nicht recht traue, die Sorge geschaffen, ich sei bei Ihrem huldreichen Besuche am Ende unartig und schnöde gewesen, was just nicht unmöglich ist, wenn auch ohne Absicht und Willen. Die Nachlässigkeit freilich, mit der ich den jungen Berliner Herrn[2]) die Damen nach dem Hotel zurückbegleiten ließ, statt es selbst zu tun, habe ich nachher blutig bereut, als er erzählte, die Herrschaften seien in der dunkeln Regennacht weit herum geirrt! Noch jetzt kann mich kaum die Erinnerung an die angenehme kleine Gesellschaft am Fuße des hohen schlanken Ofens[3]) trösten, und ich sehe Sie noch vor dem zierlichen Gebäude sitzen, wie die Figur einer Muse am Piedestal eines Denkmales.

Sie müssen aber mit Fräulein B .... wiederkommen; hoffentlich werden wir dann bei schönem Wetter vorher eine Fahrt auf dem See oder auf einen Berg machen können.

Meine Schwester dankt schönstens für Ihren freundlichen Gruß und erwidert denselben bestens.

Ich bin leider immer noch mit meinem Roman beschäftigt,

[1]) Frankfurt a. M.
[2]) Otto Brahm.
[3]) In der „Meise".

welcher etwas ernsthaft werden sollte und fast nicht will, obgleich die Zeit, die ihn eingegeben, schlimm genug ist.

Lassen Sie sich nichts anfechten und leben Sie froh und klug nach Ihrer Art in diesen Winter hinein.

Ihr mit allen Grüßen ganz ergebenster Gottfried Keller.

527. An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich, 6. Januar 85.

Indem ich Ihnen, verehrter Herr, die freundlichen Neujahrswünsche dankbar erwidere, statte ich zugleich meine Gegenkondolenz ab zu dem betrübsamen Abenteuer in der sog. „Deutschen Illustrierten Zeitung". Zu weinen ist dabei freilich nicht viel; solange es Zwischenträger und Stiefelputzer gibt, werden auch im literarischen Dunstkreise die Entstellungen und Unwahrheiten nicht aufhören[1]). In vorliegendem Unfall kennzeichnet sich die ganze Machenschaft schon dadurch, daß die beiden Bilder als Originalzeichnungen ausgegeben werden, während es in Wirklichkeit alte Photographien sind, die schon lange als Holzschnitte herumfahren, und die Urbilder von einem Zeichner vermutlich so wenig gesehen wurden, als vom Artikelschreiber.

Mit besten Grüßen Ihr G. Keller.

528. An Marie von Frisch

Zürich, 13. Januar 1885.

Verehrte Frau Professor und Gönnerin!

Ehe die erlaubte Frist zu sehr überschritten wird, muß ich mich nun doch daran machen, Ihnen für die weihnachtliche kosmopolitische Fraß- und Trinkbarkeitskiste meinen tiefgefühltesten Dank oder vielmehr tiefstgefühlten Dank abzustatten. Es ist alles so rührend und gut gedacht und verpackt, daß die getreuliche Mühe so gut schmeckt wie die Sachen selbst, und das hübsche Glas wie die grünen Tannenzweige lassen tröstlich hoffen, daß

[1]) In der Weihnachtsnummer der Wiener „Deutsch. Illustr. Ztg." von 1884 stand das Bild der beiden Dichter samt einem mit allerlei Anekdoten ausgeschmückten Texte.

Ihr mir neben der Wein-, Käse- und Pumpernickelgesinnung auch noch etwas Höheres zutraut, etwas platonisch Transzendentales.

So schön und gut nun aber alles ist, muß ich Euch doch ernstlich ermahnen, aus Eurer Güte nicht eine beschwerliche Servitut erwachsen zu lassen. Auf diese Weise kommt das Übel in die Welt, und ich möchte doch nicht so einen alten Leviten oder Baalspfaffen abgeben, der das Volk mit Steuern, Zehenten und Brandopfern belastet, die er selber frißt!

In Ihrem letzten Briefchen vom vergangenen Sommer erwähnten Sie einer schweren Krankheit, welche Sie im Jahr 1883 erlitten. Ich habe in der Tat nichts davon gewußt. Adolf kam bei dem etwas tumultuarischen Anlaß seines Hierseins und den stets unterbrochenen Unterhaltungen nicht darauf zu sprechen. Um so fröhlicher wünsche ich Ihnen nachträglich Glück zur guten Genesung, als Sie und die lieben Ihrigen sich nun vortrefflich befinden!

Ihre drei Junkerleins reichen Ihnen gewiß schon über den Kopf und dem Herrn Professor an den Bart, und die Stiefel allein kosten wohl ein artiges Geld jährlich, was mich schadenfröhlich erheitert. Wie lange wird's gehen, so werden Sie ihnen die Militärmäntel im Hofe aufhängen, wie einst dem Bruder Serafin.

Regieren Sie nur immer froh und gesund mit Ihren leichten Händen und tanzen Sie nicht zu heftig im beginnenden Fasching, sondern grüßen Ihr ganzes Haus, den Herren an der Spitze (und den Herrn Hofrat nicht zu vergessen, wenn er noch leben tut) recht herzlich von mir. Ihr alter

Gottfr. K.

mit'm Rheumathisl am Rücken.

529. An Adolf Exner

Zürich, 16. Januar 1885.

Lieber Freund!

Sie haben mich mit Ihrer Magschaft in der Josefstädter Straße neuerdings zusammen in Dankverpflichtung gesetzt, welcher ich annäherungsweise der Frau Schwester gegenüber in einem

Briefe Ausdruck zu geben suche. Wollen Sie die bezügliche Stelle sich gelegentlich dorten vorlegen lassen und gütige Notiz davon nehmen, so kann ich hier gleich zu einer andern Materie übergehen und Ihnen für den Brief vom 20. Juli v. Js. danken, den ich immer noch zur Beantwortung auf dem Tisch liegen habe.

Ihre Mitteilungen über die in Berlin gehörten Gespräche über mein corpus lyricum haben mich sehr interessiert[1]); ich denke zum Teil um kein Haar besser von dem Backstein von Band, zum Teil erkenne ich aber auch die notorische Erscheinung, daß dort seit 1866 viel Leute zusammengelaufen sind, die nicht mehr recht Hochdeutsch verstehen und alles für fehlerhaft halten, was nicht neusächsisch oder plattdeutsch anklingt. Es gibt jetzt bereits Verfasser von poetischen Lehrbüchern, welche durch ihre Demonstrationen unbewußt dartun, daß sie die richtige Akzentuierung verloren haben und des Sprachschatzes nicht einmal mehr mächtig sind. Es geht mir mit dem Buche übrigens, wie dem Bauer und seinem Sohne mit dem Esel; aus demselben Berlin haben mir zwei Gelehrte[2]) geschrieben, daß die von mir unterdrückten Gedichte, deren eine gute Zahl ist, durchaus wieder heraus müßten, und der jüngere davon wollte sie sogar auf eigene Faust redigieren und herausgeben.

Mit meinen Arbeiten, nach denen Sie fragen, bin ich in Rückstand gekommen wegen körperlicher Anfechtungen und schlechter Stimmungen resp. Nichtaufgelegtseins, dem anderseits genügliche Einnahme durch neue Auflagen entgegenkam, so daß ich mir sagen konnte: Du wärst ein Narr, wenn Du Dich strapazieren würdest in einer Zeit, wo man alle Tage sieht, was die zappeligen Streber erreichen. Doch werde ich schon auf dem

[1]) A. Exner an G. Keller, 20. Juli 1884: „In einer Gesellschaft [in Berlin, wo Exner im Frühling war] traf es sich, daß drei ehemalige Zürcher Professoren nebeneinander saßen, Dernburg, Mommsen und ich. Dadurch kam das Gespräch auf die alte Stadt und schließlich auf Ihre Gedichte. ‚Der Apotheker' wurde bestaunt und bewundert, an dem übrigen aber hinsichtlich der Verskunst herumgemäkelt. Mommsen sagte sogar in seiner scharfen Weise: ‚Ein Dichter, der keine Verse machen kann, das ist eben schlimm!' Mag sein, antwortete ich ihm, aber dafür kann er eine Prosa schreiben, die kein Lebender ihm nachmacht. Worauf der alte Mommsen ganz brav und ernst sagte: ‚Das muß ich bestätigen!'"

[2]) Vgl. Brief Nr. 514.

Platze erscheinen, wie des Swinegels Gattin beim Wettlaufe mit dem Hasen.

Seien Sie mit Ihrem verehrlichen Anhange bis auf weiteres schönstens gegrüßt von Ihrem G. Keller.

530. An Jakob Baechtold

Ich bin seit Sonntag halb krank und kann im Augenblick Ihren gestern erhaltenen Brief nicht so ausführlich beantworten, wie es nötig ist, um das unselige Ereignis[1]) soweit möglich einzudämmen. Ich denke bis morgen Ihnen meine Erwiderung schicken zu können.

Bis dahin aber sage ich Ihnen zum voraus, daß ich schon vorher gewillt war, die Samstagabende nach und nach aufzugeben, weil sie meinem Alter nicht mehr bekommen, und nun definitiv zu Hause bleiben oder sonst wo, wie an andern Tagen, ein Glas Bier aufsuchen werde. Mögen Sie daher meinetwegen ruhig die Gesellschaft besuchen, als ob nichts geschehen wäre. Ich würde das Opfer um so weniger annehmen, als ich keines bringe, sondern meiner Gesundheit diene.

Hottingen, 21. Januar 85. G. Keller.

531. An Jakob Baechtold

Zürich, 2. Februar 85.

Ich bitte Sie, die Verzögerung dieser Antwort zu entschuldigen. Meine Schwester ist gegenwärtig so schwach und mit Schwindel behaftet, daß ich sie nicht mit der Angelegenheit behelligen kann und einen bessern Zeitpunkt abwarten muß, um die Sache nochmals zur Sprache zu bringen. Inzwischen kann ich nur wiederholen, daß weder die Schwester noch ich eine niedrige Absicht herausfanden, Ihr Wunsch aber, wie jene ihn auffaßte, für mich erst im Konnex mit der Leutholdgeschichte[2]) in neuster Zeit eine Nebenbedeutung gewann.

[1]) Zwist zwischen Keller und Baechtold, dem jener vorgeworfen, er horche seine Schwester über ihn aus. Vgl. Bd. 1 S. 531.

[2]) Keller war nicht mit Baechtolds Einleitung zur dritten Auflage von Leutholds Gedichten einverstanden. Vgl. Süddeutsche Monatshefte 1910, Septemberheft S. 312.

Letztere will ich nun ruhen lassen, da eine Verständigung schwerlich herauskommt.

Auch über einige Gedächtnisfehler und Mißverständnisse, die auf Ihrer Seite sich auftaten, will ich kein Wort mehr verlieren.

Den Brief von 1877[1]) hatte ich noch wohl in der Erinnerung. In den acht Jahren sind mir die Testamentseitelkeiten puncto Nachlaß aber gründlich vergangen und ich habe mittelst Ofen und Papierkorb die Vereinigung selbst begonnen. Ein Teil ist seither ja auch gedruckt worden.

Ich behalte mir vor, Ihnen Nachricht zu geben, wenn meine Schwester sich ausgesprochen hat.

Ihr achtungsvoll ergebener G. Keller.

532. An Wilhelm Petersen

Zürich, 4. Februar 1885.

Lieber verehrter Freund!

Sie sehen, daß Ihre Aufmunterungen zur Faulheit im Briefschreiben eine gute Stätte gefunden haben, auf welcher ich es mir dankbarlichst um so bequemer machte, als Sie indessen nicht unterließen, mir treulich von Ihrem vergnüglich angeregten und sinnigen Tun und Leben Bericht zu geben. Nicht einmal die freundlichen Sendungen, die Bilder der Münchner Johanniskirche, die Fischchen (letztere durch Frau Thaysen, welche zur Schwester kam, selbst überbracht) haben mich zu einem rechtzeitigen Danksagen vermocht, das ich jetzt doch nicht weniger herzlich nachhole.

Auch Schwester Regula dankt schönstens für Ihre freundliche Gesinnung; sie ist gegenwärtig etwas schwächer als sonst, und wir sehnen uns nach dem Frühling. Ich habe hier einen infamen Winter gehabt von kimmerischer Finsternis und Kälte, Wochen lange kein Lichtstrahl.

Heute habe ich die Verlobungsanzeige der Tochter Paul Heyses erhalten; nun wird er mit seiner Frau allein sein; mögen die Schmerzen um den verlorenen Knaben nicht neu aufleben! Übrigens fährt er jetzt auf den Bühnen des alten römischen

[1]) Oben S. 194 f.

Reiches herum, wie der Teufel im Buch Hiob, und fängt Kränze auf, wie ein Jongleur. Wohl bekomm' es ihm!

Heute ist Flörke, der Ihren Gruß biederherzig erwidert, auf vierzehn Tage nach München gereist. Wenn die Tage nicht noch so kurz wären, wäre ich mitgegangen.

Daß Sie in den Morgenstunden des Neujahrstages wieder die Anfangskapitel des grünen Heinz gelesen haben, erweckt mir abermals eine Rührung mit Beschämung, da ich namentlich rücksichtlich der leeren Geschwätzigkeit der alten Redaktion ein böses Gewissen habe. Sie müssen einen feinen Sinn für das naiv und unbewußt Selbstzufriedene einer an sich leidlich schuldlosen Jugendseele besitzen, die sich schon für einen Schwerenöter hält! Mir selbst ist das Verständnis dafür abhanden gekommen. Und überhaupt wage ich nicht zu hoffen, daß ich das ganze Buch nicht selbst noch überlebe. Womit ich nicht gesagt haben will, daß ich auf ein Methusalemsalter spekuliere!

Storm hat mir nichts davon gemeldet, daß er sein neues Haus schon verkaufen wolle; im Gegenteil schilderte er mir gelegentlich eine Abendstimmung vom letzten Spätjahr nicht ohne etwelche Koketterie so reizend, daß er an einen Wechsel nicht zu denken schien, zumal sein „Grieshuus" wieder so ganz aus seinem Heimathimmel gefallen und gelungen ist.

Wenn auch spät, wünsche ich Ihnen doch noch einen guten Fortgang des angezapften Jahres, und daß Sie es an Alter und wetterfester Gesundheit Ihren alten Seebären gleichtun mögen, mit denen Sie so erbaulich verkehren! Leider geht das Papier und der Abend schon zu Ende, daher für diesmal Ihr alter dankbarer Freund

G. Keller.

533. An Adolf Stern

Zürich, 16. Februar 1885.

Sie haben mich, lieber verehrter Herr und Freund, so reich beschenkt, daß mein herzlicher Dank, den ich Ihnen darbringe, der Natur der Sache nach eigentlich nicht so sehr verspätet ist, als es den Anschein hat. Womit ich aber doch nicht behaupten will, daß es sehr höflich sei, so lange im Genusse der Nachwirkung und Sammlung zu leben, ohne zu mucksen. Nun,

Sie wissen ja, wie es im Leben zugeht, und wie die Herzenseinfalt und Unschuld gerade am leichtesten von der alten Gaunerin und Schelmin, der Zeit, immer aufs neue betrogen wird!

Ihre Hettner-Biographie ist nun ein Denkmal von den besten Verhältnissen und schönster Arbeit, ein Grabmal am Wege geworden für Freunde und Fremde. Es ist so wohl gebaut, daß ich es mir schon weder größer noch kleiner mehr denken kann, was gewiß von einem glücklichen Wurfe zeugt. Das rasche stürmische Jugendleben in Arbeit und Freude (vor der Heidelberger Dozentenzeit) war mir nicht so bekannt, wie es jetzt erscheint und ist von vorbildlicher Kraft, einschließlich des Fehltrittes oder Abenteuers an der Spielbank.

Die erste Lektüre des „Ohne Ideale“[1]) war mir ein ununterbrochener, seltsam aus stofflichem und formalem Interesse gemischter Genuß, der auf der durchsichtigen glatten Flut der Erzählung schwebte. Die Kenntnis der Menschen und Dinge, die große Sachlichkeit auf allen Gebieten bei aller idealen Tendenz einerseits, die treffliche Komposition anderseits haben mich wirklich in Atem gehalten. Letztere gipfelt aufs beste in den symmetrischen Abirrungen der geprüften Liebesleutchen vor ihrer endlichen Vereinigung, und diese Abirrungen sind höchst fein charakterisiert Während Felicitas sich in Ergebung in den väterlichen Willen und in Entsagung zu verlieren droht, besteht Erich ein verlockendes Abenteuer in freier Gesellschaft mit einer Kalypso von schönster Erfindung. Ich kann Ihnen demnach nur Glück wünschen zu der bevorstehenden Ära neuer Produktion, und tue es von Herzen.

Leider scheint die Hoffnung, Ihre Frau Gemahlin[2]) diesen Winter hier zu sehen und zu hören, definitiv zu Wasser geworden. Ich suchte mich seinerzeit nach dem Stande der Angelegenheit zu erkundigen, wobei man mir schließlich sagte, man wisse nichts Bestimmtes, außer daß die Übereinkünfte betreffend die diesjährigen sechs Abonnementskonzerte schon im Anfang September geschlossen gewesen seien resp. es zu sein pflegen. Dies sagte mir der Bruder von Hegar, den ich nicht zu sprechen bekam. Ich hoffe, daß es auf die nächste Saison glücklicher hergehen werde.

[1]) Roman von Adolf Stern (1882).

[2]) Die Pianistin Margarete Stern (1857—1899).

Da das Papier zu Ende geht, will ich nur nochmals ſchönſtens danken für alle Freundſchaft und Güte und mich mit herzlichen Grüßen Ihnen und Ihrem Hauſe neuerdings empfehlen als

Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

534. An Joſef Viktor Widmann

Verehrter Herr und lieber Freund!

Ich komme endlich, Ihnen ſehr zu danken für die Blätter mit Spittelers „Eugenia“[1]), die ich durch Ihre Güte nun zweimal mit allem Behagen durchleſen konnte.

Und ich habe es mit wachſendem Intereſſe getan, bis die großen Vorzüge des Gedichtes über die kritiſche Laune, welche der Dichter ſo energiſch herausfordert, Meiſter wurden.

Ob Idioten, wie Spitteler ſie ſchildert, in der Schulwelt ſo landläufig ſind, iſt nicht meine Sache zu beurteilen; die Erfindung und Komik, namentlich die Reiſefahrt der beiden Schafsköpfe finde ich vortrefflich. Und dieſem gegenüber ſchimmert die überaus anmutvolle kluge Eugenia in ihrer herrlichen Landſchaft wie ein Stern ſo hell und eigenartig mit allem, was ſie umgibt; ſie ruft den Wunſch hervor, daß das Werk ja nicht unvollendet bleiben möge.

Aber nun kommt für mich die große Verwerfungsſpalte, die Stilfrage. Mit allen Schätzen der Begabung erwecken dieſe Werke nicht das Gefühl eines aufgehenden Lichtes, ſondern ſie erinnern an die Perioden des Verfalls, die in den Künſten jeweilig erſcheinen, wenn die erreichte reine Meiſterſchaft in Manierismus und Pedantismus ausartet. Kaum ſind achtzig Jahre vorbei, ſeit wir in „Hermann und Dorothea“ eine kriſtallklare und kriſtallfertige epiſche Sprache erhalten haben, die ſich auf unbeſtreitbarer Höhe bewegt, ſo treibt der Teufel wieder Leute, ſich in das barockſte willkürlichſte Wortgemenge zurückzuſtürzen, wo die verzopften Genitivformen dem gebildeten Geſchmacke von allen Seiten Ohrfeigen geben und ebenſo unorganiſche als unnötige Wortbildungen ſich vordrängen. (Neue

[1]) Stücke aus dieſer damals im Sonntagsblatte des „Bund“ Nr. 1—8 erſchienenen Dichtung ſind neuerdings wieder abgedruckt bei C. Meißner, Carl Spitteler (1912) S. 108 ff.

Worte müssen den Dichtern wie von selbst, fast unbemerkt wie Früchte vom Baume fallen und nicht in einem Kesseltreiben zusammengejagt werden.) Das tun sonst nur die Manieristen und Pedanten. Der gleichen psychischen Quelle entspringt auch meines Erachtens die Entdeckung des neuen Kunstprinzipes, welche Spitteler gemacht zu haben meint und nun für seine ganze Produktion verwendet, indem er es Mythologie nennt. Die Kunst des Anthropo- und Theomorphosierens ist so alt wie die Welt; aber wahrhaft neu für uns ist Spittelers Genie nicht nur des Verwandelns, sondern des Teilens resp. Zerteilens der Gegenstände in mehrere Personen, z. B. das Verpersönlichen der Seelenkräfte, der physikalischen Erscheinungen usf., wodurch er die größte Wirkung hervorbringt. Indem er nun aber diese Art systematisch und durchgängig übt, wird sie eben zur Manier. Wenn er z. B. seine Sonne mit ihrem Zirkusaufputz und Kutscherwesen samt Stallbedienten immer wieder vorführt, wird das Bild zum Zopf, trotz der Realität der Beschreibung, während der alte Helios in ewig neuer Schönheit strahlt.

Doch ich will Sie nicht länger belästigen mit der Krittelei, die ich mehr zu meiner eigenen Entlastung verübe, als eine vielleicht zu morose Kragenleerung.

Sie haben sich sehr verdient gemacht um den ewig unreifen Hermann Friedrichs wegen seines knabenhaften Angriffs auf die gute Dame Marlitt, die hundertmal mehr ist, als er selbst[1]). Sie sollten sein neustes Werk „Margareta Menkes, realistischer Roman von H. F." (Leipzig bei Friedrich) lesen, um zu sehen, in welche Scheibe Sie geschossen haben! Die Geschichte einer genotzüchtigten Gouvernante, *geschrieben von einer solchen!* Und das will sich an die Spitze stellen. Haben Sie Zeit oder Lust das Buch zu lesen, so will ich es Ihnen schicken.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener Gottfr. Keller.

Zürich, 22. März 1885.

[1]) Irrtum Kellers. Der Angriff auf die Marlitt im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" stammt nicht von Hermann Friedrichs, sondern von Friedrich Friedrich. Vergl. W. Hasenclever, Dichter und Verleger, 1914, S. 51 ff. Widmanns Artikel: Bund 12. März 1885.

535. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 23. März 1885.

Gestern, verehrter Freund, habe ich eine Epistel an Sie abgehen lassen und lese erst heute wieder Ihren Brief vom 21. Februar, der mir nicht gerade zur Hand war.

Ich möchte meine unmaßgeblichen Bemerkungen zur „Eugenia" nicht gerne veröffentlicht sehen, zumal das Gedicht noch nicht vollendet ist und der kritische Teil jedenfalls wegbleiben müßte. Mit letzterem möchte ich Herrn Spitteler selbst auch nicht verletzen, und wenn Sie ihm dennoch Mitteilung machen wollten, so müßten Sie ihn bitten, alles cum grano salis aufzunehmen.

Noch habe ich übersehen, Ihrem Beifall betreffend den Schluß des dritten Gesanges höchlich zuzustimmen. Hier ist alles von erstem Range und feinem Geiste. Man glaubt eine schöne Fernsicht in das dramatische gelobte Land vorüberschweben zu sehen.

Ihr ergebener

G. Keller.

536. An Marie Melos

Zürich, 19. Juli 1885.

Hochverehrte Freundin!

Im Trubel dieser vergangenen Woche (es war ein dreitägiges Bach-Händel-Fest hier) habe ich richtig versäumt, rechtzeitig an unsern alljährlichen Notenaustausch zu denken; als es mir gestern nachmittag endlich einfiel, war es zu spät und ich hatte schon ein Telegramm geschrieben, um es heute früh abgehen lassen zu können, als Ihre und Ihrer guten Schwester freundliche Botschaft eintraf, Mrs. Kroeker nicht zu vergessen, so daß ich dreifach beschämt mich ans Lesen machen konnte.

Seien Sie höchlich bedankt und möge Ihnen Ihr lieber himmlischer Herr Vater es im neuen Jahre an nichts fehlen lassen, was zu Ihrem Heile dient, worunter ich indessen nicht etwa Zahnschmerzen oder andere körperliche oder moralische Heilsmaßregeln dieser Art mit verstanden haben möchte. Ich selbst bekomme leider kein Zahnweh mehr, dafür aber allerlei rheumatische Anzüglichkeiten und weiß aus Erfahrung, daß ich dadurch nicht mehr gebessert werde.

Das Telegramm ging heute dennoch erst um halb elf Uhr ab, da ich um zwölfeinhalb Uhr nachts noch in einer Gesellschaft gesessen und, weil der glorreiche 19. Julius einmal angebrochen war, gleich noch auf Ihr Wohl den bewußten Pokal getrunken hatte. Die Freunde glaubten, ich sei ein Verehrer irgendwelcher alter Götter, die längst heimgegangen. Ihren letztjährigen Champagnerstöpsel habe ich seinerzeit richtig erhalten und mit Rührung von allen Seiten betrachtet.

Meine liebe Schwester, der es nicht gut geht, war mit mir über Euere schönen Gaben erfreut und überrascht. Sie dankt sehr und wird das weiße Gestricke beim nächsten kühlen Luftzuge umtun, wenn sie ihre langsamen Spaziergänge auf der benachbarten Promenade macht.

Auf welche Dame Ihre Anspielung geht, wird mir deutlich durch den Namen Maria, den Sie ihr zu geben scheinen und der von einer Fräulein Knopf in Frankfurt a. M. geführt wird[1]). Diese ist allerdings eine wohlwollende Gönnerin meiner Wenigkeit und originelle Korrespondentin; denn sie bringt in ihren Briefen nie mehr als zehn Zeilen zustande, wie sie behauptet, aus Dummheit; es ist aber reine Klugheit, lieber lesen als schreiben zu wollen. Letztes Jahr war eine Frau aus München oder Stuttgart hier, die mit großem Spektakel bei mir einrückte und verkündete, sie habe ein Vierteljahr krank im Bette gelegen und endlich sich an meinem vierbändigen „Grünen Heinrich" gesund gelesen! Worauf sie behende weiter kugelte. Ich stand da, und war versucht, mich einen Augenblick neben Christum zu stellen, der mit einem Sälbchen von Kot den Blinden geheilt hat[2]). Die Sache schien mir aber nicht geheuer zu sein mit meiner Wundertätigkeit und ich ließ sie auf sich beruhen, ohne mich beim heiligen Vater um die Seligsprechung zu bewerben. So viel von der Damenverehrung, deren ich, selten genug, teilhaftig werde.

Nun aber gehen Sie gesund und munter in Ihre Sommerfrischen hinaus und stärken sich gründlich für das Jahr 85/86.

Ihr getreulich ergebener G. Keller.

[1]) Maria Melos erzählte Keller von einer Eisenacher Verehrerin, deren Freundin mit Keller korrespondiere.

[2]) Ev. Joh. 9, 1 ff.

537. An Eduard Münch

Zürich, 22. Juli 1885.

Lieber Freund!

Du hast wohl getan, uns an unsere Briefpflicht zu mahnen. Deinen früheren Brief haben wir erhalten; allein Regula schreibt seit Jahren nur noch die Waschzettel, das kleinste Billett muß ich ihr schreiben. Ich selbst aber bin seit ein paar Jahren ebenfalls in eine krankhafte Briefscheu verfallen wegen einer elenden Belastung durch unnütze Briefe fremder Menschen, wie das der heutige Schwindel leider mit sich bringt. Da müssen denn die Gerechten mit den Ungerechten leiden.

Du hast uns nun eine böse Nachricht gesendet wegen Deiner Entlassung und Beschäftigungslosigkeit! Wie kann so etwas möglich sein nach neunundzwanzigjähriger Dienstleistung? Ich möchte Dir gern auch eine unfreiwillige Ruhe wohl gönnen, da Du dieselbe lange verdient hast; aber die Verumständung ist gar zu häßlich. Und gibt es denn für einen solchen Fall keinerlei Pension? Es ist nur gut, daß Du etwas zu leben hast, sonst wäre die Sache gar zu traurig. Der rachsüchtige Mucker muß ein rechter ausgepichter Heuchler sein, denn wenn er nur ein bißchen an seinen Gott glaubte, so würde er ihn doch ein wenig fürchten müssen über solchen Halunkenstreichen!

Meiner Schwester Regula geht es nicht gut mit der Gesundheit. Sie wird mit jedem Jahre schwächlicher, hat Atemnot und ist schwach auf den Füßen. Da sie aber doch eine gewisse Zähigkeit besitzt, so kann es vielleicht doch wieder ein wenig besser werden. Wir wohnen jetzt im Zeltweg in Hottingen, am Fuße der hohen Promenade. Auf dem „Bürgli" war es zu entfernt und mühsam für Regula geworden.

Das Bild in der „Illustrierten Zeitung"[1]), von dem Du schreibst, ist nach einer älteren Photographie gemacht, die überall herumfährt. Der Aufsatz dabei enthält allerlei dummes Zeug und unwahre oder entstellte Anekdötchen. Dergleichen erlebt man eben, wenn man alt wird.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer kleinen, aber

[1]) S. oben S. 481.

guten Bleistiftzeichnung, welche einst ein Jugendfreund von mir gemacht, und die ich Dir vor circa vierzig Jahren einmal geschickt hatte. Ich erinnere mich, dieselbe Anno 1848 oder 49 bei Dir in Darmstadt an der Wand hängend gesehen zu haben. Sollte das Blättchen sich erhalten haben, so würde es mir ein großer Gefallen sein, wenn ich es noch einmal wiederbekommen könnte, da ein Sohn jenes Zeichners, der längst tot ist, hier lebt und ein geschickter Stecher ist, der es radieren würde. Vielleicht wäre es auch möglich, das Blatt in Neuyork durch einen geübten Photographen abnehmen zu lassen. Aber natürlich müßte es vor allem aus noch vorhanden sein.

Für diesmal muß ich abschließen. Regula grüßt auch aufs beste; wir wünschen Dir beide fortdauernde gute Gesundheit und frischen Mut, und daß es Dir bald wieder besser ergehen möge, sofern dies nötig ist. Wen hast Du denn jetzt bei Dir von Kindern oder Enkeln? Oder lebst Du allein?

Mit herzlichem Gruße Dein alter G. Keller.

538. An Julius Rodenberg

Zürich, 5./7. August 1885.

Lieber und verehrter Herr und Freund!

Sie sind ein vollkommener Gentleman! Obschon Sie nachgerade über meine scheinbar fast böswillige Saumseligkeit innerlich aufgebracht sein müssen, kleiden Sie Ihre geduldige Anfrage so human in die Form eines freundschaftlichen Berichtes von Erlebtem, wie ein zerknirschter Sünder es sich nur wünschen kann. Herzlich gönne ich Ihnen alles in Rom ꝛc. genossene Schöne, bin aber doch froh, daß es mit der Malaria noch so glimpflich abgelaufen ist! Das nächste Mal sollen Sie sich wohl ein wenig besser vorsehen, wenn es wahr ist, daß man das Übel durch zu leichte Kleidung bei abendlichem Aufenthalt im Freien ꝛc. aufliest.

Zu unserer Romanangelegenheit muß ich zuerst die Wohltat preisen, welche Sie mir durch die Aufstellung der beiden Armstronggeschütze der Damen Ossip Schubin und von Hillern erwiesen und so meiner geängsteten Seele Luft geschafft haben.

O trefflicher Julius, rief ich, als ich die Ankündigung las, das sichert mindestens acht Monate Frist.

Ich gehe wegen dieser Arbeit trotz des warmen Sommers, der alles entführt, nicht weg und hoffe definitiv bis zur Jahreswende fertig zu sein, d. h. wenigstens in der Weise, daß ich bis Anfang November für zwei bis drei Hefte der „Rundschau" Manuskript abliefern und bis Ende Dezember, wenn die Publikation begonnen hat, den Schluß mit Sicherheit besorgen kann. Nicht schaden wird es allerdings, wenn Sie für den Notfall einen kleinen Lückenbüßer bereit haben, um den Anfang jedenfalls im Januarheft bringen zu können. So sehr ich gewünscht habe, nur das fertige Ganze aus der Hand zu geben, wird es am Ende doch wieder darauf hinauslaufen, daß ich, wie bei den früheren Sachen, erst im Drange der Druckerschlacht entschlossen zu Ende kommen kann. Doch wird nicht mehr viel zu tun sein. Ich hätte diese Arbeit längst aufgegeben, wenn sie nicht annonciert wäre und ich selbst nicht für notwendig und ehrenhaft hielte, sie trotz der Abneigung zu machen, d. h. mich zu zwingen. Die entstandene Abneigung rührt daher, daß ich mir zu spät inne geworden bin, wie sehr ich mich in die Reihe der auf allen Punkten auftauchenden Verfallspropheten und Sittenrichter stelle und so ein der Mode nachlaufender Skribent zu sein scheine, während das Bedürfnis, das Buch zu schreiben, mir ganz spontan entstanden ist.

Der Umstand jedoch, daß es am Ende lohnt zu zeigen, wie keine Staatsform gegen das allgemeine Übel schützt, und ich meinem eigenen Lande sagen kann: „voilà, c'est chez nous comme partout" läßt mich über jenes Bedenken hinwegsehen und ausharren[1]). Vielleicht fällt er doch nicht zu schlecht aus.

Jetzt will ich Sie aber nicht länger mit der Sache langweilen und hoffe mit allen Wünschen, daß es Ihnen und Ihren verehrten Damen wohl geht und ein recht lieblicher, genußvoller Spätsommer vor Ihrer Türe stehe.

Ihr getreuer, mit vielen Grüßen an Gemahlin und Tochter beladener

G. Keller.

[1]) Vgl. „Martin Salander", Ges. Werke, Cottasche Jub.-Ausg. 8 S. 374.

539. An Sigmund Schott

Zürich, 8. August 1885.

Hochgeehrter Herr!

Mit bestem Danke sende ich Ihnen endlich die mir gütigst mitgeteilten Erzeugnisse Ihrer Feder zurück, welche mich sehr interessiert haben. Ihre Beiträge zur Lessing-Kritik[1]) oder höflicher gesagt -Betrachtung schmecken nach mehr. Namentlich die Frage, inwiefern Lessing das Virginia-Motiv modifiziert und durch die passionierte Beteiligung des Opfers für die moderne Zeit kompliziert habe, ist sehr anregend und führt, wie ich glaube, richtig zu der Ansicht, daß Lessing die Emilie den Prinzen wirklich wollte lieben lassen. Erst so ist das, was der römischen Virginia geschehen, den veränderten Verhältnissen gemäß, für die Emilie im Prinzip bereits vorhanden, und der Schluß gewinnt mächtig an Austiefung. Um so mehr aber hätte dann Lessing die Sache durchsichtiger behandeln sollen, was sich weder die Alten, noch Shakespeare oder Schiller hätten entgehen lassen.

Ihre Apologie Paul Heyses[2]) bezüglich seiner Fruchtbarkeit und seines gesegneten Fleißes ist nur gerecht und verdienstlich, so sehr er uns auch immer aufs neue überrascht, wie z. B. mit den letzten zwei Novellen, die er ausfliegen ließ unmittelbar nachdem er geschworen, er werde keine mehr schreiben. Ich habe leider sie noch nicht gelesen, weil ich Romane und Novellen überhaupt nicht auf den Museen und Caféhäusern lese.

In den interessanten Mitteilungen über Alfred Meißner[3]) hat mich ein wenig seine Unbeholfenheit in Politicis gewundert. Den jungen Herren von 1873 hätt' ich gar nicht oder nicht so ausführlich geantwortet auf ihre Interpellation, dafür aber auch nicht alles über Bord geworfen, was mich früher erregt hätte.

Von Paul Heyse habe ich keine Nachricht. Durch dritte Hand wurde mir seinerzeit geschrieben, er werde mit der Frau, welche an Bluthusten leide, nach Engelberg (Unterwalden) gehen, hörte

[1]) Studien zu „Emilia Galotti", später in der „Beilage zur Allg. Ztg." 1890 Nr. 42—43 erschienen.

[2]) Es scheint die Besprechung von „Don Juans Ende" im Frankfurter Beobachter vom 7. Oktober 1884 gemeint.

[3]) Beilage zur Frankfurter Zeitung 9. Juni 1885.

dann aber wieder, er sei nach Klosters im Bündnerlande gegangen. Mit Widerwillen habe ich erst in letzter Zeit aus gewissen Zeitschriften wahrgenommen, welch kindische Verfolgung gegen ihn förmlich organisiert ist, was ihm hoffentlich keine grauen Haare macht, wenn sie nicht sonst kommen!

Wann ich einmal durch Frankfurt kommen werde, weiß ich noch nicht; ich danke Ihnen aber zum voraus für verheißenen freundlichen Empfang. Bei diesem Anlaß bitte ich Sie, von meinen dramatischen alten Velleitäten, die ich in der Hitze des Gesprächs und beim Schoppen preisgab, doch kein Wesens machen zu wollen, da ja kein Gott weiß, ob noch etwas zustande kommt!

Da Sie Geschäftsreisen nach der Schweiz zu machen haben, so werden wir uns wohl zunächst hier etwa wiedersehen, und in dieser Hoffnung grüße ich inzwischen bestens und bitte, mich der Frau Gemahlin freundlichst empfehlen zu wollen. Ihr ergebenster

G. Keller.

540. An Ida Freiligrath

Zürich, 9. August 1885.

Verehrte Frau Freiligrath!

Obgleich Sie wieder schöne feurige Kohlen auf mein Haupt gelegt haben, fangen dieselben doch erst jetzt an, mich so zu brennen, daß sie bereits ein kleines Loch in meinen herrlichen Strohhut gebohrt haben. Das Haar auf dem Schädel dagegen ist seit dem letzten Jahr um weitere zwei bis drei Quadratzoll weggesengt und ich muß nun ein Ende machen.

Ihre lieben Bleistiftbriefe machen mir jedesmal so große Freude, und doch lehnt sich immer das Gewissen dagegen auf, Ihr Augenlicht so reichlich in Anspruch zu nehmen. Und nun fügen Sie noch die Arbeit Ihrer Hände hinzu! Wir wollen mit herzlichem Danke die erwiesene Ehre und Liebe annehmen, die Schwester und ich, jene, welche mit dem schönen Tuche sich schmücken und wärmen wird, sobald der Herbst kommt, und ich, dessen Ruhesessel eine elegante Zierde gewonnen hat. Allein, verehrteste Freundin, lassen Sie es mit der diesmaligen Güte bewandt sein! Sie haben in Ihrem glücklichen Familienkreise so viel Gelegenheit und Anlaß, Fleiß und Mühe Ihrer älteren

Tage an Mann zu bringen, daß Sie den Rayon nicht noch auf so große Entfernungen ausdehnen dürfen.

Ihre gütigen Geburtstagswünsche erwidere ich mit den besten Glückswünschen für die jetzige Sommerreise und den Aufenthalt bei den Kindern in England, und ich freue mich, daß es Ihnen, als der Überlebenden, vergönnt ist, die alte Fahrt, welche einst mehr als einmal mit so verschiedenen Schicksalswendungen und Gemütsbewegungen gemacht wurde, jetzt in so heiterer Ruhe und guter Obhut fort und fort zu wiederholen.

Was mich betrifft, so hätte ich dies Jahr sowieso nicht rheinabwärts fahren können, weil ich im Winter und Frühjahr nicht viel getan habe und nun im Sommer aushalten muß, um endlich mit einem Romane fertig zu werden, an dem ich schon lang mit wenig Tintenverlust herumboßle. Meine Verlagsverhältnisse haben sich allerdings verschoben. Was Herrn Weiberts Herz bei Ihnen hierüber ausschütten konnte, ist mir ganz unbekannt. Für mich steht die Sache einfach so. Als vor einigen Jahren mein Buch „Sinngedicht" in der „Deutschen Rundschau" angekündigt war, schrieb mir sofort der Berliner Buchhändler Hertz und wünschte das Buch zu verlegen. Ich sagte zu für den Fall, daß Weibert nicht darauf reflektiere. Hierauf erschienen die betreffenden Novellen während fünf wohlgezählten Monaten in der „Rundschau", ohne daß Herr Weibert, der sich um alle früheren Sachen von sich aus beworben hatte, auch nur mit einem Worte erwähnte, daß er die neuen Novellen bemerkt habe. Darauf schloß ich natürlich mit Hertz ab. So ging es auch mit den Gedichten. Schon vor zehn Jahren hatte er einmal geäußert, ob ich nicht meine Gedichte sammeln wolle? kam aber nie mehr auf die Sache zurück. Als es nun mit dem „Sinngedicht" so gegangen war und Hertz abermals auch die Gedichte, von denen er gehört, verlangte, gab ich sie natürlich auch. In den letzten drei Jahren mußte Weibert von allen meinen Sachen neue Auflagen machen. Plötzlich, ohne mir vorher ein Wort zu sagen, bot er das Verlagsrecht mit allen Vorräten dem Berliner an, der schloß sofort das Geschäft ab, ohne daß ich ein Wort dazu zu sagen hatte — und nun hat der Herr, der gegen mich vollkommen den Stockfisch machte, ein Herz auszuschütten!

Was Sie mir von dem Artikel in der „Didaskalia“[1]) melden, intrigiert mich einigermaßen. Ich habe denselben auf unserem Museum gesucht; aber die betreffende Nummer war schon verschwunden. Wer nach fünfunddreißig Jahren noch über jenen kurzen Aufenthalt in Düsseldorf, als Ferdinand mich von Köln dahin begleitete, schreiben mag, weiß Gott! Von einer Geburtstagfeier Hasenclevers weiß ich gar nichts mehr. Derselbe befand sich allerdings in einer Gesellschaft verschiedener Herren, die während zwei bis drei Tagen in Gasthöfen und Gesellschaftslokalen herumdinierten und viel Maitrank, Champagner ꝛc. vertilgten, ohne daß besondere Tollheiten vorfielen, ausgenommen den ersten Abend, als in einem Musik- oder Gesangvereine an der Wand hängende Zylinderhüte verarbeitet wurden, wobei ich nach einer dunkeln Erinnerung mich wacker beteiligte. Wenn man alt wird und sich an der Öffentlichkeit herumtreiben muß, so ist es ein Übel, daß einem dergleichen versteckte Legendenmacher nachschleichen, noch ehe man das Zeitliche gesegnet hat. Es ist auf diese Art schon wiederholt über mich gelogen worden.

Der Fräulein Schwester hatte ich am Morgen des 19. Juli telegraphiert und gleich darauf geschrieben. Nun ist es auch schon wieder drei Wochen her und ich muß schließen, damit diese Zeilen Sie sicher auf Forest Hill bei den lieben Ihrigen und ihren Bienen finden!

Leben und kehren Sie dann glücklich an den Rhein zurück!

Ihr dankbar ergebener G. Keller.

Meine Schwester bittet, herzlich zu grüßen und dankt tausendmal.

541. An Maria Knopf

Zürich, 25. September 1885.

Höchstverehrtes Fräulein!

Sie haben sich wieder sehr generos und anmutig betragen! Ihre schönen Birnen und Pfirsiche sind eines Morgens frisch und

[1]) Strodtmanns Legende über Freiligraths und Kellers Besuch 1850 bei dem Maler Hasenclever, vgl. Bd. 1 S. 213 und die Anmerkung dazu.

gesund angekommen und lagen, als ich aus meinem Schlafgemach zum Vorschein kam, schon ausgepackt und ausgebreitet vor dem Bette meiner Schwester, das sie hüten muß, weil sie vor zehn Tagen einen Fall tat und sich den Hüftknochen ausrenkte, als sie in ihrer Schwäche unserm Kater nachsetzen wollte, der ihr ein Stück rohe Leber unter den Händen weggemaust. Sie hatte die Leber zwar noch erwischt und ließ sie auch nicht fahren, als ich sie aufheben und zum Sofa transportieren mußte. Erst glaubte man, der Knochen sei gebrochen, und wir hatten sehr trübe Gedanken. Glücklicherweise ist es nicht so weit und mit drei Wochen Stillliegen abgetan, auch keine Schmerzen oder Fieber mehr da.

Die Schwester erquickt sich bereits an den Früchten bei diesem warmen Wetter, und sie dankt Ihnen recht herzlich für Ihre Güte. Ich desgleichen und zwar nicht nur aus Bruderliebe, sondern auch, weil ich bereits einen der Pfirsiche gestohlen habe, und auch die eine oder andere Birne dürfte mir verfallen sein, da ich dieselben in der Bücherkammer der Reihe nach vor Herders Sämtlichen Werken aufgestellt habe.

Das malheur meiner Schwester hat wenigstens zur beschleunigten Anstellung einer Dienstfrau geführt, welche wohl bleiben wird.

Empfehlen Sie mich auch der Fräulein B. bestens. Ich weiß nun nicht, ob die Herrschaften noch in Ortenberg sind; ein Brief wird aber von dort wohl nachgeschickt werden, wenn Sie schon in Frankfurt hausen.

Ihre Idee, die Sie in einem der letzten Briefe geäußert, mir in meiner Romanschreiberei mit verrückten Einfällen aushelfen zu wollen, wenn sie mir ausgehen, ist sehr gut und auch spekulativ richtig. Wenn wir einmal zusammenwirken, so bezahle ich Ihnen für jedes „Motiv", das zu einem halben Druckbogen ausreicht, fünf Mark Reichswährung, und wenn Sie's auch gleich selbst schreiben, das halbe Honorar. Nun ist es aber Zeit, meine und der Schwester beste Grüße beizufügen.

Ihr ergebener G. Keller.

542. An Julius Rodenberg

Zürich, 3. November 1885.

Verehrter Freund!

Ich bin so weit, daß ich Ihnen das Manuskript für das Januarheft, circa zwei Rundschaubogen (40 Manuskriptseiten des Ihnen bekannten Formates) bis Mitte d. Mts. übersenden kann, in der Meinung, daß es längstens am 15. November in Ihren Händen sein soll. Ich muß eben jede Portion selbst ins Reine schreiben, weil ich nur hierdurch die letzte Hand und zugleich eine leserliche Schrift für den Setzer gewinne. Mit den Fortsetzungen werde ich so verfahren, daß jedesmal mindestens zwei Bogen kommen können, damit die Bettelsuppe sich nicht allzu lang hinschlängelt. Mit der richtigen Ahnung, daß Sie eines Berichtes bedürftig seien, war ich im Begriff, Ihnen dieser Tage einige Zeilen zu schreiben, als ich heute Ihren freundlichen Brief vom 1. November erhielt.

Gestern erhielt ich auch Ihre „Bilder aus dem Berliner Leben", für die ich Ihnen herzlichst danke. Ich werde sie klüglich genießen und auf dem Tisch behalten, um mich von Zeit zu Zeit nach der Stadt zu versetzen, deren früherem Lebensgeiste ich noch langehin eine gute Assimilationskraft wünsche, wenn dieser Wunsch auch nach dem alten Manne riecht, der seine Zeit für die beste hielt.

Empfehlen Sie mich bestens grüßend Ihren Damen und wenn Sie mit wohldenselben etwan ein Betstündchen abhalten so gedenken Sie dabei auch der armen Seele, die dermalen im Fegefeuer der Manuskriptensünder steckt.

Ihr freundschaftlich ergebener G. Keller.

543. An Nanny von Escher[1])

Hottingen, 4. Dezember 1885.

Sehr verehrtes Fräulein!

Ihre freundlich gütige Sendung ist auf keinen undankbaren Boden gefallen und ich danke es auch dem unbekannten Freunde, der Sie dazu veranlaßt hat.

[1]) Vgl. Nanny v. Eschers Gedichte (Frauenfeld 1895) S. 7. Die Adressatin, eine Urgroßnichte Salomon Landolts, hatte Keller ein von ihr verfaßtes Gegenstück zu seinem „Abendlied" geschickt.

Was könnte es auch Schöneres geben, als wenn edle Frauen in winterlicher Bergeinsamkeit zu mitternächtlicher Zeit sich teilnehmend mit dem Abendliedchen eines alternden Poeten beschäftigen, und zwar mit so wahrem Gefühl, daß ein unmittelbarer Gegenklang entsteht.

Wenn sich hiebei noch ein schönes Talent offenbart und aus weiter Höhe[1]) herüberklingt, so wird das kleine Ereignis selbst zum Gedicht, das man nicht weiter in Worte zu fassen braucht.

Ihre Variation, verehrtes Fräulein, ist vortrefflich und der Situation zwischen Mutter und Tochter und der ganzen eigentümlichen Szenerie vom Untergang der Sonne an vollkommen würdig. Ich danke Ihnen allerschönstens, daß Sie mir die Strophen nicht vorenthalten wollten, und die Begebenheit wird mir, bis man auch mir „das Totenglöckchen schwingt", um so lieber und unvergeßlicher bleiben schon wegen der Urgroßnichte Salomon Landolts.

Der letzte Vers: „daß man just dein Totenglöckchen schwang", ist frappant neu, um handwerksmäßig zu reden, und klingt sehr flott! Doch dies klingt nun wieder zu literarisch nüchtern für den Anlaß, und ich will mich schleunigst bei den Damen aufs ehrerbietigste empfehlen als

Ihr ganz ergebenster
Gottfr. Keller.

544. An Sigmund Schott

Zürich, 27. Dezember 1885.

Verehrter Herr!

Sie haben mich mit Brief und Sendung von Weihnachtsgeschenken so energisch überrascht, daß ich mir kaum zu helfen weiß. Soll ich die Miene eines rundlichen Dompfaffen annehmen, der seine Fastnachthühner und Zehntenweine mürrisch oder schmunzelnd einheimst, oder eines Lorenz Kindlein[2]), der sich weinerlich zu bedanken kommt? Kommt Zeit, kommt Rat, und inzwischen überliefere ich meinen herzlichen Notdank, versetzt mit einem gehörigen Rüffel für die ungemessene Ausgabe!

Ihr Brief kam mit der Zeitungsnummer am Morgen des

[1]) Vom Albis.

[2]) Vgl. Bd. 2 S. 311 Anm. 1.

24. und die Kiſten am Weihnachtabend. Das Pomeranzen- oder Orangenbäumchen mit ſeinen 17 goldenen Früchten ſteht unverſehrt bis auf das letzte Blatt auf dem Büfett. Es iſt das ſchönſte Pflanzengeſchenk, das ich je bekommen oder auch nur geſehen, und ich mache Ihnen aufrichtig mein Kompliment über Ihren guten Geſchmack. Man wäre faſt verſucht, eine Novelle à la Mörike[1]) dazu zu machen, wenn man's könnte. Die Rheinweinflaſchen habe ich ſelbſt in den Keller befördert und werde am Neujahrstage die erſte aufmachen uſw.

Der Artikel über Karl Stieler hat mich wehmütig berührt und ließ mich neuerdings bedauern, daß ich den armen Abgeſchiedenen nicht kennen gelernt habe, nachdem er mir freundlich einſt ſeine Lieder geſandt. Leider darf man auf die jungen Leute ebenſowenig rechnen, als auf die alten; beide Nationen ſind gleich unzuverläſſig und brennen bei erſter Gelegenheit durch.

Das Vortragsmanuſkript, von dem Sie mir ſchreiben, werde ich gewiß mit Intereſſe leſen, obgleich ich ein böſes Gewiſſen anfange zu bekommen bei ſolcher Lektüre.

Die Stelle[2]) betreffend die Vereine junger Kaufleute braucht die Herren von heute nicht zu erboſen; ſie iſt vor bald dreißig Jahren geſchrieben und bezieht ſich auf ein Beiſpiel in meiner Nähe, das den jetzigen Stand ſolcher Inſtitute nicht ahnen ließ. Auch in Zürich ſteht es nun glänzender, und es werden die Dozenten der hieſigen Hochſchulen fleißig zu Vorträgen beigezogen. Die Mitglieder aber verſteigen ſich, wahrſcheinlich aus guten Gründen, nicht zum ſelbſtändigen Arbeiten auf nicht merkantilem Felde.

Paul Heyſe habe ich im Herbſt auf ein paar Abende hier genoſſen nebſt der anmutvollen Gattin. Er war ſtark mit den Theaterangelegenheiten beſchäftigt, hatte Verdruß wegen der Münchner Intendanz uſf.

Von der „Hochzeit auf dem Aventin" habe ich noch keinen Hochſchein, ſie wird wohl bald gedruckt werden. Es geht ihm aber doch immer gut, was das Publikum betrifft. Und wenn er der Kritik bei öffentlichen Ovationen, die ihm dargebracht werden, zu verſtehen gibt, daß er ſie nicht leſe, ſo kann und darf ihm ihre

[1]) Vgl. Mörikes Novelle „Mozart auf der Reiſe nach Prag".

[2]) Vgl. Geſ. Werke, Cottaſche Jub.-Ausg. 5 S. 103.

Unbotmäßigkeit ja Wurst sein. Obgleich sie sich zuweilen mehr, als erlaubt ist, auf leeren Gemeinplätzen herumtummelt, wie z. B. wenn sie immer mit der Novellistik kommt. Es ist, wie wenn sie bei andern Autoren alles, was wirkt, als Mache oder als Knalleffekt oder Theatercoups erklärt. Da wäre der „König Lear" von vorn bis hinten ein einziger Theatercoup.

Ich bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin freundlich zu empfehlen, und wünsche der ganzen „kleinen Familie" unter Wiederholung oder Ausdehnung meines Dankes eine fernere glückliche und frohe Julzeit und glücklichen Jahreswechsel.

Ihr freundschaftlich ergebener G. Keller.

545. An Sigmund Schott

Zürich, 30. Dezember 1885.

Verehrter Herr!

Sie werden sich über das Orangenbäumchen meines letzten Briefes wundern! Es ist wirklich der Gegenstand eines kleinen Novellchens geworden. Es rührt nämlich von einer Dame in Frankfurt her und wurde am Weihnachtsabend gleichzeitig mit Ihrem gütigen Geschenk vom nämlichen Postboten gebracht, ohne Brief. Das Kompliment, das ich Ihnen wegen des Bäumchens gemacht, behalten Sie ohne Abzug für sich; ich zweifle nicht, daß aus jeder Ihrer schönen Weinflaschen ein ebenso anmutiges Gebilde vor meinem inneren Auge aufsteigen werde, das mich darüber tröstet, daß ich so reingefallen bin, einen noch so lieblichen Frauengedanken einem reisigen Ritter des Geistes unterzuschieben.

Übermorgen also werde ich Ihr und der Ihrigen Wohl im Jahr 1886 punkt halb ein Uhr trinken.

Ihr grüßend ergebener G. Keller.

P.S. Den Vortrag Ihres Vereinsmitgliedes werde ich im stillen neugierig lesen, da es lehrreich sein muß, zu erfahren, wie sich unsereiner im Auge des gebildeten deutschen Kaufmanns ausnimmt. Der Unterschied der deutschen Vereine und der schweizerischen dieser Art besteht darin, daß letztere nicht literarisch zu denken gewohnt sind. Schon Kinkel sagte mir einmal, als er

von seinen Wandervorträgen im Nordosten zurückkehrte, er habe sich gewundert, die Leute dort eminent literarisch zu finden. Im Gegensatze hiezu sind jetzt in Zürich die jungen Gewerbsleute darauf versessen, Dialektstücke aufzuführen und eben solche Reimereien selbst zu verfassen, die sich alle in einer gewissen Trivialrealität bewegen usw.

546. An Maria Knopf

Zürich, 30. Dezember 1885.

Verehrtes Fräulein Marie K.!

Ihre Weihnachtsgüte hat diesmal ein Stückchen Romantik veranlaßt. Ein guter Freund in Frankfurt, den ich letzten Sommer durch Paul Heyse kennen gelernt, ist von Ihrer Gebelaune ergriffen worden und hat mir am Weihnachtsabend ein Kistchen zukommen lassen, das durch einen am Vormittag eingetroffenen Brief angezeigt war. Der gleiche Postbote brachte abends die Kiste mit Ihrem Orangenbäumchen, das ich natürlich ebenfalls dem Herrn zuschrieb. Als ich am Weihnachtstage früh auspackte, wurde ich durch das schöne Bäumchen, das bis auf das letzte Blatt wohl erhalten ist, und seine 17 Goldfrüchte so begeistert, daß ich dem Absender die schönsten Komplimente über seinen feinen Geschmack schrieb und darüber vielleicht die schönen Dinge, die er selbst mir geschickt, vernachlässigte, so daß es ohne Zweifel eine Verwirrung absetzte, während das schalkhafte Bäumlein zierlich auf unserm Büfett steht. Einen Tag später kam dann die Schachtel mit Ihrem Brief und Gebäck an meine liebe Schwester und setzte wiederum mich in Verwirrung. Wir danken Ihnen schönstens für alles; die Schwester schreibt außer Waschzetteln u. dgl. nichts mehr, da es ihr nicht mehr recht aus der Feder will, sonst würde sie Ihnen selbst geziemend ihre Gefühle mitteilen, und so muß ich gewohnterweise auch hier wieder den Schreibknecht machen, was ich gern und von Herzen tue. Die Lebensregeln für das Bäumchen wollen wir so gut als möglich befolgen und hoffen, es so alt werden zu lassen, als wir selbst noch ausdauern, besonders, da es nur Wasser und keinen Wein trinkt. Wir wünschen nun Ihnen, dem Herrn Papa und Fräu-

lein B. einen fröhlichen Jahreswechsel und Glück und Heil zum kommenden Jahr. Für den Fall, daß Sie die „Deutsche Rundschau" noch nicht zur Hand haben, schicke ich Ihnen einen Separatabdruck des Anfangs meines Romans, der mir aber mager vorkommt. Es sollte besser kommen wenn möglich.

Ihr dankbar ergebener G. Keller.

547. **An Julius Rodenberg**

Zürich, 9. Januar 1886.

Verehrter Freund und Meister!

Sie sind letzteres schon im eminenten Sinne als Muster eines Pflegers und Aufmunterers wackliger Autoren. Ich danke Ihnen für die mild freundlichen Briefe, die Sie mir in letzter Zeit geschrieben, und werde trachten, unter ihrem wohltätigen Hauche unser Schifflein, nach Ihren Wünschen, über die kritische Zeit weg und in den Hafen zu steuern[1]). Ein paar pièces de résistance werden freilich nötig sein, das heißt, dickere Brocken, um nicht allzu langweilig zu fahren, und werden von selbst mit der Sache da sein.

Nehmen Sie, lieber Freund! mit Ihren freundlichen Damen auch jetzt noch meine besten Wünsche zum angetretenen Jahr 1886 entgegen! Möge dasselbe Ihnen an der Übergangsbrücke des Lebens nur hinten abbrechen und stets neu vorn ansetzen, wenn etwas abgebrochen werden soll!

Daß die arme Frau Lina Duncker gestorben ist, habe ich seinerzeit erfahren. Geringe Freude habe ich an einem Klatschartikel des „Deutschen Montagsblattes"[2]) gehabt, das man mir zugeschickt hat, worin ich neben Vehse und Frese ꝛc. als zärtlich attachierter Bär in „Lilis Park" erscheine. Umgekehrt wäre auch gefahren. Ich muß mich immer neu über die Unverfrorenheit solcher Skribenten wundern, welche, während sie einen noch lebendig wissen, bei Verwertung der Toten beliebige Mätzchen

[1]) Die erste Manuskriptsendung des „Martin Salander" war am 18. Nov. 1885 in Berlin eingetroffen.

[2]) „Ein Berliner Salon in den fünfziger Jahren" im „Zeitgeist", Beilage zum „Berliner Tageblatt", Januar 1886.

ihrer oder anderer Erfindung machen lassen. Und nach dreiunddreißig Jahren ist dergleichen widerwärtig. Gehaben Sie sich nichtsdestominder wohl und munter und empfehlen Sie mich neuerdings der verehrten Gemahlin nebst Fräulein Tochter. Ihr

G. Keller.

548. An Marie von Frisch

Zürich, 10. Januar 1886.

Verehrte Frau Professor!

Es hat mich sehr gefreut, den Neujahrsgruß von Ihnen zu erhalten, und beinah auch, daß Sie ein bißchen bettlägerig waren und daher keine Kiste packen konnten. Allein es ist doch traurig, daß Sie solche Anfälle bekommen, und das Register von Gebrechen der alten Mummelgreise, Ihrer Freunde, an dem Sie sich belustigen, kann mich nicht beruhigen. Das Mißgeschick des Herrrn Mozart habe ich durch Regierungsrat Bruno Bucher schon vernommen, der im Herbste einen Tag hier war. Nun sind Sie aber doch endlich in den Besitz des Hauses gekommen; vielleicht hätte es der alte Kauz doch noch hinter Euerem Rücken verkauft. Ich wünsche auch, daß die stattliche Floreszenz im Jahr 1886 sich immer schöner entwickle!

Bei mir geht etwas Ähnliches vor: ich besitze jetzo vier geehrte Korrespondentinnen, die alle Marie heißen, und kann also das Grab Christi nun doppelt garnieren. Eine in Wien, die andere in München (Mariechen Eller!), eine in Frankfurt und eine in Köln[1]). Um alle vier im Schach zu halten, habe ich eine Romanheldin, die soeben angefangen hat, im Druck eine artige Rolle zu spielen, Marie getauft, und werde sie als das Vorbild derjenigen Korrespondentin erklären, die mir am angenehmsten im Barte kratzt. Natürlich nur figürlich!

Grüßen Sie auch den Herrn Bruder Adolf recht fest von mir; ihm wie andern guten Freunden bin ich seit Jahr und Tag Briefschuldner geblieben; aber es kommt auch wieder anders.

Ob ich nochmals nach Wien komme, steht dahin; es hängt von meinem Befinden ab, und ob ich mit bald siebenundsechzig Jahren

[1]) Maria Knopf und Marie Melos.

füglich noch so weite Fahrten tun soll. Allerdings kann man ja auch etappenweise reisen.

Ich nehme an, daß Ihre Söhne alle gesund und frisch sind, voran vom Herrn Papa selbst!

Leben Sie nun bis auf weiteres so fröhlich und glücklich fort, und erhalten Sie mir die freundliche Gesinnung ungetrübt als Ihrem alten Freunde (der jetzt ins Wirtshaus muß, da es halb acht Uhr ist)

Gottfr. Keller.

549. An Wilhelm Petersen

Zürich, 26. Februar 86.

Verehrter Freund!

Statt einer Schuldabtragung im jetzigen Augenblick für Ihre treue Freundlichkeit erhalten Sie nur ein paar Worte. Ich bin vor einigen Wochen gegen acht Tage unpäßlich gewesen und konnte daher das Material für das Märzheft der „Rundschau" nicht rechtzeitig abliefern, wenn nicht wieder ein kleines Pröbchen erscheinen sollte.

Der Herausgeber Rodenberg will daher in dem betreffenden Heft eine kurze Anzeige erlassen, daß die Fortsetzung im Aprilheft käme, und den Grund, mein Unwohlsein, angeben. Dies der Grund dieser vorläufigen Zeilen, damit Sie sich nicht weiß Gott welche Dinge vorstellen, wenn Sie die Notiz lesen werden.

Übrigens bin ich erfreut, daß die bisherigen paar Stücke des Romans Ihnen nicht mißfallen, teile aber Ihre rosige Ansicht einstweilen noch nicht, habe vielmehr Angst, daß das Ganze langweilig ausfallen werde.

Nun noch den herzlichen Dank und Gruß meiner Schwester für das liebliche Geschenk des feinen gestickten Tüchleins an die liebenswürdige Tochter und Empfehlungen an die Frau Mama derselben.

Sie sehen, daß ich Ihren Befehl, nicht oft zu schreiben, bisher unverschämt pünktlich befolgt habe, und will auch jetzt schon wieder aufhören, da es nachts zehn Uhr vorbei ist.

Grüßend Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

550. An Julius Rodenberg

Zürich, 18. April 1886.

Verehrter Freund!

Ich kann leider Ihren peremptorischen zwanzigsten auch diesmal noch nicht innehalten, und muß als äußersten Termin den 28. bezeichnen, um sicher zu gehen. In diesem Falle wird die Sendung über zwei Bogen betragen, circa vierzig Druckseiten, weil der Stoff hinein muß und doch noch ein ebenso starkes Stück für das Juliheft übrig bleiben wird, womit ich aber abzuschließen hoffe und eher einige Kürzungen in der Buchausgabe ersetzen kann. Denn ich ahne schon, daß Ihnen das Ende Ihrer Pein auch willkommen sein wird.

Jetzt werde ich wirklich ein übriges tun, morgens beizeiten aufstehen und jeden Tag mich so lange dranhalten, bis das erforderliche Pensum getan ist. Ich arbeite eben nicht mehr leicht und spüre das Alter. Deshalb habe ich auch das Gefühl, daß die Arbeit an diesem Romane etwas langweilig und trivial aussehe, und Ihre wohlwollenden Bemerkungen ein bißchen dem Streicheln eines müden Gaules gleichen.

Sollte ich vor dem 28. April mit dem Pensum fertig sein, was gar nicht unmöglich ist, so schicke ich es natürlich sofort.

Die vergangene Woche war hier wieder kaltes und dunkles Wetter; man mußte in den Schreib- und Studierstuben wieder heizen. Heute scheint es sich zum guten gewandt zu haben.

Neulich habe ich auch entdeckt, daß gar kein Kapitel V vorhanden ist, weil ich mich scheint's verzählt habe.

Viele Grüße Ihres ergebenen G. Keller.

551. An Julius Rodenberg

Zürich, 8. Mai 1886.

Verehrter Freund!

Auf meiner verbrecherischen Rundschaulaufbahn muß ich heute eine kleine Zwischenhandlung begehen. Ich finde nämlich nichts, das im noch übrigen Teil der Erzählung gestrichen resp. weggelassen werden könnte, ohne den Abschluß zu sehr zu beeinträchtigen. Deshalb könnte ich mit dem Juliheft nicht wohl abschließen, wie ich

neulich glaubte, und werde das Augustheft noch in Anspruch nehmen müssen. Mit dem gegenwärtig in der Krisis liegenden Stück steuere ich auf den 24. oder 25. Mai hin, in Absehung der Ablieferung und hoffe auf eine volle Woche leichterer Laune, die mich fördert.

Das neueste Rundschauheft habe ich trotz des Vorsatzes, es vorläufig liegen zu lassen, doch gelesen, und mich an Ihren „Frühen Leuten" köstlich erbaut. Es war mir zumut, wie wenn ich selbst durch einen frühen Morgengang einen trefflichen Kaffee verdient hätte und einschlürfte, einen wahren Mokka, und pries die Tugend! Heyses tragischer Einakter[1]) hat mich ebenso sehr gepackt, als mir zu denken gegeben.

In meinem Romanabschnitt ist nach der Korrektur noch ein Druckfehler hineingekommen. S. 276 Zeile 21 von oben sollte es heißen: den R a n k finden, nicht den Rang. Es war ursprünglich richtig gesetzt und von mir auch so gelassen worden. Es ist ein proverbialer Ausdruck, der bedeutet, mit einem Fuhrwerk gut um eine schwierige Ecke herum gelangen, eine kritische Wendung ausführen. Doch genug der Pedanterie! Mit allen Grüßen Ihr in der Asche sitzender

G. Keller.

552. An Julius Rodenberg

Zürich, 8. Juni 1886.

Verehrter Freund!

Ich habe die letzten zehn Tage nicht viel tun können und zwar hauptsächlich durch die geistige Obstruktion, die eine Folge meiner Zwangslage wegen des Romans ist bei meinen siebenundsechzig Jahren.

Wenn ich nun das Buch nicht mit sehenden Augen verhunzen will, so muß ich vom Juliheft entbunden sein und etwas Luft in der Bewegung haben. Der Schluß, der mit dem, was Sie in Händen haben, gegen oder voll drei Bogen betragen wird, kann dann mit einemmal im Augustheft kommen, womit Sie des Elendes auch los sein werden.

Ich zweifle nicht, daß Sie für den Moment etwas Erzählendes zur Verfügung haben. Daß es ein Dogma sei, eine längere Er-

[1]) „Zwischen Lipp' und Becherrand".

zählung dürfe nicht nochmals anhalten[1]), kann ich nicht anerkennen, zumal das Ende ohnehin näher rückt. Ich bitte Sie also, sich behelfen zu wollen, wie Sie können, und dabei zu glauben, daß mir die Situation erst mit Ihrem gestrigen Telegramm klar geworden ist und nicht doloser Natur.

Ferner möchte ich Sie ersuchen, im Juniheft lediglich am Fuße des Inhaltsverzeichnisses kurz anmerken zu wollen, der Schluß werde im nächsten Hefte folgen, dagegen den grünen Zettel, der ausnahmsweise nur mir appliziert zu werden scheint, wegzulassen.

Es sind jetzt bloß vier Seiten Manuskript vorhanden, die sich vorige Woche bei mehr Munterkeit zu einer kleineren Partie (die ja aber auch verpönt ist) hätten ergänzen lassen; allein auch dazu hätte ich zur Abrundung ein wesentliches Motiv in der Ausführung geradezu verderben müssen. Dies nur zur Orientierung.

Seien Sie nun, nach aller erwiesenen Freundlichkeit, so gütig, die Sachlage resp. vorübergehende Verlegenheit nicht peinlicher zu nehmen, als sie an sich ist, und zu bedenken, daß hundert äußere Umstände die gleichen Kalamitäten untern Grades hervorbringen können.

Schönsten Dank für den „Lessing in Berlin", der mir wohlbehalten zugekommen ist und zu dem ich Ihnen Glück wünsche. Er füllt seine Stelle auf das Schönste aus. Ihr grüßend ergebener

G. Keller.

553. An Julius Rodenberg

Zürich, 24. August 86.

Verehrtester Freund!

Eh' Sie Ihre Herbstreise antreten (die schwerlich nach dem cholerakränkelnden Süden ultra montes geht), muß ich Ihnen doch noch herzlichst für den schönen Abschiedsbrief danken, den Sie den sehr fragwürdigen Salanderleuten gewidmet haben[2]). Deren Wachstum ist Ihnen allerdings teuer zu stehen gekommen, was

[1]) Schon das Märzheft der „Rundschau" hatte keine Fortsetzung des „Salander" gebracht, auch das Augustheft ging leer aus.

[2]) Anfangs August hatte Rodenberg den Schluß des Romanmanuskripts erhalten. Er hat es dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar geschenkt.

mir aufrichtig leid tut. Ich bin aber vorweg auf Abzahlung mit einigen Schmerzen bestraft worden, und schließlich ist mir die „Rundschau", wie ich sehr fürchte oder vielmehr weiß, für den Abschluß doch noch ein wenig zum Prokrustesbette geworden, und wenn Ihnen allenfalls diesfällige und mißfällige Bemerkungen von Abonnenten zukommen sollten, so sagen Sie denselben getrost, wir wüßten es schon!

Für das Manuskript brauchen Sie mir ja gar nicht zu danken, verehrter Freund! Ich habe noch niemals eines wiederbekommen und es auch nicht verlangt. Es ist mir aber um so schmeichelhafter, daß Sie dies Pfund oder Kilo Papier der Aufbewahrung wert halten. Nebenbei gesagt, habe ich meine Orthographie daran wieder verdorben, die sich schon an die neue Schreibweise gewöhnt hatte. Weil aber die „Rundschau" beharrlich bei der alten bleibt, verfiel ich in der für sie bestimmten Handschrift auch wieder in die alte, da es doch nichts nützte, die neue zu brauchen. So befand ich mich auch in dieser Hinsicht wie ein Kindlein auf der Schulbank, das nicht allein wegen des nicht erfüllten Pensums, sondern auch wegen der Schriftfehler zittert. Warum bleiben Sie aber, Scherz beiseite, so lange zurück mit dem, was doch kommen muß? Es ist ja doch nicht so arg, wie es erst aussah.

Bei dem schlechten Wetter, das immer wieder eintritt, mochte ich nicht ins Weite gehen, zumal ich für längere Fahrten doch erst die Rheumatismen hätte wegbaden müssen. Das will ich nun im September in unserm alten Baden an der Limmat tun, vier Stunden unterhalb Zürich, und da ich als vollständiger Neuling in die Thermen steige, so hoffe ich, es werde helfen. Bis dahin muß ich noch eine Reihe Briefe schreiben. Ich habe nämlich die ganze Zeit her die freundschaftliche und gesellschaftliche Korrespondenz liegen lassen, so daß alles um mich her allmählich verstummt ist, und ich nun als anderer Orpheus die grollenden Steine wieder zu beleben suchen muß.

Empfehlen Sie mich auch angelegentlich der verehrten Frau Gemahlin und der Fräulein Tochter, denen ich für die freundliche Gesinnung ebenso dankbar bin, wie Ihnen selbst, als Ihr alt ergebener

G. Keller.

554. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 25. August 1886.

Verehrter Freund!

Als Sie mir neulich eine Nummer des „Sonntagsblattes" sandten mit neuen Gedichten von Felix Tandem[1]), hielt ich es für den gegebenen Anlaß, dem Skandal meines Schweigens Ihrer unzerstörlichen Freundlichkeit gegenüber endlich und sofort ein Ende zu machen. Nun sind doch wieder ein paar Wochen vorüber! Item! Ich habe es seit wohl acht Monaten allen guten Freunden, Männern wie Frauen, so gemacht, und bin eben am Abtragen des dadurch angeschwemmten kleinen Schuldgebirges begriffen, Brief für Brief, und bemerke dabei mit Erquickung, daß noch ein' und andere edle Seele sich von der unverdroßnen Wiederholung ihrer Lebenszeichen nicht hat abschrecken lassen; aber nicht manche hat dies getan. Die meisten stellten den Betrieb bis auf weiteres ein. Um so dankbarer bin ich Ihnen dafür, daß Sie an der Spitze jener kleinen Kohorte stehen! Zuerst hab' ich Ihnen noch für das neue Geschenk der Alpenspaziergänge[2]) meinen besten Dank abzustatten, die ich seinerzeit gleich gelesen hatte, wonach ich freilich schnöde den Mund wischte. Seither habe ich mich öfter an der heitern und geistreichen Laune des Buches, sowie an dem Glanze der in Ihren Augen gespiegelten Natur und an Ihrer tapfern Lebensempfindung erbaut. Daß das wackere Hündchen des Titelbildes seinen roten Pelz mit einem schwarzen vertauschen mußte, erforderte freilich das Kunstgesetz, da er auf rotem Grunde sitzt. Das Opfer konnte der Pintscher aber in effigie leisten; mögen nur in diesen warmen Tagen die rötlichen Reitervölker sein Vließ nicht zu grausam durchschwärmen!

Den 5. September. Da sehen Sie wieder den Faulpelz, der an jedem Zufall hängen bleibt! Die kritischen Gänge in den mir zu Gesicht kommenden Nummern Ihrer Organe erfreuen mich jedesmal in ihrer frischen Aufrichtigkeit, namentlich den jungen Zola-Priestern gegenüber, die von ihrem ungeheuren Schaffen selbst so knabenhafte Rechenschaft ablegen, als ob noch kein Mensch vor ihnen gesehen, gedacht und geschrieben hätte. []

[1]) Aus den „Schmetterlingen", Sonntagsbl. des Bund 1886 Nr. 33.

[2]) „Spaziergänge in den Alpen". Frauenfeld 1885.

Über Wildenbruchs neues Drama[1]) bin ich noch nicht ganz schlüssig und will, eh' ich ihm schreibe, die Aufführung am hiesigen Theater abwarten, welche für die kommende Saison projektiert sein soll. Wir sind leider durch das verworrene Theatergeschwätz und die Produktion so ins Schwanken zwischen der sogenannten Bühnenkunde und dem Begriff des Lesedramas geraten, daß man oft nicht weiß, ob einem ein Werk gefällt, nur weil es schön zu lesen ist, oder ob es mißfällt, weil es gerade auf der Bühne ungeheuer wirken soll usw. Oft hab' ich den Eindruck (von Wildenbruch ganz abgesehen), als ob alles dieselbe Limonade wäre.

Inzwischen wünsche ich Hegarn Glück zu der Firdusi-Dichtung, Kantate oder Oper, welche Sie ihm bereit machen oder vielleicht schon gemacht haben. Er wird unter Ihrem Banner wieder einem schönen Erfolge entgegengehen.

Sie selbst beglückwünsche ich wegen der schön gelegenen Wohnung und dem errungenen Eigenzimmer! Möchte es Ihnen nur vergönnt sein, darin von der Pflichtenlast befreit ganz selbstherrlich zu walten vom Morgen bis zum Abend.

Daß der Mensch aber mit großer Kunst sich aus der Freiheit selbst sofort wieder eine Zwangslage herauszufischen versteht, hab' ich freilich soeben an mir erfahren, nämlich durch den soeben in der „Rundschau" abgeschlossenen Roman, der mir unter den Händen abgestorben ist, wenigstens vorläufig. Ihre freundlichen Notizen in Ihren Blättern, soweit ich sie kenne, haben mir deshalb bittersüß geschmeckt. Lachen mußte ich jedoch über Ihre Forderung, der Bund oder die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft sollten solche Bücher aufkaufen und für das Volk im Lande behalten. Da würden ja die Parteien, Konfessionen ꝛc. sofort für Einführung einer Zensur sorgen, die alles Dagewesene überträfe! Und erst die pfarrherrlichen und pädagogischen Volksschriftenkommissionen, wie sie unsere Gemeinnützigen so beharrlich aufzustellen pflegen! Deren kritische Verhandlungen möcht' ich hören! Nein, da lieb' ich lieber die weite Welt! Man schreibt in seinem Lande und aus demselben heraus; aber wenn etwas dran sein soll, so muß es immer auch noch für andere Leute geschrieben sein. Ist dieses der Fall und ein Opus lebenskräftig, so kehrt es dann

[1]) Das neue Gebot.

mit guter Beglaubigung an seinen Ursprungsort zurück und die Zugänglichkeit für das Volk stellt sich mit der Zeit von selbst ein und ist dann nicht so leicht verfrüht, d. h. ein Schuß ins Blaue.

Ich bitte aber, verehrter Freund, von diesem ganzen, den Salanderismus betreffenden Passus keinen weitern Gebrauch machen zu wollen, damit nicht ein reklamenartiges Geräusch daraus entsteht.

Sollte Brahms[1]) noch im Lande sein und Ihnen nochmals zu Gesicht kommen, so seien Sie so gut, ihn recht herzlich von mir zu grüßen.

Ich muß leider eine Kur gegen rheumatische Übel unternehmen, die ich nicht länger ignorieren kann, und werde etwa Mitte dieses Monats nach dem alten Badener Neste im Argäu gehen. Gelingt es, so rutsche ich diesen Herbst noch ein bißchen herum, vielleicht bis an den Genfersee, und hoffe in diesem Falle bei Ihnen vorzusprechen.

Nun will ich aber Ihre knappe Zeit nicht länger in Anspruch nehmen und grüße schleunigst, aber in alter Gesinnung, getreulichst ergeben. Ihr

Gottfr. Keller.

555. An Lydia Welti-Escher

Verehrte Frau Doktorin!

Ohne zu wissen, ob Sie und der Herr Gemahl schon verreist sind, sende ich Ihnen doch meinen leider unfertigen Roman ins Haus, wo er liegen mag, bis Sie zurückkehren, sonst komme ich gar nicht mehr dazu. Die Hauptsache werde ich wohl in einer Fortsetzung noch produzieren.

Zugleich stelle ich Ihnen mit höflichem Dank den Hopfen[2]) zurück, dem es allerdings ganz am Malz fehlt. Ich werde gar nicht klug aus dem boshaften Elaborat, in welchem der „Schweizerkarl“[3]) als ein widerwärtiger Kobold dargestellt wird, und zwar in einem Alter, in welchem der Autor ihn ja noch gar nicht gekannt hat. Es wird sich wohl um eine groblächtige[4]) Rache handeln, weil Stauffer den Hopfen nicht so schön hat malen wollen wie dieser begehrte.

[1]) Johannes Brahms hielt sich einige Sommer hindurch am Thunersee auf.

[2]) „Ein Erlebnis“ von Hans Hopfen.

[3]) Karl Stauffer. Vgl. O. Brahm, Karl Stauffer S. 86.

[4]) Mundartlich für grobschlächtige.

Ich danke bestens für die freundlich guten Wünsche zugunsten meiner Schwester und meiner selbst und erwidere dieselben mit einer Fürbitte zu allen Heiligen, daß Ihre Winterreise und der bezügliche Aufenthalt in jeder Hinsicht erfreulich ausfallen mögen.

Mit angelegentlicher Empfehlung und Grüßen an den Herrn Doktor

Ihr achtungsvoll ergebener G. Keller.

Hottingen, 17. Dezember 1886.

556. An Theodor Storm

Zürich, 29. Dezember 1886.

Verehrter Freund und Meister!

Hoffentlich nahmen Sie mein langes Schweigen für das, was es ist oder war: ein allgemeines Einfrieren der Korrespondenzlust, ein krankhafter Hang zum täglichen Aufschieben, bis die Erledigung sich so häufte, daß sie zu einer wirklichen Mühe und natürlich als Kollektivum erst recht verschoben wurde. Nach Neujahr will ich nun aber con amore an die Sache gehen und die erzürnten Freunde und Freundinnen wieder anzufädeln suchen. Ihnen aber sende ich noch im Altjahr eine kleine Abschlagszahlung, da ich jedenfalls nicht länger warten darf mit Zustellung des mitfolgenden Bandes. Über denselben brauchen Sie mir nicht zu schreiben, ich weiß wohl, was ihm fehlt, und werde wohl einen An- und Ausbau errichten müssen, um ihm zu dem Licht zu verhelfen, dessen er durch Ungunst des Schicksals entbehrt.

Ihren seitherigen Fleiß habe ich fast auf allen Seiten der Windrose wohl bemerkt, aber nur lückenhaft mitgenossen, wie es mir zeitweise auch mit Paul Heyse geht. Um so behaglicher werde ich seinerzeit die betreffenden Bände lesen.

Mit Schrecken vernahm ich vor einiger Zeit, daß Sie gefährlich erkrankt seien, hörte indessen später von glücklicher Genesung. Möge sich diese recht befestigt haben, wozu ich Ihnen einen doppelt frischen und gesunden Jahresantritt und neuen Jahreslauf wünsche. Fällt doch Ihr Siebziger-Ehrentag in denselben! Daß Sie den Christbaum mit dem Märchenzweig bereits recht lustig haben strahlen lassen inmitten der lieben Ihrigen, darauf rechne

ich, und hoffe, daß Sie auch die beliebten zwölf Nächte in gewohnter Fröhlichkeit bestehen werden. Freund Petersen, den Sie dabei wohl sehen werden, bitte ich schönstens zu grüßen, werde ihm aber bald auch schreiben.

In das Buch „Salander" habe ich meine Photographie gelegt, die Sie einmal verlangten. Dieselbe ist leider, wie meistens alle diese Fabrikate, durch den Retoucheur verdorben, was freilich nicht viel schade ist.

Ihre letzten Briefe und Postkarten habe ich noch alle in einem Büschel vor der Nase, kann sie aber erst nochmals durchgehen, wenn ich mehr schreiben kann. Für jetzt muß ich abbrechen und bitte nur noch, mich den Damen Ihres Hauses angelegentlich zu empfehlen.

Meine kränkliche Schwester würde es auch tun, wenn sie nicht schon, da es ½10 Uhr abends ist, seit zwei Stunden im Bett wäre, da sie ermüdet war, als sie den Tee besorgt hatte.

Mit allen Grüßen Ihr G. Keller.

557. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 25. Mai 87.

Verehrter Freund!

Glücklicherweise zeigt sich endlich ein äußerer Anstoß, der meiner unseligen Fahrlässigkeit in Briefsachen für diesmal auf den Fuß tritt. Über den Anstoß das Nähere unten!

Zuerst hole ich meinen ebenso schuldigen als herzlichen Dank nach für die unverwüstliche Großmut, mit welcher Sie den schwachbeinigen „Salander" gleich bei seinem Erscheinen gestützt haben. Denn wenn auch das Buch nicht ganz so langweilig sein sollte, wie es von der Berliner und Wiener Lesewelt gescholten wurde, so ist es doch durch den Betrieb der Zeitschrift und die moderne Zwangsanstalt des Weihnachtsmarktes in der Ausführung und namentlich in dem ursprünglich intendierten Abschluß, der die pièce de résistance abgegeben hätte, verkümmert worden. Auch konnte ich nicht ein so ganz fehlendes Verständnis des Gegenstandes voraussetzen, der ja in allen Staaten heutzutage der gleiche ist.

Leid hat es mir nur getan, daß Sie meine von Herrn Hegar

überlieferte Äußerung wegen des „Wilhelm Tell“[1]) nicht ganz richtig erfahren oder aufgefaßt haben. Ich war natürlich nicht der Einbildung, daß Sie Schillers Werk und den kleinen „Martin“ an sich hätten gleichstellen wollen; ich fand mich aber durch die relative gutmütige Nebeneinanderstellung schon in Verlegenheit gesetzt, wie ja nicht anders sein kann, und bin auch überzeugt, daß mancher gute Bruder mir in Gedanken dafür einen Nasenstüber versetzt hat.

Mit welchem Tenor ich mich nun im fraglichen Falle habe vernehmen lassen, ist mir nicht erinnerlich; doch bin ich überzeugt, daß es lediglich das etwelche übliche Gebrumme war, mit welchem man superlativische Lobsprüche abzulehnen pflegt. Von einer bösartigen Laune, in der ich gesprochen hätte, konnte nicht die Rede sein, da ich wohl weiß, daß Ihr Hang, mit starkem Ausdruck zu preisen, was Sie anspricht, dem gleichen edlen Temperament entspringt, mit welchem Sie unverblümt tadeln, was Sie ärgert. Verzeihen Sie nur, daß ich den kleinen Nebel so spät zerstreue, und wie gesagt, erst noch auf äußeren Anstoß! Dieser besteht aus folgendem:

Ein Herr Sigmund Schott in Frankfurt a. M., Bankbeamter und Literaturfreund, Lessingkenner und gelegentlich selbst schreibend, auch Publizist wie es scheint aus Neigung, der mir befreundet ist, hat die Meinung gefaßt, ich stehe dem „B u n d“ nahe und sei wohl gar imstande, auf die Mächte desselben Einfluß zu üben, woran ich nicht schuld bin. Dieser Herr hat mir nun geschrieben, er wünsche politische Korrespondenzen, Börsenberichte u. dgl. in den „Bund“ zu liefern (die Frankfurter Börsenberichte in der „Neuen Zürcher Zeitung“ sind auch von ihm), und hat mich ersucht, in dem Sinne mich an die Herren zu wenden, daß er sich in seiner Anfrage auf mich berufen dürfe. Das ist nun auch schon ein paar Wochen her und ich weiß nicht, ob der Herr an die Bundesherren geschrieben hat. Sollte es geschehen sein und sollten Sie davon hören, so würden Sie vielleicht so gütig sein und mitteilen, daß es sich um einen geistreichen und gewandt-tätigen Mann

[1]) Widmann nannte in seiner Besprechung im „Bund“ 1886 Nr. 347 f. (17. und 18. Dez.) den „Salander“ das Wertvollste, was das Schweizervolk seit Schillers „Tell“ in nationaler und erziehender Hinsicht besitze.

handle, der sich schon auf mich berufen könnte, wenn ich etwas zu sagen hätte, daß ich mich jedoch nicht einmischen wolle und wohl wisse, daß ein Zeitungsinstitut wie der „Bund" nicht auf beliebige Einflüsse abstellen könne.

Jüngst kamen die Herren Hegar und Theodor Kirchner zu mir und sagten, Johannes Brahms sei da und werde in der „Kronenhalle" zu treffen sein. Ich versprach hinzukommen; allein der Hexenschuß im Rücken und das kalte Regenwetter, das am Abend eintraf, verhinderten mich, hinzugehen. Ich hörte aber nachher, daß Brahms für den Sommer wieder an den Thunersee gezogen sei, und so wird es sich wohl ereignen, daß ich den Allertrefflichsten dies Jahr zu sehen bekomme.

Mit den dankbarsten Grüßen Ihr altgesinnter ergebener

Gottfried Keller.

558. An Marie Melos

Zürich, 17. Juli 1887.

Hochverehrte Freundin!

In stiller Stunde hoffe ich einmal rechtzeitig mit meinen tausend Glückwünschen zum Geburtstage anzukommen. Dabei setze ich voraus, daß es Ihnen das letzte Jahr unserer gemeinsamen Zeitrechnung gut und herrlich ergangen ist, so daß meine Wünsche nur ein ungeheueres Da capo und wohl gute, aber keine frommen sind!

Ich gebe auch ein Buch zur Post, das letzte Weihnacht erschienen ist, und stelle dem edeln Schwesterpaar anheim, es zu lesen oder nicht; es hat mir nur Verdruß gebracht, da es gar nicht fertig geworden ist durch die Umstände. Meine Freiexemplare liegen fast noch alle auf einem Haufen und das heutige ist das erste, das ich nach auswärts sende.

Für den artigen Pudel[1]), den Sie mir vor einem Jahre sandten, und der sich sehr manierlich hält, lege ich wieder einmal eine Photographie zu dem Buche, sie ist aber schon anderthalb Jahre alt und wahrscheinlich schon wieder zu jung! So geht's!

Seit einem Jahr bin ich von allerhand rheumatischen Übeln geplagt trotz gebrauchter Badekur, muß aber doch wieder auf die Beine kommen; denn ich habe noch einiges zu tun. Meine Brief-

[1]) Ein Bild des Hauspudels „Ami".

schreiberei ist fast ganz eingeschlafen und schon fängt des alten Harfners Wort an sich zu erwahren: „Wer sich der Einsamkeit ergibt" usw., wenn ich nicht bald auftauche. Übrigens bin ich keineswegs so trübselig, wie jener Unselige.

Gern würde ich gleich auch einen Brief an Frau Freiligrath schreiben, wenn ich nicht dächte, sie wäre jetzt in England. Der Frau Käthe hätte ich auch schon lang geschrieben, wenn nicht in Kürschners Literaturkalender im Nachtrag zum Schriftstellerverzeichnisse die Notiz bei ihrem Namen stände, Frau Kroeker sei von Forest Hill weg und unbekannt wohin gezogen. Vielleicht sind Sie so gütig, mir auf einer Postkarte mit einem Worte Bericht zu geben? Auch wenn Sie in Ihrer Langmut mir schon auf den 19. einen freundlichen Brief geschickt haben?

Nun muß ich schließen, sonst geht dies Blatt morgen früh nicht ab, es dunkelt schon!

Möge also das neue Lebensjahr seine Schuldigkeit in Fülle gegen Sie tun! wünscht nochmals Ihr treu ergebener und herzlich das ganze Haus grüßender Gottfr. Keller.

559. An Alfred Rosenbaum

Zürich, 22. Juli 1887.

Verehrter Herr!

Wenn auch der Vergrößerungsspiegel Ihres wohlwollenden Gemütes die Selbsterkenntnis des Empfängers in die Enge treibt, so ist ein so warmer Geburtstagsgruß von unbekannter ferner Hand dennoch eine erquickliche Überraschung, deren auf irgend eine verborgene Weise wenigstens zu einem kleinen Teile wert zu sein sich auch ein alter Sünder einbilden mag.

Ich danke Ihnen darum aufs herzlichste für Ihren wohllautenden Brief und wünsche, daß Ihnen die schöne Genußfähigkeit für die bescheidenen Darbietungen des Lebens recht lang erhalten bleiben und den Sinn erheitern möge!

Ist dieser Satz schon etwas steifleinen ausgefallen, so wird die Sache noch schwieriger bei dem zweiten Punkte, wo Sie zur christlichen Werkheiligkeit übergehen. Ihre Weinsendung ist wohlbehalten angekommen und hat mich als ein fait accompli wehrlos niedergestreckt. Bereits ist eine halbe Flasche getrunken; denn der

mir bis dato unbekannte köstliche Wein ist so feurig, daß in der Stille des Hauses mehr als ein Glas zu nehmen nicht ratsam ist, zumal in diesen Hundstagen. Meine kränkliche Schwester trinkt gar nur ein halbes Gläschen, das ihr aber sehr zu munden scheint.

So steht nun die Sache und es bleibt uns für einmal nichts übrig, als für die große Freundlichkeit höflichst zu danken und das Geschehene mit der bekannten lächelnden Träne zu besiegeln!

Die noch übrige schöne Sommerzeit möge Ihnen recht erbaulich und genußreich verlaufen und einen noch schöneren Herbst hinterlassen! In dieser Hoffnung grüßt Sie herzlich mit dankbarer Ergebenheit

Gottfr. Keller.

560. An Käthe Kroeker-Freiligrath

Verehrte Frau und Bienenpflegerin!

Schon habe ich bald wieder den Anstandstermin, Ihre freundlichen Geburtstagswünsche dankend zu erwidern, versäumt oder verträumt! Nun, ich will mich diesmal zusammenraffen und um so herzlicher für alles Frühere mit danken und wünschen, daß Ihnen alles Gute und Heitere, dessen Sie sich erfreuen, erhalten bleibe und sich vermehre, wo noch irgend ein Plätzchen bleibt! Vorzüglich soll es Ihnen noch lange vergönnt sein, die teuerste Mama allsommerlich bei sich zu sehen, und mir, von Forest Hill aus ihre anmutigen Botschaften zu empfangen.

Fräulein Melos schrieb mir am 19. Juli, Frau Freiligrath werde vielleicht erst Mitte August nach Deutschland zurückkehren. Ich bin daher so frei, einen Brief für sie beizulegen mit der Bitte um gütige Nachsendung, wenn sie schon abgereist sein sollte.

An Sie, verehrteste Tochter der Verehrten, lasse ich den „Martin Salander" abgehen, von dem Sie sprechen, möchte Ihnen aber nicht raten, das sehr problematische Buch ins Englische zu übersetzen[1]). Es wurde nicht einmal in Deutschland verstanden, weil es nicht breit ausgeführt ist. Überdies entbehrt das

[1]) Frau Käthe Kroeker-Freiligrath übersetzte den „Grünen Heinrich" und eine Auswahl aus den Seldwyler Erzählungen: „Kleider machen Leute", „Die mißbrauchten Liebesbriefe" und „Dietegen" ins Englische (Gottfried Keller, a selection of his tales, London 1891).

Buch des ursprünglich geplanten Schlusses, der Hauptbewegung und allerhand Spektakel bringen sollte und mir wegen der vorgerückten Zeit durch das Geschick gekappt wurde. An der Stelle ist jetzt eine dürftige Skizze. Die Engländer, welche an den Reichtum eines Dickens ꝛc. gewöhnt sind, würden die Beziehungen vollends nicht herausfinden. In Deutschland bessert es sich allgemach ein wenig, indem sie anfangen, das Ding zum zweitenmal zu lesen.

Ferner bin ich so frei, Ihnen den lyrischen Sündenwälzer, genannt Gesammelte Gedichte, „ergebenst zu überreichen", was ich schon lange habe tun wollen, aber aus Scheu vor dem Schnürchenbinden immer verschoben habe. Sie werden von selbst nicht zu heftig darin lesen! Ich empfehle mich auch Herrn Kroeker mit dankbarsten Grüßen, welche ich auch den lieben Kindern auszuteilen bitte, etwa als eine Art platonischen Konfekts, woran sie sich den Magen nicht verderben.

Haben Sie die Güte, das Kuvert, das die Epistel an Frau Mama enthält, nach Düsseldorf zu adressieren, wenn wohldieselbe wirklich nicht mehr bei Ihnen ist.

Ihr ganz hochachtungsvoll ergebener Gottfr. Keller.

Zürich, 8. August 1887.

Auch die Photographie, die Sie zu verlangen die Güte hatten, liegt endlich bei.

561. An Ida Freiligrath

Hochverehrte Frau und Gönnerin!

Vor Jahr und Tag hab' ich in schmählicher Weise Ihren freundlichen Brief unbeantwortet gelassen, obgleich er bis neulich auf dem Tische bei andern Leidensgefährten lag. Ich danke Ihnen für die nichtsdestoweniger am 19. Juli d. Js. eingetroffene Freundlichkeit Ihres guten Herzens nun doppelt heftig und erwidere alle Ihre wohltuenden Wünsche mit dem Ausdrucke meiner Hoffnung, daß Sie Ihren Kindern und Enkeln noch lange mögen so frisch und beweglich, die alte See befahrend, erhalten bleiben! Amen!

Meine Schwester läßt Sie vielmals grüßen. Sie ist immer gleich schwächlich und doch immer auf den langsamen Beinen. Ich selbst kann ihr freilich auch keine Tänze vormachen, da ich

durch den langen Winter wieder steif geworden bin. Ich bin eben im Begriff, nach Ragaz ins Bad zu gehen, und lese nun, daß zwei Maharadjas mit je 50 Personen Gefolge dort angekommen sind und sonst eine unendliche Krapüle versammelt ist, namentlich auch aus Frankfurt und Berlin. Da ist mir nun der Spaß versalzen und heißt es warten oder anderswo hingehen, wo es vielleicht nicht besser ist. Am Ende versuche ich wieder einmal die alte Methode und lasse das Übel sich langweilen durch Nichtbeachtung, Frühaufstehen und dergleichen Schnurrpfeifereien, bis es von selbst abzieht. Jedenfalls kann es nicht ausgehen mit mir, wie das Hornberger Schießen, da ich noch Vorrat habe aus besseren Jahren, der aufgearbeitet werden sollte.

Meinen sogenannten Roman habe ich Ihrer Fräulein Schwester geschickt. Es ist freilich mehr ein trockenes Predigtbuch, als ein Roman und zudem leider nicht fertig. In meinem Lande ist es wohl verstanden und unter großem Gebrumme gelesen worden. Draußen aber haben nur wenige gemerkt, was es sein soll und daß es sie auch etwas angeht. So geht es, wenn man tendenziös und lehrhaft sein will. Ich bin froh, mich wieder an die „zwecklose Kunst" halten zu können, wenn es eine gibt.

Noch habe ich ein Anliegen, welches an obigen Begriff erinnert. Als Sie mit dem bewußten Verewigten im Jahr 1846 von Zürich nach England reisten, schenkte mir Ferdinand unter anderem eine hübsche Radierung, Klemens Brentano darstellend, und ein von dem berühmten Kupferstecher Keller[1]) gestochenes Bild von Immermann. Beide hatten in seinem Studierzimmer gehangen und sind an sich beide von innerem Wert und jetzt seltene Blätter geworden oder gar nicht mehr zu bekommen. Da dünkte es mich nun artig, wenn sie, da ich nur noch beschränkte Zeit zu leben habe, wieder den Rhein hinunterzögen, wo sie herkamen, und wo sie geschätzt würden. Ich werde sie gelegentlich hinter den alten Gläsern hervornehmen und ein Poströllchen daraus machen. Oder soll ich sie vielleicht der Frau Kroeker nach Forest Hill senden als der lyrischen Stammhalterin? Mit tausend Grüßen Ihr ergebener G. Keller.

Zürich, 9. August 1887.

[1]) Josef von Keller (1811—1873).

562. An Anton Bettelheim

Zürich, 18./24. April 1888.

Verehrtester Herr!

Die Nachricht, daß Berthold Auerbachs literarische Hinterlassenschaft und eine Biographie von Ihrer Hand das Tageslicht erblicken sollen, gewährt mir ein erwartungsvolles Vergnügen. Leider ist es mit der bittern Alterserfahrung verbunden, daß die individuelle Ausplünderung bei lebendigem Leibe nun beginnt.

In unserm Falle ist das Unglück nicht beträchtlich. Meine Korrespondenz mit Auerbach beschränkte sich auf zwei oder drei Erzählungen, die ich für seinen Volkskalender lieferte. Nur die erste, „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", war in spontaner Weise entstanden; die übrigen schrieb ich speziell für den Kalender. Als ich die erzieherisch-konventionellen Rücksichten, die geboten waren, als eine Behinderung des persönlich freien Gebarens zu fühlen begann, bei amtlich beschränkter Muße, stockte das Brünnlein und der Briefwechsel desgleichen. Später hatte ich Un- und Mißgeschick. Auerbach schrieb seinen wohlwollenden Artikel über mich in der „Deutschen Rundschau". Ich wollte ihm immer dankend schreiben; so oft ich aber dran gehen wollte, las ich wörtlich genommen jedesmal in irgend einer Zeitung, daß er auf Reisen, soeben hier oder dort durchgekommen sei. Dann verschob ich die Sache, bis sie zuletzt einschlief. Ich habe zu vermuten, daß Bertholdus auch mich zu den Freunden rechnete, die er der Vernachlässigung zieh; denn während er früher mich wiederholt zu sehen gekommen, wenn er etwa durch Zürich reiste, kam er nun nie mehr.

Die kleine Zahl von Briefen, die ich von ihm erhielt, sind alle knapp gehalten, und es steht meines Erinnerns nichts von Bedeutung darin. Seit den mehr als zwanzig Jahren, die seither verflossen, hat sich eine große Last von Briefschaften darüber gelagert, die ich im Augenblicke unmöglich auspacken und sichten kann.

Was nun meine eigenen Briefe betrifft, welche Sie, verehrter Herr, in Händen haben, so habe ich mich darin gewiß auf das Notwendige beschränkt, und ich kann mir nicht denken, daß darin

ein wesentlicher Grund für die Publikation liegt. Wenn Sie übrigens auf solche Vollständigkeit ausgehen und den Ballast nicht verschmähen, so will ich mich nicht dagegen sperren. Freude habe ich daran nicht.

Nur einen Punkt muß ich ausnehmen.

Es war im Jahr 1866, wenn ich mich nicht täusche, als Auerbach mich zum letzten Mal um eine Erzählung anging. In einem diesfälligen Briefe von mir muß die Bemerkung stehen, ich hätte mich verlobt! und in einem spätern Briefe: die betreffende Person sei schon tot! Es handelt sich um ein trauriges Erlebnis in vorgerücktem Alter, welches ich jetzt um keinen Preis in die Öffentlichkeit gezerrt sehen möchte[1]). Ich habe meine Unvorsichtigkeit auch schon lange bereut, glaube aber nicht, daß die Erben deshalb ein Recht haben, sich rücksichtslos zu verhalten. Ich bitte Sie also dringendst, die beiden Briefe jedenfalls wegzulassen! Am liebsten wäre mir, dieselben zurückzuerhalten, was kein auffallender Vorgang wäre.

Im übrigen wünsche ich Ihnen glückliches Gedeihen Ihrer Arbeiten zum würdigen Gedächtnis des guten Verewigten, und bin Ihr mit größter Hochachtung ergebener Gottfr. Keller.

563. **An Lydia Welti-Escher**

Zürich, 9. Mai 1888.

Verehrteste Frau Doktor!

Da ich immer noch schlecht gehe, muß ich endlich zur Feder greifen, um Ihnen meinen gerührten Dank, verflochten mit hoher Bewunderung, ergebenst abzustatten für die pompöse Mappe, die Sie mir zu schenken so gütig waren. Ich kann freilich die Mühe fast nicht verantworten, welche Ihre kunstreichen Hände sich genommen haben, diesen zwei Initialen eine so schöne Stätte zu bereiten, wahrscheinlich im Hinblick darauf, daß sie nicht mehr lang zusammenhalten werden.

Mit allen Komplimenten Ihr dankbarst ergebener

Gottfr. Keller.

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 424 f.

564. An Sigmund Schott

Zürich, 9. Juni 1888.

Verehrter Herr Schott!

Obwohl begreiflich, sind Sie zum Glück doch ganz auf der unrechten Fährte wegen meines langen Schweigens. Ich stecke seit bald zwei Jahren in einer fast pathologischen Scheu vor dem Briefschreiben, die sich aus einem mir zu stark werdenden Anschwellen der Korrespondenzen entwickelte und sich auf alle alten guten Beziehungen wie auf die neusten erstreckt, so daß die Gerechten mit den Ungerechten darüber leiden, wenn sie überhaupt etwas entbehren oder vermissen.

Ich bin eben daran, ein paar Wochen dranzusetzen und aufzuräumen, soweit möglich; denn es handelt sich um eine Reihe von Briefen, die natürlich um so länger werden, je länger der verfluchte Streik dauert.

Vorderhand danke ich Ihnen herzlich für das übersandte Heft der „Revue internationale“[1]) und für die in Ihrer Darstellung an meine Wenigkeit verwendete wohlwollende Aufmerksamkeit. Ich kann die ganze Arbeit, soweit ich sie bis jetzt übersehe, nur gut finden, abgesehen von untunlichen Ranganweisungen, mit denen Sie mich selbst zu begünstigen so freundlich sind. Einige kleine faktische Unrichtigkeiten, wie z. B. der Grund meines langsamen Vorrückens, kommen nicht in Betracht. Der „Martin Salander“ ist mir verunglückt, ich habe jetzt noch den größten Teil der Freiexemplare unausgepackt liegen, so sehr ärgerte er mich. Ich mußte ihn nämlich abbrechen, da die „Rundschau“, wo er erschien, mit dem Oktoberheft 1886 einen neuen Jahrgang begann und Fortsetzungen in einem solchen unstatthaft sind. Für die Buchausgabe bestand der Verleger auf dem Weihnachtsmarkt, kurz ich wurde um die eigentliche pièce de résistance des Romans gebracht und werde, wenn ich mich besserer Gesundheit erfreue, sehr wahrscheinlich einen weitern Band unter dem Titel „Arnold Salander“ schreiben, wozu das Material da ist. Über den „Martin“ und seine Tendenz kann ich mich jetzt nicht verbreiten, wir finden wohl Gelegenheit zu mündlicher Plauderei. Sie

[1]) Les romanciers modernes de l'Allemagne Revue internationale 10. und 25. Mai 1888.

haben indeſſen den Unglücksvogel viel glimpflicher aufgefaßt oder wenigſtens behandelt, als ich erwartete.

Ich muß mir auf dies und jenes, was Sie mir ſchrieben oder anregten, vorbehalten zurückzukommen in denjenigen Briefen, die ich auch Ihnen nachzubringen gedenke, vorzüglich auch hinſichtlich des Vortrages Ihres Freundes über meine Perſon als Autor, welche Sache ich auch ſchändlich vernachläſſigt habe. Die Schrift hat mich ſehr gefreut, ſchon wegen ihrer bis auf die Zitate ungewohnten Sachlichkeit. Ich werde ſo unverſchämt ſein, Ihnen trotz der argen Verſpätung für den Herrn Verfaſſer noch einmal zu ſchreiben.

Mit vielen Grüßen Ihr

Gottfr. Keller.

565. **An Johann Salomon Hegi**

Zürich-Hottingen, 24. Auguſt 1888.

Mein lieber Freund!

Seit ein paar Jahren von Kreuzweh ꝛc. geplagt und vielfach verſchnupft, bin ich, wie mit aller Welt, ſo auch mit Dir auf kraſſe Weiſe außer Korreſpondenz geraten. Immer lebte ich des Willens, einmal den Genfer See zu befahren und dann auch Dich perſönlich aufzuſuchen; allein Sommer und Herbſt vergehen jedesmal, ohne daß es dazu kommt, und ich bin froh, wenn ich etwa einmal nach Baden ins warme Waſſer ſchleichen kann.

Leider ſehe ich mich heute veranlaßt, die briefliche Erſtarrung auf wenig fröhliche Umſtände hin zu löſen. Ich höre von dritter Seite, daß es Dir ſchlecht geht und Du genötigt biſt, einen Ausweg aus der Not zu ſuchen, durch Überſiedelung nach dem Oſten, Ausſtellung Deiner Arbeiten ꝛc. Ich kann Abſichten und Erfolg nicht beurteilen und will die weitere Entwicklung gern vernehmen.

Für jetzt drängt es mich nur, Dir mit der beſcheidentlichen Einlage für die gröbſte Tagesmiſere, die ich aus alter eigener Erfahrung gut genug kenne, zu nahen, damit Du Dich nicht über Gebühr zu kaſteien brauchſt! Du hätteſt mir ja längſt einen Wink mit dem Holzſchlägel geben können, und ich hoffe nur, Du werdeſt nicht etwa Bedenklichkeiten aushecken!

Wir wollen hoffen, daß die Sonne bald wieder ſcheint! im übrigen aber guten Mutes ſein.

Soeben werde ich wieder müd an meinem Stehpult und muß schließen. Lebe wohl bis zum nächsten Mal, und wenn die Lage sich nicht ändert, so sei nicht des Teufels und schreib' es mir!

Mit herzlichem Gruße Dein sehr alternder Gottfr. Keller.

566. An Josef Viktor Widmann

Zürich, 30. August 1888.

Verehrter Herr und Freund!

Das ist ja ein ganz wunderliches Verhältnis, in welches Sie mit Herrn Brahms geraten sind[1]). Ich weiß nicht, was ich da sagen könnte, es handelt sich wohl um ein Etwas, das aber zugleich ein Nichts ist. Jedenfalls erkenne ich die ungeheure Veränderung, die sich durch den Krieg und die Gründung des Reiches in manchem Betracht vollzogen hat. Als ich jahrelang im Norden war, in Berlin, haben Preußen und Nichtpreußen, d. h. Friesen, Sachsen usf. herbe oder ironische kritische Äußerungen über landesherrliche Meinungen und Taten gegenseitig ziemlich gleichmütig angehört, wo nicht mitgeholfen, ohne daß es just nachwirkende Folgen hatte. Jetzt hängt der Sohn freier Städte nach achtzehn kurzen Jahren so pathetisch am Kaiser und dessen Haus, wie es zur alten großen Zeit kaum je der Fall war.

Indessen muß ich Ihnen offen gestehen, daß Sie dem Redner von Frankfurt gegenüber meiner Ansicht nach in Ihrem Artikel im Unrecht sind. Es hat ja wohl niemand den jugendlichen Bombast und die Unbesonnenheit oder vielmehr Unüberlegtheit in jener Tischrede verkannt; allein schon die krasse Übertreibung in dem unmöglichen Tropus einer „auf der Strecke" liegenden Nation von 42 Millionen Köpfen mußte verhindern, die Sache ernst zu nehmen in irgend einer Weise. Und nun fanden Sie

[1]) Kaiser Wilhelm II. hatte in Frankfurt a. d. O. einen Toast, worin er des Sieges bei Vionville gedacht, in die Worte ausklingen lassen: „Lieber wird man 42 Millionen Deutsche auf der Strecke liegen lassen, als nur einen Stein vom Errungenen sich nehmen lassen." Als Widmann, den der jägermäßige Ausdruck verdroß, im „Bund" vom 19. August 1888 die Wendung glossierte, führte der Artikel zu einer Trübung seiner Freundschaft mit Brahms, der sich als Deutscher und Hohenzollernfreund beleidigt fühlte. Widmann legte darauf Keller am 27. August den Handel vor.

ein Symptom darin, welches einen tiefen Blick tun lasse in das Wesen des Mannes, und Sie gehen so weit, hiebei an Shakespeare und seinen Richard III. zu denken! Dem jungen, noch ungeprüften Menschen Menschenverachtung, Brutalität ꝛc. zu vindizieren! Das kommt natürlich aus bravem Gemüt, ist aber in Gottes Namen nicht angebracht, sobald es einer liest, dem es auch zu Gemüte geht.

Ich denke, die bedauerliche Spannung zwischen Ihnen und Brahms werde sich von selbst wieder ausgleichen, zumal wenn Sie nicht dogmatisch auf Ihrer Anschauung, welche kein Prinzip sein kann in diesem Falle, beharren. Eine öffentliche Revokation wird wohl nicht verlangt, welche das Übel nur größer machte.

Ob Sie meine Meinungsäußerung brauchen können, muß ich dahingestellt sein lassen und würde sie unbegehrt nicht getan haben. Auch bin ich kein Orakel!

Aber nun will ich mich nicht länger mausig machen. Gern hätte ich noch einiges beigefügt, was ich Ihnen von früheren Briefen her noch schuldig bin, fühle mich aber wegen der rheumatischen Gebeine schon müde und muß schließen, sintemal schon fünf Tage verduftet sind, seit ich diese Zeilen datierte! Nur für das Nachspiel zum Galeotto[1]) will ich noch meinen schönsten Dank mit allen Komplimenten aussprechen als

Ihr dankbar grüßend ergebener G. Keller.

567. An Ida Freiligrath

Zürich, 12. Oktober 1888.

Hochverehrte Frau und Freundin!

Nur auf Abschlag sende ich Ihnen *vorläufig* beifolgende Traueranzeige, welche sich mit der Ihrigen[2]) gekreuzt hätte, wenn ich nicht damit verspätet wäre wegen etwelcher Ermüdung.

Empfangen Sie indessen meine innigste Teilnahmsbezeigung mit allen den werten Ihrigen wegen des mir ganz unerwarteten schmerzlichen Verlustes.

Ihr unwandelbar getreuer Gottfr. Keller.

[1]) „Die erste Nacht oder: Die letzten Konsequenzen" (1888).

[2]) Kellers Schwester war am 6., Marie Melos am 8. Oktober gestorben.

568. An Johann Salomon Hegi

Zürich, 14. November 1888.

Lieber Freund!

Nun bin ich schon wieder in großen Rückstand geraten, da ich Deinen liebenswürdigen Brief vom 27. August hervorsuche. Die leidensvolle Krankheit meiner Schwester und der langsam und qualvoll erfolgende Tod, dazu mein durch stete Rheumatismen gehemmtes Gangwerk haben mich von Deiner Angelegenheit puncto Ausstellung der Arbeiten bei Appenzeller[1]) dahier so fern gehalten, daß ich nichts davon zu sehen bekam und erst nachträglich den geringen Erfolg vernahm.

Du wirst leider daraus ersehen haben, daß es in Zürich mit den Kunstsachen nicht besser steht, als in Genf; ich aber muß denken, falls nicht sonst ein günstigeres Gestirnlein aufgegangen ist, daß Du in der alten Not seufzest, insoweit Du mit Deiner Tapferkeit überhaupt seufzest.

Für alle Fälle lege ich wieder ein Palliativmittelchen bei und in verschlossenem Kuvert etwas von einem alten guten Bekannten, der nicht genannt sein will, was Du aber ohne Unruhe nehmen kannst.

Schreibe mir, wie es Dir geht, ich fürchte, daß Deine Gesundheit unter der Misere leidet. Ich selbst werde Deinen Brief einläßlicher beantworten, sobald ich wieder leichter gestimmt bin, und wünsche Dir alles Gute resp. Bessere. Du hast es ja in jungen Tagen um mich verdient!

Mit allen Grüßen Dein G. Keller.

569. An Sigmund Schott

Zürich, 18. Dezember 1888.

Verehrter Herr und Freund!

Noch habe ich für Ihre gute Teilnahme an meinem Verluste, der dies schwarz gerandete Blatt verschuldet, nicht gedankt, und schon ist indessen ein neues Leben bei Ihnen eingekehrt! Ich bringe Ihnen und der verehrten Frau Gemahlin die herzlichsten Glückswünsche dar und hoffe, das Kindlein erfreue sich des besten Wohlseins und wachse samt seinem wohlbestellten Vater- und Mutter-

[1]) Kunsthandlung in Zürich.

hauſe frohſter Zukunft entgegen, ſoweit es immer die kritiſche Zeit erlaubt, in der wir leben. Wie es aber auch kommen mag, ſo werden Ihnen gute Kinder die beſten Teilnehmer und Stützen ſein.

Das fühle ich in meiner ſtillen Wohnung, wo ich ganz allein mit einer Magd[1]) hauſe und mir die arme Schweſter, ſo einſam und ſtill es um ſie war, jetzt doch überall fehlt.

Bei dieſem Anlaß danke ich auch verbindlichſt für die gütige Überſendung der „Revue internationale“ und der Separatausgabe Ihrer Darſtellung der deutſchen Romanliteratur[2]). Ich beglückwünſche Sie um Ihres ſchönen Fleißes willen, der Ihnen vergönnt, ſich neben den kaufmänniſchen Geſchäften ſo wohlangebrachtermaßen und vergnüglich am literariſchen Leben zu beteiligen.

Sollten Sie die Hefte genannter Zeitſchrift zurückwünſchen, ſo werde ich ſie Ihnen auf gelegentliche Anzeige ſofort wieder zuſtellen.

Sonſt bin ich dem Herrn Patron derſelben, de Gubernatis, nicht grün, der immer etwas zu querulieren hat. Beim Beginn des Unternehmens hat er mich um die Einwilligung zur Überſetzung meines Buches: „Das Sinngedicht“ durch eine Dame angegangen, welche ſo gut Deutſch wie Franzöſiſch verſtehe. Ich mußte nachher die betreffenden Hefte ausdrücklich verlangen und fand, daß die Perſon nicht nur nicht Deutſch konnte, ſondern auch das Buch in ſeinem zuſammenhängenden Text auseinandergezerrt und willkürlich ganze Novellen weggelaſſen hatte.

Ich hoffe nun, meine erſtarrte Korreſpondenzfähigkeit wieder auftauen zu ſehen, und wünſche Ihnen und der lieben Familie einen heitern, ungeſtörten Genuß der „zwölf Nächte“, wie der ſelige Theodor Storm die herannahende Julzeit zu nennen pflegte.

Ihr mit beſten Grüßen ergebener Gottfr. Keller.

570. An Wilhelm Hertz

Zürich, 10. März 1889.

Hochverehrter Herr!

Für die lange Verſchleppung der Empfangsanzeige betreffend die mir vor nun ſchon 14 Tagen gütig überſandten 10 000 Mark

[1]) Pauline Leber.

[2]) Vgl. oben S. 525.

habe ich sehr um Entschuldigung zu bitten; ich bin von Rheuma so träg und unbeweglich, daß auch das Geld noch in der Lade liegt, wie es kam. Ich lege aber nun mit bestem Danke die Quittung bei.

Daß die Gedichte an der bezeichneten Stelle als Band IX und X[1]) getrennt werden, wird nicht wohl zu umgehen sein, obgleich Band X mit den Rüge- oder Schimpfgedichten nicht lieblich anhebt. Nur ist mir unklar, ob die beiden Abteilungen die alte fortlaufende Paginatur beibehalten, dabei aber jeder seine Hälfte des Registers erhalten solle. Hier ist auch der Ort, wo ich gleich auf Ihr Geehrtes vom 8. dieses kommen muß, welches ich nebst den drei Photographien heute früh erhielt. — Bei seiner hiesigen Anwesenheit hatte Ihr Herr Sohn in Aussicht gestellt, es würde das Bild den „Gesammelten Gedichten" am Schlusse der ganzen Operation beigegeben werden, was mir willkommen war, da die Gedichtsammlung für den Einzelverkauf hiefür die geeignetste Stelle ist, da sie sozusagen das ganze Leben des alten Kerls begleitet. Auf der andern Seite seh' ich das Bild nur ungern an der Spitze des „Grünen Heinrich" im Einzelverkauf, weil unwillkürlich das bezügliche Lesepublikum es auf den kuriosen Helden bezieht und dummes Zeug schwatzt, wie: da haben wir ihn ja gleich, den Schwerenöter usw., was kein Unglück wäre, wenn nicht zugleich die Vorstellung eines jugendlichen Lebewesens, wie sie sich in jedem Leser je nach seinen Kräften von selbst bildet, zerstört, ja ausgerottet würde und ein für allemal der festgenagelte Kopf des vertrockneten Greises an die Stelle träte. Soviel im allgemeinen.

Speziell die Photographien betreffend, welche Sie sich verschafft haben (ich hätte sie Ihnen gratis aus meinem Vorrat senden können, da ich sie nicht verwende!), so möchte ich mir leider alle drei geradezu höflichst verbitten. Schon vom Photographen nicht gut placiert, sind sie vom Retoucheur nicht verstanden und verdorben, und schließlich würde auch der Radierer oder Graveur dadurch irregeführt. Eine andere besser konditionierte Photographie wüßte ich mir zur Zeit hier nicht zu verschaffen.

Indessen hat sich nötigenfalls ein glücklicher Ausweg gezeigt. Meister Arnold Böcklin, dem ich von der Sache sprach, zeigte

[1]) Der bei W. Hertz erscheinenden Gesammelten Werke.

sogleich Lust, eine Zeichnung des Kopfes, ganz einfach gehalten, zum Zwecke der Vervielfältigung durch Phototypie in den Ateliers von Hanfstaengl Albert in München zu machen, wo weder die Hand eines Retoucheurs noch die eines Graveurs darüber käme, sondern der reine Strich des Meisters bestehen bliebe. Er ging sofort ans Werk und hat vorläufig ein originelles Bildchen entworfen, an welchem er nur die letzte Hand anzulegen hat. Ich glaube, es wird ein in seiner Art neuartiges Blatt entstehen.

Dies Frühjahr, ich glaube im Mai, muß Böcklin in Geschäften einen Aufenthalt in Berlin machen und wohl auch München berühren, wo er sich behufs zweckmäßigen Verfahrens in Sachen umtun könnte.

Sollten Sie geneigt sein, die gute Gelegenheit zu benutzen für die vorliegende Unternehmung, so würde es mir angenehm sein, Ihre gelegentliche Äußerung zu erfahren. Die übersandten Photographien werde ich Ihnen ehestens zurücksenden. Als Nachtrag muß ich noch mitteilen, daß gerade diese Bilder namentlich in der Schweiz schon mehrfach von illustrierten Winkelblättern u. dgl. in Holzschnitt ausgepeitscht worden sind und auch in dieser Hinsicht als alter Kohl erscheinen würden. Sogar in Dänemark hat ein solches Blatt vor Jahren schon denselben gebracht.

Die Revisionsbogen der Offizin Schade werde ich nach Ihrer gefälligen Anleitung möglichst pünktlich besorgen.

Mit erneuertem Ausdruck hochachtungsvoller Ergebenheit Ihr

G. Keller.

571. An Sigmund Schott

Zürich, 18. Mai 1889.

Mein lieber Herr!

Der unselige Briefstreik, an welchem ich laboriere, scheint sich allerdings nicht so rasch zu heben, wie jener der armen Kohlengräber in Westfalen ꝛc., richtet dafür aber auch keinen Schaden an.

Zunächst, mit Anfang Juni, muß ich endlich an die Herstellung meiner Gesundheit gehen, d. h. an die Linderung meiner rheumatischen Übel, gegen die [ich] in den letzten Jahren wegen der

Krankheit meiner armen Schwester nichts tun konnte. Ob ich nach Baden (im Aargau), Ragaz oder anderswohin gehen werde, ist noch nicht entschieden. Den Juli sodann hoffe ich auf einer gesunden Höhe am Vierwaldstätter See, Seelisberg, zuzubringen, wo ich auch eine Heilanstalt finde und zugleich dem mit einigen Beunruhigungen drohenden Geburtstag Nr. 70 entrinnen kann. Ob Ihre vorhabende Schweizerfahrt in diese oder eine spätere Zeit fällt, muß ich freilich gewärtigen. Auf alle Fälle will ich nicht versäumen, Ihnen bei diesem Anlaß schon meinen herzlichen Dank schriftlich auszudrücken für die erwiesenen Freundlichkeiten, wie das Geschenk der hübschen Photographieen Ihrer anmutigen Familie, der Gemahlin und Kinder samt Charakteristik. Sie liegen bei ähnlichen Novitäten obenauf.

Die Weinflaschen, welche Sie zu Weihnachten gesandt haben, tat ich nicht erst in den Keller, wo fast alle vom letzten Male her noch vorhanden sind, aus Mangel an Gelegenheit, den Geiz hintanzusetzen, der sich an solche Dinge bei alten Leuten heftet. Ich habe daher die Liebfrauenmilch gleich nacheinander getrunken, ganz allein, trotzdem sie mir nur um so besser schmeckte.

Aber tun Sie nun Ihrer Güte Einhalt, sintemal ich nicht weiß, wie sich und wo mein künftiger Aufenthalt gestalten wird.

Ich empfehle mich bestens Ihrer Frau Gemahlin und grüße Sie und die Kinder. Ihr ergebener

G. Keller.

572. An Maria Knopf

Zürich, Pfingsten 1889.

Verehrtes Fräulein und Gönnerin!

Sie haben eigentlich recht, daß Sie so unentwegt Ihre freundliche Gesinnung bewahren; denn was derselben nicht wert zu sein scheint, ist leider nur die Frucht einer Art förmlicher Lähmung im Briefschreiben, wie auch in anderem. Meine arme Schwester ist fast zwei Jahre lang allmählich gestorben, zuletzt auf schreckliche Weise an desorganisiertem Herzen. Ich hätte nie gedacht, daß der stillen Person solches geschehen könnte.

Jetzt lebe ich mit einer Person[1]), die mir von milden Frauen

[1]) Vgl. oben S. 530.

oktroyiert worden ist und Köchin, Haushälterin, Ausläuferin und alles zusammen vorstellen soll, eine sogenannte bestandene Person, die aber wohl nicht bei mir sterben wird, wenn ich mich nochmals erholen kann, was möglich sein sollte.

Das Stauffersche Bild[1]) habe ich Ihnen als spaßhaftes Gegenstück zu dem kühnen Amazonenbild, das Sie mir vor zwei Jahren in Ihrer Photographie geschenkt haben, übersandt. Stauffer wollte meinen Kopf malen, um eine gründliche Radierung danach zu machen. Er malte ihn auch, kramte aber erst einen photographischen Apparat aus, um eine Reihe Aufnahmen von allen Seiten zu machen, um den Gegenstand sich von allen Seiten einzuprägen. Nun mußte er aber während einer scheinbaren Pause, als er mich ruhen hieß, mich in der Erschöpfung auf dem Armsünderstuhl abgestohlen haben, wovon ich nichts merkte; denn diese gestohlene Aufnahme radierte er und nicht den Kopf, den er einer hiesigen Familie[2]) schenkte. Er hat es freilich auf meinen Vorhalt bei wenig Abzügen bewenden lassen, wie er sagte, und die Platte abgeschliffen. Die Arbeit ist freilich an sich gut, aber das Bild seiner Entstehung nach dumm.

Nun aber muß ich meine Verwunderung aussprechen, daß die ganze verehrte Familie jetzt nach Ortenau[3]) übergesiedelt ist und Landwirtschaft treibt. Ich wünsche sehr Glück zu der Idylle, solang es geht. Das Gute hat die Sache wenigstens, daß das Fräulein dem Herrn Papa den schönen Kirsch nicht mehr so leichtsinnig ausführen kann. Dies Jahr werden Sie mich schwerlich als gänsehütendes Alterchen in der Landwirtschaft verwenden. Ich muß dieser Tage mit meinen rheumatischen Gliedern ins Bad, und im Juli werde ich mich irgendwo im Gebirge verstecken, um dem schrecklichen 70. Geburtstag zu entgehen, mit dem man mich bedrohen möchte und den ich vermeiden muß.

Wenn einer vieles getan und geleistet hat und noch manches zu leisten imstande ist, so mag ich ihm solche Späße gerne gönnen. Ich ziehe vor mich zu entziehen und bleibe keinem was schuldig.

Letzthin war Hr. Johannes Proelß bei mir, mit dem ich über

[1]) Die Radierung von Karl Stauffer.

[2]) Welti-Escher.

[3]) Keller meint Ortenberg; Ortenau heißt die Landschaft.

den Fall schwatzte. Jetzt hat er schon in der „Frankfurter Zeitung" ein Pourparler drucken lassen, damit sechs Wochen vor dem kritischen Tage schon die wohltätige Stille gestört wird und man ja den Schlupfwinkel ausspüren kann.

Ich empfehle mich bestens dem Herrn Stadtrat[1]) und der Fräulein B. Ich hatte auch gedacht, zuweilen später einen Spätherbst oder Winter in Wiesbaden oder so wo zuzubringen und dann einen Sprung in Ortenau vorbei zu kommen. Allein wenn es so fortgeht mit dem Wohlgemuth-Handel, mögen die Götter wissen, wie es mit uns allen zu stehen kommt[2]).

Bis dahin und darüber hinaus behalten Sie mir mit der ganzen Herrschaft Ortenau eine freundliche Gesinnung als

Ihrem ergebenen Gottfr. Keller.

573. An Marie von Frisch

Zürich, 7. Juni 1889.

Verehrte brave Frau Professorin!

Sie haben mich wieder sehr erfreut mit Ihrem Brief vom 3. März, für den ich schönstens danke. Ihre vier Haimonskinder stehen derweil mit andern Freundessachen auf meinem Schreibtisch und sehen zu. Ich wünsche zu allem, was Sie von dem rüstigen Leben der Ihrigen melden, Glück und Fortsetzung!

Daß ich meinem Siebzigertag aus dem Wege gehen will, haben Sie richtig vermutet. Ich gedenke, nachdem ich den Juni in Baden an der Limmat zugebracht haben werde[3]), an einen Kurort am Vierwaldstätter See [zu] gehen und Luft nebst Wasserkünsten weiter [zu] genießen und mich dort still [zu] halten. Ich leide schon an dem Schwindel, indem es Lumpe gibt, die solche Unglückskandidaten schon Monate vorher um Material brandschatzen wollen. Ihr Wolfgangsee wäre ein schöner

[1]) Vater von Fräulein Knopf.

[2]) Zwischen der Schweiz und Deutschland war eine Verwicklung entstanden, weil Bismarck zur Beaufsichtigung sozialistischer Elemente aus Deutschland einen gewissen Wohlgemuth als Spitzel in die Schweiz gesandt hatte.

[3]) Was auf den September verschoben wurde.

Schlupfwinkel, aber ich kann nicht so weit reisen, ehe ich von dem permanenten Hexenschuß im Kreuz hergestellt bin, wenn das überhaupt noch geschieht. Die letzten zwei Jahre konnte ich nichts dagegen tun, weil ich die stets leidende Schwester nicht ganz allein in fremden Händen lassen konnte. Sie starb auf schreckliche Weise an einem Herzklappenfehler. Die letzten acht Tage konnte sie weder liegen noch sitzen noch irgend anlehnen und fand keine Luft mehr. Ich mußte auch lange Nächte aufpassen und in der letzten die ganze Nacht mit der Wärterin dabei stehen und mit den Händen bereit sein, wenn sie in einer Art Verlies, das wir gebaut, mit dem Kopf nach vorn oder seitwärts fallen wollte. Das kam mir kurios vor. Und doch mußte ich später lachen, als sie zur Ruhe war und die Weiber erzählten, wie sie eines Nachts, als die Wärterin, die sie an einer langen Schnur am Beine zu ziehen pflegte, wenn sie etwas bedurfte, im Nebenzimmer eingeschlafen war, mit dem Stock in der Hand sich hinschleppte, sah, daß sie schlief und das Licht ausblies, das sie natürlich bereit hielt. Ein wahrer Holbein! Und sehr liebenswürdig! Ich habe über die Zeit immer mit Heulen zu kämpfen gehabt. Ein Fläschchen Tokayer, das sich bei den schönen Weinflaschen fand, die Ihr mir vor einem Jahre oder so geschenkt, lieferte ihr die letzten Erquickungstropfen aus einem winzigen Gläschen. Von meinem jetzigen Leben will ich jetzt nichts sagen, ich glaub' ich bin reingefallen durch wohltätige Frauen, die alte Mägde gut versorgen wollen.

Sie haben mir, ehe der „Martin Salander" noch fertig war, ein sehr schmeichelhaftes Briefchen geschrieben. Das Bücherbällchen, welches die Freiexemplare der Buchausgabe enthielt, habe ich, nachdem es seit Weihnacht 1886 in einem Winkel gelegen, erst dies Jahr aufgemacht. Sie und Adolf haben die Eurigen auch noch zu beziehen.

Ich weiß nicht, ob Sie schon hinter dem Schafberg sind; jedenfalls wird der Herr Gemahl, den ich schönstens und ehrerbietig grüße, noch in der Josefstädterstraße weilen. Ich hoffe dies Jahr wieder mobiler zu werden im Briefschreiben. 10000 Grüße

Gottfr. Keller.

574. An Jacques von Planta

Hochgeehrter Herr!

Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß Ihr Herr Vater sich vor nunmehr 35 Jahren, als ich mich zu Berlin in ökonomischen Bedrängnissen befand, an einer von hiesigen Freunden vereinbarten Hülfe beteiligt, großmütigerweise, ohne mich persönlich zu kennen[1]). Diese Hülfe bestand in der Übermittlung einer Summe, welche zum Teil aus einem verbürgten und verzinslichen Darleihen, zum Teil aus freien, ohne Rückzahlungsbedingungen geleisteten Beiträgen bestand.

Unter letzteren komparierte in edelster Weise Herr Nationalrat Rudolf Andreas von Planta mit der Bedingung, er hoffe dafür auf Leistung einer Ode für die Lukmanierbahn. Ich hätte natürlich die Ode auch geliefert, ohne die Absicht gelegentlicher Rückzahlung aufzugeben. Und dennoch sind die — Fr., die ich seit ein paar Dezennien hätte regulieren können, aus Fahrlässigkeit bis jetzt unberichtigt geblieben.

Als Ihr Herr Vater mir letztes Jahr schrieb, er gedenke mich in einer andern Angelegenheit bei seiner nächsten Anwesenheit in Zürich zu sprechen, nahm ich mir fest vor, in Anbetracht unserer vorgerückten Jahre bei diesem Anlaß die Sache mit allem schuldigen Dank zu erledigen. Allein da ich wegen eines schweren Todesfalles und wegen eigener schlechten Gesundheit den ganzen Winter hindurch, nicht unter die Leute kam, fand sich die Gelegenheit nicht, und ich war eben auf dem Sprunge, mich schriftlich an ihn zu wenden, als der beklagenswerte jähe Hinschied das Land erschreckte und auch mir sein memento mori zurief.

Ich möchte Sie also ergebenst bitten, die — Fr. zur Tilgung der alten Schuld und zuhanden wem Rechtens im stillen entgegenzunehmen. Zugleich lege ich weitere — Fr. bei mit dem Ersuchen, dieselben zu einem milden Zwecke auf irgend eine Weise im Sinne des Verewigten zu verwenden, um mir ein bescheidenes Zeichen von Erkenntlichkeit zu ermöglichen. Ich weiß, daß er stets etwas zu unterstützen und zu protegieren hatte, und so könnten

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 236.

Sie, ohne den Urſprung zu nennen, gewiß etwa ein Löchlein verſtopfen wie jenes, das er mit den andern — Fr. verſtopfte, oder wenn gerade keines vorhanden iſt, ſonſt den nächſtliegenden Armenzweck bedenken. Auch dies würde dazu dienen, die ſo traurig gewordene Angelegenheit für mich in etwas zu mildern.

Im voraus für geneigtes Entgegenkommen meinen beſten Dank abſtattend, bin ich mit vollkommener Hochachtung

Dr. Gottfr. Keller.

Zürich, 13. Juni 1889.

575. An Julius Stiefel

Seelisberg, 1. Auguſt 1889.

Lieber Herr Profeſſor!

Ich ſollte nun ſpäteſtens Mitte dieſes Monats Auguſt in Zürich ſein, um zu ſehen, was auch dort geht, und meine eigenſten perſönlichen Intereſſen, die ja einſtweilen noch mein ſind, zu ordnen. Ich weiß noch nicht, ob Herr Dr. Heußer bis dahin ſeine Aufgabe als zu ſeiner Zufriedenheit gelöſt erklärt, kann aber nicht darauf abſtellen, da die Hauptſache noch von den Bädern in Baden abhängt. Es wäre mir alſo ſehr lieb, wenn Sie auf alle Fälle in Zürich ſich nach einer Abholung umſehen könnten. Sollten Sie es ſelbſt oder ſollte, wie ich einen Laut vernommen habe, Herr Dr. Böcklin Luſt dazu verſpüren, ſo wäre das ſehr herrlich, und noch mehr, wenn gleich zwei kämen. Ich würde die Koſten natürlich auf mich nehmen, da ich in der Zeit wieder Geld verdient habe, ohne es zu wiſſen. Alſo bitte, ſehen Sie ſich ein bißchen um. Sonſt hat es gebeſſert mit mir und ich marſchiere bedeutend beſſer, als vorher.

Ihr dankbar ergebener Gottfr. Keller.

NB. Den Tag würde ich dann mit Telegramm anzeigen.

576. An Julius Stiefel

Seelisberg, 12. Auguſt 1889.

Lieber Herr Profeſſor!

Ich bin nun ſo weit, daß ich vom 20. Auguſt an von hier abgehen kann, nötigenfalls auch ein paar Tage vorher. Die

Route geht am besten von Treib aus nach Luzern mit dem Schiff und von dort gleich nach Zürich per Bahn. Ich bitte Sie nun, mit den Herren sich zu verständigen, da ich nicht weiß, ob Herr Böcklin dort und disponiert ist; ich getraue mir doch kaum, ihn zu bemühen. Jedenfalls genügt es, wenn Einer kommt und den gewählten Tag bezeichnet. Mit Gruß

Ihr ergebener G. Keller.

577. An Sigmund Schott

Zürich, Hottingen, 4. Februar [1890].

Verehrter Herr!

Ihr Brief ist mir sehr erfreulich und klingt mich an wie eine Stimme aus dem Grabe aus bessern Zeiten. Ich kann Ihnen sagen, daß er mich aus der Lethargie[1]) erweckt, ungeachtet Sie den „Grünen Heinrich" nur philologisch[2]) gelten lassen wollen[3]). Ich bin buchstäblich mit demselben in der Hand vom tatlosen Lager aufgesprungen, was der Arzt vergebens anstrebt. Ich werde nicht mehr lang vermeiden können, von einem bestellten Fuhrwerk Gebrauch zu machen. Sie glauben kaum, welche Freude Ihr Artikel in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung"[4]) hervorbringen wird.

Gottfried Keller.

[1]) Keller schreibt Lethargi.

[2]) Keller schreibt philolgisch.

[3]) S. Schott sagte am 15. Juni 1891 vor Gericht aus, Keller habe sich immer dagegen verwahrt, daß man seine Werke, insbesondere den „Grünen Heinrich", so wichtig nehme und gleich den Werken der Klassiker „philologisch behandle".

[4]) Der S. 495 Anm. [1]) erwähnte Aufsatz.

Nachträge zur 3. und 4. Auflage

236 a. An Georg Scherer

Zürich, 6. März 1873.

Verehrter Herr und Freund!

Sie haben meine Dankesschuld gegen Sie wieder freundlich vermehrt durch Übersendung Ihres Jungbrunnens[1]); diesmal will ich aber Ihren Gruß rascher erwidern, sonst fängt ihn der rauhe, langweilige Wind des Tages vom Munde oder vielmehr der Hand weg.

Ich mag Ihr Büchle in dieser Zeit gerne um mich liegen haben und gucke manchmal während der Arbeit oder in Ruhepausen einen Augenblick hinein, um das altbekannte grüne Gras mit seinen Blumen schwanken und säuseln oder schnell ein Gedankensternlein schießen zu sehen.

Eine sehr traurige Nachricht kam dieser Tage mit der Botschaft von dem frühen Tode eines Freiligrathschen Kindes, seines guten Soldatensohnes Otto[2]). Bei dem so sensiblen Wesen besonders der Mutter muß da eine große Erschütterung eingetreten sein. Freilich ertragen solche zart Besaitete das Äußerste manchmal standhafter als die Groben. Möge es hier so gehen!

Kommen Sie nie mehr in die Schweiz, nach Zürich zu einem Glas Bier oder Wein?

Wenn Sie Professor Vischer sehen, so bitte ich, ihn doch schönstens zu grüßen und ihm zu sagen, es kämen bald von mir wieder „saubere Geschichten"[3]) heraus.

Nun leben Sie bis auf weiteres wohl und in Freuden und empfangen Sie nochmals meinen herzlichen Dank.

Ihr freundschaftlich ergebener

Gottfr. Keller.

---

[1]) Georg Scherers (1828—1909) Volksliedersammlung „Jungbrunnen" erschien 1872 in 2. Auflage. Über Scherers Beziehungen zu Keller: E. Petzet, Der Sammler. Beilage zur München-Augsburger Abendzeitung 1919, Nr. 74 (17. Juli).

[2]) Er starb während des Militärdienstes am 1. März.

[3]) Die zweite Ausgabe der „Leute von Seldwyla".

388 a. **An Julius Rodenberg**

Zürich, 31. Juli 1879.

Nun, verehrter Herr Obmann und Freund, denke ich, werden Sie das Gurkenzeitmartyrium in Berlin angetreten haben, wenn Sie Ihren Vorsatz wirklich ausführten und nicht etwa doch noch nach der Schweiz kommen? Die ungeschminkte Art, mit der Sie im Augusthefte, das ich soeber durchgesehen, die Fee Rackowitza und ihren Lassalle[1]) behandeln, hat mich sehr zu Dank verpflichtet; es war schon lang ärgerlich, wie charakter- und urteillos diese Dinge behandelt werden von der Presse; und auch die Verherrlichung, welche Bismarck dem toten Archisophisten und St. Germainiden[2]) seinerzeit hat angedeihen lassen, erbaute mich nicht sehr.

Mit Schrecken entdecke ich das traurige Gedicht von Th. Storm[3]), das sich wahrscheinlich auf seinen „verlorenen Sohn" bezieht, nach Andeutungen, die ich von dritter Seite über das Verhältnis erhalten. Der Arme muß stark gequält sein, daß er zu einer solchen Verlautbarung gedrängt wird; oder sollte es wohl ein letzter Versuch sein, auf jenen Unglücklichen einzuwirken? — Die Korrektur meiner letzten Gedichte habe ich schon vor ein paar Monaten gehabt; es will mir indessen nicht mit diesen Dingen, meine lyrischen Schmerzen sind nicht groß.

Eine andere Verhexung bezüglich der „Rundschau" ist mir mit Ferdinand Meyer passiert, den ich nie sehe, als wenn er eine Quengelei vorhat. Vor einem Vierteljahre schon erschien er plötzlich bei mir und kündigte eine wichtige Unterredung an. Er habe seine Novelle Thomas Becket[4]) Ihnen zugesagt für die „Rundschau"; nun da sie fertig sei, könne er sich nicht entschließen, sie in einer Zeitschrift erscheinen zu lassen. Er müsse sein Versprechen zurückziehen und verlangte von mir, daß er sich auf meine Zustimmung bei Ihnen berufen dürfe. Dieses ganz kuriose Begehren, das ich jetzt noch nicht recht verstehe, schlug ich ab, und redete ihm zu, das Manuskript abzusenden. Er brachte so viel Ausreden vor,

[1]) Vgl. oben S. 10.

[2]) Nach dem Abenteurer Grafen Saint-Germain, der um 1770 in der Pariser Gesellschaft eine Rolle spielte.

[3]) In der Deutschen Rundschau, August 1879, S. 322.

[4]) Der Heilige.

daß ich zuletzt sagte, mir schiene, daß er überhaupt nicht wolle und nie gewollt habe. „Wenn Sie aber durchaus nicht wollen, so lassen Sie's eben bleiben!"

„So ist's in Gottes Namen!" antwortete er, „darf ich mich also auf Sie berufen?" — „In diesem Sinne, ja, wenn es Ihnen Spaß macht, aber in keinem andern," sagte ich.

Es tat mir um der guten novellistischen Gesellschaft willen leid, trotzdem ich ihn ein wenig im Verdachte habe, er wolle mich mit dem ganzen Handel fühlen lassen, daß er als reicher Mann nicht nötig habe, seine Sachen auf jene Weise zu verwenden. Denn er ist persönlich ein gewaltiger Philister vor dem Herren. Wenn er Ihnen nun nicht genau im obigen Sinne von mir geschrieben hat, so hat er geflunkert. Er ließ auch nichts mehr von sich hören.

Ich bin jetzt mit dem Schluß des Romans beschäftigt. Der dritte Band ist im Druck und der vierte wird nächstens dran kommen. Ich werde Ihnen ein Exemplar erst mit der Beendigung der ganzen Expedition schicken, ohne die Zumutung jedoch, den ganzen Wälzer durchzulesen. Mit Franz Duncker bin ich seit Ostern im reinen und habe es schwarz auf weiß. Da ich das ausgelegte Geld, das mich die Befreiung mit Recht gekostet, wieder brauche, so werde ich mich gleich nach Abfertigung des „Grünen Heinrich" hinter die Novellen[1]) machen und habe das alte Manuskript bereits in den Vordergrund befördert. Ein Dutzend Seiten sind noch in Berlin geschrieben und bereits gelb! Was haben Sie für poetische Arbeit jetzt vor? Gibt's bald wieder was? Vor einiger Zeit stand in irgend einer Zeitung, Fanny Lewald sei gestorben[2]), ohne daß weiter etwas verlautete; ist es eigentlich wahr? oder lebt die wackere Heroine noch?

Ich bitte sehr, mich der verehrten Frau Rodenberg zu empfehlen und meine herzlichen Grüße zu bestellen. Ihnen wünsche ich vergnügte stille Sommertage, die Sie als Kenner der Berlinischen Landschaft gewiß auch dort zu finden wissen.

Ihr ergebener G. Keller.

---

[1]) Das Sinngedicht.

[2]) Sie starb erst am 5. August 1889.

521 a. An J. Schweizer-Labhart

Zürich, 4. November 1885.

Hochgeehrter Herr!

Ich kann Ihnen mit wenig Worten meine Ansicht von der Angelegenheit Ihres Sohnes[1]) nicht tiefer begründen, was auch nicht notwendig ist; so gut möglich, will ich Ihnen wiederholen, was ich ihm heute, als er seine Gedichtbände abholte, gesagt habe.

Die Gedichte verraten ein entschiedenes Talent, sich in poetischen Formen zu bewegen, und die in großer Zahl in so kurzer Zeit hervorgebrachten Gedichte beurkunden einen warmen Trieb, eine gewisse Leidenschaftlichkeit, es zu tun.

Das Alter jedoch, in welchem der Jüngling steht, läßt über seine Zukunft nur so viel sagen, daß er sich für eine wissenschaftliche oder literarische Laufbahn eignen wird; der Inhalt der Gedichte aber ist noch so beschränkt und dürftig, wie es bei dem Mangel an Erfahrung und Anschauung nicht anders sein kann, daß sich Bestimmteres gar nicht sagen läßt. Es ist möglich, daß er selbst in wenigen Jahren über seine poetischen Versuche hinwegsieht.

In allen Fällen aber kann er in seiner Lage nichts Besseres tun, als seine Gymnasialbildung gründlich vollenden, und wenn er ein Dichter werden, d. h. als ein solcher seine Lebenshoffnung erfüllen will, so hat er es doppelt notwendig.

Wenn er jetzt aus der Schule wegläuft, so verhindert er sich selbst, später, wenn seine Einsicht sich geändert hat, das Examen zur Aufnahme in eine Hochschule zu bestehen. Und wenn er zugleich auch in kein Bureau oder Werkstatt eintritt, so lernt er überhaupt nicht geregelt arbeiten, und daraus entstehen nicht Dichter, sondern literarische unglückliche Bummler. Nur etwa dann und wann ein Genie überwindet das. Und über das Vorhandensein von wirklichem Genie auf fraglichem Gebiet wage ich keinen Ausspruch zu tun. Aber wäre es vorhanden, auch dann heißt es vor allem aus lernen und wieder lernen und zwar nicht

[1]) Der Adressat hatte den Dichter um ein Urteil über die Gedichte seines später als Musiker geschätzten Sohnes Richard gebeten.

nur Verse machen, sondern Alles, was die Welt zu lernen heischt und gibt.

Es ist hiebei nicht genug zu wiederholen, daß es in dem Alter von achtzehn Jahren mit dem Ausüben der Dichtkunst keine Eile hat, und daß alle wirklichen Dichter zu vertilgen pflegen, was sie in diesem Alter gemacht haben, — daß anderseits dies das Alter ist, wo am meisten Unwiederbringliches versäumt oder verdorben wird.

Bei alledem muß ich darauf hinweisen, daß ich im übrigen die psychischen resp. moralischen inneren Eigenschaften Ihres Sohnes, welche diese oder jene Ausnahme begründen mögen, nicht kenne.

Ihr ergebenster

G. Keller.

Anhang

I

Anmerkungen zum ersten Band

S. 2. Über Johann Düno, der ein hochangesehener „Galanterie-Drexler-Fabrikant" war, vgl. H. Blume, Wiener Abendpost 1919, Nr. 192.

S. 3. Als Geburtshaus G. Kellers ist sicher das Haus „zum Goldenen Winkel" (jetzt Neumarkt Nr. 27, mit einer Gedenktafel versehen) ermittelt, wo die Eltern nach dem zuverlässigen Verzeichnis der Stadt-Bürgerschaft von Zürich zu Neujahr 1819 noch wohnten. Im Anhang zu dem Bürgeretat jenes Jahres, betitelt: „Verzeichniß der Ansäßen in der Stadt Zürich auf das Neujahr 1819. Als Nachtrag zum Bürger-Etat herausgegeben von Heinrich Hofmeister, Stadtschreiber", ist nämlich S. 35 die Familie folgendermaßen aufgeführt: „Hans Rudolf Keller, Dreher von Glattfelden (geb. 1791). Wohnt Sektion II, 306 (entspricht dem ‚Goldenen Winkel'). Frau: Elisabeth Scheuchzer von Zürich, geb. 1787, kopuliert 1817. Kinder: Eine minderjährige Tochter." Vater Keller hatte schon damals die Werkstätte in das Haus „zur Sichel" am Rindermarkt verlegt, womit auch eine die Bezeichnung „Rindermarkt" tragende Briefadresse der Mutter vom Herbst 1817 in Übereinstimmung zu bringen ist. Nachher siedelte die Familie Keller in das Haus zum Greifen am Rindermarkt (jetzt Café Zwingli, Rindermarkt Nr. 20) über, wo sie sich bei Zirkelschmied Heß einmietete. Der Kauf des schräg gegenüberliegenden Hauses „zur Sichel" (jetzt Rindermarkt Nr. 9, Charcuterie Mörker und Zeh, ebenfalls mit einer Gedenktafel versehen) wurde am 12. Dezember 1820 notariell gefertigt; der Kaufpreis betrug 6550 Gulden, das Haus selbst wurde von dem Besitzer erst auf Ostern 1821 bezogen. Zu Neujahr 1821 führt der Etat der Niedergelassenen den Hans Rudolf Keller, Dreher, als noch im „Greifen" wohnend, jedoch bereits als Eigentümer der „Sichel" auf. Er hatte das Haus von dem Drechsler Johannes Brändli gekauft. Seine Witwe verkaufte es im Oktober 1852 für 9600 Gulden an Bratwurster Maag.

S. 7. Das Gedicht von Gottfried Kellers Vater lautet:

„Für die dürftigsten Wetterbeschädigten in Glattfelden.
(Zürich, am Bächteliabend 1821.)

Ihr guten Bürger, zürnet nicht,
Daß ich so dreist mich wage
Hier anzusprechen Christenpflicht
An diesem frohen Tage.
Ich weiß, Ihr theilt so gerne mit,
Wie oft man auch Euch bitte;
Und voller Hoffnung that den Schritt
Ich nun in Eure Mitte.

Wer kennt nicht längst das große Leid,
Das uns ein Wetter brachte?

Zerstöret ward in kurzer Zeit,
Was man zu erndten dachte;
Wir blickten froh zum Himmel auf,
Wir priesen seinen Segen
Und glaubten nach der Zeiten Lauf
Ihn bald in's Haus zu legen.

Da stürmten Wasser, Wind und Eis
Auf unsre reichen Fluren,
Vernichteten des Landmanns Fleiß
Und aller Nahrung Spuren.
Doch kaum vernahmt Ihr unsern Schmerz,
So gaben Eure Hände
Uns Balsam für das wunde Herz
Und manche reiche Spende.

Doch gibt's der Dürftigen noch viel,
Die l a u t nicht klagen mögen,
Und fern noch ist der Erndte Ziel,
Da sie dann Brod selbst zögen.
Auch fehlt sonst manches in dem Haus,
Was sie nun hart entbehren;
Selbst ihre Kleidung hält nicht aus,
Den Jammer Kinder mehren.

Erbarmt Euch drum der s t i l l e n Noth,
Für die ich l a u t hier flehe,
Und reichet gern dem Armen Brod,
Daß er getröstet gehe.
Es lohne Gott Euch solche That,
Sie steht im Buch der Welten;
Den späten Enkeln bringt sie Saat,
Euch wird's der Herr vergelten.

Lebt wohl, Ihr Edlen! Lebet wohl,
Gott schütz' und segn' Euch alle!
Genießt die Zeit nun freudevoll,
Bis daß der Schleyer falle!
Euer Wohlthun blühet segnend fort
Im Wechsel aller Zeiten;
Und Gott im Himmel lohnt es dort
Mit seinen Herrlichkeiten."

S. 7. Das zweite Titelblatt von Rudolf Kellers Stammbuch „Denkmale der Liebe und Freundschaft" zeigt das von ihm getuschte Bild einer gemauerten Grabesgrotte an einem Flusse.

S. 7 f. Die „Liedersammlung für Elisabeth Scheuchzer 1803" (vgl. Grüner Heinrich, Ges. Werke, Cotta'sche Jub.-Ausg. 3, S. 278) enthält u. a.

folgende von Kellers Mutter eingetragene Lieder: „Wer wollte sich mit Grillen plagen". „Es kann ja nicht immer so bleiben". Kriegs- und Trinklieder. Gedichte von Hölty, Schiller, Salis. Lieder der Liebe, Ehe und Zufriedenheit. „Der Chilter": „Hoscha! Eisi, lah mi ine". „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd" (samt Parodie). „Das waren mir selige Tage". „Mein Herr Maler, wollt ihr wohl" usw. S. 123—131 schrieb Gottfried folgende Gedichte ein: „Wo Kraft und Mut in teutschen Seelen flammen". „Lützows wilde Jagd". „O pescator dell' onda, Fidelin". „Einsam bin ich nicht alleine". „Fritzens Freuden und Leiden" von Martin Usteri („Triumph, die Kunst ist nun errungen"). Weitere Eintragungen stammen von Regula Keller. — Eine populäre Schilderung von Kellers Mutter gibt A. Steiger, G. Kellers Mutter, 2. Aufl., 1914.

S. 8 f. Die Kinder von Rudolf und Elisabeth Keller heißen:

1. Regina Elisabeth („Seti"), geb. 1. Februar 1818, gest. 15. Mai 1822.
2. Gottfried Keller, geb. 19. Juli 1819, gest. 15. Juli 1890.
3. Anna Katharina, geb. 17. November 1820, gest. 22. Mai 1822.
4. Regula, geb. 1. Mai 1822, getauft 4. Mai 1822; Paten: Hans Heinrich Scheller von Kilchberg und Regula Laubi, geb. Abegg; gest. 6. Oktober 1888; begraben auf der Rehalp.
5. Anna Elisabeth, geb. 1. Juli 1823, gest. 26. Juli 1824.
6. Johann Rudolf, geb. 8. Oktober 1824, gest. 9. Oktober 1825.

S. 12 f. Vgl. auch H. Jucker, Regula Keller. Schweizer Frauenheim 11. Oktober 1913. H. Bleuler-Waser, Regula Keller und Betsy Meyer 1919.

S. 14 f. S. Zurlinden, Hundert Jahre. Bilder aus der Geschichte der Stadt Zürich in der Zeit von 1814 bis 1914. Bd. 1, 1914, S. 89. Jeremias Gotthelf, Ges. Schriften, 1861, Bd. 11, S. 75. Bilder aus dem damaligen Zürich geben E. Vollmann und F. Hunziker, G. Keller. Heimat und Dichtung, 1915.

S. 16. Die Familie des „Meierlein" stammte aus Regensdorf. Das Totenregister des Ortes enthält folgenden Eintrag: „Gestorben 9. November 1835 Johann Heinrich Meyer, ehlich geliebter Sohn des Johann Rudolf Meyer, Buchdruckers ab dem Geißberg, seßhaft zu Zürich, alt 18 Jahre, 5 Monate, 23 Tage. Sepultus 13. Nov. zu Zürich. Zu tot gefallen ab einem Dach." Der junge Meyer hatte die Buchdruckerkunst erlernt und war später Angestellter in einer Buchhandlung. Das Sonett Nr. IV (Ges. Werke 9, S. 104), im August 1844 entstanden und ursprünglich „An meinen Freund M." überschrieben, geht wohl auf ihn.

S. 16. Über Kellers Beziehungen zu der Familie Rordorf vgl. jetzt S. Rordorf-Gwalter, Zürcher Wochenchronik 29. April 1916.

S. 20. Bäbeli Marti ist am 5. Dez. 1918 gestorben.

S. 23. Goethe, Dichtung und Wahrheit, 2. Buch, Anfang. — Grillparzer, Tagebücher, herausg. von Sauer, S. 3.

S. 24. „Autobiographisches", Nachgelassene Schriften, S. 14 ff.

S. 28. Über die damaligen Theateraufführungen in Zürich vgl. Eugen Müller, Eine Glanzzeit des Zürcher Stadttheaters, 1911, S. 11 ff.

S. 29. Über Kellers Lehrer an der Industrieschule vgl. Fritz Hunziker in

der Festschrift der Kantonsschule Zürich, 1883. F. Locher, Republikanische Wandelbilder, 1901, S. 26 ff.

S. 30. Über Prorektor L. Meyer vgl. J. J. Hottinger, 54. Neujahrsblatt der Zürcher Hülfsgesellschaft, 1854.

S. 35. Die Base ist Verena Meyer (Briefliche Mitteilung des ehemaligen Pfarrers Jäggli von Glattfelden).

S. 36. Kellers Beziehungen zu Glattfelden schildert Fritz Hunziker in: Glattfelden und G. Kellers Grüner Heinrich, 1911.

S. 40. Der „Lump Eßlinger" ist der Kupferstecher Johann Martin Eßlinger (1793—1841). Er war 1835 wegen fahrlässiger Mithilfe bei einer Fälschung verurteilt worden. Schweizer. Künstlerlexikon I, S. 431.

S. 43 f. Über die gedankliche Bedeutung der „Nacht auf dem Uto" vgl. Ermatinger, G. Kellers Weltanschauung. Wissen und Leben IV, 1910, S. 276 f. H. Dünnebier, G. Keller und L. Feuerbach, 1913, S. 18 f. Frieda Jäggi, G. Keller und Jean Paul, 1913, S. 3 f. Die Arbeit von P. R. Meintel, G. Keller und die Romantik, 1909, ist nur eine Zusammenstellung äußerer Beziehungen.

S. 45. Über R. Meyer vgl. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1861, S. 1 Anm. J. V. Widmann im „Bund" 1892, Nr. 334—340 (Besprechung einer Sammlung von Bleistiftzeichnungen Meyers aus dem Besitz von Redakteur Jean Nötzli in Zürich). Bilder Meyers besitzen die Kupferstichsammlung der eidgen. Technischen Hochschule (Bühlmannsche Sammlung), Herr Konsul H. Angst in Regensberg (Zürich) und die Zürcher Kunstgesellschaft.

S. 47. Das Aquarell des Staubbaches ist nicht, wie im Text angegeben, eine Kopie nach Meyer, sondern nach Samuel Birmann (1793—1847).

S. 48. Der Vergleich, den Meyer am Schlusse der Lehrzeit Gottfried Kellers aufsetzte, lautet:

„Laut gegenseitiger Uebereinkunft verpflichtete sich Hr. Keller für den von mir zu erhaltenden Unterricht im Malen und Zeichnen zu zalen die Summe von 80 fl. für die von Uns bestimmte Zeit von 6 Monate, welche den Anfang genohmen den 26. Wintermonath 1837, und zum Theil, das heißt $4^1/_2$ Monate bereits verflossen sind. Meine eilende Abreise, die nun vor der oben angesetzten Zeit stattfindet, laßt Uns gegenseitige Ausgleichung abfinden, durch welche Hr. Keller verpflichtet, die Summe von 60 fl. zu zalen und auch bereits entrichtet sind.

Zürich, d. 7. Merz 1838. R. Meyer."

S. 56. A. Frey, Erinnerungen an G. Keller, 2. Aufl., 1893, S. 33.

S. 59 f. Über den Straußenhandel vgl. u. a. K. Dändliker, Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich, 1912, 3. Bd., S. 307 ff.

S. 61. F. Hunziker, Glattfelden, S. 56.

S. 65—68. Über die hier genannten Künstler vgl. die betreffenden Artikel in Bruns Schweizerischem Künstlerlexikon. — Den Nachlaß Süfferts besitzt Hr. Dr. med. Paul Barth in Basel. Über Süffert vgl. Paul Schaffner in der illustrierten Zeitschrift „Die Schweiz" Jahrgang 20 (1916), Juli- und Augustheft. — Über Rittmeyer: G. Jenny, Maler Emil Rittmeyer, 1914 (bes. S. 16 f.). Berlepsch-Valendàs, E. Rittmeyer. Ein schweizer Maler, 1914 (bes. S. 13 ff.). —

Über J. G. Müller von Wil: E. Förster, J. G. Müller, 1851. J. M. Ziegler, Aus dem künstlerischen Nachlaß von J. G. Müller. 1860. H. Barth, Fr. L. Imhoof-Hotze. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1904, S. 29. Müllers Pläne zur Florentiner Domfassade befinden sich auf der Winterthurer Stadtbibliothek. Auch im Hause der Basler Malerin Emilie Lindner (vgl. Neue Zürcher Zeitung 1918, Nr. 1389) und mit dem Maler Heinrich Dreber (An Heyse 2. Juli 1878, Kalbeck S. 130 f.) soll Keller in München verkehrt haben.

S. 68. Keller wurde zweimal, an der Lerchen- und an der Taubenstraße, von einem aus dem Spital kommenden Kürassier angebettelt, vgl. Ges. Werke 10, S. 48.

S. 70. Bestimmteres über die Vision von dem Geiste Bierschaum Bd. 1, S. 104 f.

S. 71 ff. Über Kellers Künstlererfahrungen in München vgl. besonders H. E. von Berlepsch, G. Keller als Maler, 1895, S. 50 ff. Dazu „Neue Zürcher Zeitung" 1890, Nr. 345, 1, S. 73. Die Stellen aus Zimmermanns Erinnerungen hat Berlepsch, Keller als Maler, S. 52 ff. mitgeteilt.

S. 74. Pechts Schilderung bei Berlepsch, S. 63 ff.

S. 74. Dünnebiers Auffassung der Gestalt von Lys (Wissen und Leben, XIV. Bd., 1914, S. 30 ff.) kann ich mir nicht zu eigen machen.

S. 75. Eines Tages lief Keller König Ludwig I. flüchtig über den Weg. Im Lokale des Kunstvereins betrachtete er Bilder, als die Majestät mit einigen Herren erschien. Keller flüchtete von Zimmer zu Zimmer, bis im hintersten kein Ausweichen mehr möglich war. Hier vertiefte er sich anscheinend eifrigst in ein Gemälde. Der König nahte, und jener trat ehrerbietig zurück. „Auch Künstler?" fragte ihn jener. „Ja, Majestät," antwortete er tapfer. Immerhin habe ihm das Herz mehr als gewöhnlich geklopft, meinte er abends zu den Freunden. Der anwesende Rudi Leemann hielt die Erzählung für Schwindel. Als sie jedoch am nächsten Vormittage zusammen in die Schwanthalerstraße einlenkten, stießen sie auf den König. Ludwig schritt an Keller vorbei und schlug ihm leicht auf die Achsel mit den Worten: „Haben uns auch schon gesehen!"

S. 75 f. Über Kellers Ossianische Landschaften vgl. P. Schaffner, Die Schweiz, Aprilheft 1918.

S. 76. Das Mittelstück der mittelalterlichen Stadt ist bei Berlepsch, Keller als Maler, S. 75 abgebildet; die idyllische Partie an dem Waldsee, die heute im Zürcher Kunsthaus hängt, ebenda als Titelbild. Vgl. J. Welti, Wie ich einen „Grünen Heinrich" fand, Sonntagsblatt des „Bund" 1894, Nr. 2, und Berlepsch, S. 80 ff. Eine Abbildung des Blickes ins Limmattal, von dem Bd. 2, S. 44 eine Skizze bringt, gibt Brun, Keller als Maler, Beilage 5. — Vgl. auch Der Grüne Heinrich, Studienausgabe der ersten Fassung, Bd. 2, S. 123.

S. 79. Das Albrecht-Dürer-Fest der Münchener Künstler, das Keller im „Grünen Heinrich" so ausführlich beschreibt, hat er nicht mitgemacht, da es vor seiner Zeit, am 17. Februar, stattfand. Die Darstellung im „Grünen Heinrich" folgt, zum Teil wörtlich, Rudolf Marggraffs „Kaiser Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg", 1840. Nachweise im einzelnen in der Studienausgabe Bd. 2, S. 546 ff.

Über dem Schreibtische des Dichters hing in späterer Zeit ein Bildchen von Rudolf Leemann, ein hübsches Mädchen mit blondem Lockenkopf, in ein blaues Gewand gekleidet. „Das ist die Agnes, die sich mit dem Grünen Heinrich betrunken hat," warf Keller einmal gegenüber Baechtold hin. Nach einer mündlichen Überlieferung soll sie Anna Lettenbauer geheißen haben.

S. 83. Über den Landschaftsmaler Jakob Meyer von Meilen (1787—1858), der damals im Meyershof an der Münstergasse wohnte, vgl. das Neujahrsblatt der Zürcher Künstlergesellschaft für 1861, über den Landschafter J. J. Ulrich (1798—1877) das Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft für 1878.

S. 86. Grüner Heinrich, Studienausgabe 2. Bd., S. 305 ff. Ges. Werke, Cotta'sche Jub.-Ausg. 3, S. 32 ff.

S. 89. G. Chr. Friedr. Oberkogler aus Augsburg, Zeichenlehrer und Kupferstecher. — Altbürgermeister Heß war Präsident des Kunstvereins.

S. 90. Im Katalog der schweizerischen Kunstausstellung von 1842 ist Kellers Bild unter Nr. 104 als „Landschaftliche Komposition" bezeichnet.

S. 91. Leonhard Ziegler, Spital- und Stiftspfleger (1782—1854) ist derselbe, der die „Gedanken eines Lebendig-Begrabenen" veranlaßt haben soll. — Karl Wilhelm Hardmeyer (1803—1857), Kunstdilettant, Lehrer an der Industrieschule. — Jakob Wilhelm Huber, Kunst- und Flachmaler.

S. 93. Die Wahrheit der Fahnenstangengeschichte bestätigte Keller Baechtold am 13. Juli 1878 auf dem „Muggenbühl", einer Wirtschaft bei Zürich.

S. 94. Matthias Spinner (gest. 1875), war später Briefträger.

S. 104. Die Aufzeichnung Rittmeyers bei Berlepsch-Valendàs, Emil Rittmeyer, 1914, S. 14 ff. Auch Hegi erinnerte sich an die Phantasie, vgl. Bd. 1, S. 70.

S. 107 f. L. Tieck, Schriften Bd. 23, 1853, S. 122.

S. 109 ff. Den Nachweis, daß Kellers Kalenderbeitrag nicht, wie Baechtold vermutete, die Skizze „Der Schneidergeselle, welcher den Herrn spielt", sondern „Die mißlungene Vergiftung" ist, habe ich in der Festgabe zur Einweihung der Neubauten der Universität Zürich 1914, Philos. Fakultät I, S. 184 ff. gegeben. Den Ausführungen von P. Wüst, der in den Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn, 9. Jahrg., 1914, S. 95 f. neuerdings für den „Schneidergesellen" eingetreten ist, kann ich keine Beweiskraft zuerkennen. Ein Neudruck der „Mißlungenen Vergiftung" steht in der „Gegenwart" Bd. 53, 1898, S. 13 f. Über Fr. Wassali vgl. 26. Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Der Freie Rhätier 1882 Nr. 43. Bündner Tagblatt 1882 Nr. 44 (Freundliche Mitteilung von Herrn A. Keel-Gut in Chur).

S. 112. Über Kellers Lyrik handeln u. a. P. Brunner, Studien und Beiträge zu G. Kellers Lyrik, 1906. A. Köster, G. Keller, 2. Aufl., 1907, S. 20 ff. A. Frey, G. Kellers Frühlyrik, 1909. G. Müller-Gschwend, G. Keller als lyrischer Dichter, 1910. E. Sulger-Gebing, G. Keller als Lyriker. Schwabenspiegel 30, 1910, S. 31 ff. Ph. Witkop, G. Keller als Lyriker, 1911. E. Korrodi, G. Keller. Ein deutscher Lyriker.

S. 118. Über Follen vgl. C. Vogt, Aus meinem Leben, 1896, S. 13. 181 ff.

S. Heuberger, Ein diplomatischer Sieg über den Aargau, 1824. Aargauer Tagblatt 1912. (Fr. Rödiger), Gartenlaube 1871, Nr. 15, S. 251 ff.

S. 120. Über den Plan, mit Hilfe Kellers eine Auswahl von Follens Gedichten herauszugeben, spricht Schulz in einem ungedruckten Brief an Gustav Vogt vom 31. Dezember 1855 (der Brief ist im Besitz von Dr. R. Hunziker in Winterthur).

S. 120. Über Malegys und Vivian vgl. J. J. Hilty, Der schweizerische Almanach „Alpenrosen", 1914, S. 32 ff.

S. 123. Schulz hat sein Leben selber geschildert in seinem „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin", 1846. Außerdem vgl. J. Proelß, Das junge Deutschland, 1892, S. 284 ff. H. Laube, Das deutsche Parlament. Ges. Werke, herausg. von Houben, Bd. 36, S. 63 f. H. Nabholz, Hessische Biographien 1. Bd. 1918 S. 404—14.

S. 124. Keller, der Stieglitz in dem Briefe an Hegi, Bd. 2, S. 128, erwähnt, bewahrte seit jenen Tagen ein am 20. September 1845 zwischen Zürich und Aarau von Stieglitz geschriebenes Gedicht „An die Eidgenossen".

S. 125. Vogel, Memorabilia Tigurina von 1840—1850, S. 274. J. C. Bluntschli, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, 1884, I, S. 342 f.

S. 126. Irrtümlich sprechen P. Brunner, Studien und Beiträge, S. 21, und A. Frey, Frühlyrik, S. 12, nur von zwei erhaltenen Gedichtmanuskriptbänden (1 und 3) aus den Jahren 1843—1846. Die Unkenntnis des zweiten Bandes ist zum Teil an der Lückenhaftigkeit von Brunners Lesartenverzeichnis schuld. Auch die Vermutungen bei Frey, S. 12 f., fallen damit dahin.

S. 131. „An mein Vaterland", dessen Entstehung Baechtold ins Jahr 1844 ansetzte, stammt, wie die genaue Prüfung des Manuskriptes lehrt, aus dem Jahre 1843. — Keller hat später, zum Verdruß aller vaterländischen Gesangvereine, „mein banges Stündlein" in „die letzte Stunde" geändert. „Banges Stündlein" töne muckerhaft und feige zugleich. Arnold Ruge und Karl Heinzen hätten ihm dasselbe mit Hohn vorgehalten und gefragt, ob er unter die Stündeler gegangen sei. Keller liebte das Lied überhaupt nicht und behauptete stets, es verdanke seine Volkstümlichkeit bei den Schweizern zunächst der Melodie Wilhelm Baumgartners. Diese letztere entstand im Juni 1846 und wurde öffentlich zuerst vom Zürcher Studentengesangvereine beim Frühjahrskonzert im März 1851 gesungen. Die Wendung: „Als ich ... Königsglanz mit deinen Bergen maß" schalt der Dichter als einfältig. „Das Kaisertum Österreich und das Herzogtum Savoyen hätten noch höhere Berge als die Schweiz," pflegte er halb scherzhaft zu sagen. Von Kritikern bemängelt wurde wohl die auch in der Form nicht glückliche zweite Hälfte der ersten Strophe:

„Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Dufte noch an meinem öden Strand!"

Das sei zu individuell empfunden und treffe doch nur auf die ganz besondere Zuständlichkeit eines einzelnen zu. Ein ganzes Volk singe nicht von seinem „öden Strand". Dieses Urteil übersieht indessen, daß das Lied einer höchst subjektiven Stimmung des Dichters entsprungen ist, der keine Ahnung davon haben konnte, daß er damit die jetzige Nationalhymne der Schweizer gesungen hatte.

S. 132. Bedeutsam für die Entstehung von Kellers Zyklus „Gedanken eines Lebendig-Begrabenen dürften Mitteilungen über lebendig Begraben sein im Boten von Uster 1844, Nr. 35. Uhlands Gedicht führt den Titel „Klage" (Gedichte, herausg. von E. Schmidt und J. Hartmann, 1898, Bd. 1, S. 37). Uhland selber erhielt Kellers „Gedichte" vom Verleger, Briefwechsel, herausg. von Hartmann, III, 1914, S. 327.

S. 134. Ich danke die Kenntnis des hier zum erstenmal veröffentlichten Briefes Follens an Vogt Herrn Dr. R. Hunziker in Winterthur. Über den Adressaten vgl. Fr. Haag, Die Sturm- und Drangperiode der bernischen Hochschule 1834 bis 1854, 1914, S. 576.

S. 135. Follens Beirat schildert A. Frey, Frühlyrik, S. 27 f. — Kellers späteres Urteil darüber: An Freiligrath 22. September 1850. Autobiographisches, Nachgel. Schriften, S. 19.

S. 136. Eine Würdigung von Kellers Lyrik steht bereits auch schon in Joh. Scherrs Büchlein: Die Schweiz und die Schweizer (1845) S. 192—199.

S. 137 f. Über Kellers optische Begabung vgl. auch F. Baldensperger, Gottfried Keller, 1899, S. 417 ff. H. Dünnebier, G. Keller und L. Feuerbach, 1913, S. 182 ff., Grüner Heinrich, Studienausg. der ersten Fassung Bd. 2, S. 259.

S. 139 ff. Das Verhältnis der Gedichte von 1846 zu den Vorgängern haben u. a. A. Frey, Frühlyrik, S. 39 ff. und Müller-Gschwend, G. Keller als lyrischer Dichter, S. 17 ff. untersucht. Auf eine rhythmische Beeinflussung von „Jugendgedenken" durch die „Braut von Korinth" weist A. Geßler, Euphorion 19, 1912, S. 361 hin.

S. 155 f. Eine mangelhafte Wiedergabe von Ruffs Aquarell findet sich in A. Heer und G. Binder, Der Sonderbund, 1913, S. 85.

S. 156. Über die Gesellschaft der „Aufrechten" vgl. R. Rüegg, Züricher Post 29. März 1891, Nr. 74. Über Salomon Bäumler vgl. Bote von Uster 1844 Nr. 23 vom 7. Juni.

S. 157 ff. Literatur über den Atheismusstreit (außer den im Text genannten Schriften): Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebücher, herausg. von Nerrlich, I, S. 410, 1886; Ruges Sämtliche Werke IX, S. 283 ff.; 292 ff.; X, S. 97 ff. W. Buchner, Ferd. Freiligrath, 1882, II, S. 151 ff.; 170 ff. Dünnebier, G. Keller und L. Feuerbach, S. 38 ff. — Schulz, Blätter für literarische Unterhaltung, 1855, Nr. 37.

S. 162. Das Leben und Dichten Konrad Meyers schildert Dora Rudolf, Konrad Meyer, 1909 (vgl. bes. 53 f.; 154 f.).

S. 165. Die Vermutung, daß die Geliebte von 1845/46 Marie Melos sei, habe ich in der Deutschen Rundschau, Dezember 1914, S. 371 f., ausgesprochen. Über Marie Melos vgl. Biedermann, Goethes Gespräche [2], Bd. 2, S. 665 f.; Bd. 3, S. 513.

S. 167. Über Baumgartner vgl. (C. Widmer), W. Baumgartner. Ein Lebensbild. Zürich 1868. Richard Wagners Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine, 1888, S. 31. Glasenapp, Das Leben R. Wagners, 3. Aufl., 1896, II, 1. Abt., S. 343 ff. — Wilhelm Baumgartner hat folgende Lieder Kellers in Musik gesetzt. Für vierstimmigen Männerchor: „An mein Vater-

land" Juni 1846; „Schifferständchen" („Schon hat die Nacht den Silberschrein") 1856; „Auf den Abschied eines Schweizers" („Von Berg und grünen Weiden") 1856; „Schweizerdegen" 1857; „Auf der Ufenau" 1858; Eröffnungslied 1858 („Wir haben hoch im Bergrevier"); „Lied vom Wort" („Auf, lasset uns singen") 1858 (ungedruckte Komposition); „Frühlingsgruß" („Wenn die Frühlingslüfte glänzen") 1860; „Waldstätte" („Es sind vier Länder gelegen") 1867. Für eine Singstimme: „Rückblick" („Ich will spiegeln mich in jenen Tagen" Opus 19) 1846; „An die Natur" („Hüll ein mich" Opus 4) 1850; „Herbstlied" („Es ist ein stiller Regentag" Opus 22) 1859; „Schweizerlied" („Glück auf, mein Liebchen ist erwacht" Opus 24) 1862; „Dich zieret dein Glauben" 1865 (in Opus 28). — Baumgartner hatte sein Opus 12 „Eine Frühlingsliebe" Richard Wagner gewidmet, worauf dieser den Liederkreis — die Texte waren von Geibel, Rückert, Lenau, Heine, Mörike u. a. — in der in Zürich erscheinenden „Eidgenössischen Zeitung" Nr. 38 vom 7. Februar 1852 u. a. folgendermaßen charakterisierte: — — — „Die Tongebilde W. Baumgartners, wie sie in der Gesangsmelodie und einer Begleitung, welche diese Melodie wiederum trägt und verdeutlicht, erscheinen, sind zunächst Produkte rein musikalischer Erfindung; erfreulich ist hier aber sogleich die Wahrnehmung, wie diese Gebilde ganz in dem Grade auch musikalisch werden, als sie von einem bedeutenden Inhalte des Gedichtes angeregt sind, was uns von der gesunden Stellung des Musikers zum Dichter das beste Zeugnis gibt. ... In dieser Richtung ... muß Baumgartner endlich in die Notwendigkeit geraten, d e n Dichter aufzusuchen, der durch seine Gedichte nichts mehr der rein musikalischen Willkür des Komponisten überläßt, sondern in ihnen ihm den vollständigen sinnlichen wie sinnvollen Keim für die Blüte der Melodie zuführt. ... Möge Baumgartner diesen Dichter in seinem schweizerischen Landsmanne und Freunde G o t t f r i e d K e l l e r finden und der gemeinsamen Schöpfungskraft beider das wirkliche, von der Dichtung wie von der Melodie untrennbare Lied entblühen, das in der Produktion der heutigen Mode gar nicht vorhanden ist, und dem Baumgartner seinerseits in seinen uns vorliegenden Liedern mit liebenswürdigem Eifer zustrebt!"

S. 169. Über Xaver Schnyder von Wartensee vgl. G. Kellers Nachgelassene Schriften, S. 23, und Xaver Schnyder von Wartensee, Lebenserinnerungen, 1887, S. 301 ff.; 346.

S. 174. Keller braucht das Wort „nobel" z. B. Bd. 2, S. 130, 134, 142, 166, 224; sowie in dem Artikel über den Polizeidichter Reithard, Bote von Uster 1845 Nr. 39.

S. 174. Über Kellers Erlebnis mit L. Rieter vgl. „Deutsche Rundschau" 1911, S. 421 ff. Ein Gedicht L. Rieters steht bei R. Weber, Poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz, IV. Bd. (1876) S. 782.

S. 186. Die Besprechung des Neujahrsblattes der Zürcher Künstlergesellschaft auf 1847 ist wieder abgedruckt bei C. Brun, G. Keller als Maler, S. 23 ff. Einen weitern kunstkritischen Aufsatz Kellers veröffentlichte P. Schaffner in der Zeitschrift „Die Schweiz", Juliheft 1916. — Die „Literarischen Briefe aus der Schweiz" in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1847, als deren

Verfasser Baechtold Keller annahm, hat Wilhelm Schulz verfaßt, wie ich im „Literar. Echo" XVI, 1913, Sp. 172 f. nachgewiesen habe.

S. 192. Über Kellers Beziehungen zu Hettner vgl. J. Moleschott, H. Hettners Morgenrot, 1883. Adolf Stern, H. Hettner, 1885. — Über Karl Morel: P. Baldegger, Karl Morel. 1913. — Über Henle und Keller: F. Merkel, J. Henle, 1891, S. 273.

S. 193. Die von Merkel in Henles Leben vorgetragene Ansicht, daß Auerbach die Anregung zur „Frau Professorin" aus Henles Ehe mit Elise Egloff geschöpft habe, hat Bettelheim widerlegt, „Allgemeine Zeitung" 1891, Nr. 310, vgl. auch Nr. 316. „Nation" 26. Dezember 1891, Nr. 13 und Auerbachs Werke (Hesse) I, S. 33 f. Die „Frau Professorin" entstand erst im Sommer 1846.

S. 193. F. Merkel, Henle, S. 386. Dünnebier, Keller und Feuerbach S. 170.

S. 194. Der Grüne Heinrich, Studienausgabe der ersten Fassung, Bd. 2, S. 255.

S. 194. Henle, Anthropologische Vorträge I, 1876, S. 35. — Der Grüne Heinrich, Studienausgabe der ersten Fassung, Bd. 2, S. 269.

S. 195. Henle, Vom Willen. Anthropologische Vorträge II, S. 27 ff.; 57. Daß die Ausführungen in den Vorlesungen von 1848/49 sich mit den späteren Darlegungen im wesentlichen decken, hat Dünnebier S. 194 f. wahrscheinlich gemacht.

S. 195. F. Jodl, L. Feuerbach, 1904, S. 122 ff.

S. 196. Daß Keller die Besprechung von Ruges Werken in den „Blättern für literarische Unterhaltung" vom 30. und 31. Oktober 1848 unmittelbar vor der Abreise aus Zürich noch angefertigt, hat er selber Dößeckel mitgeteilt, Bd. 2, S. 182.

S. 197. Vgl. Bd. 2, S. 148, wo Keller gesteht, er habe noch weniger Glauben in religiösen Dingen als Schulz (15. September 1847).

S. 198. Über Hegel vgl. R. Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie, 7. Aufl., 1913, S. 446 ff. W. Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie, 4. Aufl., Bd. 2, 1907, S. 309 ff.

S. 199 ff. Feuerbachs Vorlesungen über das Wesen der Religion sind im 8. Bande der Gesamtausgabe seiner Werke gedruckt. Neuausgabe von Wilhelm Bolin 1908 (= Sämtl. Werke, herausg. von W. Bolin und Fr. Jodl, 1903 ff., Bd. 8). Dazu K. Grün, L. Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß, Bd. 1, S. 124 ff.; 377 ff. F. Jodl, L. Feuerbach, 1904. H. Dünnebier, Keller und Feuerbach, 1913, besonders S. 50 ff.

S. 200. Feuerbach, Vorlesungen, herausg. von Bolin, S. 113.

S. 204. Feuerbach, Vorlesungen, herausg. von Bolin, S. 195 ff.

S. 204. Grillparzer, Studien zur Philosophie und Religion, herausg. von A. Sauer (Werke, Bd. 14) S. 28 f.

S. 205. Die Bekanntschaft Kellers mit Auerbach in Heidelberg bezeugt A. Bettelheim, B. Auerbach, 1907, S. 204 und Auerbachs Leben und Schaffen (Hesse), 1907, S. 36.

S. 206. Über Kapp vgl. G. Weber, Heidelberger Erinnerungen, 1886, S. 222 ff. — Den Briefwechsel zwischen Feuerbach und Kapp hat August Kapp

1876 herausgegeben. — Über Johanna Kapp: Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben. Werke, her. v. A. Weldler-Steinberg, Bd. 3, S. 289 ff.; 298.

S. 213. A. Strodtmann in Blumenthals Neuen Monatsheften 5, S. 194, 1877. Die Mitteilung der Frankfurter Didascalia 30. Juni 1885, daß Freiligrath und Keller zu Hasenclevers Bild „Die Weinprobe" Modell gesessen hätten, ist unrichtig, da das Bild (es ist in der Berliner Nationalgalerie) vom Jahre 1843 datiert ist. Vgl. auch Keller an Ida Freiligrath, 9. August 1885.

S. 216. Die Berliner Verehrer, Ernst von Wildenbruch an der Spitze, haben Keller zum 70. Geburtstage ein Aquarell seiner letzten Behausung in Berlin, von Albert Hertel gemalt, überreicht.

S. 217. Varnhagen von Ense, Tagebücher, Bd. 11, S. 14. Varnhagen erwähnt Keller außerdem Tageb. 8, S. 476. 9, S. 100. 11, S. 46; 93. 12, S. 96; 116; 121; 122; 387. 13, S. 78 ff. — M. Ring, Erinnerungen, Bd. 2, S. 107.

S. 218. Die „normännische Feste" sind die „Neuen Mühlen", von Persius dem Älteren an Stelle der 1838 abgebrannten Mühlen gebaut, heute zu einer Filiale des Rathauses umgewandelt. Vgl. Ludwig Rellstab, Berlin und seine nächsten Umgebungen, 1855, S. 253 ff. Dieses Kellersche Gedicht, gedruckt im Deutschen Museum von R. Prutz 1852, I, S. 882, wurde von ihm in keine Sammlung aufgenommen.

S. 218. Das Gedicht für Moosherr ist veröffentlicht in der Neuen Zürcher Zeitung 19. Juli 1919, Nr. 1076.

S. 219. J. Rodenberg, Erinnerungen aus der Jugendzeit, Bd. 1, 1899, S. 120 ff.

S. 220. Über den „Tunnel" vgl. Th. Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig, 2. Aufl., 1898, S. 257 ff. H. W. Seidel, Erinnerungen an H. Seidel, 1912, S. 22 ff. Keller besuchte, von Scherenberg eingeführt, den Tunnel ein einziges Mal, an Heyse 13. Dez. 1878, Kalbeck S. 147.

S. 222. Über Bachmayr hat J. Minor, Jahrbuch der Grillparzergesellschaft, Bd. 10, 1900, S. 129 ff. eine Studie veröffentlicht. Seine Briefe an Keller gab A. Schär ebenda Bd. 18, 1908, S. 269 ff. heraus. Vgl. auch W. von Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich 14, S. 386. Hebbel, Werke, herausg. von R. M. Werner, histor.-krit. Ausg. Bd. 10, S. 300. Tagebücher Bd. 3, S. 391. Briefe Bd. 4, S. 302. Kellers Besprechung des „Tranks der Vergessenheit" in den Nachgel. Schriften S. 165.

S. 223. Th. Fontane, Chr. Fr. Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 60. 1885. R. Ulich, Chr. Fr. Scherenberg. 1915.

S. 225. March besuchte Keller im Sommer 1857 in Zürich, nachdem er ihn am 10. August angefragt hatte: „Vor allen Dingen möchte ich wissen, ob Sie überhaupt gegenwärtig in Zürich sind. Ich möchte nämlich nicht wie Friedberg und Scherenberg, Hiersemenzel usw. dort gewesen sein, ohne Sie gesehen zu haben. — — Meine Frau will durchaus die Reise von Ihrer Anwesenheit in Zürich abhängig machen. Sie sehen, welchen Respekt meine Frau noch immer vor Ihnen hat." — Über H. von Orelli vgl. Fontane, Scherenberg, S. 115 ff.

S. 226. Über Widmann und Saint-Paul vgl. Fontane, Scherenberg, S. 137 ff.

S. 227. Ring, Erinnerungen, Bd. 2, S. 136; 106 ff.

S. 228. Rodenberg, Bilder aus dem Berliner Leben, Bd. 3, S. 123 ff. Erinnerungen aus der Jugendzeit, Bd. 1, S. 173 f.; 174 f.; 200 f. — Frau Juſtina Rodenberg hat Keller ſpäter eine von ihm 1855 in Berlin gemalte Waldlandſchaft geſchenkt. Auf die Rückſeite ſchrieb er die Verſe:

„Dies trübe Bildchen iſt vor dreiundzwanzig Jahren
Im einſtigen Berlin mir durch den Kopf gefahren;
Mit Waſſer wurd' es dort auf dem Papier fixieret,
Von Frau Juſtinen nun dahin zurückgeführet,
Wo es entſtand, vom regneriſchen Zürichſee
Bis hin zur altberühmt- und waſſerreichen Spree.
Auf Wellen fähret ſo, ein Niederſchlag der Welle,
Des Lebens Abbild hin, die blöde Aquarelle."

S. 229. Rodenberg, Erinnerungen aus der Jugendzeit, Bd. 1, S. 183 f. M. Ring, Erinnerungen, Bd. 2, S. 83 ff. — Über L. Aſſing vgl. Gutzkow, Ausgewählte Werke, herausg. von Houben, Bd. 8, S. 209 ff. Hebbel, Tagebücher, herausg. von Werner, Bd. 2, Nr. 1962; Bd. 3, Nr. 4852, 4937 u. ö.

S. 232. Die rätſelhafte Wendung in Eſchers Brief legt die Vermutung nahe, daß Keller ſchon vor ſeiner Abreiſe nach Deutſchland in der Zürcher Staatskanzlei gearbeitet habe. E. Gagliardi (Neue Zürcher Zeitung 1919, Nr. 1076) ſetzt dieſe Tätigkeit in die Zeit zwiſchen dem 29. Juni 1847 und dem 27. Juni 1848.

S. 236. Über A. R. Planta vgl. P. C. Planta, A. R. Planta. Ein republikaniſcher Staatsmann. 1893.

S. 239 ff. Vgl. Emil Ermatinger, G. Keller und das Dunckerſche Haus in Berlin. Deutſche Rundſchau, Bd. 153, 1912, S. 36 ff.; 221 ff. Zur Zeit von Kellers Liebe zu Betty Tendering entſtand auch der Aufſatz: Das goldene Grün bei Goethe und Schiller. Vgl. Neue Zürcher Zeitung 19. März 1916. — Vehſe gedenkt in dem Vorwort zu der Geſchichte der kleinen deutſchen Höfe, 1856, Bd. 1, S. 9 f. unter Anführung einer Stelle aus dem „Grünen Heinrich" 4, S. 97, die vom hiſtoriſchen und politiſchen Bewußtſein handelt, Kellers mit folgenden, faſt prophetiſch klingenden Worten: „Ich empfehle den guten Mecklenburgern aufs wärmſte dieſen kurzweiligen Roman, eines der geiſtreichſten Bücher, das in den letzten Jahren die Preſſe verlaſſen hat. Der Verfaſſer iſt ein Republikaner, aber ein geborner und ein einfacher echter, keiner von der Hyperkultur unſerer durch und durch vereitelten und verfaulten modernen Genialität angeſteckter ‚kurzatmiger Held und Rhetor', ein geborner Züricher, der in dem Buche ſeine eigne Geſchichte vorführt; er lebt gegenwärtig noch Studien halber in Berlin, wird aber mit nächſtem in ſeine Heimat zurückgehen, wo er vorausſichtlich eine hervorragende Rolle in den Geſchäften ſeines Staats einmal einnehmen wird; denn dieſer vortreffliche Poet iſt auch ein kerngeſunder, profund geſcheiter politi-

scher Kopf und ein durchaus unabhängiger, fester, im edelsten Sinne des Wortes einfacher Charakter, ein Mann ganz anderen Schlages als der jetzt sein Landsmann gewordene Exdemagog Herwegh, der dereinst ‚auf der Zinne der Partei' stand. — — — Was würde aus Deutschland geworden sein, wenn solche Genies der Partei an die Spitze gekommen wären, wohin sie, Waffen tragend, strebten! In Herrn Kellers Buche weht ein ganz anderer, friedlicher, aber frischer, neuer, gesunder, durchaus Maß haltender, besserer Geist — darum eben empfehle ich das Buch den guten Mecklenburgern."

S. 241. Eine Nachbildung der Zeichnung L. Pietschs steht in: Der Lesezirkel II, 1915, Heft 10.

S. 253. A. Freys Gliederung von Kellers Lyrik in drei Perioden (Frühlyrik, S. 39) hat auch G. Müller-Gschwend, G. Keller als lyrischer Dichter, S. 9 übernommen (I. Bis 1846. II. 1847—1854. III. Nach 1854), trotzdem er bereits die richtige Einsicht hat, daß „die Grenze der ersten und zweiten Periode fließend ist, da eine gleichmäßige Entwicklung von der einen zur anderen führt". Entscheidend in dieser Frage sind die Entstehungszeiten der Gedichte.

S. 261. Vgl. A. Fleiner, „Neue Zürcher Zeitung" 19. Januar 1893, und zum ganzen Kapitel M. Preitz, G. Kellers dramatische Bestrebungen, 1909. G. Steiner, G. Keller, 1918, S. 126 ff. E. Ermatinger, G. Keller als Dramatiker. Neue Zürcher Zeitung 4.—6. Februar 1919.

S. 262. Es spricht nichts dafür, daß der kurze Auszug aus Fouqués Adam Wiederbauer (im Taschenbuch 1820) von Keller zum Zwecke einer Dramatisierung des Stoffes angefertigt wurde.

S. 269. Die Nachweise der Benutzung der Kellerbriefe in Hettners Modernem Drama finden sich Bd. 2, S. 232 f.; 240; 242 f.; 254; 256; 270; 272.

S. 274. Preitz, G. Kellers dramatische Bestrebungen, S. 120 f., weist dem Lustspiel „Die Roten" noch eine erhaltene Szene zu und betrachtet das Gedicht „Rote Lehre" als Nachhall des Lustspielplans.

S. 274. Der Name des Witwers heißt deutlich Sprecher, nicht Precher, wie Preitz S. 121 ff. stets schreibt. Nur Sprecher paßt ja auch zu seinem Charakter.

S. 275. Über Mosenthals „Je nun, so dann" vgl. Nachgel. Schriften, S. 163.

S. 277. Der Aufsatz „Am Mythenstein" steht in den Nachgelassenen Schriften, S. 34 ff.

S. 280. Vgl. E. Ermatinger, Weltanschauung und Dichtung. Neue Jahrbücher 1913, 1. Abt., Bd. 31, S. 200. Kellers spezifisch epische Veranlagung weist Dünnebier, Preußische Jahrbücher, Bd. 154, 1913, S. 483 ff. nach.

S. 281. Die Tagebuchstelle über Balzac: Studienausgabe der ersten Fassung des Grünen Heinrich, Bd. 1, S. X. Ich verweise überhaupt auf die Darstellung der Entstehung des Romans in der Einleitung zu dieser Ausgabe. Vgl. auch K. Beckenhaupt, Die Entstehung des Grünen Heinrich. 1915.

S. 282. Wenn Keller 1876 den Anfang der Novelle „Reisetage" (vgl. Grüner Heinrich, Erste Fassung, Studienausgabe I, S. XII f.) als erste Niederschrift des „Grünen Heinrich" bezeichnete, so war diese Gedächtnistäuschung um so eher möglich, als in beiden Werken das Schicksal Römers eine Rolle spielt.

S. 286. J. Petersen (Süddeutsche Monatshefte 1914, Augustheft, S. 711) schließt aus den Aufzeichnungen von 1849, daß Keller zuerst daran dachte, die Jugendgeschichte nach dem Tod der Frau Lee einzufügen. Allein da die Fortsetzung in den Aufzeichnungen („Lustiges Leben Heinrichs. Ausflüge in eine benachbarte alte Reichsstadt [Augsburg?]. Poetisch heiteres Treiben daselbst") ganz deutlich auf das Leben Heinrichs in der Kunststadt weist, so geht daraus hervor, daß die Reihenfolge der aufgezeichneten Materialien für den Bauplan des Romans nicht entscheidend ist.

S. 287. J. Proelß, Das junge Deutschland, S. 410.

S. 288. Diese Auffassung der Künstlerbegabung z. B. bei R. Müller-Freienfels, Psychologie der Kunst, 1912, Bd. 1, S. 181 ff.

S. 302. Das Verhältnis des „Grünen Heinrich" zu Goethes „Dichtung und Wahrheit" untersucht A. Waldhausen, Euphorion, Bd. 16, 1909, S. 471 ff.

S. 302. A. Schier, Die Liebe in der Frühromantik mit besonderer Berücksichtigung des Romans, 1913, S. 168. — Frieda Margolin, Die Theorie des Romans in der Frühromantik, 1909.

S. 303. W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, 2. Aufl., 1907, S. 375. — Schier, Liebe in der Frühromantik, S. 24.

S. 304. Über Roquairol und William Lovell vgl. H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts III, 3, 2, 6. Aufl., 1913, S. 380.

S. 308. Über die Erziehungsprobleme des „Grünen Heinrich" vgl. Fr. Tögel, Das Problem der Erziehung bei G. Keller. Beihefte zur Zeitschrift für Lehrerfortbildung Nr. 11, 1917.

S. 306. Die Gotthelfaufsätze Kellers hat E. Korrodi 1918 wieder herausgegeben.

S. 312. A. Schier, Die Liebe in der Frühromantik, S. 161 ff.

S. 313. E. Ermatinger, Die Weltanschauung des jungen Wieland, 1907, S. 119. — Rousseau, Confessions. Première édition complète, Paris 1798, I, p. 52 ff. Vgl. W. H. Faulkner, Bulletin of the Philosophical Society. University of Virginia publications. Humanistic series, I, 2, 1912, p. 51—57.

S. 318. O. Walzel, Deutsche Romantik, 1908, S. 18 f. — Schier, Liebe in der Frühromantik, S. 167 f.

S. 320. Über die Urbilder von Lys und Erikson vgl. P. Schaffner, Der Malerfreund des Grünen Heinrich. Neue Zürcher Zeitung 30., 31. Mai, 3. Juni 1918. A. Frey, Das Malertrio in G. Kellers Grünem Heinrich. Ebenda 12. Juni 1918. E. Ermatinger, Die Urbilderfrage bei G. Keller. Ebenda 1. Juli 1918.

S. 323. Die Nachweise über die Benutzung von wirklichem Erleben im „Grünen Heinrich" sind zusammengestellt in den Anmerkungen zu meiner Studienausgabe der ersten Fassung.

S. 324. Vgl. F. Hunziker, Glattfelden und G. Kellers Grüner Heinrich, S. 49 f.

S. 326. Vgl. O. Fischer, Die Träume des grünen Heinrich. Untersuchungen und Quellen zur germanischen und romanischen Philologie für Joh. v. Kelle, 1908, S. 295 ff.

S. 327. Feine Bemerkungen über die Symbolik bei B. Seuffert, Beobachtungen über dichter. Komposition. German.-roman. Monatsschrift 1909, S. 599 ff.

S. 330. Aufschlußreiches Material über den Stil gibt F. Beyel, Zum Stil des Grünen Heinrich, 1914.

S. 331. O. Luterbacher, Die Landschaft in G. Kellers Prosawerken, 1911.

S. 336. Varnhagens Urteil über den „Grünen Heinrich" ist abgedruckt in dem Album des Literarischen Vereins in Bern, 1858, S. 113 f.

S. 339. Kuhs Aufsatz ist wieder abgedruckt in seinen kritischen und literarhistorischen Aufsätzen, 1910, S. 340.

S. 344. Das Wesen der romantischen Novelle erörtert Tieck, Schriften, Bd. 11, 1829, Vorbericht S. LXXXIV ff. Vgl. auch Hettner, Die romantische Schule, 1850, S. 196 f.

S. 346. Über Kellers Verhältnis zur Romantik vgl. auch A. Weimann-Bischoff, G. Keller und die Romantik, 1917.

S. 346 f. Rabelais, Gargantua. Deutsch von G. Regis, 1832, I, S. 231 ff. (Keller hat die Ausgabe selber besessen). Tieck, Schriften, Bd. 17, S. 199 f.; Bd. 24, S. 17 ff.; 90 ff. Jean Paul, Werke, herausg. von K. Freye, Bd. 6, S. 119 ff. Keller, Ges. Werke, Cotta'sche Jub. Ausg. 4, S. 262 f.; 270 f.; 276 f.

S. 347. Keller, Ges. Werke, Cotta'sche Jub. Ausg., Bd. 4, S. 248; 254. Vgl. Jean Paul, Werke, herausg. von Freye, Bd. 1, S. 72; Bd. 3, S. 167. Clemens Brentano, Ges. Schriften, herausg. von Chr. Brentano, Bd. 4, S. 215 f.

S. 347 f. Keller, Ges. Werke, Jub. Ausg., Bd. 4, S. 36. Goethe, Werke, Jub. Ausg., Bd. 17, S. 22, 28. Das Motiv des Einschlafens beim Erzählen findet sich auch bei Eichendorff, Viel Lärmen um Nichts, Werke 1864, Bd. 3, S. 21.

S. 348. Jean Paul, Flegeljahre. Werke, herausg. von Freye, Bd. 4, S. 126, 220 f. Tieck, Die Ahnenprobe. Schriften, Bd. 22, S. 53 ff.

S. 348 f. E. Th. A. Hoffmann, Werke, herausg. von Grisebach, Bd. 7, S. 130 ff. Vgl. A. Waldhausen, Die Technik der Rahmenerzählung bei G. Keller, 1911, S. 25. Ebenda S. 26 und 106 ist auf die Geschichte von Dr. Sphex im „Titan" hingewiesen. Jean Paul, Werke, herausg. von Freye, Bd. 3, S. 143. — Brentano, Mehrere Wehmüller. Schriften, Bd. 4, S. 228 ff. — Vgl. F. Leppmann, Spiegel das Kätzchen und seine Vorfahren. Deutsche Lit.-Zeitung 28, Sp. 2848 f.

S. 349. Nachgelassene Schriften, S. 99 ff.; 155 ff.

S. 351. Briefe C. F. Meyers, herausg. von A. Frey, Bd. 2, S. 514. — Ph. Simon, G. Kellers Gerechte Kammacher. Sonntagsbeilage zur „Vossischen Zeitung" 21. April 1912.

S. 351 f. R. Faesi, A. E. Fröhlich, 1907, S. 95 f. findet eine auffällige Ähnlichkeit zwischen Kellers „Frau Regel Amrain" und Fröhlichs Novelle „Die Witwe".

S. 353. Keller, Werke, Cotta'sche Jub. Ausg. 4, S. 272 f. Vgl. an Vischer, 29. Juni 1875.

S. 354. Vgl. an Lina Duncker, 4. Juli 1857. — Simon, G. Kellers Gerechte Kammacher. Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage, 21. April 1912, S. 126.

S. 356. Im „Leipziger Kreisblatt" (dem Organ der K. Amtshauptmann-

schaft) Nr. 105 vom 2. September 1847 findet sich folgende Notiz: „Volkmarsdorf. Am 16. August hat der achtzehnjährige Handarbeiter Gustav Wilhelm von hier durch einen Pistolenschuß die sechzehnjährige Auguste Abicht, Wollarbeiterin, getötet und sodann sich selbst erschossen." Vgl. auch „Leipziger Zeitung" 1847, Nr. 203 vom 17. August. Das Kirchenbuch von Alt-Schönefeld bei Leipzig enthält den unrichtigen Eintrag, nach welchem der Jüngling Heinrich Christian Abicht geheißen hätte. Begraben wurde er am 18. August auf dem alten Gottesacker zu Reudnitz.

S. 358. Ges. Werke, Cotta'sche Jub. Ausg. 4, S. 46. — Über Keller und Shakespeare vgl. Th. Vetter, Shakespeare-Jahrbuch 48, 1912, S. 34 ff.

S. 358 f. Vgl. meine Einleitung zu Goethes Schriften über Literatur und Theater in K. Alts Ausgabe, Bd. 31, S. XXXII f.

S. 360 f. Über Kellers Humor vgl. auch Baldensperger, G. Keller, 1899, S. 437 ff. — K. L. Schleich, Psychophysik des Humors. Zukunft, Bd. 25, 1899, S. 374 ff.

S. 364. Beobachtungen über den Sprachgebrauch in den „Leuten von Seldwyla" finden sich auch bei O. Loehrke, Die künstlerische Bedeutung des Fremdwortes bei G. Keller, 1911.

S. 366. Gutzkow, Unterhaltungen am häuslichen Herd, 1856, S. 591.

S. 367. Gottfried Keller hat eine Abschrift von O. Ludwigs Urteil, das in Westermanns Monatsheften, Februar 1874, S. 545 veröffentlicht wurde, dem Brief an Kuh vom 18. Mai 1875 beigelegt. Vgl. auch O. Ludwigs Besprechung von Romeo und Julia in den epischen Studien, Bartels, Bd. 6, S. 285 f.

S. 368. Vgl. Fr. Hunziker, Das schweizerische Eisenbahnnetz. Beilage zum Programm der Kantonsschule Zürich, 1877. — Dändliker-Wettstein, Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich, Bd. 3, S. 362 ff.; 447.

S. 373. Am 5. Oktober 1862 beteiligte sich Keller an der Feier der Einweihung des Heinrich Simon-Denkmals in Murg am Walensee. Vgl. J. Jacoby, H. Simon 2, S. 231, wo Keller als „deutsches Parlamentsmitglied" aufgeführt wird.

S. 374 f. Über Vischer, Keller und G. von Cotta vgl. Der Greif I, 1913, S. 54. Vischers Aufsatz über Keller: Allgem. Zeitung 1874, Nr. 203 ff., etwas verändert in Altes und Neues, Heft 2. Vgl. Keller an Weibert, 30. Juli 1874. Kellers Aufsatz über Vischer: Nachgelassene Schriften, S. 194 ff. Vgl. auch H. Trog, Fr. Th. Vischer und G. Keller. Zürcher Taschenbuch 1909, N. F. 31, S. 249 ff.

S. 375 ff. Über Richard Wagners Aufenthalt in Zürich vgl. A. Steiner-Schweizer, Neujahrsblätter der Allg. Musikgesellschaft in Zürich, 1901—03.

S. 377. Vgl. Richard Wagner an Mathilde Wesendonck, 1904.

S. 378. Glasenapp, Das Leben R. Wagners, VI, 1911, S. 180. — Wagner, Mein Leben, 1911, Bd. 2, S. 628.

S. 380. Über Wille vgl. Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben. Werke, her. v. A. Weldler-Steinberg III S. 199. Frey in Bettelheims Biographischen Blättern, 2, 1896, S. 464 ff. Derselbe, C. F. Meyer, 2. Aufl., 1909, S. 201 ff.

S. 381. „Der Waadtländer Schild" steht Ges. Werke, Jub. Ausg. 10, S. 68. Flocon übersetzte in seiner Jugend Balladen von Bürger, Körner und Kosegarten, 1827.

S. 381. Über den Besuch Varnhagens in Zürich vgl. dessen Tagebücher, Bd. 13, S. 78 ff. — Die Bemerkung Palleskes über Keller steht in einem noch ungedruckten Briefe, dessen Kenntnis ich der Freundlichkeit des Herrn alt Schuldirektor Müller-Palleske danke.

S. 382. Über Morel vgl. Baldegger, Karl Morel, 1913, besonders S. 60. — Das Abschiedslied für Heußer: Ges. Werke, Cotta'sche Jub. Ausg. 9, S. 211 f. Vgl. Neue Zürcher Zeitung 12. Dezember 1856. — Eine Beschreibung des Kadettenfestes auch bei Th. Siebs, Hermann Allmers (1914) S. 150 ff.

S. 383. Das „Weihelied" bei Brunner, Studien und Beiträge zu G. Kellers Lyrik, S. 430. Das „Tischlied", Ges. Werke, Cotta'sche Jub. Ausg. 9 S. 213.

S. 386. Kellers Toast: Neue Zürcher Zeitung 12. November 1859, Nr. 316. — Der von Keller wiederholt als „Pater Brey" befehdete Ludwig Eckardt (Nachgel. Schriften, S. 338) wollte in Bern eine Konkurrenzfeier veranstalten. Aber niemand beteiligte sich daran. Gegen ihn gerichtet ist die polemische Stelle in Kellers Prolog (Ges. Werke 9, Jub. Ausg. S. 238: „Nicht ist's die Schönheit, die voll Eitelkeit und Selbstsucht sich mit Pfauenfedern schmückt"). Schuldirektor Frölich aus Bern schrieb am 10. November an Keller: „Über den ... Eckardt, den Sie in einer Stelle Ihres Prologs so vortrefflich gezeichnet haben, kein Wort." Der Kellersche Prolog wurde auch bei der fast gleichzeitigen Schillerfeier in Neuenburg gesprochen und zwar durch den dortigen deutschen Pfarrer, den späteren Redaktor des Winterthurer „Landboten", Salomon Bleuler.

S. 388. Für seinen dichterischen Beitrag zum eidgenössischen Sängerfest in Zürich 1858 belohnte die „Harmonie" Keller zusammen mit Franz Lachner mit der Ehrenmitgliedschaft, ebenso der Stadtsängerverein (Männerchor); 1862 bei Anlaß des schweizerischen Sängerfestes in Chur wurde er mit Ludwig Uhland Ehrenmitglied des Schweizerischen Sängervereins.

S. 389. Vgl. an Hettner 17. November 1857.

S. 390. Über Keller und Cotta vgl. meinen Aufsatz im Greif I, 1913, S. 49 ff.

S. 391. P. Schweizer, Gesch. der schweizer. Neutralität. 1895. S. 884 ff. Fr. Scheuchzer, Salomon Bleuler, 1887, S. 62 ff. A. Locher, Gottlieb Ziegler, 1901, S. 33 ff.; 44 ff.

S. 398. Ohne Zweifel bezieht sich folgendes undatierte Billett von Ferdinand Lassalle an Gottfried Keller auf den erzählten Vorgang: „Lieber Keller! Ihre Karte habe erhalten und sehr bedauert, daß ich nicht zu Hause war, um Ihnen persönlich zu sagen, daß niemand besser als ich weiß: ‚Wundersam ist Bacchus' Gabe'! und niemand also bereiter sein kann, über etwas Weinlaune zur Tagesordnung überzugehen."

S. 402. Spanische Atriden. Heines Werke, herausg. von Elster, I, S. 395. — In einem alten Bande der „Fliegenden Blätter" 1846 steht eine Todesanzeige für Herrn Balduin Mathias Mangelbacher, der sich aus Versehen statt gewöhnlicher Baumwolle Schießbaumwolle in die Ohren steckte. Beim Eintritt in sein

überheiztes Geschäftsbureau explodierte dieselbe und riß ihm den Kopf weg wie dem Apotheker Titus.

S. 403. Nord und Süd, Bd. 20, Märzheft 1882. Keller beabsichtigte damals, im Anschluß an Hornungs berüchtigte Tischklopferschrift, „Heinrich Heine, der Unsterbliche", folgenden, auf einem Blättchen des Nachlasses notierten Zug, der am Ende der X. Romanze nur angedeutet ist, weiter auszuführen: „Heine büßt auch dadurch, daß er durch die Berliner Tischklopfer aufgestört und nach Berlin zitiert wird, wo er die greulichsten Abgeschmacktheiten und Frechheiten ausstehen und sich die plattesten Witze in den Mund legen lassen muß, so daß er jedesmal ganz zerrieben und zerknirscht in seine Eiswohnung zurückkehrt. — Komik der Teilnehmer, Generale, Geheimräte usw., deren Weiber und Töchter." — Die erste Fassung des „Apothekers von Chamounix" ist von Baechtold im Ergänzungsheft zum Euphorion, Bd. 2, 1895, S. 138 ff. veröffentlicht worden.

S. 403. Th. Storm, Briefe an Fr. Eggers, S. 46 und 88. — Deutsche Rundschau, 1912, Novemberheft, S. 230 ff.

S. 408. Ludwig Eckardt (1827—1871), Herausgeber der Zeitschrift „Die Schweiz", betrieb die Gründung eines schweizerischen Schriftstellervereins und einer schweizerischen Nationalliteratur und Nationalbühne, vgl. A. Frey, J. Frey, 1897, S. 52 ff.; M. Zollinger, Eine schweizerische Nationalbühne ?, 1909, S. 35 ff. und Anmerkung zu S. 386. — Über die Urbilder der „Aufrechten": Bd. 1, S. 156.

S. 409 f. R. Faesi, A. E. Fröhlich, S. 98 f.

S. 410. Der „Spinnerkönig": Ges. Werke, Cotta'sche Jub. Ausg. 6, S. 310.

S. 411. Der „Wahltag" erschien zur Hälfte schon 1862 in den Bildern aus der Heimat und Fremde. Ein Monatsblatt zur Unterhaltung und Belehrung. Gratisbeilage zur Bülach-Regensberger Wochenzeitung 1862, Nr. 4 (bis zur Stelle S. 290 der Nachgelassenen Schriften, Ende des ersten Absatzes).

S. 412. Nachgelassene Schriften S. 288 f.

S. 413. Vgl. Nachgelassene Schriften, S. 8 ff. — A. Frey, Erinnerungen an G. Keller, 2. Aufl., 1893, S. 84 ff. — P. Keller, Die Zürcher Staatsschreiber seit 1831. 1908. H. Kriesi, G. Keller als Politiker, 1918.

S. 414. In der Bülach-Regensberger Wochenzeitung (5. Mai 1866) wird Keller wegen seines Votums über das Gemeindegesetz angegriffen.

S. 414 f. Die Bettagsmandate sind mit anderen politischen Aufsätzen und Kundgebungen Kellers abgedruckt bei H. Kriesi, G. Keller als Politiker. 1918.

S. 415. Über die demokratische Bewegung vgl. F. Scheuchzer, Salomon Bleuler, S. 74 f. A. Locher, Gottlieb Ziegler, S. 45. Dändliker-Wettstein, Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich, Bd. 3, S. 370 ff. Die lebendigste Darstellung gibt S. Zurlinden, Hundert Jahre. Bilder aus der Geschichte der Stadt Zürich Bd. 2 (1915) S. 1 ff.

S. 418. Dändliker-Wettstein, Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich, Bd. 3, S. 352 ff.

S. 420. Über Kellers damalige Verhandlungen mit Leuthold vgl. meinen Aufsatz im Liter. Echo, 16. Jahrgang, 1914/15, Sp. 591 ff.

S. 424. Kellers Mutter wurde am 9. Februar 1864 auf dem Kirchhof der Hohen Promenade bestattet.

S. 425. Gottfried Keller war die Erinnerung an seine Verlobung unsäglich bitter, vgl. seine Worte in dem Briefe an Bettelheim vom 18./24. April 1888. Baechtold verschwieg daher das Erlebnis; die darauf bezüglichen Briefe in Kellers Nachlaß wurden von ihm und Prof. Schneider unmittelbar nach des Dichters Tod verbrannt. Zuerst berichtete Adolf Frey in seinen Erinnerungen an Gottfried Keller in der „Deutschen Rundschau" November 1891, Bd. 69, S. 299 von Kellers Verlobung; in der Buchausgabe ließ er aber die Stelle als eine „nicht völlig liquide Sache" wieder weg, vgl. C. F. Meyers Briefe I, S. 403. Eine ausführliche, aber in Einzelheiten unhaltbare Darstellung, ohne den Namen des Mädchens, gab dann M. Nußberger in „Der Landvogt von Greifensee und seine Quellen", 1903, S. 46 ff. Endlich teilte Helene Bettelheim-Gabillon in der „Vossischen Zeitung" 1913 (nachgedruckt im Sonntagsblatt des „Bund" 1913, Nr. 43, S. 684 f.) aus dem Munde J. V. Widmanns eine Version des Vorfalles mit. Den Tod Luise Scheideggers melden die „Neue Zürcher Zeitung" am 17. Juli und der „Landbote" am 21. Juli.

S. 426. Nach dem Rücktritt Ludwig Forrers rückte Keller am 1. Juli 1869 zum zweiten Sekretär des Kantonsrates vor.

S. 426 f. Berichte über die Feier brachten der „Schweizer. Republikaner" vom 21. Juli 1869; „Neue Zürcher Zeitung" vom 19. und 21. Juli; „Zürcher Freitagszeitung" Nr. 29 und 30. Eine schnöde Zürcher Korrespondenz erschien in der „Luzerner Zeitung" vom 24. Juli. — Die „Illustrierte Schweiz" 1871, S. 35 brachte zu Kellers 52. Geburtstag ein Gedicht, worin er aufgefordert wurde, zu seiner poetischen Tätigkeit zurückzukehren.

S. 427. Eine Rede von Gottfried Keller hatte, wie Baechtold schreibt, in ihrer lapidaren Einfachheit stets etwas Imposantes. Es wird allen Hörern unvergeßlich bleiben, wie er z. B. gegen den Schluß des Bankettes zur Jubiläumsfeier des ihm befreundeten Theologen Alexander Schweizer (1884) sich erhob und sprach: „Meine Herren! Es gibt, wenn ich recht sehe, zwei Sorten von Theologen: solche, die über dem lieben Gott, und solche, die unter ihm stehen. Alexander Schweizer hat immer zu der letzteren Art gehört. Er lebe hoch!"

S. 428. Kinkels Rede erschien in der Zürcher Freitagszeitung 1869, Nr. 23 und als Sonderdruck.

S. 429. Von alt Bundesrichter Hans Weber (gest. 1918) erschienen Erinnerungen an G. Keller in der Neuen Zürcher Zeitung am 9., 16. u. 30. Juni 1918.

S. 429. Auerbach hatte 1865 auf der Reise von Thun nach Zürich seine Brieftasche verloren und befand sich in großer Aufregung, nicht sowohl der 50 Taler als der reichlichen poetischen Entwürfe wegen, die sie enthielt. Keller ließ in Hinblick auf ihren poetischen Inhalt die Tasche suchen, und Auerbach erhielt sie wirklich durch die Berner Polizei unversehrt zugestellt, wodurch — wie er an Keller schrieb — „ein ganzes Sommerleben nun wieder in gute Richte gebracht sei". Übrigens stehe viel weniger darin, als er geglaubt habe. Keller sah Auerbach zum letztenmal im Sommer 1873 in Zürich. Vgl. auch B. Auerbachs Briefe an seinen

Freund Jakob Auerbach, Bd. 2, S. 218, 240, 251, 388, 447, und Rodenberg, Persönliche Erinnerungen an B. Auerbach, Zeitgeist 11. Februar 1907.

S. 430. Über Adolf Exner vgl. L. Mitteis, Erinnerung an A. Exner, 1894. J. Unger, Neue Freie Presse 27. September 1894 (Morgenblatt). G. Jellinek in Bettelheims Biographischen Blättern I, S. 222 ff. O. Benndorf, Adolf Exner, 1896, S. 432. Die Kenntnis des Briefes von Karl Dilthey an M. Exner habe ich der Güte von Frau Prof. Marie von Frisch zu danken.

S. 432. G. Kellers Freßkörbchen. Neue Zürcher Zeitung 20. Juli 1915.

S. 434. Äußerungen des Dichters über das Verhältnis des Deutschschweizers zum Deutschen Reich: Grüner Heinrich, Studienausgabe, Bd. 1, S. 48 f.; Bd. 2, S. 535.

S. 435. Eine ausführliche Darstellung des Tonhallekrawalls findet sich in H. Fick, Heinrich Fick II, 1908, S. 229 ff., sowie bei S. Zurlinden, Hundert Jahre, Bd. 2, S. 147 ff.

S. 436. Nachgelassene Schriften, S. 358 ff.

S. 437. Heute befindet sich an dem alten Seegasthof in See am Mondsee eine Gedenktafel.

S. 439. Zürcher Taschenbuch 1904, S. 21 f. — Kuhs Besprechungen Kellerscher Werke sind jetzt in seinen von Schär herausgegebenen Kritischen und literarhistorischen Aufsätzen, S. 340 ff. leicht zugänglich.

S. 442. Aus der Literatur über die „Sieben Legenden": O. Brahm, G. Keller, 1883, S. 82 ff. — M. Wallerstein, Die Legende von der heiligen Eugenia. Nord und Süd, Bd. 76, 1896, S. 72 ff. — K ller als Legendendichter. Vossische Zeitung, Beilage Nr. 44, 1896. — F. Rosenberg, Der schlimm-heilige Vitalis. Archiv für das Studium der neueren Sprachen 112, S. 366 ff., vgl. Deutsche Literaturzeitung 1903, Bd. 24, S. 3068. — M. Hochdorf, Die Legende von der sehnsüchtigen Nonne. Magazin für Lit., Bd. 73, 1904, S. 231. — H. Watenphul, Die Legende von Beatrix der Küsterin. Dissert. Göttingen 1904. — R. M. Meyer, Vitalis und Genossen (Gestalten und Probleme), 1905, S. 246 ff. K. Polheim, Die zyklische Komposition der sieben Legenden. Euphorion, Bd. 15, 1908, S. 753 ff. — E. Ackerknecht, Moderne Legendenkunst. Eckart II, S. 11. — L. Hirschberg, Alte Mirakeldichtungen. Liter. Echo, Bd. 16, 1914, Sp. 1257 ff. — A. Leitzmann, Die Quellen zu G. Kellers Sieben Legenden. Nebst einem kritischen Text. 1919. — Die Handschrift der Urfassung, die lange verschollen war, ist 1918 dem G. Keller-Nachlaß einverleibt und 1919 in Faksimiledruck von der Zürcher Zentralbibliothek herausgegeben worden. — Die Motti zu „Dorotheas Blumenkörbchen", „Die Jungfrau und der Teufel" und „Die Jungfrau als Ritter" fand Keller in dem Cherubinischen Wandersmann, Münchener Ausgabe 1827, S. XII.

S. 445. Ich danke die Kenntnis der Entstehung des Schlusses des „Tanzlegendchen" Herrn Prof. Geiser. — Baechtolds Mitteilung (3 S. 27 f.), daß in der ursprünglichen Fassung des Schlusses des Tanzlegendchens der Stadttambour des himmlischen Jerusalems habe Ruhe stiften müssen, kann sich, wie die Handschrift zeigt, nicht auf die Urfassung beziehen. — Über Kellers Verhältnis zur Musik vgl. A. Nef, Schweizer. Musikzeitung 1911, H. 36; 1912, H. 1—3 und 5.

S. 466. Keller erwähnt Rückerts Übersetzung von Nal und Damajanti in der Besprechung von A. Ruges Gesammelten Schriften, Blätter für literar. Unterhaltung 1848, Nr. 305.

S. 479. Über Keller und Kürnberger vgl. O. E. Deutsch, Frankfurter Zeitung 1907, Nr. 131. Daß Keller selber mit dem Kern von Kürnbergers Auffassung der Legenden nicht einverstanden war, geht aus seiner Bemerkung gegen Widmann Bd. 3, S. 476 hervor.

S. 489. Vgl. H. Barth, Fr. L. Imhoof-Hotze. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1904, S. 6 f. (Der Aufenthalt des „Grafen Normann" in Winterthur fällt, wie mir Herr Dr. F. Imhoof-Blumer freundlich mitteilt, etwa ins Jahr 1855.) — Vergl. auch P. Wüst, Entstehung und Aufbau von G. Kellers Kleider machen Leute (1914).

S. 494. E. Th. A. Hoffmann, Werke, herausg. von Grisebach, Bd. 2, S. 230. — Das gleiche Motiv hat auch Fr. Halm in seiner 1862—64 entstandenen Novelle „Das Haus an der Veronabrücke" behandelt. Vgl. auch Hoffmanns „Doge und Dogaressa".

S. 495. Daß der hilfsbedürftige Schriftsteller Eduard Schmidt-Weißenfels war, hat Baechtold in seinem Exemplar handschriftlich angemerkt.

S. 496. H. Dünnebier, Zu den „Mißbrauchten Liebesbriefen G. Kellers". Literar. Echo XIV, 1911/12, Sp. 1341. (Doch darf man die Erlebnisse und Äußerungen Kellers nach 1855 nicht mehr als stoffliche Quelle für die Novelle verwenden, wie Dünnebier tut. Der Abdruck in der „Deutschen Reichszeitung" ist tatsächlich der erste Entwurf von 1855, und die Buchausgabe wiederum weist gegenüber dem Druck in der „Reichszeitung" ganz wenige, fast nur stilistische Änderungen auf.)

S. 497. Weitere Nachweise über die Quellen des „Dietegen" bei Ph. Simon, G. Kellers Dietegen. Neue Jahrbücher 1911, I, 27. Bd., S. 585 ff.

S. 501. Fr. Locher, Othello, S. 36 ff. (über Frau Hämig, die Prozeßhexe).

S. 501 ff. Vgl. A. E. Biedermann, Heinrich Lang, 1876.

S. 506. A. Isler, Salomon Vögelin, 1892. — H. Barth, Briefe J. Burckhardts an Salomon Vögelin. Basler Jahrbuch 1914, S. 43 ff.

S. 506 f. Kambli war religiös weniger radikal als Lang. An dem Unsterblichkeitsdogma hielt er sein Leben lang fest, vgl. seine Aufsätze in den Zeitstimmen 1863, Nr. 15—18 und seine Schriften: Unser Glaube an ein ewiges Leben, 1873, und Die sittliche Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens, 1893. Predigten Kamblis: Christus und Christentum, 1905. Über seine Stellung zur bildenden Kunst vgl. seine Studien und Lesefrüchte, 1870, S. 185: Das Christusbild und seine Geschichte in der Kunst; S. 283: Einige Gedanken über Kunst und Industrie. Über die Fresken in der Kirche von Horgen vgl. S. Vögelin, Kunsthalle 1874, Nr. 3. Kambli, Die Freskobilder in der reformierten Kirche Horgen. Gedenkblatt, 1875. Kambli, Die Freskogemälde in der reformierten Kirche in Horgen, 1875 (mit Nachbildungen der Gemälde in Lichtdruck), siehe besonders S. 9. Kambli hat selber Kellers „Stellung zu Religion und Christentum, Kirche, Theologie und Geistlichkeit" 1891 beleuchtet, vgl. besonders S. 98 (die Äußerung

Kellers, er habe mit dem Pfarrer von Schwanau nicht Kambli gemeint, trifft zum Teil zu, zum Teil erklärt sie sich aus dem unwilligen Bestreben, die Urbilder zu verschleiern). Über Kambli vgl. W. Kambli, C. W. Kambli. Ein Lebensbild. 1829—1914. 1918.

S. 509. In der Überzeugung der Nicht-Lehrbarkeit der Religion trifft Keller mit Schleiermacher zusammen, Reden über die Religion, her. von Lommatzsch, S. 197.

S. 511. Vgl. H. Dünnebier, Keller und Feuerbach, S. 225 ff.

S. 513. Über den Namen Kabis teilte mir Herr Staatsarchivar Dr. F. Hegi freundlichst mit, daß nach den Steuerbüchern u. a. ein Kabus 1358 in Zürich wohnte. Im Bürgerbuch findet sich 1462 ein Marty Kabes der Bader von Konstanz als Bürger von Zürich. Keller hatte den Namen wohl aus H. H. Bluntschlis Memorabilia Tigurina, wo er (3. Aufl., 1742) S. 618 vorkommt.

S. 514. Das Motiv, daß einem höchst ideal gehaltenen Brief ein nüchtern-geschäftsmäßiges Postskriptum angehängt wird (Ges. Werke, Cotta'sche Jub. Ausg. 5, S. 122 f.), findet sich auch in dem Brief des Vikars in Gotthelfs „Anne Bäbi" (Ges. Schriften, 1861, Bd. 21, S. 53 f.) und bei E. Th. A. Hoffmann in den Serapionsbrüdern (Werke, her. v. Grisebach 9 S. 196 f.).

S. 519. R. Mayer, H. Lang, 1877, S. 137.

S. 522. Kuhs Kritische und literarhistorische Aufsätze, S. 361. — H. Dünnebier, Keller und Feuerbach, S. 219.

S. 523. Ein nachhaltiger Rachekrieg. Nachgelassene Schriften, S. 203 und 343.

S. 530. Über Kellers Verhältnis zu Stiefel vgl. H. Schollenberger, Die Alpen 1913, März- und Aprilheft.

S. 530 f. Über Keller und Baechtold vgl. E. Schmidt, Charakteristiken II, 1901, S. 261 ff. E. Ermatinger, Süddeutsche Monatshefte 1910, S. 290 ff. Ein Lebensbild Baechtolds ist in dessen Kleinen Schriften, herausg. von Th. Vetter, 1899.

S. 531. Keller hat, wie er Baechtold bei seinem Deutschen Lesebuch beriet (vgl. die Briefe vom 9. April und 23. Mai 1880, Bd. 3, S. 307 u. 308 f. und das Vorwort Baechtolds zu seinem Deutschen Lesebuch, obere Stufe, 1880), selber 1876 den poetischen Teil von Thomas Scherrs „Schweizerischem Bildungsfreund" neu bearbeitet. Vgl. L. Appenzeller, Der Bildungsfreund Th. Scherrs und seine Bearbeitung von G. Keller, 1918.

S. 531 ff. Seine Beziehungen zu Keller hat Meyer selber in seinen „Erinnerungen an G. Keller" geschildert, Deutsche Dichtung 9, Oktober 1890, jetzt in Freys Ausgabe der Briefe C. F. Meyers 2, S. 512 ff. Der Briefwechsel zwischen beiden ebenda 1, S. 273 ff. Beeinflussung Kellers durch Meyer suchte R. M. Meyer, Nation 1898, Beil. 16, S. 136 ff. nachzuweisen. Vgl. auch F. Koegel, Die Rheinlande 1, 1900, 1. Heft. P. Wüst, G. Keller und C. F. Meyer in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnis, 1911.

S. 533 f. Über Widmann vgl. Bettelheims Biogr. Jahrbuch 17 (1915) S. 256 ff.

S. 534. Die Erlaubnis, Kellers kritische Äußerungen über Spittelers erste

Werke in den Briefen an Widmann in der Neuausgabe der Kellerbriefe zu veröffentlichen, hatte Widmann noch kurz vor seinem Tode von Spitteler erwirkt. Manchen Aufschluß über sein Verhältnis zu Keller danke ich Spitteler selber.

S. 535. A. Frey, Eine Rezension und ihr Schicksal. Neue Zürcher Zeitung, 23./4. April 1915.

S. 537. Der Ausflug nach der Tellsplatte ist auch geschildert bei A. Frey, N. Koller, 1906, S. 127.

S. 538. Der 1919 von M. Kalbeck herausgegebene Briefwechsel Kellers mit Heyse bestätigt meine Auffassung des Verhältnisses der beiden Dichter. Vor allem ist in Kellers Urteilen über Heyses Schaffen viel gutmütige Ironie.

S. 539 f. Über W. Petersen vgl. J. Saß in Bettelheims Biogr. Jahrbuch V, 1903, S. 218 f.

S. 539. Über die früheste Bekanntschaft Storms mit Werken Kellers: Th. Storm, Briefe an seine Frau (1915) S. 37. 113.

S. 543. H. Kurz, Werke, herausg. von H. Fischer, 4, S. 182 f.

S. 544. Briefe C. F. Meyers, herausg. von A. Frey, 1, S. 138 f.

S. 548 ff. Über den Stoff des Hadlaub vgl. R. Bertram, Quellenstudie zu G. Kellers Hadlaub, Berlin 1906. — Große Freude hatte Keller, als ihm später (29. Juli 1887) der badische Kultusminister Dr. Nokk, ein warmer Verehrer des Dichters, ein Exemplar der im Auftrag des Ministeriums durch Franz Kraus veröffentlichten Miniaturen der Manessischen Liederhandschrift überreichte.

S. 551 ff. Über David Heß und sein Lebensbild Landolts vgl. Baechtold, J. C. Schweizer, 1884, S. LXXXV ff. E. Eschmann, David Heß, 1910, S. 129 ff. Einen Neudruck der Landoltbiographie hat E. Korrodi herausgegeben, 1912. Das Verhältnis von Kellers Novelle zu ihren Quellen erörtert M. Nußberger, Der Landvogt von Greifensee und seine Quelle, 1903. Im Februar 1872 war Keller mit dem Maler Frank Buchser in dem Schlosse Wülflingen, vgl. J. Coulin, Frank Buchser, 1912, S. 48.

S. 552. Vgl. Grüner Heinrich, erste Fassung, Studienausgabe 1, S. 26 f.; 2, S. 541.

S. 555. Das Sonett Ges. Werke, Cotta'sche Jub. Ausg. 9, S. 129.

S. 556. Jakob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen. 2. Aufl. 1910, S. 124.

S. 557. Ibsen, Sämtliche Werke, herausg. von Brandes, Elias, Schlenther, 4, S. 357.

S. 559 ff. Philipp Simon, G. Kellers Ursula. Eine Quellenuntersuchung. Beilage zum Programm des Bismarck-Gymnasiums Berlin-Wilmersdorf 1913. H. Meumann, Entstehung und Aufbau von G. Kellers Ursula. Dissert. Bonn 1916. E. Ermatinger, G. Keller und die Wiedertäufer. Neue Zürcher Zeitung 15. Okt. 1918, Nr. 1365.

S. 577. Dünnebier, Keller und Feuerbach, S. 144 sucht das Urbild von Gilgus in Carl Riedel oder Marr. Indes nennt Keller Marr nur einmal (Bd. 2, S. 135), Riedel gar nicht.

S. 580 f. Über die technischen Folgen der Umschreibung aus der dritten

Person in die erste äußern sich A. Köster, G. Keller, 2. Aufl., 1907, S. 78 f.; F. Leppmann, G. Kellers Grüner Heinrich von 1854/55, 1879/80, 1902; K. Friedemann, Die Rolle des Erzählers in der Epik, 1910, S. 50. Vgl. auch F. Beyel, Zum Stil des Grünen Heinrich, 1914.

S. 585. Von den vergleichenden Urteilen über den Wert der ersten und der zweiten Fassung seien hier genannt: O. Brahm, Deutsche Rundschau 25, 1880, S. 466 ff. (alle Aufsätze Brahms über Keller findet man nun beisammen im 2. Band seiner Kritischen Schriften). Köster, G. Keller, S. 81. R. Huch, G. Keller, S. 73. O. Stößl, G. Keller, S. 35 ff. H. Bettelheim-Gabillon, Österr. Rundschau 34, 1913, S. 471 ff. H. Stegemann, Der Bund 1913, Nr. 567—69. J. Petersen, Süddeutsche Monatshefte, August 1914.

S. 586. Über die Gründe, die einen Neudruck der ersten Fassung notwendig machten, vgl. meine Erklärung in der „Neuen Zürcher Zeitung" 8. Juni 1914, Nr. 878.

S. 589 f. Über Kellers Verhältnis zu Duncker vgl. Deutsche Rundschau November 1912, S. 223 ff.

S. 595 f. Inbetreff der Entstehungsgeschichte der Regine, erzählt Baechtold, bleibt mir der Sonntag des 19. Dezembers 1880 in unvergeßlicher Erinnerung. In der alten Tonhalle wurde der Lobgesang von Mendelssohn vorgetragen. Beim Herausgehen begegnete ich Gottfried Keller. Er redete über das angehörte Werk und äußerte den Gedanken, daß er doch fast jeder musikalischen Aufführung nebenbei eine besondere Anregung verdanke. So sei ihm heute bei der Stelle, wo der Choral: „Nun danket alle Gott" einsetzt, durch die elementare Gewalt der Töne ein gutes Motiv zu einer bereits fertigen Erzählung eingefallen. Die Person müsse sich hängen, vorher aber beten und ein anderes Hemd anziehen. Vgl. Bd. 1, S. 445.

S. 598. Ernst Dick, Süddeutsche Monatshefte 7, 2, 1910, S. 232 ff. sucht als Quelle für die „Geisterseher" eine Episode in Jane Austens „Northanger Abbey" nachzuweisen. Allein hier handelt es sich nicht um eine Spukgeschichte. Sodann vermag Dick selber keine Übersetzung von „Northanger Abbey" nachzuweisen, und Keller las nicht Englisch. Endlich begegnet das Motiv des Kramens in einem Schranke in vielen Geistergeschichten. Die Übereinstimmuug des Namens der Heldin: Else Morland im „Sinngedicht" und Catherine Morland in „Northanger Abbey" muß so auf einen Zufall zurückgehen.

S. 599 f. Über Diego Alvarez Correa und Salvador Correa de Sa Benavides vgl. die Nouvelle biographie générale, publiée par Firmin Didot frères, 1855, XI, Sp. 913 ff.; 919 ff., die vielleicht Kellers Quelle gewesen ist. Das Motiv vom lebenden Stuhl hat R. Ischer nachgewiesen im Sonntagsblatt des Bund 10. Okt. 1915.

S. 602 f. Auf Ludmilla Assings Biographie der Sophie La Roche als mögliche Quelle für Lucias Jugendgeschichte hat H. Dünnebier hingewiesen, Die Schweiz, 1914, S. 160 f.

S. 604. Die Selbstbiographie des schwäbischen Theologen Joh. Valentin Andreae, die in Lucias Bibliothek steht, fand Keller im 2. Band von Seybolds

„Selbstbiographien berühmter Männer", Winterthur 1796. Die im Sinngedicht (7, S. 39 f.) angeführten Stellen stehen dort S. 347.

S. 605 ff. Über Aufbau und Anordnung der Novellen im Sinngedichte handeln H. Bracher, Rahmenerzählung und Verwandtes bei Keller, Meyer, Storm, 1909, S. 31 ff. und A. Waldhausen, Die Technik der Rahmenerzählung bei G. Keller, 1911, S. 59 ff. Technische Probleme erörtert auch G. Leyh, Studien zur Technik der Erzählung in den Novellen G. Kellers, 1903.

S. 620. Vgl. P. Brunner, Studien und Beiträge zu G. Kellers Lyrik, 1906, S. 18.

S. 622. Zur Stoffgeschichte der Balladen. Die Vorlage zu dem Gedicht „Tafelgüter" (Ges. Werke, Jub. Ausg. 10, S. 120) ist eine Erzählung in Thuanus' (J. A. de Thou) Selbstbiographie. Vgl. Seybold, Selbstbiographien berühmter Männer, Winterthur 1796, 1, S. 364 ff. Thuanus gelangt auf einer Gesandtschaftsreise 1589 zu dem Bischof von Mende in den Cevennen, Adam Heurteloup („Stoßenwolf") Graf von Gevaudan. „Bei der ersten Mahlzeit bemerkte man gleich mit Erstaunen, daß jedem Geflügel oder Wildpret, das aufgetragen wurde, entweder der Kopf, oder ein Flügel, oder ein Schenkel, oder sonst ein Teil fehlte. Der Bischof sagte daher scherzend: man müsse seinem Lieferanten diese Leckerei verzeihen. Immer koste er zuerst von dem, was er ihm liefere. Als nun die Gäste ihn fragten, wer denn sein Lieferant seie, so antwortete er: „In diesen gebürgigen Ländern, die wegen ihrer Fruchtbarkeit die reichsten des Reichs sind, haben die Adler die Gewohnheit, ihr Nest in der Öffnung eines unzugänglichen Felsen zu machen, wo man sie kaum mit Leitern oder Klammern erreichen kann. Sobald es die Schäfer bemerken, bauen sie an dem Fuße des Felsen eine kleine Hütte, die sie gegen die Wut dieser gefährlichen Vögel schützt, wenn sie ihren Jungen die Beute bringen. Das Männchen verläßt sie drei Monate lang nicht, und das Weibchen geht nicht aus dem Neste, so lange ihr Junges nicht die Kräfte hat, es auch zu verlassen. Ebensowenig sucht sie das Männchen. In dieser Zeit nun gehen beide auf den kleinen Krieg aus im Lande umher und rauben Kapaunen, Hennen, Enten und alles, was sie in den Höfen finden, zuweilen sogar Lämmer, Ziegen, ja gar Milchschweine, die sie ihren Jungen bringen. Ihre beste Jagd aber machen sie auf dem Felde, wo sie Fasanen, Rebhühner, wilde Enten, Hasen, Rehe u. dgl. rauben. Sobald nun die Hirten bemerken, daß beide aus dem Neste geflogen sind, steigen sie eilends den Felsen hinan, holen, was die Adler ihren Jungen gebracht haben, und lassen statt dessen die Eingeweide einiger Tiere zurück. Weil sie aber nicht so geschwinde hinaufklettern können, daß nicht die Alten oder das Junge schon einen Teil ihrer Beute verzehrt hätten, so ist dieses die Ursache, daß Sie das Wildpret so verstümmelt sehen. Dafür aber ist's schmackhafter als alles andere, das man auf dem Markte kauft usw." — Dem „Narr des Grafen von Zimmern" (10 S. 152) liegt folgende in der Zimmerischen Chronik, Bd. 2, S. 585 (Ausg. von Barack, 1869) von Michele, dem Narren des Grafen Johannes Werner von Zimmern, erzählte Anekdote zugrunde: „Er hat uf ain zeit, als er aim priester zue Mößkirch zu altar gedienet, kein glöcklin gehapt, damit er ad elevationem klinglen kinden (können); damit nun an seinem fleiß nichts erwunde (mangle), hat er, wie man eleviert und er hinder

dem prieſter geknuet, mit baiden henden an die rollen, ſo er an ſeinen oren gehapt, zugleich, als ob er klingelt, geſchlagen; iſt ſein gelacht worden. Er hat wol zu dem prieſter gefüegt, der inter elevandum eucharistiam die mit der ainen handt ufgehept und mit der andern handt geſchellt. Ußer diſem allem leichtlichen hat megen abgenommen werden, daß er ſich kainer thorhait ußer ſchalkhait angenommen, ſonder ain lauters kindt geweſen." — Ebendaſelbſt 2, S. 536 die Vorlage zum „Has von Überlingen" (10 S. 146): „Es iſt auch bei wenig jaren ain burger zu Überlingen geweſen, hieß der Has, der beſorgt ſich auch ſo übel vor dem Merzen, derhalben unterließ er nicht, ſondern ging den erſten tag Marcii gewapnet in ruck und kreps mit ainer hellenparten für ſein hausthür: do ſagt er dem Merzen ab und erbott ſich, mit ihm zu ſchlagen. Es iſt ihm auch gerathen, daß er ſein letzten Merzen überlept hat. Wie er ſterben ſöllen, hat er verſchafft, daß ainer ſollte der baar vorgeen und ſchreien: ‚Hie fert der Has.' Wenig jar vor ſeinem abſterben hat er ainsmals den ſterbendt zu Überlingen gejagt und auch domals verjagt, darvon noch viel zu Überlingen geſagt wurt." — Keller hatte ſich (an Baechtold 30. Juli 1877) aus derſelben Chronik noch einen dritten Gedichtſtoff gemerkt: „Den Auszug der öffentlichen Dirnen aus dem Frauenhauſe zu Meßkirch, welche ſich wegen allgemeiner Sittenloſigkeit nicht mehr ernähren können. Sie binden ein Schnupftuch an einen Stecken und ziehen ſo mit der Frau Mutter aus dem Tore." Es iſt die Stelle 2, S. 128 gemeint: „Es haben aineſt die alten allerlai mittel an die handt genommen, die jugendt zu ziehen und mit ainem böſen ain ergers zu furkommen (verhüten), als dann ſein geweſen die gemainen frawenheuſer in den ſtetten. Alſo auch iſt von vil jaren her ein ſollich gemain frawenhaus zu Meßkirch geweſen in der undern ſtatt an der ringkmaur an der Ablach. Bei zeiten aber und regierung Herr Johanns Wernhers, Freiherren zu Zimbern, des jungern, da iſt ain ſolichs verwegens und frechs weſen bei etlichen weibsbildern zu Mößkirch worden, daß die armen h.... im frawenhaus ſich nit mer erneren künden, ſondern haben ir Haus ſampt der mueter verlaſſen und haben, wie man ſagt, ain faßenetlin (Nastuch) an ain ſtecken gepunden; damit ſein ſie mit fliegendem fendlin ußer der ſtatt gezogen. Volgends iſt ſolch haus von der obrigkeit verkauft und verwendet worden, und iſt zu beſorgen, das kemmet (Kamin) ſei dozumal im haus zerſprungen, die funken hin und wider zerſtoben." — Das Gedicht „Der Kranz" (10 S. 144; April 1882) beruht auf der anmutigen Begebenheit, die in Ludwig Uhlands Leben von ſeiner Witwe, 1874, S. 230 f., erzählt iſt.

S. 622 f. Ein Verzeichnis der ausgeſchloſſenen Gedichte gibt Brunner, Studien und Beiträge, S. 395 ff.

S. 632. Erläuterungen zu „Martin Salander" ſchrieb R. Fürſt, Leipzig 1903.

S. 634 f. Über den Schnurrenberger-Prozeß vgl. A. Locher, G. Ziegler, 1901, S. 128 ff. und J. M. Zürcher, Pozeß Anton Memminger gegen Alt-Irrenhausverwalter Schnurrenberger, 1881.

S. 636. Herr Prof. Georg Cohn in Zürich hatte die Freundlichkeit, mir zur Erklärung des zürcheriſchen Ausdrucks „Geldaufbruchſchein" eine Stelle in Eugen Hubers Syſtem und Geſchichte des ſchweizer. Privatrechts, Bd. 3, S. 492,

nachzuweisen: „Der Vertrag über Errichtung eines Pfandbriefs kleidet sich ... oft in die Form, daß der Schuldner sich von der Hypothekenkanzlei einen amtlich beglaubigten Schein über die Liegenschaften, welche ihm zugehören, und die auf denselben haftenden Kapitalien ausstellen läßt und alsdann mit dieser Kopie oder diesem ‚Geldaufbruchschein' weitere Darlehen sucht."

S. 643 f. Über die Karolinenburg und den Wirt Witzmann vgl. H. Fick, Heinrich Fick, 2. Bd., 1908, S. 112 ff.

S. 645 f. Vgl. Kellers Bemerkung über Namengebung: Bd. 2, S. 289. — Zu Kellers Kunst der Namengebung äußert sich R. M. Meyer, Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, 1900, S. 435.

S. 647. Das Kulm-Hotel auf dem Utliberg brannte am 4. November 1878 ab, Zurlinden, Hundert Jahre Bd. 2 (1915) S. 112.

S. 648. C. F. Meyer, Erinnerungen an G. Keller. Briefe, herausg. von A. Frey, II, S. 517.

S. 651. Außer der Staufferschen Radierung ist das Ölbild Kellers von Konrad Hitz (1863) zu nennen, von dem eine Reproduktion dem 2. Bande beigegeben ist. Auch von Frank Buchser gibt es ein — etwas caballerohaft anmutendes — Kellerbild, das J. Coulins Studie über Buchser (1912) vorangeht. Über Kellers Beziehungen zu Buchser vgl. ebenda S. 37, 48 ff. (Nachzutragen ist, daß Keller den Text zu dem Zirkular für Pflege der Kunst verfaßt hat.) Über seine photographischen Bildnisse hat Keller sich am 10. März 1889 gegen Wilhelm Hertz abfällig geäußert, so daß es geraten schien, die von Baechtold mitgeteilte Radierung von Kühn, die auf eine Photographie zurückgeht, durch das Bild von Stauffer zu ersetzen. Unter einen Probedruck desselben für einen Bekannten hat Keller am 22. Juni 1887 die Verse geschrieben:

„Was die Natur schon fragmentiert,
Hat hier des Künstlers Hand croquiert;
So aus der doppelten Verneinung
Kommt ein bedenklich Ganzes zur Erscheinung.
Es scheint der kurze Mann fast krank,
Doch raucht er ja noch, Gott sei Dank!"

S. 652. Die Rheinlande 1, 1900, Heft 1.

S. 655 f. Die Kenntnis des ungedruckten Briefes K. Diltheys danke ich Marie von Frisch. Die Veranlassung dazu bot L. Marholms vielfach schiefer Aufsatz „Die Gattin G. Kellers" in der „Zeit" 10, 1897, S. 185 f.

S. 657. F. Koegel in den „Rheinlanden" 1, 1900, Heft 1.

S. 659. Gegen Baechtolds Urteil vom mangelnden Wohlwollen nahmen Stellung u. a. M. Necker, Blätter für literar. Unterhaltung 1897, S. 513 ff.; S. Schott, Beilage zur Allg. Zeitung 1904, Nr. 143 (25. Juni) und Frankfurter Zeitung 1910, Nr. 69 (11. März); O. Stoeßl, G. Keller, S. 59 ff.; F. Ohmann, Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn 1908, Nr. 3, S. 87 f.; Köster, der in der ersten Auflage seiner Vorlesungen Baechtolds Urteil angenommen, hat es in der zweiten abgelehnt.

S. 660 f. Über Goethes „Egoismus" vgl. die schöne Ausführung bei Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, 2. Aufl., 1907, S. 207. Über Goethes schroffes Verhalten gegen Verleger vgl. Bode, Goethes Lebenskunst, 6. Aufl., 1913, S. 10.

S. 666. Über Kellers Verhältnis zu Böcklin vgl. M. Cornicelius, Keller und Böcklin, Deutsches Wochenblatt 9, 1896, S. 561 ff., 574 ff.; A. Fleiner, Von Böcklin und Keller, Deutsche Heimat 1901, Nr. 8; A. Fleiner, Mit Arnold Böcklin, 1915, S. 50 ff. L. von Przibram, A. Böcklin und G. Keller. Erinnerungen eines alten Österreichers 2 S. 277 ff. A. Roeßler, Eine Erinnerung an G. Keller, Frankfurter Zeitung 1908, Nr. 304; A. Frey, A. Böcklin, 2. Aufl., 1912, S. 251 ff.

S. 667. Das Gedicht an Böcklin ist faksimiliert in der Schweizer Dichtermappe, 1895. Vgl. auch Frey, Böcklin, S. 260.

S. 668. Über das Kostümfest der Künstlergesellschaft vgl. Neue Zürcher Zeitung 17. Februar 1886, Nr. 47, 2 und Frey, Böcklin, S. 262 f.

S. 669. Den Ausflug nach Bassersdorf schildert Frey, Böcklin, S. 268 ff.

S. 672 f. Die Herstellung der Keller-Medaille hat Frey, Böcklin, S. 197 ff. geschildert.

S. 673. Kellers Danksagung ist mitgeteilt bei Frey, Böcklin, S. 194. — Das Testament bei Frey, Erinnerungen an G. Keller, 2. Aufl., 1893, S. 150 f.

S. 676. Frey, Erinnerungen an G. Keller, S. 164.

S. 676 f. Die Schilderung der Bestattung beruht auf der Darstellung von Baechtold in der „Neuen Zürcher Zeitung" 20. Juli 1890, Nr. 201.

S. 677. Weihereden bei der Bestattungsfeier von Dr. Gottfried Keller, gehalten am 18. Juli 1890 von Prof. Dr. J. Stiefel und Stadtpräsident H. Pestalozzi. Zürich, Stenographisches Bureau.

II

Verzeichnis der Briefe in Band 2 und 3 nach den Empfängern

(In den Klammern sind die Besitzer derjenigen Handschriften angegeben, die an öffentlichen Orten, Bibliotheken u. dgl. aufbewahrt sind. Ein weiterer Vermerk nach einem — nennt den Ort der ersten Veröffentlichung, sofern sie nicht durch Baechtold in der Biographie und vorher in der Deutschen Rundschau geschah.)

Aſſing, Ludmilla (Preußiſche Staatsbibliothek in Berlin) 142. 145. 148. 156. 157. 160. 161. 162. 165. 169. 171. 172. 173. 176. 185. 189. 192. 202. 204. 211. 229.

Auerbach, Berthold (Schiller-Muſeum in Marbach. — Beilage zur Allg. Zeitung 1890, Nr. 174. E. Ermatinger, Deutſche Rundſchau, Bd. 165, S. 386.) 143. 175. 180. 181. 182. 183. 184. 191. 194. 198.

Baechtold, Jakob (Zentralbibliothek Zürich. — E. Schmidt, Deutſche Rundſchau 97, 1898, S. 100 ff. und Charakteriſtiken 2, S. 261 ff. — E. Ermatinger, Süddeutſche Monatshefte 1910, S. 290 ff.) 265. 271. 288. 304. 310. 314. 321. 322. 332. 334. 336. 338. 342. 343. 346. 349. 378. 379. 386. 403. 405. 407. 433. 530. 531.

Baſler Nachrichten, Redaktion der (Zentralbibliothek Zürich. — Baſler Nachrichten 1. April 1872) 221.

Baumgartner, Wilhelm 63. 67. 86. 89. 95. 97.

Bettelheim, Anton 562.

Candidus, Karl Auguſt (Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. — E. Ermatinger, Deutſche Rundſchau Bd. 165 (1915), S. 386 f.) 164.

Cotta, Georg von (Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. — E. Ermatinger, Der Greif 1, 1913, S. 49 ff.) 187. 188. 190.

Dilthey, Karl (Univerſitätsbibliothek in Göttingen) 233.

Döbekel, Eduard 57. 58. 62. 66.

Dubs, Jakob 109.

Duncker, Franz (meiſt Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutſche Rundſchau 153, 1912, S. 221 ff.) 117. 125. 126. 130. 150. 155. 179. 223. 385.

Duncker, Lina (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutſche Rundſchau 153, S. 36 ff.) 135. 136. 138. 140. 144. 146. 149. 154. 163. 293.

Eller, Henriette 244. 337.

Eſcher, Alfred (Zentralbibliothek Zürich) 73.

Eſcher, Lydia (— E. Ermatinger, Deutſche Rundſchau. Bd. 165, 1915, S. 387 ff.) 416. 418. 423. 431. 449. 461. 555. 563.

Eſcher, Nanny von 543.

Exner, Adolf 232. 234. 237. 238. 247. 251. 254. 269. 285. 292. 298. 305. 309. 345. 347. 452. 456. 477. 488. 507. 529.

Exner, Marie; ſiehe Marie von Friſch.

Fick, Heinrich (Zentralbibliothek Zürich) 201.

Fischer, Hermann 428. 435.
Follen, August Adolf Ludwig (Entwurf Zentralbibliothek Zürich) 71.
Freiligrath, Ferdinand (Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar) 51. 75. 76. 78. 82. 83. 118. 128. 151. 178.
Freiligrath, Ida (Zentralbibliothek Zürich) 352. 363. 388. 400. 420. 466. 480. 495. 509. 540. 561. 567.
Frey, Adolf (— A. Frey, Deutsche Rundschau 157, 1913, S. 74 ff.) 394. 437.
Frey, Jakob (— A. Frey, J. Frey S. 107 f.) 246.
Friedrichs, Hermann (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 165 (1915) S. 390 ff.) 458. 511. 524.
Fries, Bernhard 297. 333.
Frisch, Anton von 284. 368.
Frisch, Marie von, geb. Exner 227. 228. 230. 242. 248. 250. 253. 255. 257. 259. 266. 267. 273. 281. 290. 303. 318. 368. 397. 417. 451. 455. 460. 470. 478. 506. 528. 548. 573.
Fröbel, Julius 45.
Geiger, Ludwig (— Goethe-Jahrbuch VI, 1885, S. 361 f.) 510.
Hagenbuch, Franz (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 165 (1915) S. 393) 208.
Hegi, Johann Salomon (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 161 (1914) S. 342 ff.; Bd. 165 (1915) S. 394 ff.) 17. 18. 19. 21. 23. 24. 27. 28. 43. 48. 49. 61. 203. 206. 207. 444. 519. 565. 568.
Heim, Emilie (— Neue Zürcher Zeitung 23. Oktober 1890, Nr. 296, 1) 239.
Hertz, Wilhelm, Besserſche Buchhandlung (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin) 415. 473. 570.
Hettner, Anna (Zentralbibliothek Zürich) 462.
Hettner, Hermann (Zentralbibliothek Zürich) 79. 81. 84. 85. 87. 88. 90. 91. 92. 100. 101. 102. 105. 106. 107. 110. 112. 114. 116. 119. 121. 122. 123. 129. 137. 139. 141. 147. 159. 174. 177. 195. 196. 197. 199. 272.
Heyse, Paul (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 165, 1915, S. 397 f.) 359.
Kapp, Johanna (Zentralbibliothek Zürich) 74.
Keller, Elisabeth (Zentralbibliothek Zürich) 2. 3. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 20. 22. 25. 26. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 60. 64. 65. 69. 70. 72. 80. 94. 96. 98. 99. 104. 111. 113. 120. 127. 131. 134.
Keller, Regula (Zentralbibliothek Zürich) 241. 260.
Kinkel, Gottfried 158.
Knopf, Maria (— A. Frey, Deutsche Rundschau 130, 1907, S. 283 ff.) 502. 526. 541. 546. 572.
Kroeker-Freiligrath, Käthe (Zentralbibliothek Zürich) 560.
Kuh, Adele (Zentralbibliothek Zürich) 317.
Kuh, Emil (Zentralbibliothek Zürich) 214. 216. 222. 226. 231. 243. 245. 252. 256. 258. 261. 263. 268. 274. 277. 279. 289. 296. 302.
Kürnberger, Ferdinand (— Frankfurter Zeitung 1907, Nr. 131, 12. Mai) 316.

Leemann, Rudolf (— Wissen und Leben III, 1908, S. 237 ff.) 47.
Leuthold, Heinrich (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Liter. Echo 16, 1914, Sp. 589 ff.) 186.
Mauthner, Fritz 389. 390. 504.
Meiß, Gottfried von (Zentralbibliothek Zürich) 1.
Melos, Marie (Zentralbibliothek Zürich) 326. 341. 353. 364. 387. 398. 409. 421. 434. 446. 450. 467. 469. 479. 491. 494. 508. 518. 536. 558.
Meyer, Conrad Ferdinand (— A. Frey, C. F. Meyers Briefe, 1908, I. S. 273 ff.) 307. 323. 377. 402. 404. 432. 447. 486. 497. 517. 522. 527.
Meyer, Konrad (— D. Rudolf, K. Meyer, 1909, S. 154 f.) 50. 59.
Meyer von Knonau, Gerold (— J. Baechtold, Sonntagsblatt des „Bund" 2. Januar 1897) 52.
Moleschott, Jakob 365.
Morel, Karl 167. 168. 170.
Morgenblatt, Redaktion des (Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar) 46.
Müller, Johann (Zentralbibliothek Zürich) 5. 6.
Müller, Wolfgang, von Königswinter (— Kölnische Zeitung 25. u. 27. Juni 1916) 142a. 159a.
Münch, Eduard 391. 537.
Nerrlich, Paul 425. 514.
Orell, Füßli und Co. (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 165 (1915) S. 398 f.) 193.
Orelli-Breitinger, Frau (Abschrift von der Hand von Luise Rieters Mutter in der Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau, Dezember 1911, S. 421 ff.) 54. 55.
Palleske, Emil (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 165, 1915, S. 399 ff.) 103.
Petersen, Wilhelm (Zentralbibliothek Zürich. — W. Petersen, Gegenwart 1893, 24. Juni. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 165, 1915, S. 403 ff.) 300. 327. 339. 340. 348. 350. 361. 369. 372. 380. 392. 393. 411. 413. 430. 441. 448. 471. 474. 484. 489. 499. 512. 516. 532. 549.
Philosophische Fakultät I der Universität Zürich (Archiv der Universität Zürich) 210.
Planta, Andreas Rudolf von 115. 205.
Planta, Jacques von 574.
Rieter, Luise (Zentralbibliothek Zürich) 53.
Rodenberg, Julius (Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar) 270. 276. 299. 301. 306. 308. 311. 312. 319. 320. 324. 325. 331. 354. 355. 356. 358. 360. 383. 388a. 399. 401. 408. 410. 412. 419. 424. 426. 442. 459. 468. 476. 490. 501. 538. 547. 550. 551. 552. 553.
Rodenberg, Justina (Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar) 373. 427. 542.
Rosenbaum, Alfred 559.
Schad, Christian (Staatsbibliothek München — Heimgarten 15, 1891, S. 310 ff.) 152.

Scherer, Georg (Staatsbibliothek in München. — E. Petzet, Der Sammler. Beilage der München-Augsburger Abendzeitung 17. Juli 1919) 236 a.
Scheuchzer, Heinrich (Entwurf Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 165 (1915) S. 408) 4.
Schlivian (Varnhagen-Nachlaß, Preußische Staatsbibliothek in Berlin — Deutsche Rundschau Okt. 1912, S. 45).
Schmidt, Erich (Zentralbibliothek Zürich) 500.
Schott, Sigmund (— S. Schott, Beilage zur Allg. Zeitung 1897, Nr. 81, S. 6) 539. 544. 545. 564. 569. 571. 577.
Schweizer-Labhart, J. (— Neue Zürcher Zeitung 19. Juni 1919) 521 a.
Sennhauser, R. (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 165, 1915, S. 409.) 213.
Sieber, Johann Caspar (Zentralbibliothek Zürich. — Züricher Post 1. Januar 1892) 209.
Spitteler, Carl (— S. Schott, Beilage zur Allg. Zeitung 1897, Nr. 82, S. 7) 445. 482 (Entwurf Zentralbibliothek Zürich).
Stadtrat Zürich (Stadtarchiv Zürich) 357.
Stadtsängerverein Zürich (Männerchor Zürich) 166.
Stern, Adolf 520. 533.
Stiefel, Julius (— H. Schollenberger, Die Alpen, März und April 1913) 575. 576.
Storm, Theodor (— A. Köster, Briefwechsel zwischen Th. Storm und G. Keller. Deutsche Rundschau 117, S. 35; 196; 3346. 118, S. 57 und Berlin 1904) 330. 351. 362. 366. 375. 382. 384. 396. 40. 414. 429. 439. 443. 454. 463. 472. 475. 481. 487. 492. 498. 513. 515. 525. 556.
Sulzer, Eduard (Zentralbibliothek Zürich) 68.
Sulzer, Johann Jakob 132. 133. 153.
Varnhagen von Ense, August (Preußische Staatsbibliothek in Berlin) 93. 108.
Vieweg, Eduard (Entwurf Zentralbibliothek Zürich) 77.
Vischer, Friedrich Theodor (— Deutsche Dichtung 9, S. 181 ff.; 10, S. 101 ff.) 217. 220. 224. 249. 280. 335. 344. 374. 436. 457.
Weber, Hans 328. 521.
Weibert, Ferdinand (Zentralbibliothek Zürich) 215. 218. 219. 225. 236. 240. 264. 275. 278. 282. 283. 286. 291. 295. 313. 315. 367. 370. 371. 376. 381. 464. 465. 505.
Wesendock, Mathilde (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 165, 1915, S. 410 f.) 212.
Widmann, Josef Viktor (Lesezirkel Hottingen in Zürich) 262. 287. 329. 395. 422. 438. 453. 483. 485. 496. 503. 523. 534. 535. 554. 557. 566.
Wildenbruch, Ernst von (— Deutsche Rundschau 140, 1909, S. 383 ff.) 493.
Wille, François (Zentralbibliothek Zürich) 200.
Zehnder-Stadlin, Josefine (Zentralbibliothek Zürich. — E. Ermatinger, Deutsche Rundschau Bd. 165 (1915) S. 411 f.) 235.
Zolling, Theophil (Zentralbibliothek Zürich) 294. 440.

Weitere, hier nicht aufgenommene Briefe sind an folgenden Orten veröffentlicht:

An Ludmilla Assing: A. Frey, Deutsche Rundschau, Juli 1918, S. 98 ff.

An Jakob Baechtold: E. Schmidt, Deutsche Rundschau 97, 1898, S. 100 ff. (Charakteristiken 2, S. 261 ff.).

An Goswina von Berlepsch: Neue Zürcher Zeitung 1. Januar 1910.

An Ad. Böttger (? — jedenfalls nicht Christ. Schad): C. R. Lessings Bücher- und Handschriftensammlung. Bd. 2, bearbeitet von A. Budholtz, 1915, S. 135.

An Otto Braun: E. Petzet, Der Sammler. Beilage zur München-Augsburger Abendzeitung 17. Juli. 1919.

An Gustav Cohn: Deutsche Rundschau 153, 1912, S. 465.

An Georg von Cotta: E. Ermatinger, Der Greif 1, 1913, S. 49 ff.

An Franz Duncker: E. Ermatinger, Deutsche Rundschau 153, 1912, S. 221 ff.

An C. Fierz-Landis, A. Frey, Briefe C. F. Meyers 1 S. 4 f.

An Adolf Frey: Deutsche Rundschau 157, 1913, S. 74 ff.

An Jakob Frey: A. Frey, Jakob Frey. 1897, S. 62, 90, 109. 125.

An Elias Haffter: A. Roth, Elias Haffter, 1910, S. 299.

An Ernst Heller: E. Petzet, Zeitbilder der deutschen Zeitung 20. Juli 1919.

An Wilhelm Hemsen: G. Wilhelm, Euphorion, 5. Ergänzungsheft, 1901, S. 212 f.

An Paul Heyse: M. Kalbeck, P. Heyse und G. Keller im Briefwechsel. 1919.

An Ignaz Hub: E. Petzet, Deutsche Revue, Juli 1919, S. 94.

An Wolfgang Kirchbach: Levetzow, W. Kirchbach, 1909.

An Maria Knopf: A. Frey, Deutsche Rundschau 130, 1907, S. 283 ff.

An Conrad Ferdinand Meyer: A. Frey, C. F. Meyers Briefe 1, 1908, S. 273 ff.

An Konrad Meyer: D. Rudolf, K. Meyer, 1909, S. 154 f.

An Friedrich Nietzsche: Fr. Nietzsches Ges. Briefe III, 1, 1904, S. 213 f.

An Christian Schad: Heimgarten 15, 1891, S. 310 ff. — E. Petzet, Deutsche Revue, Juli 1919, S. 82 ff.

An Heinrich Seidel: H. W. Seidel, Erinnerungen an H. Seidel, 1912, S. 147 f.

An Julius Stiefel: H. Schollenberger, Die Alpen, März und April 1913.

An August Varnhagen von Ense: E. Jakobs, Westermanns Monatshefte 97, 1904/05, S. 63.

An Adolf Vögtlin: A. Vögtlin, G. Keller-Anekdoten, 1914, S. 88 f.

An Nationalrat Wapf: G. Kellers Nachgel. Schriften, S. 356 f.

An Zuchthausdirektor Wegmann: M. Nußberger, Der Landvogt von Greifensee, 1903, S. 47.

An Richard Weltrich: E. Petzet, Der Sammler, 17. Juli 1919.

An Ernst von Wildenbruch: Deutsche Rundschau 140, 1909, S. 383 ff.

Eine der letzten brieflichen Äußerungen Kellers aus dem Oktober 1889 steht in der Deutschen Tabakszeitung, Berlin 1890.

Regiſter zu Band 1 bis 3

1. Gottfried Kellers Perſönlichkeit und Werke

A. Perſönlichkeit

Charakter I, 651–663.
Deutſchtum I, 434 ff. — III, 37 ff. 137.
Dialektdichtung III, 132. 253 f.
Frauenemanzipation I, 452 ff.
Frauentypen I, 250. 354 f.
Humor I, 100. 360 ff.
Malerei I, 34 ff. 153. — II, 12—94. 100. 112 ff. 116 ff. — III, 46 f. 77 f. 84. 87 f. 92. 94. 107 f. 110. 116. 122. 139 f. 171. 200 f. 217. 226. 259 f. 299. 411. 462.
Nationalliteratur, Schweizeriſche III, 150 f. 221 f. 328. 442. 470.
Naturaliſten I, 540 f.
Optiſche Begabung I, 137 ff.
Orthographie III, 395 f. 420 f.
Politik I, 125. 392 ff. 411 ff. — II, 97 f. 107 f. 112. 114 ff. 128 f. 131 f. 157 ff. 165 ff. 300 f. 516 f. — III, 12 f. 14. 22. 37 ff. 92.
Weltanſchauung I, 42 f. 159 ff. 196 ff. 507 ff. 561 f. 576 ff. — II, 122. 182 ff.

B. Werke

(Ausgeführte. Entwürfe. Pläne)

a) Geſammelte Werke

I, 667. 669. 672. — III, 35. 531 f.

b) Lyrik

Allgemeines I, 112 ff. 126 ff. 610 ff. — II, 248. 280 f. 457 f. 477. — III, 235 ff. 243 ff. 248. 255. 272. 296. 318. 478 f.
Entwicklung I, 253 f. 610 ff.

Sammlungen

Gedichte von 1846 I, 137 ff. 610. 622 ff. — II, 187. 526 f. — III, 31. 43.
Geſammelte Gedichte I, 253 f. 403. 406. 525. 618—631. 654. — III, 44. 54 f. 237. 241. 284. 348. 356. 367. 385. 394. 402. 410 f. 418. 430. 432 434 f. 437 ff. 442 ff. 447—458. 463 bis 466. 471. 483. 497. 521. 531. 541.
Lieder eines Autodidakten I, 135 f.
Neuere Gedichte von 1851 I, 207. 211. 230. 233. 239. 253 ff. 610. — II, 203. 234. 247. 276. 280. 291. 300. 304 f.
Neuere Gedichte von 1854 I, 255. 403. 623. — II, 312. 321. 324. 333. — III, 31. 43 f.

Einzelne Gedichte und Zyklen

Abendlied („Augen, meine lieben Fenſterlein") I, 617. 620. 628. — III, 289. 296. 501.
Abendlied an die Natur I, 133. 620.
Abendſegen I, 113.
Abſchiedslied für Karl Curti I, 115.
Abſchiedslied. An einen auswandernden Freund, Dr. Chr. Heußer I, 612.
Alles oder nichts (Warnung) I, 131.
Am Himmelfahrtstage 1846 I, 621.
Am Rhein I, 617.
Am Vorderrhein I, 434.
Am Waſſer (An der Glatt) I, 133.
An das (mein) Vaterland I, 131. — II, 307.
An die Gelehrten II, 120.
An die proteſtantiſchen Theologen II, 120. 130.
An Frau Ida Freiligrath III, 458.
An Freiligrath I, 623. — III, 458.
Apoſtatenmarſch I, 133. 144. 148. 624. 626.
Aroleid I, 617 f.
Auch an die Ichel I, 160 f. 623.
Auf dem Berge II, 120.
Auf den Tod von Luiſe Scheidegger I, 425.
Auf der Landſtraße I, 133. 627.
Auf ein Geſangfeſt im Frühling I, 617.
Aufruf I, 130.
Aus Berlin (Wanderbilder) I, 255. 258. 622.
Aus dem Leben (Aus der Briefſtaſche) I, 254 f. 257. 623.

Aus ihrem Leben I, 141.
Balladen I, 115. 618.
Begegnung I, 627.
Bei einer Kindesleiche I, 133.
Beim Entwurf einer kleinen Landschaft I, 113.
Bei Robert Steigers Befreiung I, 623.
Berliner Hebe (Biermamsell) I, 612.
Berliner Pfingsten I, 258.
Chamisso II, 117.
Das Grab am Zürichsee I, 58.
Das große Schillerfest 1859 I, 622. 624.
Das Weinjahr I, 617.
Denker und Dichter I, 144.
Den Konservativen (Auf die Motten) I, 627.
Der alte Bettler I, 428.
Der Apotheker von Chamounix I, 162. 255. 389. 400—408. 590. 622. — II, 312. 321. 418 f. 426. 431. 480. 504 ff. — III, 389. 447. 466.
Der deutsche Freiheitskrieg (Kriege der Unfreien) I, 130. 624. 626. — II, 121.
Der falsche Hasisjünger I, 212. 627.
Der Gemsjäger I, 254.
Der Küraſſier I, 148.
Der Narr des Grafen von Zimmern I, 617 f. — III, 221. 243. 252. 284.
Der neunzigjährige Landmann vom Zürichsee I, 133.
Der Parteigänger I, 617.
Der Schnepfenkönig I, 24.
Der Taugenichts I, 256. 258.
„Der Traube Saft behagt dem Mund“ I, 385.
Der Waadtländer Schild I, 381.
Die Entschwundene I, 621.
Die Feier der deutschen Unabhängigkeit I, 130. — II, 121.
Die Goethe-Pedanten (Den Goethe-Philistern) III, 459. 460.
Die gute Sache II, 120.
Die kleine Passion I, 617.
Die öffentlichen Verleumder I, 617. — III, 235.
Die Schifferin auf dem Neckar I, 212. 257. 428. 626.
Die Winzerin I, 258.
„Du willst dich freventlich emanzipieren“ I, 131.
Ehescheidung I, 258.
Ein Berittener I, 617.
Ein Festzug in Zürich I, 383.
Einkehr unterhalb des Rheinfalls I, 132. 434.
Ein Schwurgericht I, 617. 619. — III, 296.
Feueridylle I, 132. 145. 147 f. 621. 624. 628. — II, 128.
Frau Michel (Frau Rösel) I, 148. 627.
Frühling I, 144.
Gasele I, 254 f. 623.
Gedanken eines Lebendig-Begrabenen (Lebendig begraben) I, 132. 151 f. 462. 621. 630.
Geübtes Herz („Weise nicht von mir“) I, 255.
Gruß an die Bremer Schützen I, 623.
Has von Überlingen I, 617 ff. — III, 221. 243. 246.
Heimweh I, 212.
„Heißt ein Haus zum Schweizerdegen“ I, 385.
Herbstlandschaft I, 617.
Herwegh II, 117. 120.
„Ich habe so manchen Narren gekannt“ I, 255.
Im Meer I, 148.
Im Wald I, 133, 141.
In der Via mala (Via mala) I, 254.
„Ja, das ist der alte Kirchhof“ I, 132.
Jean Paul II, 117.
Jugendgedenken I, 148. 628.
Jung gewohnt, alt getan I, 258. 628.
Kantate bei Eröffnung einer schweizer. Landesausstellung in Zürich I, 629. — III, 432. 440.
Kantate zum fünfzigjährigen Jubiläum der Hochschule Zürich I, 629. — III, 440.
Land im Herbste III, 408.
Lenzspuk I, 621.
„Liebliches Jahr“ I, 222.
Loyolas wilde, verwegene Jagd (Jesuitenzug) I, 130. 144 f. 148.
Marschlied für das ostschweizerische Kadettenfest I, 383. 612. 624. — II, 420 f.
Melancholie I, 212.
Modernster Faust I, 140. 623. — III, 466.
Morgenlied I, 130. — II, 115.
Mühlenromantik I, 218.
München II, 120.
Nach dem Sonderbundskriege I, 256.
Nacht I, 475 f.
Nachtfahrer I, 143.
Nacht im Zeughaus III, 63.
„O Kirchhof, du gedrängtes Meer“ I, 133.

Panard und Galet I, 257. 625.
Pfingſtlied I, 129. — II, 100. 121 f.
Pietiſtenwalzer I, 144. 148. 623.
Plauderwäſche I, 212.
Poetentod I, 141.
Prolog zur Feier von Beethovens 100. Geburtstag in Zürich I, 435.
Prolog zur Schillerfeier in Bern I, 385 ff. — II, 503.
Ratzenburg I, 618.
Revolution I, 617.
Rheinbilder III, 235.
Romanzen I, 255.
Roſenwacht I, 627.
Schlafwandel I, 258.
Siebenundzwanzig (Einundzwanzig) Liebeslieder I, 132. 136. 140. 145. 147. 621. 623. — II, 124. 131.
Sonette 1851 I, 254. 620.
Spielmannslied I, 621.
Ständchen für eine Prinzeſſin I, 254.
Stilles Abenteuer I, 628.
Stutzenbart I, 617. 619. — III, 296 f.
Subjektives Dichten I, 141.
Tafelgüter I, 617 f.
„Tief im Norden" I, 217.
Tod und Dichter I, 619. — III, 296.
Totentanz I, 131.
Trinklieder I, 114 f. 257. 623.
Trochäen I, 258 f.
Überall I, 144.
Unterbrochenes Opferfeſt (Mönchspredigt) I, 612.
Venus von Milo I, 617. 619. — III, 243 f.
Von Weibern I, 254 ff. 259. 622 f. — II, 305.
Waffenſegen I, 383. 623. — II, 420.
Waldliebe I, 258 f.
Waldlied (Waldlieder) I, 148. 628.
Waldſtätte I, 623.
Wanderſegen I, 254.
Wardeins Brautfahrt I, 617.
Wetternacht I, 621.
Winterlandſchaft I, 617.
Winternacht I, 256. 259. 621. 628.
Wochenpredigt I, 258. 260. 628.

Entwürfe und Motive zu Gedichten

I, 677. — II, 110 f. 112 f. 117. 119 f. — III, 221.

c) Erzählendes

Allgemeines über Novelle und Roman III, 363 f. 407.
Charakteriſtiken I, 343.
Das Sinngedicht (Galatea) I, 233. 248. 340. 343. 389. 442. 444. 454. 525. 545. 589—609. 619. 632. 654. — II, 372 ff. 379. 387 ff. 392. 407. 414. 416. 418. 436. 438 f. 449 f. 456. 460. 466. 469. 473 f. 480. 505 f. — III, 40. 76. 117. 120 f. 147. 161 ff. 277 f. 280. 298. 302. 305. 313. 315 f. 318 ff. 322 f. 326. 330. 333 ff. 336 f. 343. 348 ff. 354. 357 f. 362 f. 368. 371. 373 f. 377 ff. 385 f. 390. 398. 402. 408. 445. 497. 530. 542.
— Die arme Baronin I, 341. 589. 597 f. 604 ff. — III, 335. 363. 369.
— Die Verlocken I, 601 f. 605 f. — III, 335.
— Die Geiſterſeher I, 598 f. 604 ff. — III, 334. 350.
— Don Correa I, 599 f. 604 ff. — III, 334.
— Lucias Jugendgeſchichte I, 591. 602 f.
— Regine I, 250. 340. 589. 595 f. 604 ff. 661. — III, 326. 398.
— Salome I, 595. 605.
Der grüne Heinrich. Erſte Faſſung I, 4. 6. 12. 16 f. 19. 21 ff. 35. 39. 42. 48 ff. 53 ff. 74. 76 f. 93. 94. 97. 102. 111. 117. 137. 147. 166. 194. 203 f. 212. 230 ff. 239. 242 f. 252 f. 254. 261. 265. 271. 276. 281—339. 350. 354. 365. 370. 408. 434. 440. 442. 444. 448. 454. 462. 464. 497. 516. 518. 528. 539. 553 f. 564. 592 ff. 618. 628. 640 f. 646. — II, 136. 165. 187. 191 f. 195. 203. 209. 218. 222 ff. 234. 239 f. 247. 258. 267 f. 272 f. 276. 280. 292. 306. 308 f. 312. 317. 320 ff. 328 ff. 334 f. 339. 343. 345 ff. 351 ff. 357. 360 f. 364 ff. 373. 378. 380 ff. 434. 438. 462. 528 f. — III, 27 ff. 43 f. 63 f. 115. 152. 189. 195. 289. 486.
— — Umarbeitung I, 540. 566 ff. 591. 619. — III, 28. 31. 129 f. 141 ff. 147. 152 f. 160. 164 f. 167. 170 f. 173. 186 ff. 217. 224. 227. 232 f. 242. 247 f. 252. 256 f. 262 f. 268 f. 271. 275. 280. 282. 284. 289. 297 ff. 301. 310. 315. 542.
— Zweite Faſſung I, 525. 555. 566 bis 588. 590. 622. 654. — III, 272 f. 300. 311. 313. 316. 319 ff. 324. 326. 330. 335 f. 338 ff. 342 f. 345 ff. 353 f. 356 f. 426 f. 437. 451. 491. 531. 539.

Der Selbstmörder I, 100.
Der Wahltag I, 411 f.
Die Freveltat I, 98 f.
Die Leute von Seldwyla. Erste Ausgabe I, 111. 233. 340 ff. 370. 408 ff. 547 ff. 553. 641. — II, 322. 346. 360. 366. 379. 386. 395. 401. 406. 409 f. 413. 416. 428. 448. 511. 528 f. — III, 59 ff.
— Die drei gerechten Kammacher I, 250. 340. 344. 351. 353 f. 362 f. 365. — II, 447. 453. — III, 128. 137.
— Frau Regel Amrain und ihr Jüngster I, 155. 345. 351 f. 362 f. 428. 594. — II, 371.
— Pankraz der Schmoller I, 249. 345. 347 f. 350. 353 f. 359 f. 363. 444. 462. 554. 594. — III, 162.
— Romeo und Julia auf dem Dorfe I, 344. 355 ff. 357. 360. 362 ff. 529. 665. — II, 157. 187. 406. 409 f. 413. — III, 126. 148 f. 156. 385. 451 f. 476.
— Spiegel das Kätzchen I, 110. 344. 353 ff. 359. 363. 554. — III, 137.
Die Leute von Seldwyla. Zweite Ausgabe I, 369. 389. 440. 485 bis 523. 590. 619. — II, 460. 480. 494. 505. — III, 7. 28. 31 f. 34. 41. 53. 59 ff. 66. 70 f. 74 f. 84 f. 88. 96 f. 104. 106. 112. 116. 121. 124. 126. 130. 147. 157. 164 f. 540.
— Das verlorene Lachen I, 20. 438. 485. 487 f. 498 ff. 517 ff. 522 f. 545. 561 ff. 579. — III, 22. 54. 66. 76. 85. 112 f. 116. 119 f. 124. 138 f. 593.
— Der Schmied seines Glückes I, 344. 485 ff. 494 f. 513 f. 520 ff. — III, 61. 66. 142.
— Die mißbrauchten Liebesbriefe I, 250. 344. 485 ff. 495 ff. 514 f. 519 f. 596. — III, 502.
— Dietegen I, 379. 437. 485 ff. 497 ff. 515 ff. 520. 544. 559. 608. — III, 66. 76. 83. 87. 96 f. 170. 246.
— Kleider machen Leute I, 110. 487. 489 ff. 512 f. 518. 520. — III, 247.
Die mißlungene Vergiftung I, 109 ff. 186. 491.
Die Sträflingin I, 341 f.
Eine Nacht auf dem Uto I, 43. 102 f.
Fabeln I, 105.
Martin Salander I, 94. 396. 412. 540 f. 632—650. 654. 665. 676. — III, 337. 349. 356. 363. 368. 385. 394. 402. 424. 433. 437. 446. 448. 455. 465. 476. 480 f. 493 f. 497. 500. 505—511. 513 f. 516 ff. 522. 525. 536. 542.
Martin, Arnold Salander I, 648 f. — III, 525.
Naturgemälde I, 100 ff.
Novellenpläne I, 340 f. 485. 608 f. 632. — II, 312.
Phantasien eines Redakteurs in den Hundstagen I, 103. 110.
Reisetage I, 106 ff. 117. 282. — II, 109 f.
Sieben Legenden I, 108. 250. 343. 389. 440. 442—484. 497. 564. 590. 596. 598. 602. 608. — II, 505. — III. 30. 33—45. 60. 75. 86. 137. 158. 190. 476.
Verschiedene Freiheitskämpfer I, 411 f. 485. — II, 524 f. — III, 1.
Vision vom Geist Bierschaum I, 70. 104 f.
Züricher Novellen I, 525. 539 f. 542 bis 565. 569. 590. 607. 619. 668. — II, 511. — III, 75. 117. 120. 125 ff. 146. 157 f. 165. 169. 171 f. 179 f. 183. 185. 188. 193 f. 197 f. 201. 206. 209. 214. 217 ff. 223 f. 227. 229. 232. 234. 236 f. 246. 255. 268. 305. 313. 370. 382. 395.
— Das Fähnlein der sieben Aufrechten I, 21. 155 ff. 389. 408—411. 545 ff. 558. — II, 494 f. 506—513. 516. — III, 125. 146. 156 f. 205. 246. 523.
— Der Landvogt von Greifensee I, 546. 551 ff. 555 f. 563. — III, 146 f. 181. 185. 214. 217. 230 f.
— Der Narr auf Manegg I, 546 f. 550 f. 554 f. 563. — III, 185. 188 f. 196. 205.
— Hadlaub I, 546 ff. 553 f. 563 f. — III, 177. 180 f. 183. 185. 237. 264 f.
— Herr Jacques I, 545 ff. 556 ff.
— Ursula I, 485. 544. 546 f. 558 ff. 564. 642. — III, 158. 241.

d) Dramatisches

Allgemeines I, 277 f. — II, 171. 439. — III, 71. 92. 113 f. 226. 337. 456.
Dramaturgie II, 228 ff. 239 ff. 249 f. 253 ff. 265 ff. 280. 283 ff. 317 f.

Pläne und Entwürfe

Agnes Bernauer I, 276. — II, 290. 322. — III, 114 f.

Das Gassengericht I, 279.
Der Freischütz I, 25.
Der Freund I, 263 ff.
Der Gang nach dem Eisenhammer I, 25 ff.
Der Graf von Flandern I, 25.
Der Hexenbund I, 25.
Der neue Graf von Gleichen I, 279.
Der Prozeßliebhaber I, 279.
Der Tod Albrechts I, 26 ff. 657.
Die Johannisnacht I, 278. — III, 308 f.
Die Mordnacht von Zürich I, 25.
Die Provençalin I, 279. — III, 114.
Die Roten I, 274. — II, 277. 287. 290.
Die Töchter Karls des Großen I, 278.
Elsi die seltsame Magd I, 275.
Fernando und Bertha I, 25. 657.
Festspiel zur Schillerfeier I, 277.
Gertrud von Wart I, 275.
Herzog Bernhard von Weimar I, 28.
Im Irrenhause I, 279.
Jedem das Seine I, 274 f. — II, 277. 290. 312. 354. 362.
Michels Brautschau I, 275 f.
Savonarola I, 278. — III, 56.
Thereſe I, 269 ff. — II, 182. 187. 203. 234. 244 f. 258. 277. 286. 362.
Vaterländisches Schauspiel I, 266 ff.
Wie Joggeli eine Frau findet I, 275. — II, 322.
Wilhelm Tell I, 25.

e) Aufsätze, Rezensionen, Verschiedenes

Adresse an Irrenhausdirektor Dr. J. E. Hitzig I, 634.
Am Mythenstein I, 216. 390 f. 614 f. — II, 516. 519. — III, 2 f.
-- Bericht über die Einweihung des Schillerdenkmals am Mythenstein II, 518.
Autobiographie, Plan einer III, 195.
Autobiographisches III, 181 f. 184. 193. 195. 284.
Autobiographische Skizze II, 136 f.
Beiträge im Wochenblatt der Schweizer Gesellschaft I, 103 ff.
Berliner Ausstellung 1850 II, 235.
Bettagsmandate I, 414 f.
Ein bescheidenes Kunstreischen I, 537.
Ein nachhaltiger Rachekrieg I, 523.
Emil Palleske I, 225.
Erinnerung an Xaver Schnyder von Wartensee I, 169 ff.
Ferienaufsatz I, 97.
Heinrich Leuthold I, 531.
Helvetik, Geschichte der schweizerischen I, 389.
Jeremias Gotthelf I, 233. 306 f. — III, 309.
Ludwig Börnes französische und nachgelassene Schriften I, 306.
Lyrik: Über den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft der deutschen Lyrik I, 615 f. — III, 2 ff.
„Pflügende Ochsen". Bild von Rudolf Koller I, 537.
Sammlung kritisch-theoretischer Aufsätze I, 665. — III, 309. 362.
Schweizer und Deutsche, gegenseitiges Verhältnis II, 521.
Schweizer Bildungsfreund von Thomas Scherr. Bearbeitung III, 194. 196. 563.
Selbstbiographie I, 665.
Tagebuch 1843 II, 101—103.
Traumbuch I, 111. — II, 144—169.
Vermischte Gedanken über die Schweiz I, 103.
Zirkular für Pflege der Kunst III, 568.
Zu Alfred Escher Denkmalweihe I, 665.

2. Allgemeines Namenverzeichnis

Abraham III, 403.
Abt, Franz I, 168.
Abu Nuwas I, 242.
Affolter, Kaspar I, 189.
d'Affry, Graf II, 18 f.
Ahlefeldt, Elisa von II, 451 f. 454 f. 463. 486.
Albert, Prinzgemahl II, 416.
Aldridge, Ira II, 466.
Alexis, Wilibald I, 151. 225. 543. — II, 355.
Alma Tadema III, 361.
Altendorf, Kaufmann aus Solingen II, 93.
Amberg, Elisabeth I, 1. 37. 59. — II, 93.
Ammann, Hans Jakob I, 10. 19 f.
Ammann, Kleophea I, 10. 21. — II, 24. 28. 195. 297. 327.

Ammann, Jurist aus Schaffhausen I, 167. 653. — II, 152 f.
Amrhyn, Fr. II, 129.
Amsler, Samuel I, 75. — II, 46.
Andermatt, Viktor II, 34. 60. 100.
Anderwert, Fridolin I, 218.
Andrassy, Graf III, 148.
Angelus Silesius I, 204. 231.
Annachinga I, 600.
Ariosto I, 47. — III, 357. 409.
Aristophanes II, 243.
Aristoteles I, 268. — II, 203.
Arndt, Maler I, 215. — II, 226. 239.
Arnim, Achim von I, 96. 345. 446. 542 f. 567. 574.
Arnim, Bettine von I. 219. — II, 471. 479. — III, 49.
Arnim, Gisela von II, 418. 467 ff. 472.
Arnulf, deutscher Kaiser I, 550.
Assing, Ludmilla I, 229 ff. 278. 351. 369 ff. 381. 388 f. 398. 402 f. 407. 426. 431. 453. 470. 486. 499. 602. 662. — II, 343. 408—412. 417 ff. 429 ff. 450 ff. 454 ff. 461 ff. 467 ff. 476 ff. 479 ff. 483 ff. 489 ff. 496 ff. 515 ff. 521 ff. 525 f. — III, 9 f. 13 f. 22 ff. 48 ff. 98. 101. 234. 301. 304. 328 f.
Assing, Ottilie III, 328.
Assing, Rosa Maria I, 229. — II, 430.
Auerbach, Berthold I, 205 f. 340. 342. 345. 349. 365 f. 408 ff. 429. 484. 486. 522. 545. 589. 595. 615. 632. — II, 231 f. 370. 392. 395. 399 f. 406. 412 ff. 428. 439. 441 f. 455 f. 460. 492. 493 ff. 500. 506—515. 524 f. 529. — III, 1 f. 4. 50. 58. 85. 90. 130. 150. 389 f. 426. 445 f. 523 f.
Auerbach, Nina II, 441 f. 515.
Aufseß, Freiherr von III, 42.
Augustenburg, Herzog von III, 121.
Augustinus II, 347.

Baader, Franz I, 204.
Babo I, 28.
Bach, Joh. Sebastian III, 490.
Bacheracht, Therese von III, 141.
Bacherl, Franz II, 439 f. 459.
Bachmayr, J. N. I, 222. — II, 257 f. 259 ff. 265 f. 286. 289 f.
Baechtold, Jakob I, 11. 28. 69. 127. 132 f. 190. 272 f. 276. 356. 380. 402. 498. 525 ff. 530 f. 534. 586. 594. 599. 635. 643. 647. 659 ff. 672. — III, 106. 118 f. 151. 160. 176 f. 183 f. 188 f. 194 ff. 207 f. 210 f. 212 f. 214 ff. 220 ff. 224 f. 228 f. 261 f. 269 ff. 281 f. 284 f. 295. 307 f. 308 f. 312. 350. 356. 370. 449. 484 f.
Bakunin, Alexander I, 120. 125.
Balder, Lithograph II, 99.
Balzac I, 281.
Bamberger, Ludwig III, 197 f. 206.
Bart aus Frauenfeld II, 28. 78.
Barthold, Friedr. Wilhelm I, 498.
Barzaghi-Cattaneo, Antonio I, 507.
Bauer, Bruno I, 158 f. — II, 320. 358.
Bauernfeld, Eduard von I, 29.
Baumgartner, Gallus Jakob I, 133. — II, 281 f.
Baumgartner, Wilhelm I, 167 ff. 177. 194. 197. 203. 273. 286. 356. 375 ff. 378. 382. 386. 418 f. 427. 536. 656. 658. 677. — II, 153 f. 183 ff. 199 ff. 210. 263 f. 273—283. 298 ff. 302. 304 ff. 478 ff. — III, 15.
Bäumler, Zunftgerichtspräsident I, 156 f.
Baur, Ferdinand Christian I, 501 f.
Bayle, Pierre I, 196. 351.
Bazaine, Marschall III, 80.
Becker, Nikolaus II, 52.
Becker, Ingenieur II, 27.
Beer, Michael II, 349.
Behn-Eschenburg, Hermann II, 461.
Bendel, Hans I, 65 f. 71. 81. — II, 36. 43. 56. 75 ff. 100 f. 127.
Benedix, Roderich III, 86. 102.
Benndorf, Otto III, 61. 76. 167.
Berdelle, Joh. Baptist I, 209.
Berger, Georg I, 559.
Berlepsch, H. A. von I, 67.
Berlepsch, Hans von I, 76.
Bermann, Adolf III, 475.
Bernhard, Kunstdilettant I, 89.
Bernhardt, Joseph II, 45 f.
Bernstein, Aaron II, 401 f.
Besselt, Friedrich I, 112.
Bettelheim, Anton III, 523 f.
Beyel, Christian II, 96.
Bianconi, Leibarzt I, 602 f. — II, 487.
Biberstein II, 50.
Biedermann, E. A. I, 523. — III, 138.
Biermer, Anton III, 122.
Billroth, Theodor III, 159.
Birch-Pfeiffer, Charlotte I, 29. — II, 400. 439.
Birlinger, Anton III, 196.

Bismarck I, 672. — III, 148. 311. 541.
Blanchenay, Nationalrat II, 331.
Bleichrodt, W. G. I, 62.
Bleuler, Felix II, 75.
Bleuler, Salomon I, 397. 415. 420. 423.
Blind, Mathilde II, 501.
Blumenthal, Oskar III, 131 f.
Bluntschli, F. I, 669.
Bluntschli, Joh. Caspar I, 222. — II, 191. 521.
Blüthgen, Viktor III, 292.
Bobrik, Eduard I, 186.
Boccaccio I, 346. 592. — II, 348.
Bock, Frau von (Wilhelmine Schröder-Devrient) I, 230. — II, 427.
Böckh, August I, 206. — III, 10.
Böcklin, Arnold I, 437. 537. 539. 658. 666 ff. 672 ff. — III, 531 f. 538 f.
Bodenstedt, Friedrich I, 225. 617. — III, 253.
Bodmer, J. J. I, 373. 548 f. 551 ff. — III, 177. 211.
Bogatzky I, 11.
Böhme, Jakob I, 204.
Böhmert, Viktor III, 122.
Böhringer, Pfarrer II, 298.
Boisserée, Gebrüder I, 191.
Bolleter, J. K. II, 36.
Bolley, Pompejus I, 189. 373. — II, 183. 198. 479.
Bollier, Rudolf I, 187. — II, 171. 194. 201 f. 208. 307.
Bondeli, Julie von II, 487.
Boretius, Alfred III, 76.
Born, Stephan III, 312.
Börne, Ludwig I, 122. 129. 186. 287. 306. 404. — II, 121 ff. 210. 431. 522.
Boßhard, C. I, 186.
Boßhard-Jacot I, 155.
Bovet, Felix I, 544.
Brachvogel, Emil II, 434. 437. 467.
Brahm, Otto I, 587. — III, 327. 342 f. 346 f. 390. 400 ff. 404. 428. 434. 447. 474. 480.
Brahms, Johannes I, 529. 534. — III, 100 f. 379. 424. 514. 518. 527 f.
Brandes, Georg III, 156. 240.
Brändli, Benjamin II, 378.
Brandstätter, Franz August III, 96.
Breitinger, Heinrich III, 302.
Brentano, Clemens I, 96. 345. 347 ff. 446. — III, 49. 304. 522.
Breslau, Bernhard III, 54.
Breughel II, 244.
Brockhaus, F. A. I, 254. — II, 195. 244.
Bruckmann, Friedr. III, 452.
Brun, Karl I, 75.
Brun, Rudolf II, 97 f. — III, 309.
Bruns, Bibliothekar I, 226.
Bucher, Bruno II, 155. — III, 506.
Bucher, Jakob I, 500.
Buchner, Wilhelm I, 124. — III, 301. 304.
Büchner, Georg I, 123.
Büchsel, Generalsuperintendent I, 258.
Buchser, Frank I, 567.
Büdinger, Max III, 63.
Buff, Charlotte I, 660.
Bühlmann, Joh. Rudolf I, 166.
Bülow, Daniele von I, 379.
Bülow, Hans von I, 378. — II, 456. 463. 473.
Bunsen, Chr. K. J. II, 503.
Burckhardt, Jakob I, 373. 378. 538. 556. — II, 460. 500. 518. — III, 290.
Bürgi, Regierungsrat II, 363.
Bürkel, Heinrich II, 34. 53.
Bürkli, Fritz III, 334.
Burns, Robert III, 132.
Bursian, Konrad I, 428. — III, 21.
Busoni, Ferruccio III, 476.
Byron I, 580. — III, 88.

Calame, Alexandre I, 62.
Calderon I, 28. — II, 241. 254. 367.
Calide, Theodor I, 226.
Callot II, 243 f.
Candidus, K. A. II, 474 ff.
Carl I, 28.
Caro, Frau III, 96 f.
Cäsarius von Heisterbach I, 465.
Cellini, Benvenuto II, 96.
Cervantes I, 29 f. 330. 346. 527. — II, 349.
Chamisso I, 345. — III, 9.
Chopin I, 676.
Chronigk, J. L. II, 376. 385. 387.
Clauren I, 98.
Corinna III, 23.
Corneille I, 434. — II, 241. 249. 254.
Cornelius, Peter von I, 72 f. 144. — II, 45. 63. 106.
Correa, Diego Alvarez I, 599.
Correa de Sa Benavides, Salvador I, 599 f.
Corrodi, August III, 132.
Corrodi, Salomon I, 166.
Cotta, Joh. Georg von I, 390 f. 399. 426. — II, 491 f. 516. 518 ff. 524. — III, 13.
Cotta'scher Verlag III, 261.
Cramer, Heinrich I, 383.

Cramer, Karl Gottlob I, 107 f.
Curti, Karl I, 65. 69. 79. 115. — II, 32. 34. 42 f. 50. 52. 54 ff. 59.
Cuſtine, A. de III, 49.

Dacier, André II, 352.
Däggeler, Jungfer II, 39.
Dahlmann, Friedr. Chriſtoph II, 395.
Dahn, Felix III, 184.
Dall'Ongaro III, 13.
Daru I, 29.
Darwin I, 503.
Daudet, Alphonſe III, 313.
Daumer, G. Friedr. I, 212. — II, 505.
Daverio, Herkules I, 29. — II, 196.
Dawiſon, Bogumil II, 393. 466.
Daxenberger, Staatsrat I, 538.
Defoe II, 347.
Denis I, 62.
Denzler, Rudolf I, 1. 37. 61.
Dernburg, Heinrich III, 483.
Deſſoir, Ludwig I, 222.
Devrient, Eduard II, 446.
Devrient, Emil II, 393. 466.
de Wette, W. M. L. I, 206.
Dickens III, 521.
Diderot I, 53. 62.
Dietrich, Müller II, 378.
Dietrich, Kaſpar I, 7. 133. — II, 14. 197. 210. 292. 311. 378.
Dietz, Feodor II, 51.
Dilger, R. III, 470.
Dilthey, Karl I, 429 ff. 437. 651 f. 656. 658. — III, 47. 50 ff. 54 ff. 63. 65. 76. 79. 89 ff. 98. 122. 146. 156. 160. 167. 208. 223. 298. 416.
Dingelſtedt, Franz von I, 122. — II, 251 f. 254. — III, 399.
Diſteli, Martin II, 39.
Döllinger, Ignaz I, 538.
Dönniges, Helene von (H. v. Racowitza) III, 9. 541.
Donndorf, Adolf III, 232. 249.
Doris (Varnhagens Haushälterin (II, 408.
Dößekel, Eduard I, 167 ff. 184. 186. 188. 193. 286. — II, 169—172. 174. 181 ff. 197 ff. 294.
Drachmann, Holger III, 437.
Dubs, Jakob I, 155. 236 f. 368. 386. 391. — II, 331, 335 ff. 364. 397.
Duller, Eduard II, 219.
Duncker, Alexander I, 239. — II, 436.
Duncker, Franz I, 226. 228. 239 ff. 391. 403. 407. 495 f. 554. 589 ff. — II, 337. 355 f. 371 ff. 375. 379. 382. 387 ff. 392. 394. 400 ff. 415 ff. 419. 428. 433 f. 437 ff. 444 f. 448 ff. 451. 456. 466. 474. 491. 506. — III, 40 f. 147. 161 ff. 236 f. 279 ff. 310. 319. 542.
Duncker, Karl I, 239.
Duncker, Lina I, 239 ff. 354. 369. 378. 384. 431. 443 f. 495. 554. 589 f. — II, 387 ff. 392 ff. 400 ff. 414 ff. 419 ff. 433 ff. 444 ff. 456. 466. 473 ff. 490 f. — III, 109. 161 ff. 236. 279. 390. 505 f.
Duncker, Marie II, 419. 434. 445.
Düno, Johann I, 2.
Dürck, Friedrich II, 34.
Dürer, Albrecht I, 76.

Ebers, Georg III, 361.
Ebner-Eſchenbach, Marie von I, 662.
Echtermeyer, Theodor I, 121.
Eckardt, Ludwig I, 408. — II, 493. 494.
Eckartshauſen, Karl von I, 43.
Eckermann, J. P. I, 358.
Eggers, Friedrich I, 403.
Egli, Joh. Heinrich I, 30 ff. 309.
Egloff, Eliſe I, 193. 595.
Ehinger, Michael II, 13. 17. 20.
Ehrhardt, Oberſt III, 334.
Eichendorff I, 96. 100. 139 ff. 285. 305. 326. 330. 345. 573.
Ekkehard IV. von St. Gallen I, 549 f.
Eller, Henriette III, 71 f. 78. 90. 213 f. 403. 406.
Eller, Marie III, 71. 107. 214. 403. 406. 506.
Elmiger, Redakteur I, 167. — II, 150.
Endtrich II, 33. 36. 40. 49.
Engelhorn, Verleger III, 134 f.
Engelken, Theaterdirektor II, 482.
Erasmus von Rotterdam II, 315.
Erdmann, Chriſtiane II, 421.
Ernſt, der große II, 98.
Eſcher, Alfred I, 47. 184. 187. 232. 236. 368. 391 ff. 416 ff. 430. 487 f. 499 f. 525. 633 f. — II, 157 ff. 209. 211. 273 f. 276. 298 f. 304. 338. 377 f. 396 f. — III, 323. 333. 349. 376. 392.
Eſcher, Lydia: ſiehe Welti-Eſcher, Lydia.
Eſcher, Nanny von III, 500 f.
Eſcher, Wyß & Co. I, 368.
Eſcher von Zürich II, 27.
Eſpenmüller, Joh. I, 30.
Esquuier (?) II, 55.
Eßlinger, Joh. Martin I, 40. — II, 15. 55.
Eßlinger, Melchior I, 124. 136. — II, 124. 135. 248. 281.

Ettmüller, Ludwig I, 378. 548. — III, 20 f. 160. 183. 207 f.
Exner, Adolf I, 430 ff. 437 f. 441. 499. 537. 546. 590. 608. 658. 668. — III, 53 ff. 61 ff. 67 f. 75 ff. 81 ff. 87 f. 91 f. 96. 99. 101 f. 109. 116 f. 122 f. 131. 139 f. 145 ff. 154 ff. 158 ff. 167 f. 175 f. 178 f. 182. 192. 223 f. 225 ff. 258. 298 f. 324. 379 f. 384 f. 415 f. 430 f. 453 ff. 482 ff. 506. 536.
Exner, Franz I, 430. — III, 82.
Exner, Karl III, 93. 116. 140.
Exner, Marie: siehe Frisch, Marie von.
Exner, Seraphin III, 95. 98. 116. 167 f.
Exner, Siegmund I, 437. — III, 47. 68. 82. 88. 95. 98. 100. 116.

Fabrice, Intendanturrat II, 404. 422. 436.
Fastenrath, Rudolf III, 149 f. 203. 292.
Federle II, 100.
Felsing, Jakob II, 136.
Fénelon I, 29.
Feuerbach, Anselm. Der Archäolog I, 195. — II, 316.
— Der Maler I, 195. — III, 404.
— Der Strafrechtslehrer I, 195.
Feuerbach, Ludwig I, 74. 157 ff. 163. 192. 194 ff. 207. 212. 257 f. 270. 285 ff. 299 f. 307. 318. 351 f. 357 ff. 386. 400 f. 448. 572. 577. 592. 621. 652. 655. — II, 182. 184 ff. 220. 245. 274 ff. 288. 316. 517. — III, 121. 209 f. 336.
Fichte I, 318.
Fick, Heinrich I, 643. — III, 8 f.
Fierz, Oberst II, 300.
Fischart I, 383.
Fischer, Hermann I, 662 f. — III, 339 f.
Fischer, Joh. Georg III, 340, 352 f.
Fischer, Kuno I, 507. — II, 315 f.
Fischer, Koloriſt I, 63. — II, 22 ff. 28. 39. 58. 78.
Fischer von Schaffhausen II, 35. 42. 55.
Flaigg, Rudolf I, 334. — II, 238. 300. 302 f. 307. 309. 341.
Fleiner, Albert I, 669. 672.
Fleischl, Ernst III, 68. 90. 123.
Fleischl, Otto III, 65. 68. 98. 123.
Flocon, Ferdinand I, 380 f.
Florian I, 30.
Flörke, Gustav I, 666. — III, 444. 469. 486.
Flugi, Alfons von II, 281. 283. 307.
Flury, Josef I, 190.
Follen, Aug. Ad. Ludwig I, 118 ff. 131. 133 ff. 157 ff. 169. 173. 187. — II, 136. 208. 220. 281. 379.
Follen, Karl I, 118.
Fontane, Theodor I, 220. 618.
Foppert, Rudolf II, 194.
Fornaro, Marie Luise II, 32 f.
Forrer, Ludwig I, 417.
Förster I, 56.
Fouqué I, 96. 120. 345.
Frank, Komponiſt III, 476.
Franz, Robert I, 378. — II, 456.
Franz I., König von Frankreich I, 560 f.
Franz aus Dresden II, 127.
Frei, Johannes I, 369. — II, 473. 488.
Freieisen I, 62.
Freiligrath, Ferdinand I, 119. 124. 143. 148. 155. 159. 163 ff. 213. 215. 221 ff. 276. 283. 372. 389. 391. 402. 445. 486. 495. 611 ff. 658. 664. — II, 132—136. 198. 208 f. 217 ff. 225 ff. 235 f. 245—253. 356 ff. 378 ff. 439 ff. 448. 500 ff. 528. — III, 30. 48. 58 f. 158. 164. 199. 219 f. 232. 249. 282. 284. 301. 303 f. 327. 329. 351. 371. 373. 397. 418 f. 458 f. 498. 522.
Freiligrath, Ida I, 163. 532. 658. 661 f. — II, 132 ff. 217 ff. 246. 356. 379. 440. 501. 505. — III, 198 ff. 218 ff. 232 f. 249. 282 ff. 300 f. 303 ff. 314 f. 327 ff. 351 f. 371 f. 376 f. 396 ff. 418 f. 435. 439 ff. 457 ff. 471. 496 ff. 519. 521 f. 528. 540.
Freiligrath, Käthe: siehe Kroeker-Freiligrath, Käthe.
Freiligrath, Marie II, 133.
Freiligrath, Otto II, 246. — III, 58 f. 540.
Freiligrath, Percy III, 371. 377. 396 f. 439 f. 457. 471.
Freiligrath, Wolfgang II, 219. 227. 250. 440.
Freivogel III, 210 f. 212. 215.
Frenzel, Karl I, 484.
Freſe, Julius I, 239. — II, 387 f. 404. 415. 421. 437. 444. — III, 49. 505.
Freuler II, 61.
Frey, Adolf I, 56. 534 f. 654. 666, 676. — III, 204. 291 ff. 308. 338. 355 ff. 390. 401. 434.
Frey, Jakob I, 534. — III, 74 f. 204.
Freytag, Gustav I, 225. — II, 371. — III, 111. 159. 331. 361.
Frick II, 296.

Friedberg, Eduard I, 225.
Friedrich der Ältere, Graf von Toggenburg I, 548.
Friedrich der Große I, 70. 261. 551.
Friedrich Wilhelm IV. I, 72. 122. 219. 223. 227. 387 f. — II, 288. 432.
Friedrichs, Hermann I, 541. 655. — III, 387 f. 460 f. 477. 489.
Fries, Bernhard I, 190. 205. 209. 437. — II, 178 f. 236. 316. — III, 120. 166 f. 208 ff. 241.
Fries, Ernst I, 190.
Frisch, Anton von III, 79. 116. 122. 140. 144 f. 155. 159. 167. 192. 258. 299. 324. 378. 384. 405. 416. 454. 482. 507. 536.
Frisch, Hans von III, 154. 159. 167. 176. 192. 226. 378 f.
Frisch, Marie von I, 430 ff. 437 f. 525. 537. 651 f. 656. 658. 660. 664 f. — III, 46 ff. 50 ff. 56 f. 63. 67 f. 71. 76 ff. 81 ff. 87 ff. 92 ff. 97 ff. 100 f. 107 ff. 110. 116. 121 ff. 139 f. 144 f. 154 ff. 159. 167 f. 175 f. 192 f. 223. 226. 258. 298 ff. 323 ff. 378 f. 384 f. 390 f. 404 f. 416 f. 452 ff. 481. 506 f. 535 f.
Fritzsche, O. Fr. III, 431.
Fröbel, Julius I, 30. 119. 121 f. 129. 131. — II, 123 f.
Fröhlich, Abraham Emanuel I, 131. 144. 409 f.
Fröhlich, G. I, 169 ff. 277.
Fröhlich, Dr. III, 118.
Furrer, Jonas I, 118. 184. — II, 157 ff. 188. 190.

Gagern, Heinrich von II, 266.
Gämperli I, 34.
Ganz, Lithograph II, 96 f. — III, 12.
Garibaldi III, 23. 50.
Gärtner, Friedrich I, 73.
Gattiker, Heinrich I, 57.
Geibel, Emanuel I, 150. 220. 223. 237. 262. 539. 611. 613. 616. — II, 321. 331. 349. 358. 454. 461. — III, 3. 206. 260. 343 f. 467.
Geiger, Ludwig III, 459.
Geiser, J. C. I, 428 f. 445. 538. 660.
Gendre II, 55.
Gentz, Fr. von II, 234. 525.
Gerstenberg I, 152.
Gervinus I, 205. 222. 226. — II, 186. 218. 256. 266. 268. 471.
Geßner, Charlotte III, 231.
Geßner, Salomon I, 41 f. 62. 97 f. 128. 168. 552 f. — III, 231. 273. 279 f. 294.
Giesebrecht, Wilhelm von I, 538.
Gildemeister, Otto III, 409.
Giorgione III, 109.
Glaser, Julius III, 103. 115.
Glümer, Claire von III, 50.
Gneisenau III, 9.
Gneist, Rudolf von I, 215.
Goll, Rechtsanwalt III, 10.
Goltz, Bogumil I, 239. — II, 330. 355. 360 f. — III, 191.
Gonzenbach, Karl Arnold von I, 75.
Goethe I, 28. 52. 53. 62. 66. 95. 98. 107. 146 f. 165. 186. 190. 219. 226. 262. 268. 275. 301 f. 304 f. 314. 318 f. 325 ff. 335 f. 344. 347 ff. 351 ff. 357 ff. 404. 406 f. 460. 479. 502. 523. 528. 531 ff. 543. 592. 598. 615. 629. 652. 660 f. — II, 105. 111. 122. 177 ff. 204. 230. 240 f. 269 f. 279. 325. 349. 355. 371. 393. 411. 430. 446. 463. 471. 492. 498. — III, 70. 82. 101. 120. 125. 128. 138. 196. 231. 260. 293 f. 307. 310 f. 352. 354 f. 360. 396. 401. 403. 414. 425 f. 459 f. 476. 488.
Gottfried von Bouillon I, 161.
Gottfried von Straßburg I, 120. 161.
Gotthelf, Jeremias I, 15. 60. 66. 125 f. 131. 233. 275 f. 306 f. 309. 324. 345. 349 f. 365. 409. 411. 642. — II, 321 f. 349 f. 510. — III, 58. 114. 197. 204. 208.
Gottschall, Rudolf I, 227. — II, 324. — III, 236. 361.
Götz, W. III, 150.
Goeze, Melchior I, 503. — II, 269.
Gozzi II, 367.
Graß, Adolf II, 504.
Grebel, Konrad I, 559.
Greif, Martin III, 131.
Griepenkerl, Robert II, 230 f.
Grieshaber II, 98.
Grilenzoni, Giovanni III, 13.
Grillparzer I, 29. 186 f. 204 f. 262. 659. — III, 30. 39. 45. 52 f. 69 f. 383.
Grimelli III, 98. 101.
Grimm, Herman II, 430.
Grimm, Jakob I, 219.
Grimm, Melchior von I, 601.
Grimm, Wilhelm I, 219.
Grimminger I, 156.
Gröber, Gustav III, 76.

Gromann, Frau von III, 116.
Groſſe, Julius I, 336.
Groteſcher Verlag I, 568. — III, 173. 187 f.
Groth, Klaus I, 539. — III, 253. 462 f.
Grün, Anaſtaſius I, 117. 127 f. 142 f. 151. 621. — II, 110 f. — III, 373. 387.
Grün, Karl I, 157. — III, 121.
Grunholzer, Heinrich I, 155.
Gubernatis, A. de III, 530.
Guercino III, 109.
Guggenheim I, 17.
Guignard, J. S. II, 55.
Guillaume, James III, 424 f.
Guizot I, 29. 434.
Guland, Kutſcher I, 189. 229. — II, 197. 294 f. 345.
Guſſerow, Adolf I, 428. 436. — III, 37 f.
Guttenberg I, 386.
Gutzkow, Karl I, 212. 262. 306. 366. 406. 446. 452. 519. 540. 654. — II, 154. 204. 245. 260. 323. 330. 350. 361. 392 f. 400. 426. 442. 447. 460. 463. 485. 492. 505. 514. — III, 23. 74. 152. 278. 297. 436. 459.

Haas, Ferdinand I, 112.
Haberſaat: ſiehe Steiger, Peter.
Hackert, Philipp I, 191. — II, 179.
Hackländer, Friedr. Wilhelm II, 449. — III, 159. 253.
Hadlaub, Johannes I, 3. 548 ff.
Hafner, Statthalter I, 635. — III, 309.
Hafter, Regierungsrat III, 207.
Hagen, Karl I, 206. — II, 211. 266. 406.
Hagenbuch, Franz I, 398. 430. 536. — II, 310. — III, 19.
Hahn-Hahn, Ida I, 453. 544. — II, 408.
Hahn (Hähnlein) II, 36. 49.
Hallberg, Emma von I, 403.
Haller, Albrecht I, 146. 671. — III, 292.
Halm, Friedrich II, 439.
Haltmeier, Bäcker II, 16.
Hämig, Frau I, 500 f.
Hammer, Julius II, 407.
Hammer, Bundesrat I, 671.
Händel, G. F. I, 677. — III, 490.
Hanslick, Eduard III, 399 f.
Hardmeyer, Karl Wilh. I, 29. 91 f. — II, 88.
Harſcher, Nikolaus III, 10.
Hart, Gebrüder III, 359 f.
Harte, Bret III, 105. 112.
Hartmann, Alfred III, 149.
Hartmann, Eduard von III, 96. 99. 102. 115. 125.
Hartmann, Moritz II, 471 f.
Hartmann, Otto III, 457.
Hartmann von Aue I, 219.
Haſenauer, Karl von I, 375.
Haſenclever, Joh. Peter I, 213. — II, 226. 250. 252. 379. 528. — III, 219 f. 371. 397. 498.
Hasler III, 7 f.
Haſſenpflug, Miniſter II, 243.
Hatzfeld, Gräfin I, 398.
Hauff, Wilhelm I, 98. 543. 592.
Haug, Friedrich I, 112.
Haugwitz, Paul von I, 112. — III, 9.
Hauſer, Eduard I, 66.
Häuſſer, Ludwig I, 191. — II, 186. 211.
Haynau, Julius von II, 243.
Hebbel, Chriſtine II, 287.
Hebbel, Friedrich I, 139. 150. 222. 229. 237. 262. 268. 272 f. 276. 280. 410. 439. 527. 593. — II, 229. 232 f. 253 f. 265. 287 f. 322. 349. 439. — III, 29. 114. 133. 152. 173. 191 f. 217. 222 f. 227. 347.
Hebel, Joh. Peter I, 66. 465. 528. — II, 137. 198. — III, 253.
Hecker, Friedrich II, 190. 201.
Hedemann, Alexandra von III, 211.
Hegar, Friedrich I, 379. — III, 487 f. 513. 516 ff.
Hegel I, 96. 158. 195 ff. 206. 305. 318. 359 f. 501 f. 504. 508. — II, 316.
Hegetſchweiler, Statthalter I, 155.
Hegi, Joh. Salomon I, 21. 58. 65 f. 69 ff. 78 ff. 86 ff. 126. 130. 138. 147. 153. 164 f. 190. 255 f. 286. 324. 425. 658. 662. — II, 15. 17. 25. 28 f. 33—47. 49—56. 59—63. 87. 89. 95—101. 126—132. 176—181. 188 f. 194. 197. 199. 518. — III, 11 ff. 16 ff. 370. 471 ff. 526 f. 529.
Hegner, Ulrich I, 96. 174.
Heidel, Hermann I, 226. 233. 239. — II, 473. — III, 174.
Heidtfeld, Frau von II, 480.
Heim, Emilie I, 614. — III, 36 f. 54. 56. 63 ff. 76. 79. 80. 83. 88. 94. 108 f. 138. 167. 404.
Heim, Ignaz III, 76. 94.
Heine I, 96. 108. 112. 122. 140. 146 f. 163. 219. 255. 380. 401 ff. 611. — II, 153 f. 251 f. 349. 412. 418. 426. 431. 463. 504. — III, 33. 49. 293. 466.

Heinrich III., Abt von Einsiedeln I, 548.
Heinrich II., König von Frankreich I, 599.
Heinze, Alfred und Paul III, 394.
Heinzen, Karl I, 134. 157 ff. 577. — II, 132. 134 f. 246. 252. 441.
Helfferich, Adolf I, 226.
Heller, Ernst III, 306. 359 f.
Helmsdorf, Herr von II, 10.
Hemsen, Wilh. III, 253.
Hendrichs, Hermann II, 240.
Henle, Jakob I, 118. 120. 192 ff. 205. 287. 595. — II, 175 f. 181 f. 186. 189.
Hensel, Wilhelm I, 112.
Herder, Joh. Gottfried I, 43. 307. 660. — II, 177. — III, 307. 350.
Hertz, Hans III, 531.
Hertz, Wilhelm, Dichter III, 270.
Hertz, Wilhelm, Verleger I, 591 f. 608. 620. 665. 669. 672. — III, 322 f. 368. 374. 408 ff. 437. 458. 497. 530 ff.
Herwegh, Emma I, 123. 134. 222. 398. — II, 220. 304. 435. 517. 523. — III, 126.
Herwegh, Georg I, 117. 119. 121 ff. 130. 134. 143 ff. 148. 150. 163. 192. 373. 381 f. 385 f. 398. 611. 617. 621. — II, 220. 225. 305. 380. 435. 490. — III, 126.
Herz, Henriette II, 522.
Heß, David I, 128. 551 f.
Heß, Joh. Jakob I, 60. 89 f. — II, 19.
Heß, Notar I, 637.
Heß II, 479.
Hettner, Anna III, 392.
Hettner, Elisabeth II, 266 f. 291. 400.
Hettner, Felix II, 289. 291. 400.
Hettner, Georg II, 400.
Hettner, Hermann I, 192. 195. 198. 205 f. 211. 221 ff. 236 ff. 241. 248. 252. 268 f. 276. 284. 287. 297 ff. 321. 334. 340. 342 ff. 346. 360. 370. 373. 377. 382. 389. 403. 407. 439. 453. 486. 496. 507. 522. 545. 566. 577. 586. 613. 615 f. 656. 658. — II, 181. 184 ff. 214 f. 227—236. 239—245. 253—263. 264—273. 283—291. 311—322. 323. 328—334. 336 f. 338 f. 341—344. 345—355. 358 f. 364—371. 380—382. 390 f. 394—400. 405 ff. 423 ff. 455 f. 458 ff. 491 ff. 500 f. — III, 1 ff. 5 ff. 119 ff. 392. 487.
Hettner, Marie I, 192. — II, 227. 244. 258. 266. 273. 289. 291. 314. 319. 330. 338. 344. 361. 366. 400. 405 ff. 423.
Heuberger, Karl III, 439 f. 457.
Heußer, Christian I, 218. 234. 236. 382. — II, 306 f. 336.
Heußer, Theodor III, 538.
Heyse, Paul I, 220. 223. 262. 344. 382. 437. 527. 529. 537 ff. 587 f. 598. 608. 613. 619. 632. 654. 658. 660. 662. 665 f. 672. — II, 349. 358. 447. 453. 460. 472. 492. 518. — III, 50. 134. 166. 184. 196 f. 201. 206 f. 209. 216. 229. 239 ff. 243. 248. 254. 260. 269 f. 275. 278. 289. 297. 314 f. 320 ff. 324. 344. 348. 361. 365 f. 369 f. 374 f. 383. 389. 392 f. 406 ff. 420 f. 425. 429 f. 436 f. 444. 463 f. 467 ff. 478 f. 485 f. 495 f. 502 ff. 509. 515. 530.
Hiersemenzel I, 225.
Hillern, Wilhelmine von III, 493.
Hinckeldey, Karl Ludwig von I, 214.
Hippel, Th. G. von I, 53. 479.
Hirnschrot, J. A. II, 99.
Hirsch, Adolf I, 226. 239. 594. — II, 304. 379.
Hirzel, Bernhard I, 60.
Hirzel, General I, 551.
Hirzel, Ludwig III, 356.
Hirzel, Melchior II, 109 f.
Hitz, Konrad I, 75. 186. — II, 63. 99.
Hitzig, Eduard III, 267. 270.
Hitzig, Ferdinand I, 120. 187. 386. — II, 460.
Hitzig, Julius Eduard I, 126. 634. — II, 105.
Hochstetter II, 34. 51.
Hödel, Max III, 241. 255.
Hoffmann, E. Th. A. I, 126. 345. 348. 466. 494 f. 592. 598. — II, 105 ff.
Hoffmann, Luise I, 403.
Hoffmann von Fallersleben I, 119. 133. 207.
Hofmann, Frau II, 24.
Hofmann, Heinrich III, 182.
Holbach, Baron II, 424 f.
Holbein II, 431. — III, 536.
Holberg III, 312.
Hölderlin I, 303. — III, 289.
Holtei, Karl von I, 28.
Hölty I, 7.
Homberg, Wernher von I, 550.
Homberger, J. J. I, 150.

Homer I, 47. 528. — II, 220. — III, 86. 132. 293.
Honegger, Joh. Jak. III, 118. 184. 194. 213. 225. 356.
Honegger („Knieper") II, 188. 283. 301.
Hopfen, Hans III, 514.
Horner, J. C. I, 32.
Hornung, D. I, 403. — II, 462 f.
Hornung, Joseph I, 65.
Horwitz II, 447.
Hottinger, J. J. I, 552.
Hottinger, Susanne I, 270. — II, 99. 238.
Hotz, Anna I, 17 ff. 96. 354. — II, 13 f. 16. 20 ff.
Hotz, Jakob I, 17 ff. 96. — II, 13. 20 f. 29. 57.
Huber, Jak. Wilhelm I, 91 f.
Huber, Staatsschreiber I, 396.
Hugo, Viktor I, 163. 265. — III, 265.
Hülsen, Botho von II, 277. 287.
Humboldt, Alexander von I, 30. 219. — II, 320. 488. 496 ff. 505.
Humboldt, Wilhelm von I, 258. — II, 431.
Hungerbühler, Landammann II, 411.
Huß I, 63.
Huth, Friedrich I, 124.
Hutt I, 28.
Hutten, Ulrich von I, 124.

Ibsen I, 557.
Imhof, Arzt II, 52.
Imhoof-Hotze, Friedr. I, 68.
Immermann I, 345. 405. — II, 451 f. 454 f. 463. 486. — III, 522.
Irminger, Karl Friedrich I, 156. 166 ff. — II, 99. 126. 130.
Jacobi, Friedr. Heinrich I, 303. 314. 660.
Jakobi, Gymnasiallehrer III, 225.
Jagor, Fedor I, 226.
Jagor, Max I, 226.
Jean Paul I, 43 f. 52 f. 100. 135. 206. 284. 303 f. 312. 318. 325 f. 328 f. 333. 345. 347 f. 350 f. 362. 573. — II, 105. 116 f. 320. — III, 42. 426.
Jhering, Rudolf III, 96.
Jensen, Wilhelm I, 539.
Johannes, Evangelist I, 126 f. — II, 107.
Johann IV., König von Portugal I, 600.
Jolly, Philipp II, 177.
Jordan, Wilhelm III, 203. 274 f.
Jung-Stilling, Heinrich II, 177.
Juvenalis III, 21.

Kahlert, August I, 112.
Kaiser, Simon I, 190 f.
Kalisch, David II, 272.
Kambli, Konrad Wilh. I, 506 f. 509. 519. — II, 296.
Kämpffer, Ed. I, 226.
Kant I, 198 ff. 204. 304. 307. 318. 351. — III, 384.
Kapp, Alexander II, 441.
Kapp, August II, 354 f. — III, 209.
Kapp, Christian I, 205 f. 211. 287. 655. — II, 236. 245. 354 f. 428 f. — III, 121. 209.
Kapp, Johanna I, 195. 206 ff. 238. 270. 354. 407. 555 f. 655. 657. — II, 144. 210. 212 ff. 236. 316. 355. 428 f.
Kapp, Max II, 214. 355.
Kapp, Ottilie II, 441.
Kappeler, Karl I, 430. — II, 492. — III, 5 ff. 415. 473.
Karl X. I, 264.
Karl der Große III, 176 f.
Karpeles, Gustav III, 253.
Katharina von Medici I, 599.
Kauffmann, Angelika I, 172.
Kaulbach, Wilhelm von I, 66. 186. — II, 45. 63. 101.
Keim, Theodor III, 63.
Keiter, Heinrich III, 189.
Keller, Augustin I, 154. 157. — III, 228.
Keller, Eduard I, 57. — II, 16. 20. 28 f. 57. 76. 79. 86. 90. 309.
Keller, Elisabeth (Mutter des Dichters) I, 2 f. 7 ff. 48 ff. 61 ff. 77 ff. 82 ff. 88 ff. 97. 133. 155. 178 f. 234 ff. 238. 245 ff. 270. 290. 334. 351 ff. 369. 388. 399. 424. 643. 656. — II, 1 f. 12—32. 38 f. 47 ff. 56—59. 63—96. 147. 154 f. 174 ff. 192—197. 205—208. 209 f. 236—239. 246. 292 ff. 302 f. 308—311. 326 ff. 339 bis 342. 344 f. 358. 360. 362 ff. 374 bis 378. 383 ff. 390. 392. 403. 410. 417. 437. 447. 486. 502. — III, 233. 286.
Keller, Ferdinand I, 30. — III, 266.
Keller, Friedr. Ludwig von II, 191. 217. 379. 521.
Keller, Henriette I, 56 ff. 114. 147. 165. 265. 657. — II, 131. 141.

Keller, Johann Rudolf (Vater des Dichters) I, 1—11. 334. 643.
Keller, Judith I, 37. 56.
Keller, Karoline I, 57. — II, 57. 76.
Keller, Luise I, 57. — II, 57. 76. 86.
Keller, Regula (Schwester des Dichters) I, 8. 11 f. 90. 94. 178 f. 238. 334. 353. 369. 388. 429 f. 437. 525. 531. 537. 555. 664. 668. — II, 13 f. 16 f. 20. 23. 28 ff. 38. 48. 57. 64—69. 75. 77. 82 f. 86. 88 f. 154 f. 174 ff. 195 ff. 205—208. 209 f. 292 ff. 302 f. 308—311. 326 ff. 339—342. 344 f. 363 f. 374—378. 392. 432. — III, 67. 79. 84. 90. 101. 122. 162. 195. 220. 224. 233 f. 239. 276 f. 281. 284. 286 ff. 298 f. 301. 311. 315. 317. 320. 344. 357. 366 f. 374. 390 f. 394. 398. 404. 406. 408 f. 418. 432. 438. 441. 454. 459. 463. 469. 480. 484 f. 491 ff. 499. 504. 515 f. 520 ff. 528 ff. 536.
Keller, Rudolf (Großvater des Dichters) I, 1.
Keller, Kupferstecher III, 522.
Keller, Frau (Mutter von Henriette Keller) II, 28. 57. 76. 90.
Kern, Hans Konrad I, 94. — II, 26. 29.
Kerner, Justinus I, 293. 526 f. — III, 387.
Keser, J. J. S. II, 56.
Kestner, Joh. Christian I, 660.
Kinkel, Gottfried I, 379. 428 f. 436. 611 ff. — II, 361. 457 f. 461. 506. — III, 14. 38. 160. 165. 275. 415. 503 f.
Kinkel, Gottfried, Sohn I, 643 f.
Kirchmeier, Albert II, 90.
Kirchner, Theodor I, 379. 445. — III, 518.
Kißling, Richard I, 530. 669. 672.
Klaißner, Marianna Katharina I, 551.
Klauser, Küfer II, 210.
Kleist, Heinrich von I, 28. 280. 345. 460. 662. — III, 438.
Klingenberg, Heinrich von I, 36. 548.
Klinger, Maximilian I, 107.
Klopstock III, 30. 157. 177.
Knigge, Adolf von I, 62.
Knopf, Maria I, 538. 667. — III, 448 f. 474. 480 f. 491. 498 f. 503 ff. 506. 533 ff.
Koch, Joseph II, 51. 56. 400. — III, 347.
Koch („aus der Farb") II, 15. 48.
Köchly, Hermann I, 373. 381. 386. — II, 333. 394. 396 ff. 406 f. 424. 427. 433.
Köchly, Frau Professor II, 406. 415. 422. 435 f.
Koller, Notar I, 635 ff. 643 f.
Koller, Rudolf I, 382. 537. 669. — II, 479.
Kopernikus I, 503.
Körner, Christ. Gottfried II, 286. — III, 239.
Kosegarten, Ludwig Theobul I, 108. 445 ff. 482. — II, 505.
Kossak, K. L. E. I, 222. — II, 418. 430. 474.
Köster, Christian I, 190 f. — II, 178 f.
Köster, Heinrich II, 250. 379.
Kotzebue I, 28. — II, 121. 311. — III, 501.
Kramer, Knopfmacher I, 19. — II, 207.
Krebser, Gritli II, 22. 74. 86.
Kreyßig, Friedrich I, 338 f. 586. — III, 126. 169.
Kroeker-Freiligrath, Käthe II, 135. 219 f. 227. 440. — III, 441. 458. 490. 519 ff. 522.
Krug von Nidda, Friedrich I, 112.
Krupp III, 382.
Kubli, Baumeister I, 67.
Kugler, Franz I, 223. 613. — II, 349. 358.
Kuh, Adele III, 191 f. 227. 229.
Kuh, Emil I, 186. 233. 276. 278. 339. 351. 438 ff. 484. 486. 497 f. 522. 539. 566 f. 570. 574. 586. 619. 652. 654 f. 659. — III, 27 ff. 30 ff. 39 ff. 45 ff. 52 f. 69 ff. 72 ff. 84 ff. 93. 95 ff. 99 f. 102 f. 104 f. 111 ff. 120. 123 ff. 127 ff. 131 ff. 136. 151 ff. 159. 165 f. 172 ff. 191 f. 195. 200. 222 ff. 227. 229 f. 347.
Kühne, Ferdinand Gustav II, 342.
Kündig, Jean II, 14. 74. 76. 78. 94. 340.
Künigl, Leopold von I, 383.
Kunz, Heinrich I, 410.
Kürnberger, Der III, 211.
Kürnberger, Ferdinand I, 479 f. — III, 188. 190 f.
Kurz, Heinrich III, 123.
Kurz, Hermann I, 538. 543. — III, 134.
Kurzbauer, Eduard I, 665.
Kym, Ludwig II, 397. — III, 7. 63.

Lachner, Franz I, 538.
Ladenburg, Frau III, 83. 88.
Lafayette I, 601 f.
Laimbacher, Maler II, 101.
Lamarqua II, 35.
Lamartine I, 171. — II, 230.
Lamb, Charles III, 128.
Lambert, Kaufmann III, 135.
Landolt, Elias III, 15.
Landolt, Salomon I, 2. 9. 36. 186. 551 f. — III, 500.
Lang, Heinrich I, 501 ff. 519. 523. — III, 135 f. 138.
Lange, Friedrich Albert I, 415.
Lange, Julius I, 75. 86. — II, 63. 83.
Laroche, Sophie I, 602 f. — II, 483 f. 486 f. 490. 497 f.
Laſſalle, Ferdinand I, 230. 239 f. 398. — II, 484. — III, 9 f. 541.
Latour, Iſidore II, 241.
Laube, Heinrich I, 108. 222. 262. — II, 154. — III, 53. 428.
Lavater, Joh. Caſpar I, 660. — II, 177.
Lazarus, Moriz III, 165.
Leber, Pauline III, 530. 533 f.
Lebrecht, Hans I, 186.
Lee, Heinrich I, 37.
Leemann, Rudolf I, 55. 65 ff. 81. 153. 166. — II, 33. 35 ff. 43. 46. 52 f. 55 f. 59. 63. 87. 96. 99 f. 124 ff. 128.
Leibniz I, 196.
Lenau I, 146. 614. — II, 247. 251. 254. — III, 289. 387.
Lenbach, Franz III, 404.
Lepſius, Richard I, 219.
Leſſing, Gotthold Ephraim I, 28. 78. 201. 261. 263 ff. 404. 483. 502 ff. 592. — II, 203. 241. 249. 269. 315. 493. — III, 30. 307. 396. 495.
Leſſing, Karl Friedrich III, 347.
Leu von Eberſol, Joſ. I, 267.
Leu, Hans Jakob I, 549.
Leu, J. I, 552.
Leuthold, Heinrich I, 420. 437. 530 f. 616. 628. — II, 517 f. — III, 184. 194. 196. 210 ff. 215 f. 220. 225. 228 f. 260 ff. 269 f. 272. 284 f. 288 f. 312. 475 f. 484.
Leuthold, Kunſthändler II, 48.
Leutz, Kaſpar II, 51. 58.
Levi, Hermann III, 213.
Lewald, Auguſt I, 127 f. — II, 108 f. 117.
Lewald, Fanny I, 220 ff. 381. 453 f. 495 f. 519. 540. — II, 226 ff. 233 f. 258. 266. 280. 315. 319. 354. 358. 370 f. 394. 399. 405. 408. 417 f. 421 f. 425 ff. 474. 491. — III, 141. 542.
Lewes, G. H. II, 437. 471.
Lichtenſtein, Ulrich von I, 483.
Lindau, Paul I, 403. — III, 50. 135. 162. 181 f. 193. 197 f. 235. 277. 284. 389 f.
Lindemann, Heinrich II, 134.
Lindenſchmit, Wilhelm II, 44.
Lindner, Albert III, 366.
Lindner, Ernſt Otto I, 227.
Lingg, Hermann III, 212. 261. 428.
Lingg, Theaterdirektor I, 28.
Liſabeth, Frau, I, 19.
Lionardo da Vinci I, 506.
Liſzt, Franz I, 124. 230. 378. — II, 153. 278. 427. 433. 435.
Locher, Eduard I, 192. — II, 316.
Locher, Friedrich I, 31. 416 f. 423. 500. 634. — II, 96. — III, 7 ff. 14.
Logau, Friedrich von I, 340. 589. 592 ff. 604.
Löhle III, 209.
Longfellow II, 440.
Lope de Vega III, 70.
Lorm, Hieronymus III, 102. 131 f.
Lorrain, Claude I, 41. 55.
Lory, Gabriel I, 45.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen III, 9.
Louis Napoleon I, 45.
Louis Philipp I, 45.
Löwig, Karl Jakob I, 30. 120. 187. 193. 595. — II, 192.
Lübke, Wilhelm I, 429. — III, 5 f. 357.
Ludolf, Lehrer III, 234.
Ludwig, Otto I, 95. 262. 280. 361. 367. 410. 439. — II, 233. 285. — III, 70. 73. 85. 132. 153 f. 229 f.
Ludwig I., König von Bayern I, 64. 71. — III, 547.
Ludwig XVI., König von Frankreich I, 601.
Lukian III, 33.
Lüning, H. III. 118.
Luther, Martin II, 315.
Lutter II, 379.
Lützow, Adolf von II, 451 f. 455.

Macaulay II, 400.
Machiavelli I, 494.
Mähly, Jakob III, 269 f.
Maillart, L. A. II, 500.
Makart, Hans III, 404.

Manesse, Rüdiger, der Ältere I, 548 ff.
Manesse, Rüdiger, der Jüngere I, 550.
Manteuffel, O. Th. von I, 214.
Manz, Felix I, 559.
Manz, Vetter des Dichters I, 37.
March, Kanzleirat I, 225. — II, 382, 438 f.
Marie Antoinette I, 601.
Marke, Handwerksgeselle I, 19.
Marr, Wilhelm II, 135.
Marryat, Kapitän I, 492 ff.
Marschall, Frau von III, 64.
Marschall, Hofrat III, 128.
Marti, Anna I, 20. 510. — II, 14. 47. 75. 297.
Marti, Bäbeli I, 20. 510. — II, 14. 24. 49. 75. 297.
Marti, Konrad I, 19 f. — II, 14.
Maeterlinck I, 465.
Mathieu, B. K. I, 549.
Matthisson, Friedrich von I, 112. 146. 170.
Mauthner, Fritz III, 284 ff. 450 f.
Maximilian I. I, 75. 93.
Maximilian II., König von Bayern I, 611. 613.
Mayer, Karl, Lyriker I, 112. 146.
Mayer, Karl, Pfarrer I, 519.
Mazzini, Giuseppe III, 13. 22 ff. 50.
Meiß, Gottfried von I, 9. 39. — II, 1. 77. 79. 296.
Meißner, Alfred I, 402. — II, 252. 431. — III, 495.
Meisterhans, Hans Kaspar I, 4. 11.
Meklenburg, Emil II, 250. 380.
Melanchthon II, 315.
Melos, Marie I, 12. 163 ff. 255 f. 522. 569. 657 f. 661. — II, 131. 136. 141. 380. — III, 198 ff. 218 ff. 232 ff. 249 ff. 282 f. 300 f. 304. 314 f. 329 f. 350 ff. 371 ff. 376 ff. 397 ff. 403. 417 ff. 434 f. 439 ff. 456 f. 470 f. 490 f. 498. 506. 518 f. 520. 528.
Menzel, Adolf I, 220.
Menzel, Wolfgang I, 151. 287. — II, 42.
Merhoff III, 269 f.
Merkel, F. I, 193.
Merz, Heinrich I, 75. — II, 44.
Metternich, Fürst II, 134.
Meyer, Bernhard III, 148.
Meyer, C. F. I, 351. 380. 395. 531 ff. 544. 618. 622. 628. 648. 651 f. 655. 657. 669 f. 675 f. — III, 180 f. 196 f. 242. 269. 292. 302 f. 306 f. 308. 349 f. 372 f. 383. 393. 401 f. 411. 413 f. 421. 428. 443. 447. 467 ff. 469 f. 475. 481. 541.
Meyer, Hartmann, genannt Mehli I, 1. 37.
Meyer, Heinrich III, 82.
Meyer, J., Schneider I, 157.
Meyer, Jakob, im Meyershof I, 83.
Meyer, Joh. Heinrich („das Meierlein") I, 16. 351.
Meyer, Joh. Ludwig, Mathematiker II, 188. 282.
Meyer, Joh. Ludwig, Leutpriester I, 30. 32 f.
Meyer, Konrad I, 162 f. 186. — II, 132. 172 f. 226.
Meyer, Regine I, 1. 37.
Meyer, Rudolf („Römer") I, 8. 45 ff. 73. 82. 108. 265.
Meyer, Verena I, 37.
Meyer, Viktor I, 536. — III, 447.
Meyer, Dr. III, 80.
Meyer, Krämer II, 23.
Meyer von Knonau, Gerold II, 136 f.
Meyer von Uster I, 18. — II, 23.
Meyerbeer II, 279.
Meyr, Melchior I, 233. 276. — II, 286. 322. — III, 114. 174.
Michel, Fräulein III, 416.
Michels, Redakteur III, 162.
Mieroslawsky, Ludwig I, 205. — II, 200.
Mignet, F. A. M. I, 29.
Millet, F. I, 72.
Mittermaier, K. J. I, 191. — II, 202.
Mohl, Robert von I, 191. — II, 202.
Moleschott, Jakob I, 192. 206. 373. 381. — II, 214 f. 236. 267. 391. 397. 406. 417 f. 423 f. 427. 429. 433. 435. 441. 458. 466. 495. — III, 250 f.
Molière I, 434.
Moltke I, 672.
Mommsen, Theodor III, 483.
Monnier, Marc III, 409.
Montez, Lola I, 383. — II, 411.
Moosherr, Edmund I, 218.
Morel, Karl I, 192. 382. — II, 188. 478 f. 481 ff.
Morgenstern, Christian II, 53.
Mörike, Eduard I, 138 f. 150. 331. 522. 538. 611. 629. 662. — III, 30. 59. 123. 134. 136. 153. 164. 189 f. 230. 266. 352 f. 382. 502.
Mörikofer, J. C. I, 552.
Mosenthal I, 192. 275. — II, 233. 349. — III, 114. 208.
Moses I, 507.

Moß, Heinrich III, 183.
Mozart, Hofrat III, 116. 123. 156. 299. 325. 416. 506.
Mozart, W. A. I, 28. — III, 67. 437.
Mügge, Theodor II, 250.
Müller, Albert I, 530. 673.
Müller, Alexander I, 168. — II, 191.
Müller, David I, 53.
Müller, F. K., von der Werra II, 191.
Müller, Johann I, 53 ff. 59. 62 f. 94. 264. — II, 3 ff. 12. 14 f. 27. 92 f. 96. 126.
Müller, Johannes von III, 25.
Müller, Joh. Georg, von Wil I, 65. 67 f.
Müller, Joh. Georg, von Schaffhausen III, 350.
Müller, Max III, 121.
Müller, Otto II, 456. 461.
Müller, Wilhelm I, 112.
Müller, Wolfgang, von Königswinter I, 213. 389. 403. — II, 191. 414. 498. 528 ff.
Müller, der große II, 98.
Müller, Frau Apotheker III, 64 f. 76. 123.
Müller von Rapperswil II, 26.
Müller, Vergolder II, 100 f.
Münch, Eduard I, 19. 39. — II, 2. 9. 85 f. 194. 207. 341. — III, 286 ff. 492 f.
Mundt, Theodor I, 108. 306. 452.
Muralt, Dorothea von I, 36 f.
Muralt, Heinrich von I, 383.
Mußbeck, J. Fr. I, 81.

Nänny, J. C. I, 112.
Napoleon I. I, 105.
Napoleon III. I, 391. 482. 487. — II, 479 f. 502. 504.
Neander, August I, 206.
Nero III, 403.
Nerrlich, Paul III, 335 f. 465 f.
Nestroy, Joh. Nepomuk I, 28.
Neureuther, Eugen I, 538. — II, 47. 63. 101. — III, 11.
Neureuther, Gottfried III, 166.
Ney, Elisabeth I, 230 f. — II, 432.
Niendorf, M. A. II, 355.
Nietzsche, Friedr. I, 507. — III, 73.
Niggeler, R. III, 312.
Noack, Ludwig I, 655. — II, 429.
Nobiling, K. E. III, 241. 255.
Normann, „Graf" I, 489.
Notker I, 550.
Notter, Friedrich, III, 153.
Novalis I, 44. 141. 284. 304 f. 312. 318 f. 326. 336. 446.

Oberkugler (Oberkogler), Friedrich I, 89.
Ochsenbein, Ulrich II, 190.
Oken, Lorenz I, 118. 123. 124.
Oldi, Fanny I, 227.
Orell, Füßli & Co. I, 137. 618 f. — II, 526 f. — III, 43 f.
Orelli, Heinrich von I, 220. 225 f.
Orelli, Joh. Caspar II, 192.
Orelli-Breitinger, Konrad I, 174 f. 179. — II, 143.
Orelli-Breitinger, Frau I, 165. 174 f. 179 ff. 603. 654. — II, 139 ff.
Osenbrüggen, Eduard III, 83.
Overbeck, Friedr. I, 144.

Pachler, Faust III, 132 f.
Pahl, Konditor III, 383.
Palleske, Emil I, 224 f. 381. — II, 322—326. 415. 446. 480. 488. 491. 523. — III, 162.
Palmerston, Lord II, 416.
Paetel, Gebrüder III, 169. 172. 188. 193. 302. 305. 319. 374.
Paulus, Apostel I, 675.
Paulus, H. E. G. I, 195.
Payer, Julius, III, 109.
Pecht, Friedrich I, 74. 430.
Penther, Daniel III, 182.
Pestalozzi, Hans I, 677.
Pestalozzi, Heinrich I, 66. 396. 552. 632. 639. — III, 57 f.
Pestalutz im Steinbock II, 60.
Petersen, Wilhelm I, 529. 532. 539. 569. 571. 586 f. 619. 634. 658. 663. 665. 674 f. — III, 170 f. 200 f. 205. 216 ff. 227 f. 229 f. 242 ff. 248. 254. 258 ff. 263. 271 f. 275 f. 288 ff. 310 f. 316 ff. 320. 341 f. 344 ff. 360 f. 365 ff. 369. 374 f. 382. 405 ff. 410 f. 413. 422. 425 f. 430 ff. 436. 438. 444. 461 ff. 467 ff. 485 f. 507.
Petrarca II, 487.
Pfeufer, Karl I, 118 ff. 192. — II, 175.
Pfitzer, Gustav III, 221.
Pfuel, Ernst von I, 230. — II, 343. 453.
Piaget, Frau II, 304.
Pietsch, Ludwig I, 239. 241. — III, 310.
Pirckheimer, Wilibald I, 498.
Planta, Andreas Rudolf von I, 236. — II, 351. — III, 15 f. 537.
Planta, Jacques von III, 537 f.
Platen I, 404. — II, 225. 243. 270. — III, 261.
Plutarch II, 352.
Poussin, Nicolas I, 55.

Preller, Friedrich III, 122. 348.
Proelß, Johannes III, 534.
„Proſäder" II, 100.
Prutz, Robert I, 160. 276. 338. 586. — II, 243. 358. 418. 447. 453.
Pückler-Muskau, Fürſt II, 453. — III, 10. 48 f.

Raabe, Wilhelm III, 530.
Rabelais, François I, 347. 351. 362. — II, 347.
Rachel, Eliſa I, 269. — II, 240 f.
Racine I, 434. — II, 240 f. 249. — III, 425.
Racowitza, (Dönniges) Helene von III, 9. 541.
Radowitz, J. M. E. Chr. W. von II, 462.
Raffael I, 438. 507.
Rägis, Caton, Großmutter des Dichters I, 2.
Rahl, Karl I, 212. — II, 235.
Rahn-Hirzel, Eduard II, 99.
Raimund, Ferdinand I, 29.
Rambert, Eugen I, 429.
Ramler, K. W. I, 592. — III, 82.
Ranke, Leopold von I, 219.
Raumer, Friedrich von I, 219.
Raumer, Karl Otto von I, 215.
Raupach I, 28.
Redwitz, Oskar von I, 237. — II, 331. 459.
Reil, Joh. Chriſtian II, 522.
Reiſchach, Hermann von III, 106. 119. 177.
Reishauer-Bodmer I, 382.
Reithard, J. J. I, 131. 555. — II, 199.
Rembrandt III, 56.
Reuenthal, Neidhart von I, 549.
Reuter, Fritz I, 544. — III, 132. 253.
Rhode II, 100.
Richter, Ludwig I, 76.
Richter, Maler II, 63.
Riedel, Auguſt II, 53.
Rieter, Luiſe I, 165. 174 ff. 210. 244. 354. 489. 555. 654. 657. — II, 137 ff. 148. 154 ff.
Rieter-Bodmer III, 334.
Rieter-Schellenberg, Frau I, 183 f.
Rietſchel, Ernſt I, 532. — II, 433. — III, 352.
Ring, Max I, 215. 217. 227 f. 230 f. 495. 654. — II, 314 f. 322. 324. 342 f. 350. 409. 433. 473.
Ringier, Eidgen. Kanzler I, 670 f.
Riſtori, Adelaide II, 418.
Rittmeyer, Emil I, 65 ff. 81. 104. 537.
Ritzmann, Suſette I, 118 ff.
Rochau II, 289.
Rochholz, Ernſt Ludwig II, 183.
Rockinger I, 549.
Rodenberg, Julius I, 219. 228 f. 239. 276. 522. 529. 533. 545 f. 591. 608 f. 617 f. 620. 632 f. 650. 655. — III, 50. 111 f. 117 f. 126 f. 169 f. 171 f. 179 f. 181 f. 184 ff. 193 f. 197 f. 206 f. 235—242. 248. 264. 276. 278 f. 301 ff. 305 f. 313 f. 315 f. 318 f. 325 ff. 334 f. 336 ff. 367 f. 388 ff. 399 ff. 413 ff. 433 ff. 437. 446 f. 493 f. 500. 507—511. 541 ff.
Rodenberg, Juſtina I, 533. — III, 236. 264 f. 301. 315. 327. 335. 337 ff. 368. 402. 418. 434. 446 f. 494. 500. 542.
Rohmer, Friedrich I, 122.
„Römer": ſiehe Meyer, Rudolf.
Roquette, Otto III, 357.
Rordorf, Babette II, 99.
Rordorf, C., Kupferſtecher I, 166.
Rordorf, Henriette II., 99.
Rordorf, Kaſpar I, 25. 29. — II, 14. 16. 28. 39. 57. 64. 69. 99. 180.
Rordorf, Konrad I, 16. 29. — II, 14. 16. 28. 39. 57. 99. 180. 207.
Rordorf, Rudolf II, 99.
Roſa, Salvator I, 41.
Roſegger, P. I, 527.
Roſenbaum, Alfred III, 519 f.
Roſenkranz, Karl I, 196. — II, 317 f.
Roß, Biſchof I, 240.
Roß, Graf Johannes I, 239.
Roth, Abraham I, 420.
Roth, Obermedizinalrat II, 24 f.
Rothenbach, von III, 475.
Rothpletz, Emil I, 536. — III, 167. 202. 209.
Rötſcher, Heinrich Theodor I, 222. 268. — II, 203. 228. 253. 259. 286 f.
Rotſchi III, 471.
Rotteck, Karl von I, 156.
Rottmann, Karl I, 65. 74 f. 190. — III, 56. 122. 348.
Rouſſeau, J. J. I, 13. 53. 230. 303. 313 f. 323. 601 f. — II, 96. 314 f. 323. — III, 222.
Rubens, P. P. I, 438.
Rückert, Friedrich I, 170. 466.
Rudolf, Notar I, 636 f. 641. 643 f.
Rudolf von Habsburg III, 317.
Rudolf, Kronprinz von Öſterreich III, 145. 159.
Rüegg, Reinhold III, 212. 229.

Ruff, Johannes I, 155 f. 164. 166 f. 177. — II, 126. 130. 151 f. 184. 199. 201. 239. 274. 283. 301.
Ruge, Arnold I, 121. 132. 134. 157 ff. 196 f. 489 f. 507. — II, 134. 210. 291. 380. 441.
Rümelin, Guſtav III, 86.
Rupp II, 98.
Rüſtow, Oberſt I, 398.
Rüttimann, J. J. I, 184. 430. — II, 157 ff. 521.
Ryffel, Statthalter I, 500.

Sacher-Maſoch III, 74.
Sailer, Alois I, 218.
Saint-Paul I, 226. — II, 382.
Saint-Simon, Graf I, 305. 452. 466.
Salis-Seewis, Gaudenz von III, 202.
Salis-Seewis, Johann Gaudenz von I, 7. 112.
Salis-Soglio, Ulrich von I, 179.
Salomon III., Abtbiſchof von Konſtanz I, 550.
Sand, George I, 163. 223. 229. 453. — II, 315.
Sandoz, Verleger III, 425.
Saphir, M. G. I, 55. 220.
Sappho III, 98.
Schack, Adolf Friedrich von I, 538. — III, 67 f.
Schad, Chriſtian I, 612. 624. — II, 442 f.
Schade, O. III, 151.
Schamyl, Ben Mohammed II, 251.
Scharff, Anton I, 672.
Schaufelberger, Schreiner I, 17. 20 f. 410. — II, 19. 20. 210. 297. 510.
Scheffel, Joſ. Viktor von I, 543 f. 613 f. — III, 33. 65.
Scheidegger, Luiſe I, 425. 555. 621. 657 f. — III, 524.
Schellenberg, Eſther I, 174.
Schellenberg, J. R. I, 174.
Schelling, Friedr. Wilh. Joſeph I, 204. 206.
Scherb, Emanuel I, 131.
Scherenberg, Chriſtian Friedrich I, 220. 223 ff. 239. 495. — II, 288. 323 f. 355. 358. 415. 438 f. 449.
Scherer, Georg III, 59. 540.
Scherer, Wilhelm I, 484. 529. 564 f. — III, 184. 196. 237. 264 f. 313. 404.
Scherr, Johannes I, 428 f. — III, 86. 401. 403. 473.
Scheube, Hugo I, 343. — II, 346 f. 353 f. 360. 366. 369. 374. 380 f.
Scheuchzer, Eliſabeth I, 38. — II, 327. 437. — III, 287.
Scheuchzer, Fritz I, 38. 392. 415. — II, 195. 238. 296. 327. 341. 363. 377. — III, 287 f.
Scheuchzer, Heinrich I, 38. 178 f. 270. — II, 20. 29. 57. 72. 80. 82. 89 f. 99. 193. 207 f. 238. 327. — III, 287.
Scheuchzer, Jakob I, 38. — II, 195. 296. — III, 287.
Scheuchzer, Johann Heinrich (Großvater des Dichters) I, 2.
Scheuchzer, Johann Heinrich (Oheim des Dichters) I, 2. 11. 37 ff. 59 f. 78 ff. 103. 324. 370 f. — II, 1 ff. 23. 26. 28. 31. 57 f. 68. 72. 76 f. 79. 161. 207. 238. 296. 303. 327. 363. 377. 434. 436. — III, 287.
Scheuchzer, Katharina (Caton) I, 38. 59. — II, 2 f. 29. 437.
Scheuchzer, Regula I, 38. 352.
Scheuchzer, Siegmund I, 38. — II, 363. — III, 287.
Scheuchzer, Wilhelm I, 74 f. 77. — II, 17. 39. 56. 63.
Schieß, Eidgen. Kanzler I, 426.
Schiller, Friedrich I, 6 f. 28. 66. 265. 267 f. 275. 277. 280. 318. 321. 325 f. 385 ff. 404. 479. 502. 528. 531 f. 654. — II, 97. 105. 111. 230. 241. 244. 254. 269. 279. 286. 490. 492 f. — III, 24 f. 70. 82. 120 f. 294. 307. 310 f. 352. 360. 495. 517.
Schinz, Frau Dekan I, 84 f. 89 f. — II, 12. 69. 71 f. 85.
Schirmer, Joh. Wilhelm III, 347.
Schlatter, D. H. A. I, 65. — II, 100.
Schlegel, A. W. III, 73 f.
Schlegel, Friedrich I, 304. 312. 318. 360. — II, 234.
Schleiermacher I, 206. 502. 508.
Schlichtkrull, Aline von II, 416. 445.
Schlivian I, 244 f. 443. 653. — II, 371. 379 f. 446.
Schloſſer, Friedr. Chriſtoph I, 191. — II, 186.
Schmidt-Weißenfels, Eduard I, 495.
Schmidt, Eliſe II, 416.
Schmidt, Erich III, 383. 408. 413. 444 ff. 464.
Schmidt, Julian I, 336. — II, 361. 459 f. — III, 85. 185.
Schmidt, W. A. II, 501.

Schmidt, Hauswirt des Dichters II, 338. 342.
Schneegans, Ludwig III, 209. 241.
Schneider, Albert I, 673.
Schneider, Louis I, 223.
Schnurrenberger, Irrenhausverwalter I, 634.
Schnyder von Wartensee, Xaver I, 109. 169 ff. — II, 306.
Schopenhauer, Arthur III, 73.
Schoppe, Amalie I, 229.
Schott, Siegmund I, 660. 673 f. — III, 495 f. 501 ff. 517 f. 525 f. 529 f. 532 f. 539.
Schrebenk-Exner, Frau III, 48.
Schreiber, Bäbeli I, 500.
Schröder, Karl I, 228.
Schröer, Karl Julius III, 123.
Schubert, Franz I, 230.
Schubin, Ossip III, 493.
Schücking, Levin I, 336.
Schuler, Melchior I, 497 f. 515. 559 ff.
Schultheß, Joh. I, 29. 32.
Schultheß, Rudolf I, 30.
Schultheß im Rech II, 60.
Schultz, Baron II, 429.
Schulz, Karoline I, 123 f. 136 f. 174. — II, 132 ff. 248.
Schulz, Katharina I, 124. 245 ff. — II, 441. 502. 505. — III, 303. 441 f. 458 f.
Schulz, Wilhelm I, 120. 123 ff. 150 f. 159 ff. 174 ff. 186. 192. 205. 245. 251. 337. 371 f. 382. 664. — II, 132 ff. 148 f. 157. 176. 194. 207. 209. 219. 248. 281. 296. 358. 364. 376 f. 379. 389. 441. 502 f. — III, 234. 303. 418. 441.
Schumann, Klara I, 379. — II, 472.
Schumann, Robert I, 230. — II, 153.
Schumann, Wirt I, 71.
Schütz, Wilhelm von I, 112.
Schwab, Gustav III, 221.
Schwanthaler, Ludwig I, 64 ff. 226.
Schwarz, Sekretär I, 635.
Schweinichen, Hans von III, 17.
Schweizer, Alexander I, 523. — III, 135 f. 138.
Schweizer, Pastetenbäcker I, 21.
Schweizer-Labhart, J. III, 543.
Schweizer, Richard III, 543.
Schwind, Moriz von I, 76. 437.
Scott, Walter II, 53. 252.
Seebach, Marie II, 445.
Ségur I, 29.
Seidel, Heinrich III, 407 f.
Semper, Gottfried I, 373 ff. 378. 438. 658. — II, 398 f. 427 f. 460 f. 501. — III, 51. 299 f.
Sennhauser, R. III, 26 f.
Shaftesbury I, 479.
Shakespeare I, 28. 268. 327. 350. 358 f. 373. 514. 519. 527. 598. 652. — II, 218. 229 f. 240 ff. 249. 254 ff. 259. 267. 279. 284. 325. 330. 393. 398. 413. 435. 439. 446. 471. — III, 25. 63 f. 67. 73 f. 86. 96. 102. 197. 332. 440. 476. 495. 503. 528.
Sidler II, 34. 42 f.
Sieber, J. C. I, 155. 392. 415. 420. 428. 441. 639. — III, 19 f. 76. 118. 179. 213. 215 f. 220. 225.
Siegfried, H. II, 471.
Siegmund, Gustav I, 121. 222. 226. — II, 253. 304. 379.
Siegwart-Müller, Konstantin I, 267.
Silcher, Friedrich II, 153.
Simmler, Josef, Maler II, 99.
Simon, Heinrich I, 373. 380. — II, 282. 394. 399. 405.
Simson II, 422.
Sismondi, J. Ch. L. S. I, 29.
Sobansky, Graf I, 489.
Solger, F. I, 206.
Solome II, 99.
Sophokles II, 249. 254. 320.
Soulouque II, 411.
Spielhagen, Friedrich III, 253. 390.
Spillmann, Joh. Rudolf I, 38. — II, 2 f. 29. 194 ff.
Spindler, Karl I, 28.
Spinner, Mathias I, 94. — II, 14. 20. 22. 74. 76. 78 f. 93. 303. 340.
Spinoza I, 192. 195. 200. — II, 181. 185.
Spitteler, Karl I, 534 f. 666. — III, 331 ff. 358. 370 f. 381. 401 f. 422 ff. 425. 427 f. 488 ff. 512.
Spöndli, Landvogt I, 552.
Springer, Anton II, 501. — III, 5.
Spyri, B. L. II, 191. 282. 300. 307. — III, 18.
Stadler, August I, 530. 672 ff.
Stadler, Joh. Jakob II, 15. 129. 180.
Stadler, Karl II, 356. 360. 362. 378. 479.
Stahr, Adolf I, 220. 230. 381. 453. 495 f. 519. — II, 244. 313. 315. 358. 370 f. 394. 399. 405 f. 408. 417 f. 421. 425 ff. 454. 474. 480. 485. 488. 491.
Stämpfli, Bundesrat I, 391.

Stapfer, Julius I, 507.
Stauffer, Karl I, 651 f. 667. — III, 514. 534.
Steffen, Ulrich I, 63. — II, 14 f.
Steiger, Peter („Haberſaat") I, 41. 73. 82. 97.
Steiger, Robert I, 120. 154. 267.
Stein, Charlotte von I, 660.
Stein von Gumbinnen I, 398. — II, 522 f. 525. — III, 14. 49.
Steinfels, Bäcker I, 21.
Steinheil, Frau III, 56. 65. 90. 98.
Steinmar I, 549.
Stellmacher III, 455.
Stern, Adolf I, 529. — III, 473 f. 486 ff.
Stern, Margarete III, 487.
Sternberg, Alexander von II, 343. 499.
Steub, Ludwig I, 527.
Stiefel, Julius I, 530. 677. — III, 42. 118. 120. 195. 473. 538 f.
Stieglitz, Heinrich I, 124. — II, 128.
Stieler, Joſeph II, 34.
Stieler, Karl III, 502.
Stifter, Adalbert I, 496. — II, 320. — III, 30. 45.
Stöcker, Adolf III, 389.
Stockhauſen, Julius I, 379.
Stockmar, Marie von: ſiehe Hettner, Marie.
Stöffi von Rieden (Chriſtoph Kuhn) I, 551.
Storm, Dodo III, 435. 444.
Storm, Dorothea III, 444. 467.
Storm, Ernſt III, 244. 277. 310. 343. 393. 413.
Storm, Lucie III, 277.
Storm, Theodor I, 12. 220. 403. 439. 525. 532 f. 538 ff. 564 f. 569 ff. 597. 608. 619 f. 628. 649 f. 658. — III, 112. 124. 197. 205 ff. 217. 228. 230 f. 244 ff. 251 ff. 259 f. 263. 266 f. 272 ff. 279 f. 288 ff. 294 ff. 309 ff. 317 f. 321 f. 326. 333. 340 ff. 359 ff. 366. 368 ff. 381 ff. 392 ff. 406 ff. 411 ff. 419 ff. 426. 429 f. 433. 435 ff. 443 f. 450. 463 ff. 467 f. 477 ff. 486. 515 f. 530. 541.
Stort, Dr. I, 226.
Storz II, 56.
Stößel, Regierungsrat I, 441.
Strauß, David Friedrich I, 59. 117. 158 f. 196 f. 501. 505. 507 f. 561. — II, 109. 480 f. — III, 73. 427. 434.
Strele, Anton von I, 383.
Strodtmann, Adolf I, 213. 444. — III, 220. 498.
Struve, Guſtav von II, 201.
Stückelberg, Ernſt I, 537. 668.
Stucki, Wirtin III, 380.
Süffert, Eduard I, 65. 69. 189. — II, 33. 35 ff. 45. 47. 52. 54. 56. 59. 61. 130. 174. 177.
Sulzer, Eduard I, 187. 212. 254. 268. 275. — II, 171. 193. 197. 201 ff. 207. 209. 237 f. 282.
Sulzer, Fräulein II, 36 f. 49. 52 f. 63.
Sulzer, Gebrüder I, 368.
Sulzer, Joh. Jakob I, 181. 251. 376 f. 395. 415. 417. 634. — II, 188. 298. 304. 384 ff. 393. 443 f. 483. — III, 317 f.
Suter, Eduard II, 192.
Suter, Jakob II, 99.
Swift, Jonathan I, 314.

Tanner, Karl Rudolf I, 89. — II, 183.
Taſſo I, 120.
Taubert, Wilhelm I, 168.
Taylor, Bayard I, 124.
Tempelmann, Rudolf I, 157.
Tendering, Betty I, 240 ff. 354. 359. 407. 442 ff. 473. 554. 657. 664. — II, 365. 376 f. 381. 383. 389. 402 ff. 416. 423 f. 436. 447.
Teniers II, 244.
Thalberg, S. II, 153.
Thanſen, Frau III, 485.
Thibaut I, 191.
Thomann, Joh. I, 156. 166 f.
Thumann, Paul I, 665. — III, 64.
Tieck, Ludwig I, 96. 100. 107 ff. 158. 203. 262. 304. 314. 318 f. 330 f. 345 ff. 351. 361. 573. 579. 598. — II, 269. 321. 325. 347. — III, 73 f. 297.
Tiedemann, Friedrich II, 189.
Tillier, Claude I, 527 f.
Tintoretto III, 109.
Tobler, Ludwig III, 213.
Tobler, Pfarrer II, 22 f.
Tobler, Salomon I, 66. — II, 283.
Toland, John II, 396.
Tönnies, Ferdinand III, 311.
Traun, Julius von der III, 170.
Treichler, Joh. Jakob I, 155. 418. — II, 300 f.
Treskow, Ada von II, 471.
Trippel, Alexander III, 352.
Tſcheinen, Moritz I, 406.
Tſchudi, Ägidius III, 25.
Tſchudi, Friedrich von I, 67. — II, 89.
Turgeniew III, 149.
Tuſchek II, 33. 36. 40.

Uhland I, 120. 132. 539. 549. — III, 53 f. 159. 387.
Ullmer, Oberpräsident I, 416. 500.
Ulrich, Fanny III, 64. 94. 404.
Ulrich, J. J. I, 83. 166. 186. — II, 70. 73. 99.
Ulrich, Titus I, 228.
Ulrich aus dem „Kratz" II, 48.
Unholz, Kaspar I, 3. — II, 238.
Unzelmann, K. W. F. II, 234.
Usteri, Martin I, 128. 186. 399.
Usteri, Paul I, 186.

Vangerow, Karl Adolf von I, 191.
Varnhagen von Ense, August I, 151 f. 212. 215. 217. 219. 221. 229 ff. 240. 336. 351. 381. 495. 568. — II, 204. 226. 291 f. 334 f. 339. 343. 350. 380. 408 ff. 417 ff. 427. 431. 433. 445. 451. 453 ff. 462. 466 f. 470 f. 473. 476. 481. 483 f. 489. 496 ff. 505. 515 ff. — III, 9 f. 22. 48. 125. 127 f. 329. 451.
Varnhagen, Rahel I, 219. 231. — II, 522 f. 525. — III, 125. 127 ff.
Vautier, Benjamin I, 665.
Vehse, Eduard I, 239. 248. 495. — II, 343, 388. 394. 404 f. 446 f. — III, 305.
Veit, David II, 522. 525.
Veit, Madame II, 480.
Vetter, Ferdinand III, 356.
Vial, Sängerin I, 266.
Viebert II, 421.
Vierling, Georg I, 226.
Vieweg, Eduard I, 254 f. 290 ff. 342 ff. 391. 485. 487. 496. 656. 661. — II, 175. 192. 222 ff. 234. 237. 247. 267. 276. 294. 306. 308. 312. 321 f. 324 ff. 328. 330. 334. 343 f. 346. 350. 352 ff. 357. 360. 364 ff. 372. 374. 378. 380 ff. 386. 391. 395. 399. 408. 415 f. 428. 450. 459 f. 491. 500. 528 f. — III, 44. 59 ff. 129 f. 141 ff. 186 f.
Vieweg, Heinrich I, 568. 570. — II, 428. — III, 58 ff. 66. 121. 129 f. 141 ff. 160. 167. 173. 186 ff. 189. 256 ff. 262. 271.
Vigier, Erziehungsdirektor III, 118.
Viktor Emanuel I. I, 391. — II, 504.
Villari, Pasquale I, 278.
Villers III, 385.
Vilmar, A. Fr. Christian III, 197.
Vischer, Friedr. Theodor I, 238. 339. 348. 373 ff. 378. 381 f. 385 f. 442. 445. 465. 486. 501. 522 f. 524. 529. 586. 591. 616. 620. 658. — II, 218. 244. 366 f. 394. 396 ff. 418 f. 425 ff. 433. 435. 441. 459 f. 466. 478 f. 490 ff. 495. 500. 516. 519 f. — III, 1 ff. 6. 32 ff. 41 f. 79 ff. 102. 105 f. 124. 134 ff. 150. 153. 165. 211 f. 222 f. 265 f. 353 ff. 386. 419. 434. 473. 540.
Vischer, Robert III, 136.
Vogel, Frau II, 28.
Vogel, Hermann II, 87. 89.
Vogel, Ludwig I, 82 ff. 90 f. 166. 186. — II, 68 ff. 86. 91.
Vögelin, Salomon I, 429. 506. — III, 183. 212 f. 215 f. 225.
Vogt, Gustav I, 120.
Vogt, Karl I, 173. 372. — II, 502.
Vogt, Philipp Friedr. Wilh. I, 134.
Voltaire I, 29. 434. — II, 314 f. — III, 33.
Von der Hagen, Karl I, 548.
Vontobel II, 210. 297.
Voß, Joh. Heinrich III, 132. 382. 387.

Wachenhusen, Hans II, 474.
Wackernagel, Philipp I, 119 f.
Wagner, Cosima (Cosima von Bülow) I, 230. 378. — II, 456. 463 f. 456. 463 f. 473.
Wagner, Minna I, 375.
Wagner, Richard I, 168. 354. 375 ff. 399. 415. — II, 278 f. 301. 305. 393. 398 f. 407. 410. 427. 433. 435. 441. 446. 460. 472. 525. — III, 73. 207. 392. 403. 476.
Wagner, W. III, 102.
Waldau, Max II, 361.
Walder, K. F. II, 192. 283.
Waldmann, Josef I, 168.
Waldner, August I, 669.
Walesrode III, 304.
Wallis, Graf III, 420.
Waser, Fritz I, 383.
Wassali, Friedrich I, 109. 491.
Wasserstelz, Kunigunda von I, 550.
Weber, Hans I, 429. 535. 537. 672. 674. — III, 202. 213. 474 f.
Weber, Joh. Jakob II, 389.
Weber, Lukas I, 166 f. — II, 150 ff.
Weber, Robert III, 194. 204. 442.
Weber, Musiker II, 356.
Weber, Schneider II, 197. 292. 327.
Wehl, Feodor von III, 10.
Weibert, Ferdinand (Goeschenscher Verlag) I, 213. 355. 440. 444 f. 487. 499. 567 ff. 587. 590 ff. 617. 656. 665. — III, 29 f. 32 ff. 42 ff. 58 ff.

66 f. 105 f. 125 f. 129 f. 141 f. 147 ff. 156 ff. 160. 164 f. 173. 186 ff. 189 f. 232. 255 ff. 260 ff. 267 ff. 272 f. 276. 282. 301. 330. 353 f. 386. 395 f. 419. 451 f. 497.
Weidenmann, Heinrich II, 283. 301. 307. 310.
Weidmann, Statthalter I, 635.
Weil, Joseph von I, 279. — III, 114.
Weiler I, 17.
Weißenthurn, Frau von I, 28.
Weitling, Wilhelm I, 125. 127. 156. — II, 108.
Welcker, Karl Theodor I, 206.
Welti, Albert I, 76.
Welti, Emil III, 15.
Welti-Escher, Lydia I, 525. 668 f. — III, 323. 325. 333 f. 349. 375 f. 391 f. 514 f. 524. 534.
Wepfer, Arzt I, 81. — II, 98.
Wepfer, Schuhmacher I, 17.
Werdmüller, C. J. I, 65. 71. 81. — II, 56. 100. 131.
Werdmüller, Wilhelm I, 157.
Wernher der Gärtner I, 483.
Werrenfels II, 90.
Wesendonck, Mathilde I, 376 ff. 399. 453 f. 486. — II, 393. 525. — III, 13 f. 24 ff. 37. 49. 84.
Wesendonck, Otto I, 377 ff. 444. — II, 393. 472. — III, 7. 49.
Wetzel, Jakob I, 40. 45.
Weyprecht, Karl III, 109.
Widmann, Adolf I, 226. 496 f. — II, 289. 313. 361. 372. 416.
Widmann, Josef Viktor I, 533 f. 541. 649. 654. 660. 670. — III, 103 f. 149 ff. 189. 202 ff. 212. 293 f. 312. 331 ff. 357 f. 380 f. 424 f. 427 f. 442. 449 f. 475 f. 488 ff. 512 ff. 516 ff. 527 f.
Widmer C. I, 423. — II, 478. — III, 3 f. 15.
Wieland, Chr. M. I, 301 f. 312 ff. 326. 328. 553. 592. — II, 270. 487. 498. — III, 30. 231. 354.
Wienbarg, Ludolf I, 287.
Wiesel, Pauline III, 9.
Wilbrandt, Adolf II, 518. — III, 381. 425.
Wild, Jakob I, 12. 352.
Wild, Polizeisekretär 1, 84 f.
Wildenbruch, Ernst von I, 529. — III, 437 ff. 479. 513.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser I, 205. 223. — II, 252.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser I, 534. — III, 527 f.
Wilhelm der Eroberer III, 25.
Wille, Eliza I, 377. 380. 525. — III, 242.
Wille, François I, 380. 392. 434. 525. 651. — III, 7 ff. 168. 197.
Winckelmann II, 315.
Winter, Anton I, 137. 158. 161. 283. 619. — II, 175. 196. 526 f. — III, 451.
Wirz, Abraham I, 21.
Wisbacher, Franz III, 343 f.
Wislicenus, Joh. I, 381. — II, 418.
Wittgenstein, Fürstin I, 378. — II, 427. 433. 435.
Witzmann, Wirt I, 643. 646.
Wohlgemuth I, 672. — III, 535.
Wolf I, 94. — II, 64.
Wolfensberger, J. J. II, 99.
Wolff, Christian I, 95.
Wuhrmann, Ferdinand I, 41. 656. — II, 23. 29. 57. 64. 82. 86.
Wuhrmann, Karl I, 157.
Wuhrmann, Konrad I, 21. 41. 128. 155 f. — II, 112.
Wunderli, Jakob I, 157.
Wurzbach, Wolfgang von III, 95.
Wydler, Ferdinand I, 65. 69. 86. — II, 37. 177. — III, 370.
Wyß, Georg von I, 428. 549 f. — III, 21.

Zabel, Eugen II, 406.
Zatzikhoven, Ulrich von III, 177.
Zehnder-Stadlin, Josefine I, 552. 632. — III, 57 f.
Zeller II, 64. 303.
Ziebland, Friedrich I, 67.
Ziegler, F. W. I, 28.
Ziegler, Gottlieb I, 415. 441. — III, 207.
Ziegler, Leonhard I, 91 f. 132.
Ziegler, Oberst I, 395.
Ziel, Ernst I, 629.
Zimmermann, Joh. Georg I, 53 f.
Zimmermann, R. S. I, 73.
Zimmern, Helene III, 283 f. 327 f.
Zola, Emile I, 541. — III, 314. 512.
Zolling, Theophil III, 163 f. 364 f.
Zollinger, Regierungsrat III, 207.
Zschokke, Heinrich I, 5 f. 157.
Zünd, Robert I, 537.
Zürcher-Deschwanden, J. M. I, 68. — II, 98.
Zuvic II, 55.
Zwingli, Ulrich I, 559 ff.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Gottfried Kellers
Leben, Briefe und Tagebücher

Auf Grund der Biographie Jakob Baechtolds

dargestellt und herausgegeben von

Emil Ermatinger

Erster Band:

Gottfried Kellers Leben. Mit einem Bildnis. 3. Auflage. Geheftet M. 18.50. In vornehmem Halbleinenband M. 23.50.

Zweiter Band:

Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher 1830—1861. Mit einem Bildnis und fünf Federzeichnungen Kellers im Text. 3. u. 4. Auflage. Geheftet M. 15.50. In vornehmem Halbleinenband M. 21.—

Dritter Band:

Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher 1861—1890. Mit einem Bildnis und zwei Federzeichnungen Kellers im Text. Nebst einem Anhang: Anmerkungen zum ersten Band — Verzeichnis der Briefe in Band 2 u. 3 nach den Empfängern — Register zu Band 1—3. 3. u. 4. Auflage. Geheftet M. 17.50. In vornehmem Halbleinenband M. 23.—

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Original-Radierungen

von

Karl Stauffer-Bern:

Peter Halm, groß en face, Lehrs 1 . . .	M. 60.—
Selbstbildnis, L. 7, Ätzung nach der Radierung	„ 15.—
Sophie Stauffer, L. 8	„ 75.—
Eva Dohm, L. 9, Ätzung nach der Radierung	„ 15.—
Peter Halm, klein en face, L. 10	„ 50.—
Ad. von Menzel, Profil, L. 12	„ 50.—
Ad. von Menzel, mit Hut, L. 13	„ 50.—
Eine Landschaft, Ätzprobe, L. 16	„ 15.—
Eva Dohm, L. 20	„ 60.—
Die Zwanglosen, L. 21	„ 60.—
Liegender weiblicher Akt, L. 22	„ 60.—
Ludwig Kühn, L. 25	„ 60.—
Marie Stauffer, L. 26	„ 50.—
Luise Stauffer, geb. Schärer, L. 28 . . .	„ 75.—
Conrad Ferdinand Meyer, L. 29	„ 60.—
Gottfried Keller, L. 31	„ 60.—
Peter Halm, L. 33	„ 75.—
Lydia Welti-Escher, L. 34	„ 60.—
Lydia Welti-Escher, unvollendet, L. 35 . .	„ 40.—
Ein Offizier, L. 37	„ 15.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch

Amsler & Ruthardt

Kunstverlag, Kunsthandlung

Berlin W 8, Behrenstr. 29a

Keller, Gottfried
Author Ermatinger, Emil (ed.)
155606 LG K297 .Yer
Title Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher.
Vol.3:- Briefe u. Tagebücher, 1861-90.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU